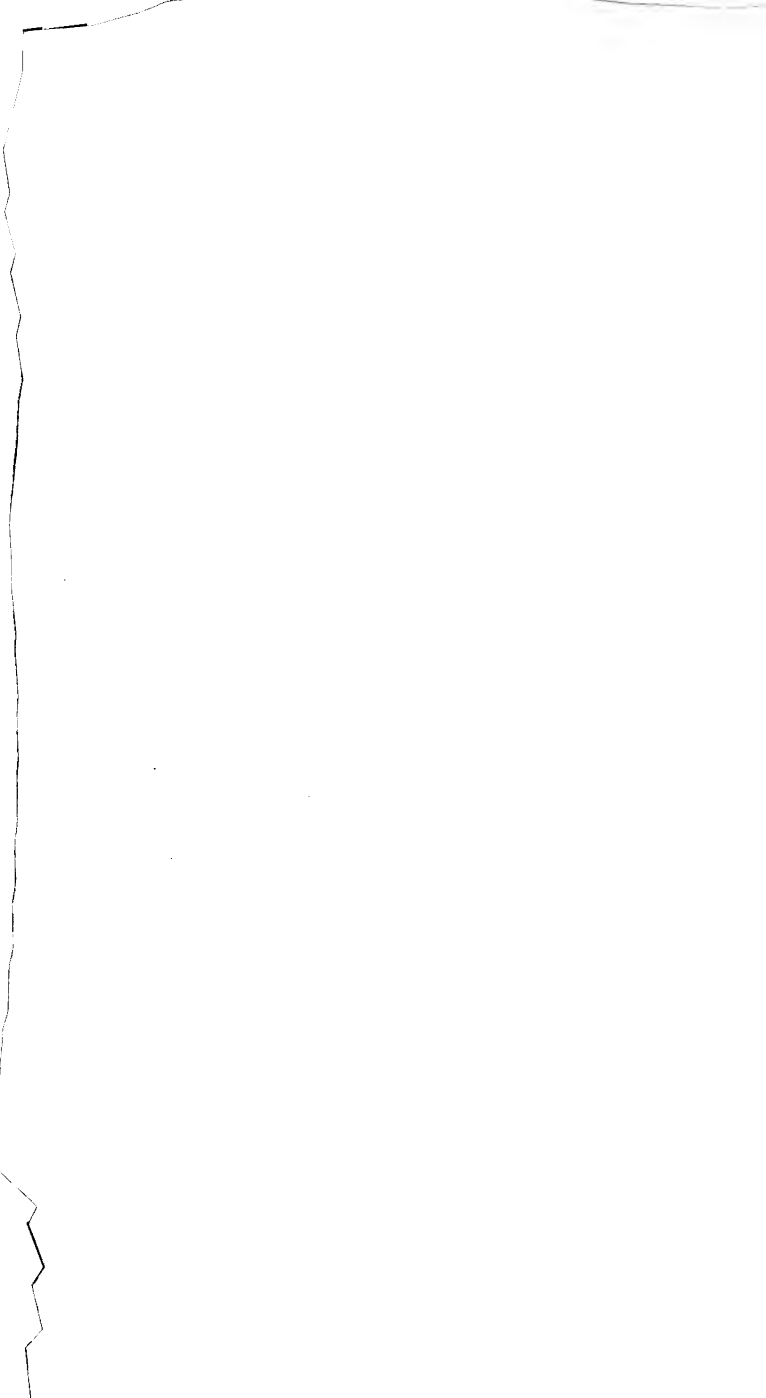






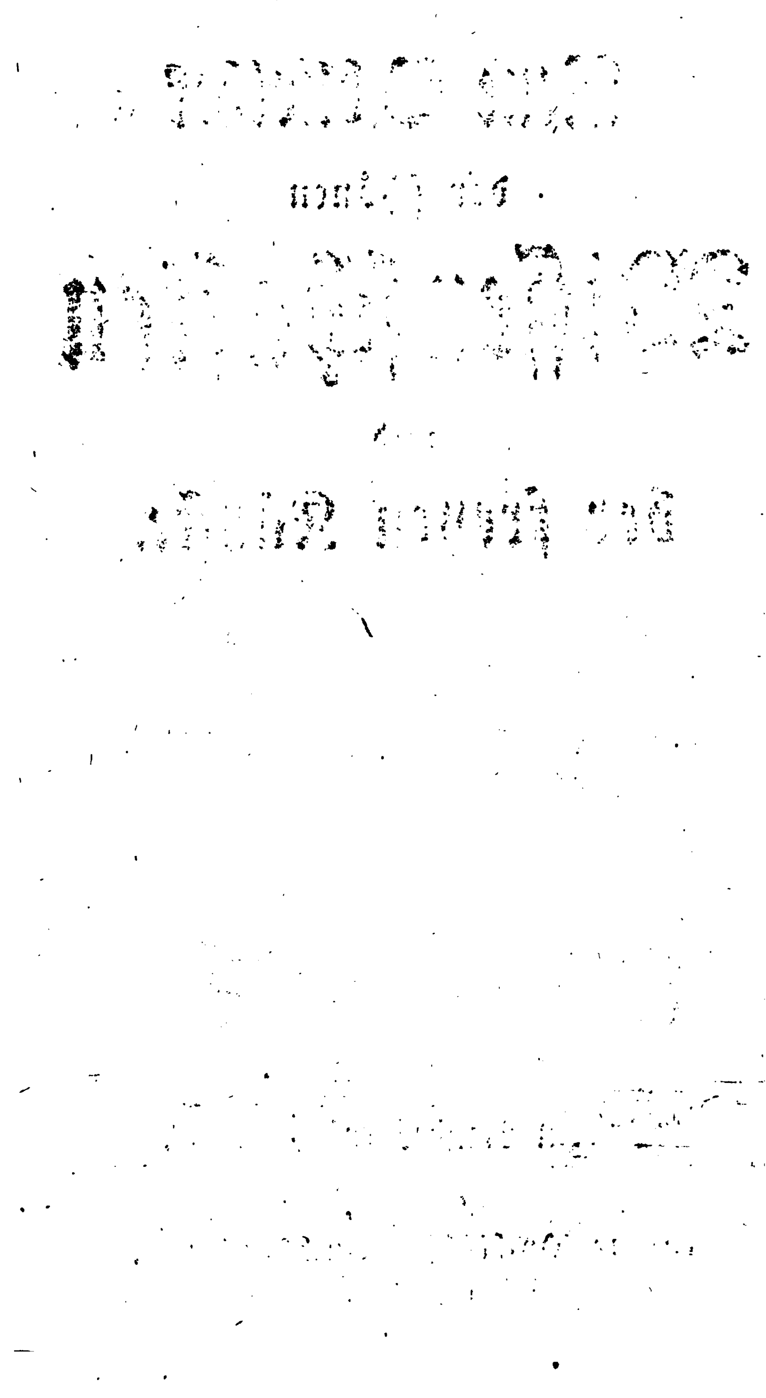

IOH. WINKELMAN
IOH. CASANOVA AD VIVUM DEL.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

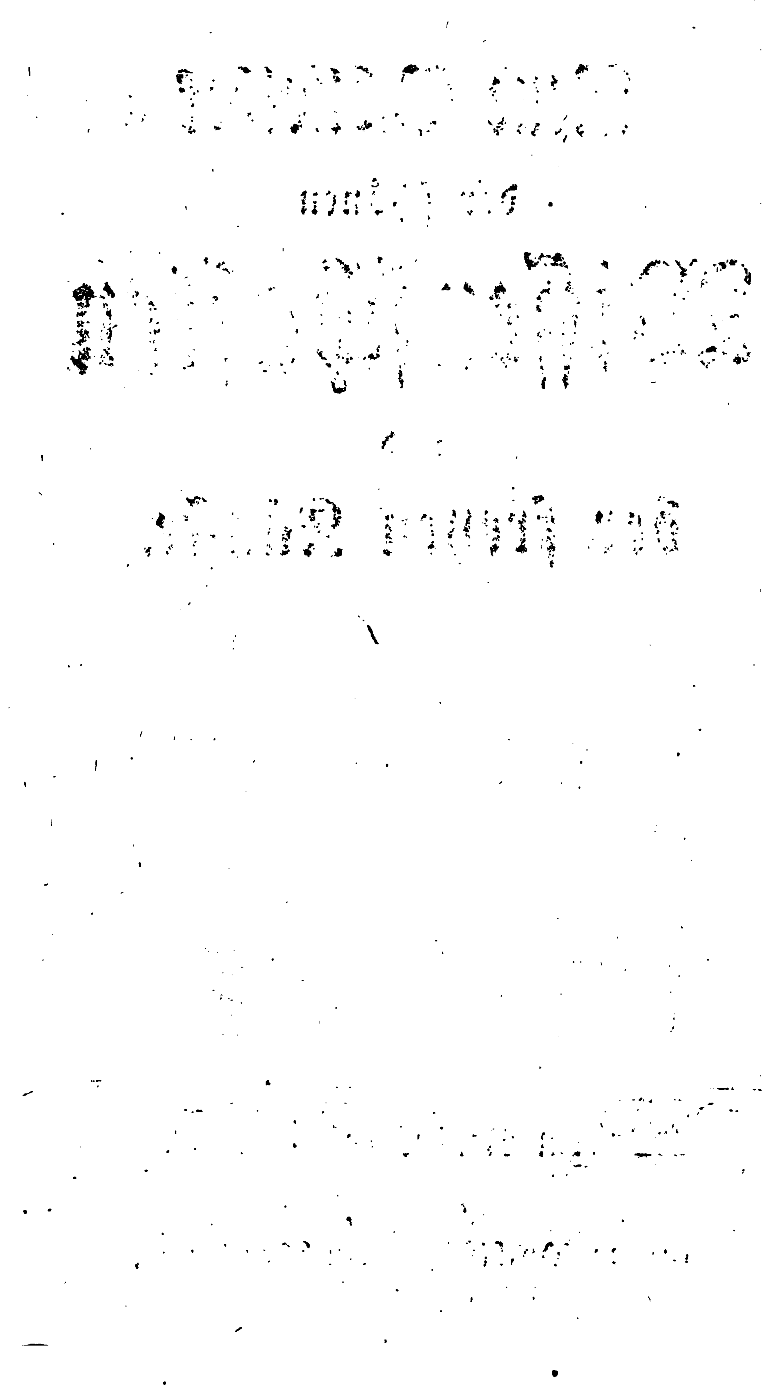


Dritten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1766.



Innhalt.



Innhalt.

X 2 Letters

I. Ueber

I.

Ueber die Laune.

Der berühmte St. Evremond giebt seinem Freunde dem Grafen von Olonne, der vom Höfe Ludwigs des vierzehnten verbannt war, folgenden Rath: „Unglückliche Personen, sagt er, müssen keine Bücher lesen, „in welchen sie Materie finden, sich über das menschliche Elend zu betrüben; sondern vielmehr solche, „welche ihnen Gelegenheit darbieten sich über unsere Thorheiten lustig zu machen. Aus dieser Ursache, ziehen sie, liebster Freund, den Lucian, „den Petronius und den D. Quixote, dem Seneca, „dem Plutarch und Montagne vor.“ Ich war ungefehr 15 Jahr alt, als mir der Brief des St. Evremond in welchem diese Zeilen stehen, in die Augen fiel, und zwar auf eine Art, die mir in der Folge Anlaß gegeben manchesmal über die große Wahrheit nachzudenken, daß oft Begebenheiten, die von geringer Erheblichkeit scheinen, den größten Einfluß in das Glück und Unglück unsers Lebens haben.

Ich stand eines Tages an dem Nachttische meiner Schwester und bewunderte die Geschicklichkeit eines gewissen dem schönen Geschlecht unentbehrlichen Künstlers, welcher in der gemeinen Sprache ein Haarfrisirer genennt wird. Er war eben im Begriff meiner Schwester Haar in Papillotten zu winden, und zog aus einem Kasten unter dem Nachttische ein zerrißnes Buch hervor, dessen er sich oft in gleichem Falle bedienet zu haben schien. Ich, den schon damals die Lesebegierde trieb den kleinsten Zettel aufzusammeln, den ich etwa fand, nahm ihm das Buch aus den Händen, sah, daß es ein Theil der Werke des St. Evremond war, und fiel von ungefehr auf die angeführte Stelle. Ich lief so gleich damit nach meinem Zimmer verschloß meine Beute sorgfältig, und brachte meiner Schwester, um sie und den erwähnten Künstler schadloß zu halten, die gedämpften Hunnen nebst den Trauerspielen eben dieses Verfassers. Dieser Tag war ein glücklicher Tag für mich. Der Rath, den der Philosoph seinem Freunde ertheilet, blieb fest in meiner Seele haften. Ich fieng sogleich an mich mit den Schriftstellern, die er dem Grafen anpreiset, bekannter zu machen und auf die Entdeckung anderer von eben dieser Gattung auszugehen.

Ich las sie in französischen Uebersetzungen und empfand ein großes Vergnügen; nur zweifelte ich noch, ob sie auch in widerwärtigen Zufällen die Wirkung hätten, welche St. Evremond dem Grafen verspricht. Mein Schicksal ließ es mir nicht lange an einer Gelegenheit fehlen, die Probe meines Re-

ceptes zu machen. Meine ganze Neigung war für die schönen Wissenschaften; aber

Povera e nuda vai Filosofia

schien der Wahlspruch meiner Vorgesetzten zu seyn und es ward beschlossen, daß ich mich der Handlung widmen sollte. Man gab mich also bey einem erfahrenen Kaufmanne in die Lehre. Da ich nun noch weniger zur Handelschaft geschickt war, als alle Podagristen und die mehresten Poeten zum Tanzen, und mein Herr mich nicht selten antraf, daß ich Verse schrieb, statt die mir aufgegebenen Rechnungen zu verfertigen; so mußte ich oft die bittersten Verweise hören und zuweilen noch etwas unangenehmers, als Verweise, empfinden. In diesen traurigen Umständen leistete mir St. Evremonds Recept außerordentliche Dienste. Wenn ich den ganzen Tag in Beschäftigungen zugebracht hatte, die meiner Denkungsart eben so zuwider waren, als einem Mädchen von 16 Jahren das Kloster, dann gossen Cervantes und Fielding am Abend einen Balsam in meine Wunden, der bey mir eine beßre Wirkung hatte, als der Balsam des Fier — a — bras bey meinem alten Freunde Sancho Panza. Von dieser Zeit an, habe ich niemals versäumet mich bey gelegentlichen Vorfällen eines Heilungmittels zu bedienen, welches ich so bewährt erfunden habe. Itzt, da ich zwar meiner Liebe zu den schönen Wissenschaften ungehindert folgen kann, mir aber meine geschworne Feindinn, die Hypochondrie, nicht selten die Welt so enge macht, als die Schnürbrust mancher

Dame für ihren Körper, und manches Stutzers Schue für seine Füsse sind, nehme ich, so oft sie auf mich loßstürmt, meine Zuflucht zu dem Ritter von Mancha, welcher Bedrängten so gerne Beystand leistet. Aus Dankbarkeit gegen ein Heilungsmittel, das mir so manchen Schmerz gelindert, habe ich mich entschlossen, hier zu untersuchen, woraus es eigentlich zusammengesetzet ist. Die (*) Anweisung eines berühmten Sorgenarztes, der durch dieses Mittel Wundercuren gethan, soll mir hiezu behülflich seyn. Die Engländer nennen es Humour, und wir Deutsche, Laune. Die Geschichte desselben ist ungefähr diese: Sie ward zuerst von einem Griechen, Nahmens Aristophanes, entdeckt, und nach ihm brachten sie folgende Männer immer mehr und mehr zur Vollkommenheit. Unter den Landesleuten des Aristophanes, Lucian. Unter den Römern, Plautus, Horatius, Petronius, Annäus Seneca. Unter den neuen Lateinern, Erasmus, Thomas Morus, Holberg. Unter den Italiänern, Pulci, Ariost, Caesar Caporali, Passeroni, Gozzi, Goldoni. Unter den Spaniern, Cervantes, Quevedo, Mattheo Alemann, Hurtado de Mendoza, Diego de Luna, Luis Velez de Guevara, und in den neuern Zeiten, der Pater Isla. Unter den Franzosen, Rabelais, Cyrano de Bergerac, Sorel, Moliere, Regnard, Dufresny, la Fontaine, Scarron in seinem komischen Roman. Unter den Engländern, Shakesspear, Ben-Johnson, Buttler, Congreve, Shadwell, Swift, Addison, Steele,

(*) Fielding's Coventgarden-Journal Num. 55.

Steele, Arbuthnot, Fielding, Sterne. Unter den Deutschen —— —— diese Lücke wollen wir unsere Leser ausfüllen lassen: denn wir kennen Schriftsteller, die auf Laune Anspruch machen, und nichts weniger, als welche haben, und diese würden sich höchst beleidiget finden, wenn sie sich in unserm Verzeichnisse vermißten.

Man hat bemerkt, daß die launichten Charaktere häufiger in England, als in irgend einer andern Gegend, angetroffen werden. Die vollkommne Freyheit, der die Engländer vor allen Völkern genießen, wird als die Ursache hievon angegeben. Diese Meynung hat eine große Wahrscheinlichkeit vor sich; unterdessen glaube ich doch, sie sey nur alsdann gegründet, wenn man das Wort Freyheit in einem ausgedehntern Verstande nimmt, als es noch wohl niemals genommen ist. Ich halte diese Meynung für gegründet, wenn man unter der Freyheit nicht allein eine Ausnahme von allem Zwange der bürgerlichen Gesetze, sondern auch die Hindansetzung aller dererjenigen Regeln unsers Betragens versteht, welche die Wörter Höflichkeit und gute Sitten in sich fassen; Gesetze, die zwar keine geschriebene sind, und von keinem Landesherrn gegeben werden, der uns zur Ausübung derselben mit Macht antreiben kann, welche aber in demjenigen Cirkel, in welchem man sie annimmt, vielleicht genauer erfüllet werden, als irgend einige andere, die in Büchern aufgezeichnet stehen und welche die Landesregierung bekräftiget. Eine völlige Freyheit in Ansehung solcher Gesetze ist, wenn ich mich nicht

Dame für ihren Körper, und manches Stutzers Schue für seine Füsse sind, nehme ich, so oft sie auf mich loßstürmt, meine Zuflucht zu dem Ritter von Mancha, welcher Bedrängten so gerne Beystand leistet. Aus Dankbarkeit gegen ein Heilungsmittel, das mir so manchen Schmerz gelindert, habe ich mich entschlossen, hier zu untersuchen, woraus es eigentlich zusammengesetzet ist. Die (*) Anweisung eines berühmten Sorgenarztes, der durch dieses Mittel Wundercuren gethan, soll mir hiezu behülflich seyn. Die Engländer nennen es Humour, und wir Deutsche, Laune. Die Geschichte desselben ist ungefähr diese: Sie ward zuerst von einem Griechen, Nahmens Aristophanes, entdeckt, und nach ihm brachten sie folgende Männer immer mehr und mehr zur Vollkommenheit. Unter den Landesleuten des Aristophanes, Lucian. Unter den Römern, Plautus, Horatius, Petronius, Annäus Seneca. Unter den neuen Lateinern, Erasmus, Thomas Morus, Holberg. Unter den Italiänern, Pulci, Ariost, Caesar Caporali, Passeroni, Gozzi, Goldoni. Unter den Spaniern, Cervantes, Quevedo, Mattheo Alemann, Hurtado de Mendoza, Diego de Luna, Luis Velez de Guevara, und in den neuern Zeiten, der Pater Isla. Unter den Franzosen, Rabelais, Cyrano de Bergerac, Sorel, Moliere, Regnard, Dufresny, la Fontaine, Scarron in seinem komischen Roman. Unter den Engländern, Shakesspear, Ben-Johnson, Buttler, Congreve, Shadwell, Swift, Addison,

Steele,

(*) Fielding's Coventgarden-Journal Num. 55.

Steele, Arbuthnot, Fielding, Sterne. Unter den Deutschen —— diese Lücke wollen wir unsere Leser ausfüllen lassen: denn wir kennen Schriftsteller, die auf Laune Anspruch machen, und nichts weniger, als welche haben, und diese würden sich höchst beleidiget finden, wenn sie sich in unserm Verzeichnisse vermißten.

Man hat bemerkt, daß die launichten Charaktere häufiger in England, als in irgend einer andern Gegend, angetroffen werden. Die vollkommne Freyheit, der die Engländer vor allen Völkern genießen, wird als die Ursache hievon angegeben. Diese Meynung hat eine große Wahrscheinlichkeit vor sich; unterdessen glaube ich doch, sie sey nur alsdann gegründet, wenn man das Wort Freyheit in einem ausgedehntern Verstande nimmt, als es noch wohl niemals genommen ist. Ich halte diese Meynung für gegründet, wenn man unter der Freyheit nicht allein eine Ausnahme von allem Zwange der bürgerlichen Gesetze, sondern auch die Hindansetzung aller dererjenigen Regeln unsers Betragens versteht, welche die Wörter Höflichkeit und gute Sitten in sich fassen; Gesetze, die zwar keine geschriebene sind, und von keinem Landesherrn gegeben werden, der uns zur Ausübung derselben mit Macht antreiben kann, welche aber in demjenigen Cirkel, in welchem man sie annimmt, vielleicht genauer erfüllet werden, als irgend einige andere, die in Büchern aufgezeichnet stehen und welche die Landesregierung bekräftiget. Eine völlige Freyheit in Ansehung solcher Gesetze ist, wenn ich mich nicht

sehr irre, zur Bildung eines launichten Charakters nothwendig. Von der Wahrheit dieses Satzes können der Landjunker Western, der Schwätzer des Horaz, und Herr Freeport Beweise seyn. In der gesitteten Lebensart liegt in der That die Kunst, alle diejenigen Saamenkörner der Laune auszurotten, welche die Natur in unsere Seelen gepflanzet hat. Meine Leser hiervon zu überführen, muß ich das Wort Humour erklären. Einige Schriftsteller haben von diesem Wort in einem Tone geredet, als ob es ein Geheimniß enthielte, welches aufzudecken kein Mensch fähig wäre. Was mich aber in eine noch größere Verwundrung setzet, ist, daß wir ziemlich deutliche Erklärungen davon bey Schriftstelleru antreffen, welche uns zu gleicher Zeit versichern, sie wissen nicht, was es sey. Ich will diese verschiedenen Erklärungen hersetzen, und nachmals eine vollständige daraus zu machen suchen. Congreve saget in einem Briefe an Dennys: „Man kann nicht bestimmen was der Humour sey“ und einige Zeilen weiter, füget er hinzu: „Es ist „ein großer Unterschied zwischen einem Lustspiele, in „welchem viele launichte, das heißt in einem lusti„gen Tone ausgedrückte Sachen gesagt werden, „und einem Lustspiele, in welchem verschiedene lau„nichte Charaktere vorkommen, wodurch sich die ein„geführten Personen von einander unterscheiden. „Diese Laune, fährt er fort, hat ihren Ursprung „von der mannigfaltigen Beschaffenheit des Ge„müths, des Körpers und der Neigungen der Men„schen. Ich glaube, der Humour sey eine beson„dere

„dere unvermeidliche Art etwas zu sagen oder zu „thun, die unter allen Menschen einem einzigen ei„gen und natürlich ist, und wodurch seine Reden „und Handlungen von den Reden und Handlun„gen anderer Menschen sich unterscheiden. Un„sere Laune stehet mit uns und mit dem, was wir „reden und vornehmen, in eben dem Verhältnisse, „worinn das Zufällige mit der Substanz ste„het. Diese Laune ist eine Farbe, ein Geruch, „welche durch das Ganze verbreitet sind. Unsere „Handlungen mögen noch so mannigfaltig und ver„schieden der Form nach seyn, so sind sie doch alle „Splitter von einem Holze." Diese Erklärung welche Congreve von der Laune giebt, wird von Home angegriffen. Er spricht, wenn sie richtig wäre, so müßten auch majestätische Geberden, die Richtigkeit des Ausdrucks im Reden, Humour seyn, welche letztere doch seltene Talente sind. Nichts, was anständig ist, kann Humour genannt werden, noch irgend etwas im Worten oder im Charakter, das man hoch schätzet oder verehret. Ben-Johnson den ich oben als einen der ersten Humoristen seiner Nation angeführet habe, sagt in einem seiner Lustspiele (*):

„Humour, im physikalischen Verstande genom„men, besteht aus Luft und Wasser und hat diese „Eigenschaften: Nässe und Flüssigkeit. Gieße „Wasser auf den Boden hin, es wird ihn naß „machen und fließen. Eben so fließet auch die „Luft, wenn man sie durch ein Horn oder durch eine

(*) Every Man out of his Humour.

„Trompete zwingt, augenblicklich hinweg und läßt „eine Art von Thaue zurück. Hieraus mache ich „den Schluß: dasjenige, was feucht und flüßig ist, „und folglich keine Consistenz hat, ist Humour. „Das Cholerische, das Melancholische, das Phleg- „ma im menschlichen Körper werden also genannt, „und so kann man durch eine Metapher auch der „menschlichen Seele Humour beylegen. Wenn „z. E. eine besondere Eigenschaft einen Menschen „so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen „und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und densel- „ben Weg zu nehmen zwinget.“ Aus diesen drey Erklärungen will ich nunmehr eine vierte zusam- mensetzen, welche, wie ich glaube, vollständig seyn wird. Meiner Meynung nach ist der Humour ein mächtiger Trieb in der Seele, welcher sie zu einem besondern Punkte hinlenkt, den der Mensch als höchst- wichtig ansieht, ob er es gleich nicht ist, und durch den er sich, bey der übertriebenen Ernsthaftigkeit, womit er denselben betrachtet, auf eine lächerliche Art von andern unterscheidet. Wenn diese Erklärung richtig ist, wie ich hoffe, so wird es meinen Lesern ganz leicht fallen einzusehn, wie sehr die Laune der Höflichkeit und gesitteten Lebensart widerspreche, da diese letztere die Kunst in sich faßt, unsere Auf- führung nach gewissen allgemeinen Regeln einzu- richten, denen sich alle die andern, die mit uns in einer Gesellschaft leben, unterwerfen.

Bis itzt habe ich von dem Humour im Cha- rakter geredet, nunmehro komme ich zu dem Hu- mour in Schriften. So wie das Sonderbare, und

und eine gewisse Ernsthaftigkeit, die zu lachen macht, die Kennzeichen der Laune im Charakter sind, so sind sie es auch hier. Dieses Sonderbare und Lächerliche zeigt sich entweder in der Erfindung, (*) oder in der Schreibart. (**) Ein Autor, der, unter einem Scheine von Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit, seine Gegenstände mit solchen Farben schildert, daß sie Fröhlichkeit und Lachen erregen, besitzet den wahren Humour. Wir erfahren sehr oft im gemeinen Leben die Wirkungen, welche diese Laune auf die Seele hat. Wenn sich z. B. zwey Personen in einer Gesellschaft befinden, von denen die eine lustige Sachen hervorbringt, indem sie selbst lacht, und die andere kurzweilige Dinge saget, aber mit einer gravitätischen Mine, welche sich niemals aus ihren Falten verlieret, so werden wir, wenn ich mich nicht irre, die letzte mit größerm Vergnügen hören, als die erste. Dieses entspringt vermuthlich aus der Gewalt, womit ein jeder Contrast unsere Seele rühret. Es giebt Schriftsteller, welche ernsthafte Materien mit einem komischen Tone vortragen, wie z. B. Tassoni im geraubten Wassereymer und Scarron in seinem Typhon. Diese sind zwar Schriftsteller, die Munterkeit und Lachen in ihrem Leser erwecken, man sieht aber wohl, daß, da sie gerade das Gegentheil der wahren Humoristen sind, sie nicht ganz zu dieser Classe gerechnet werden können. Sie sind burleske Schriftsteller, und das Burleske ist sehr vom Humour unterschie-

 den.

(*) Gullivers Reisen, (**) Tom Jones.

den. (*) Nichts desto weniger verdienen sie den größten Beyfall, wenn sie in ihrem Fache gut sind. Keine Art der Dichtkunst ist zu verachten, von der Epopee an bis auf das Hexenmährchen, vom Trauerspiele bis auf die Farze. Es kommt nur darauf an, wie man damit umgegangen, und ob man seine Absicht erreicht hat: der Teufel ist los kann in seiner Art so gut seyn, als die Zayre in der ihrigen. Die Ironie und die Parodie sind große Hülfsmittel für einen launichten Schriftsteller. Hiervon findet man im Lucian unzählbare Beweise.

Komische Gleichnisse, besonders solche, wovon der eine Theil aus der moralischen und der andere aus der physikalischen Natur genommen ist, thun in dieser Art von Schriften eine große Wirkung. Zum Beyspiel kann das erste Capitel im Tom Jones dienen, wo sich der Verfasser mit einem Garkoch, sein Werk mit den Gerichten, und die Ueberschrift eines jeden Kapitels mit dem Küchenzettel vergleichet. Hieher gehöret das berühmte Steckenpferd des alten Tobias Shandy, und sehr viele Stücke aus dem Zuschauer, Schwätzer und Aufseher können darinnen zu Mustern des Humours dienen.

In dem Müßiggänger des Herrn Johnsons, befindet sich ein Stück, welches gleichfalls hier erwähnet zu werden verdienet.

Der Verfasser zeiget, daß alle Eigenschaften einer Assemblee in einer Bowl Punsch begriffen sind.

(*) S. Fieldings Abhandlung vor der Geschichte des Joseph Andrews.

sind. Der Punsch, saget er, ist ein Getränk, welches aus einem Spiritus, aus scharfen säuerlichen Säften, aus Zucker und aus Wasser bestehet. Der Spiritus, welcher leicht verraucht und welcher brennet, ist das wahre Bild der Lebhaftigkeit und des Witzes. Die Schärfe des Citronensaftes ist dem Beissenden des Tadels ähnlich. Der Zucker ist das Bild der Schmeicheley und des Nachgebens. Das Wasser gleicht dem geschmacklosen Geschwätze.

Diejenigen Schriftsteller, die selbst Laune in ihrem Charakter haben, zeigen sie natürlicher Weise in ihren Werken. Ja sie zeigen sie oft wider ihren Willen, auch dann, wann sie ernsthaft seyn wollen. Sir Robert l'Estrange redet in seiner Uebersetzung des Josephus von einer Königinn, die sehr heftig in ihren Leidenschaften war und der ein Gesandter etwas vorgetragen hatte, welches ihr nicht gefiel. Kaum hatte er seine Rede geendiget, so stand die Königinn eiligst von ihrem Sitz auf. Dieses übersetzet Sir Roger: Scarce had the Ambassador finished his Speech, but presently up was Madam. Niemand wird sich über die Laune wundern, die in la Fontainens Schriften herrscht, wenn er weiß, daß la Fontaine im ganzen Ernst einen Geistlichen gefragt, ob der heilige Augustinus wohl sollte so vielen Witz gehabt haben, als Rabelais? Ein launichter Schriftsteller, thut beynahe besser, wenn er kleine Fehler angreift, als wenn er große Laster bekrieget. Die Menschen begehen stündlich solche kleine Fehler, ohne es gewahr zu werden. Es ist also fast nothwendiger,

daß

daß man sie vor diesen warne, als vor groben Lastern, welche seltner begangen werden, und wovor die Gesetze warnen. Dieserhalben sagt Monsignor de la Casa: Er würde demjenigen, der ihm ein Mittel wider die Mückenstiche verschaffte, mehr Verbindlichkeit haben, als dem, der ihm eines wider die Bisse der Tiger und Löwen gäbe.

Ich habe nunmehr, wie ich glaube, mein Recept aufgelöset. Ich preise es von ganzem Herzen allen denen an welche die Schwermuth plaget und rathe ihnen, zu solchen Zeiten, wenn sie die heftigsten Anfälle derselben empfinden, sich einer Portion Blätter aus dem Lucian, einiger Loth D. Quixote, oder einiger Quentchen Tom Jones, Tristram Shandy und andrer Sachen, die diesen ähnlich sind, zu bedienen.

II.

The Works of Ossian &c. to which is subjoined a Critical Dissertation on the Poems of Ossian. By Hugh Blair. D. D. London. 1765.

D. Blair, von dessen allgemeinen Anmerkungen über die Gedichte des Ossian wir im letztern Stücke einen Auszug geliefert haben, beleuchtet sie in der Folge noch näher, und diese Erscheinung ist es schon werth, daß wir seine fernern Beobachtungen darüber dem Leser mittheilen. Fingal ist das erste große Gedichte in dieser Sammlung. Selbst nach den Regeln des Aristoteles hat es die wesentlichsten Eigenschaften eines epischen Gedichts. Unsere Verwunderung, daß er, den diese Regeln gänzlich unbekannt gewesen, sie so genau beobachtet, wird aufhören, wenn wir betrachten, aus was für einer Quelle er sie genommen. Aristoteles zog sie aus dem Homer. Homer und Ossian aus der Natur. Die Hauptregeln, die Aristoteles angiebt, sind: daß die Handlung, die zum Grunde des Gedichts gelegt wird, eine einzige, vollständige und große Handlung; daß sie erdichtet und nicht blos historisch seyn solle; daß sie durch Charaktere und Sitten belebt und durch das Wunderbare erhöhet werde.

Die Einheit der Handlung ist aufs genauste im Fingal beobachtet: es ist das Unternehmen, Irrland von dem Einfalle des Swaran zu befreyen. Alle Vorfälle beziehen sich auf diesen einzigen Zweck;

wir

wir finden ferner, nach der Foderung dieses Kunstrichters, einen Anfang Mittel und Ende: einen Nodum oder Knoten. Schwürigkeiten entstehen durch Cuchullins Uebereilung und schlechten Fortgang: sie werden nach und nach überstiegen, und das Werk wird endlich zu dem glücklichen Schlusse geführet, der dem epischen Gedichte so wesentlich ist. Eben diese Einheit wird auch in Ansehung der Zeit und des Orts beobachtet. Der Herbst ist die Zeit der Handlung, und vom Anfange bis ans Ende ist ihr Auftritt auf der Heyde von Lena, längst an dem Ufer der See. Durchs Ganze herrschet diese Größe von Empfindungen, Ausdrucke und Bildern, und die Erzählung ist mit viel Kunst durchgeführet. Er rufet keine Muse an: denn er kennt keine: er entdeckt den Innhalt seines Gesanges nicht durch einen förmlichen Satz, sondern dieser entwickelt sich leicht und natürlich von selbsten: in der Vergrösserung seines Helden zeiget er so viele Kunst als Homer in dem Charaktere des Achilles. — Die Geschichte in der Iliade kann nicht simpler seyn, als die in dem Fingal. Swaran thut in Irrland einen Einfall: Cuchullin, der Vormund des jungen Königs, rufet den Fingal zu Hülfe, der auf der gegenüberliegenden Küste von Schottland regieret. Ehe dieser noch ankömmt, greift er aus einem übereilten Rathschlage den Swaran an, wird geschlagen, und zieht sich muthlos zurücke. Unter diesen Umständen kömmt Fingal an. Die Schlacht ist einige Zeit lang zweifelhaft; endlich aber überwindet er den Swaran.

Die

Die Erinnerung, daß dieser der Bruder der Agandecca ist, die vormals sein Leben gerettet, machet, daß er ihn mit Ehren losläßt. Der Beschluß ist, die Aussöhnung der streitenden Helden, die Beruhigung Cuchullins und die allgemeine Glückseligkeit, die die Handlung krönet. „So legten „sie die Nacht im Gesange zurück und brachten den „Morgen mit Freuden heran. Fingal erhob sich „auf der Heyde: und schüttelte seinen glänzenden „Speer in seiner Hand. Zuerst gieng er nach der „Ebnen von Lena, und wir folgten wie eine Reihe „von Feuer. Breitet die Seegel aus, sagte der „König von Morven und fasset die Winde, die von „Lena herströhmen. Wir erhoben uns auf der „Welle mit Gesängen und stürzten mit Freuden „durch den Schaum des Oceans.“

Die natürliche Vorstellung der menschlichen Charaktere in einem epischen Gedichte trägt vieles zu seinem Verdienste bey, und hierinnen übertrifft Homer alle heroische Dichter, und wenn Ossian ihm hierinnen weichen muß, so ist er doch nicht unter dem Virgil: es findet sich keine todte Einförmigkeit der Charaktere, sondern die Hauptcharaktere sind nicht nur deutlich bezeichnet, sondern sie stechen auch wohl gegeneinander ab, wie der V. dieser Abhandlung der Länge nach zeiget. In dem Charakter und der Beschreibung des Fingal triumphiret Ossian über alle seine Nebenbuhler: er sammlet darinnen alle Eigenschaften, die die menschliche Natur veredeln, was den Helden bewunderns- und den Mann liebenswürdig machen kann: er ist nicht

nur

nur im Kriege unüberwindlich, sondern er machet sein Volk durch seine Weisheit in Tagen des Friedens glücklich. — Er ist ein allgemeiner Beschützer der Unglücklichen. „Niemand gieng jemals traurig vom Fingal.“ — „O Oscar beuge den „Starken in Waffen: aber schone der schwachen „Hand. Sey du ein Strom von vielen Fluthen „wider die Feinde deines Volks: aber gleich dem „Weste, der das Gras beweget, gegen die, die deine Hülfe verlangen. So lebte Trenmor: ein „solcher war Trathal: und ein solcher ist Fingal „gewesen. Mein Arm war die Stütze des Beleidigten: der Schwache ruhte hinter dem Blitze „meines Stahls.“ Unser Kunstrichter zeiget hier weitläuftig das große Verdienst des Dichters, einen solchen vollkommnen Charakter, der sonst im Heldengedichte, wie des Virgil Aeneas, keine sonderliche Figur machet, unterhaltend und rührend zu machen.

Außer menschlichen Personen werden oft Gottheiten oder Geister in der epischen Poesie eingeführet, die die Maschinen ausmachen, und es kann nicht geläugnet werden, daß das Wunderbare viel Reiz für uns hat. Es nähret die Einbildungskraft und giebt oft zu großen und erhabenen Handlungen Anlaß. Doch ist dieses schwer: so bald ein Dichter die Wahrscheinlichkeit überschreitet, verfällt er ins Romanhafte und Kindische: es steht auch nicht bey ihm, sich selbst ein System von Wunderbaren auszusinnen, es mag zusammen hängen, wie es wolle: er thut also wohl, wenn er hierinnen seine

seine Religion, oder die abergläubische Leichtgläubigkeit des Volks, unter dem er lebt, zu Hülfe nimmt. Ossian ist auch hierinnen glücklich und wählet mit dem Homer einen gleichen Weg. So wie dieser die überlieferte Geschichte, auf die er die Iliade baute, mit Göttern durchwebet fand; so fand dieser die Erzählung seines Landes voll von Geistern und Gespenstern. Wahrscheinlicher Weise glaubte er sie selbst, er bediente sich ihrer sehr glücklich, und sie geben seinem Gedichte das Feyerliche und Wunderbare, zu denen sein Genie einen so großen Hang hatte.

Ossians Mythologie ist ihm ganz eigen, und sie machet keine geringe Figur in seinen Gedichten. Meistens sind es Geister der Verstorbenen: er laßt sie nicht ganz immateriell erscheinen, sondern als dünne luftige Gestalten, ihre Stimme ist schwach, ihr Arm ist ohnmächtig, sie haben eine mehr als menschliche Kenntniß. In einem abgesonderten Zustande haben sie noch eben die Gesinnungen, die sie in diesem Leben hatten. Sie fahren auf den Winden, spannen ihre luftigen Bogen und verfolgen Thiere von Wolken. Die Geister der Barden singen immer fort, und die Geister der Helden erscheinen immer noch auf den Feldern ihres erlangten Ruhms: kurz, sie sind den Geistern des Homers im eilften Buche der Odyssee völlig ähnlich. In Beschreibung derselben ist Ossians Einbildungskraft außerordentlich fruchtbar. Im Anfange des 2ten Buchs Fingal, erscheint Crugals Geist. „Ein „schwarzrother Strahl von Feuer kömmt von dem „Hügel

„Hügel herab. Crugal ſitzt auf dem Strahl, er,
„der letztens im Schlachtfelde der Helden kämpfend
„von der Hand Swarans fiel. Sein Geſicht iſt
„wie der Strahl des untergehenden Monden.
„Seine Kleider von Wolken des Berges, ſeine
„Augen wie zwo ſterbende Flammen. Schwarz
„iſt die Wunde ſeiner Bruſt — düſtern blinken
„die Sterne durch ſeine Geſtalt, und ſeine Stimme
„war wie das Getös eines entfernten Stroms.
„Finſter und in Thränen ſtand er und ſtreckte ſeine
„bleiche Hand über den Helden aus. Schmach-
„tend erhob er ſeine ſchwache Stimme, wie der
„Wind des rohrichten Lego. — Mein Geiſt, o
„Connal iſt auf den Gebürgen meines Vaterlands,
„mein Leib aber auf dem Sande von Ullin. Du
„wirſt niemals mit dem Crugal reden, oder ſeine
„einſamen Fußſtapfen auf der Heide finden. Ich
„bin Licht wie der Blitz von Cromla, und bewege
„mich, wie der Schatten des Nebels. Connal,
„Sohn Colgars! ich ſehe die finſtre Wolke des To-
„des. Sie hauchet über den Ebnen von Lena.
„Die Söhne des grünen Erin werden fallen. Be-
„gieb dich weg vom Felde der Geiſter. — Wie
„der verfinſterte Mond zog er ſich mitten in den zi-
„ſchenden Blitz zurück.“ Der Verf. führet noch
viele dergleichen Erſcheinungen an und zeiget, wie
ſchicklich ſie auch angebracht ſind. Ein großer
Vortheil bey Oſſians Mythologie iſt, daß ſie ſich
nicht auf einen gewiſſen Ort oder Zeit einſchränkt,
ſondern dem menſchlichen Aberglauben bey allen
Völkern und zu allen Zeiten ſo natürlich iſt.

Neben

Neben den Geistern der Verstorbenen hat er noch andere Arten von Maschinen, Geister von einer höhern Natur, die Macht haben die Tiefen in Bewegung zu setzen, Winde und Stürme hervor zu rufen und sie auf das Land des Fremdlings auszuschütten, Wälder umzustürzen, und den Tod unter die Völker zu schicken. Es giebt auch Blutregen und andere Anzeigen; und wenn ein Unglück in einer Entfernung vorgeht, so läßt sich der Klang des Todes auf Ossians Harfe hören. Der Autor zeiget einige der erhabensten Stellen von dieser Art an. Ungeachtet der poetischen Vortheile aber, die er in Ossians Maschinen findet, so glaubt er doch mit Recht, daß man noch etwas weit schöners und vollkommners hätte erwarten können, wenn der Dichter einige Kenntniß von dem höchsten Wesen gehabt hätte.

Er geht zum 2ten epischen Gedichte des Ossian Temora über, das nicht geringere Verdienste hat, und er deswegen insbesondere vornimmt, ob gleich auch hier verschiedene der vorhergehenden Anmerkungen statt finden. Die Scene von Temora ist, wie im Fingal, in Irrland, die Handlung aber später. Es machet sich darinnen ein Held auf, einen blutigen Usarpateur vom Throne zu stoßen, und der Nachkommenschaft des rechtmäßigen Prinzen den Besitz des Reichs zu versichern: ein Unternehmen, das des Heldenmuths und der Gerechtigkeit des Fingal würdig ist. Die Handlung ist einfach und vollständig. Das Gedichte hebt mit der Descente des Fingal auf der Küste, und mit

der Berathschlagung der feindlichen Feldherren an. Der Mord des jungen Prinzen Cormac, als die Ursache des Kriegs, die vor der epischen Handlung hergeht, wird mit großer Schicklichkeit im ersten Buche als eine Episode eingeschaltet. In der Folge werden drey Schlachten beschrieben, immer eine wichtiger als die andere: der Ausgang ist zweifelhaft und Fingal wird, durch die Verwundung seines großen Feldherrn Gaul und den Tod seines Sohns Fillan, in die äußerste Verlegenheit gesetzt; er übernimmt endlich das Commando selbst, und nachdem er den Irrländischen König in einem Zweykampfe erschlagen, setzt er den rechtmäßigen Erben auf den Thron.

Temora hat vielleicht weniger Feuer, als Fingal, aber hingegen mehr Abwechslung, Zärtlichkeit und Pracht. — In den Gedichten des Autors sind die Schrecken des Kriegs durch untermischte Scenen von Liebe und Freundschaft versüßet. Im Fingal werden diese meistens als Episoden eingeschoben: in Temora aber sind sie mit dem Hauptinhalte in der Begebenheit des Cathmor und der Sulmalla verbunden. Diese machet eine der größten Schönheiten dieses Gedichts aus.

Außer den Charakteren, die schon im Fingal vorkommen, erscheinen auch hier verschiedne neue, und obgleich, da sie alle Krieger sind, Heldenmuth der vornehmste Zug darinnen ist, so sind sie dem ungeachtet auf eine sehr merkliche Art gezeichnet. Foldath z. E. der Feldherr des Cathmor, ist kühn, unternehmend: aber stolz, grausam, unempfind-

lich:

lich: sein Gegenbild ist der sanftmüthige und weise Hidalla. Der Charakter des Foldath erhebt des Cathmor seinen, des obersten Feldherrn, der von den menschlichsten Tugenden geziert ist, und so liebenswürdig abgeschildert wird, daß das Interesse zwischen ihm und dem Helden getheilet ist, ob gleich der Dichter es so künstlich einzuleiten gewußt, daß Cathmor selbst des Fingals Vorzug erkennet. Die Lieblingsfigur und die ausgeführteste ist Fillan, des Fingals jüngster Sohn. Sein Charakter ist von der Art, für die Ossian eine vorzügliche Zärtlichkeit bezeuget: ein hitziger junger Krieger, der von allen dem ungedultigen Enthusiasmus nach Kriegsruhme brennt, der der damaligen Zeit eigen war. D. Blair zeiget weitläuftig, wie ihn der Dichter behandelt hat, und wir wollen nur einige Züge daraus anführen. Als Fingal nach der Gewohnheit einen von seinen Feldherrn ernennt, der das Heer anführen soll, und jeder hervor tritt, um einen Anspruch auf diese Ehre zu erwarten, zeiget sich Fillan in folgender mahlerischen Stellung. „Auf seinen „Speer gelehnt, stund der Sohn der Clatho, und „seine Blicke wanderten auf und ab. Dreymal „erhob er seine Augen gegen Fingal: dreymal verließ „ihn die Stimme, als er sprach: — Fillan konnte „sich keiner Schlachten rühmen — auf einmal „schritt er hinweg. Da stund er über einem ent„fernten Strom gebeugt: die Thräne hieng in sei„nen Augen. Bisweilen schlug er mit seinen um„gekehrten Speer das Haupt der Distel.“ Und wie schön ist die Beschreibung von Fingals väter-

 licher

chen-Anrede ab: „Vater des Oscar! (ein Titel, der dieser Gelegenheit am höchsten angemessen ist.) „Vater des Oscar! schwinge den Speer: vertheidi„ge den Jüngling in Waffen. Aber verbirg deine „Schritte vor Fillans Augen: er muß nicht wissen, „daß ich seinem Stahle mißtraue.“ Ossian kömmt zu spät an: der Dichter unterdrückt die Umstände des Kampfes mit dem Cathmor und zeigt uns blos den sterbenden Helden. Wir sehen ihn mit eben dem Heldenmuthe erblassen und blos seufzen, daß er so frühzeitig vom Felde des Ruhmes abgemähet wird. „Ossian lege mich in diesen hoh„len Felsen. Erhebe keinen Stein über mir, da„mit nicht jemand nach meinem Ruhme frage. „Ich bin gefallen in dem ersten meiner Feldzüge; „gefallen ohne Ruhm. Laß deine Stimme allein „meiner fliehenden Seele zujauchzen. Warum „soll der Barde wissen, wo der früh gefallne Fil„lan liegt?“ Man vergleiche dieß mit der Geschichte des Pallas im Virgil.

D. Blair kömmt nun zu Ossians kleinern Gedichten und zeigt auch darinnen die vorzüglichen Schönheiten: wir wollen aber noch etwas von seinen Anmerkungen hinzufügen, die er über Ossians Schreibart, unter den allgemeinen Abtheilungen der Beschreibung, Reichthum an Bildern, und Empfindungen beybringt.

Ein Dichter von einem Originalgenie zeigt sich hauptsächlich durch Geschicklichkeit seiner Beschreibungen: er verführet uns, daß wir die Sachen selbst vor Augen zu sehen glauben: er faßt allezeit die

die unterscheidende Züge, giebt den Sachen die Farben des Lebens und der Wahrheit und setzet sie in das gehörige Licht. Ossian besitzt dieß Talent im höchsten Grade: einige Proben mögen davon zum Beweise dienen. Z. E. Die Ruinen von Balclutha. „Ich habe die Mauren von Balclu„tha gesehen, aber sie waren Oeden. Das Feuer „ist in den Hallen ertönet und die Stimme des „Volks wird nicht mehr gehöret. Der Strom „von Clutha war von seiner Stelle durch den Fall „der Mauern verdrungen; die Distel schüttelte ihr „einsames Haupt: das Moos pfiff in den Wind: „der Fuchs sah zum Fenstern heraus: das wilde „Graß webelte um seinem Haupte. Verwüstet „ist die Wohnung der Moina: Stillschweigen ist „in dem Hause ihrer Väter.“ Nichts kann ebenfalls natürlicher und lebhafter seyn, als die Art, wie Carthon in der Folge beschreibt, wie ihm, bey der Einäscherung seiner Stadt, als ein Kind zu Muthe gewesen. „Hab ich nicht das gefallne Balclutha „gesehen? und werde ich mit Comhals Sohne „schmausen? Comhal! der sein Feuer in die Halle „meines Vaters warf! ich war jung und wußte „nicht die Ursache, warum die Jungfrauen wein„ten. Die Säulen von Rauche gefielen meinem „Auge, als sie über meine Mauern empor stiegen: „oft sah ich mit Freuden zurück, als meine Freun„de über den Hügel flohen. Aber, als meine „Jünglingsjahre herankamen, sah ich das Moos „meiner gefallnen Mauern: meine Seufzer stiegen „auf mit dem Morgen, und meine Thränen sanken

„mit der Nacht nieder. Soll ich nicht fechten, „sagte ich zu meiner Seele, wider die Kinder mei„ner Feinde? Und ich will fechten, o Barde! ich „fühle die Stärke meiner Seele.“ — Ossian ist allezeit in seinen Beschreibungen kurz, welches ihre Stärke und Schönheit vermehret. — Keine weitläuftige Beschreibung würde uns einen vollkommnern Begriff von einem alten braven Soldaten geben, als folgende wenige Worte: „sein Schild ist „von den Streichen der Schlacht bezeichnet; sein „rothes Auge verachtet Gefahr. Als Oscar al„leine gelassen, von Feinden umgeben wurde, stund „er, und wuchs an seiner Stelle, wie die Fluth in „einem engen Thale.„ Was für ein glückliches Bild eines unerschrocknen Mannes, der bey der Erscheinung der Gefahr größer zu werden scheint: wie ein Strom, der durch die Einschränkung eines engen Thals aufschwillt. Ob gleich Ossians Genie hauptsächlich sich gegen das Erhabne und Pathetische neiget, so erkennet man doch auch die Meisterhand in zärtlichen und anmuthigen Gegenständen. Wie schön ist z. E. die Beschreibung der Agandecca. „Die Tochter des Schnees horchte darauf und ver„ließ die Halle ihres Seufzers. Sie kam in aller „ihrer Schönheit, wie der Mond aus der Wolke „des Osten. Liebreiz umgab sie wie das Licht. „Ihre Tritte glichen der Musik der Gesänge. Sie „sah den Jüngling und liebte ihn. Er war der „verstohlne Seufzer ihrer Seele. Ihr blaues „Auge rollte nach ihm insgeheim. Und sie se„gnete den Gebieter von Morven.“ Die Simplicität

citát des Ossian vermehret seine Schönheit: hier ist keine gesuchte Zierrath, kein erzwungener Witz.

Unter allem Schmucke der beschreibenden Poesie, haben die Gleichnisse einen besondern Glanz und enthalten hauptsächlich dasjenige, was wir das Mahlerische in der Poesie nennen. Ein poetisches Gleichniß setzet allezeit zwey Objekte voraus, die in der Einbildung ein gewisses Verhältniß haben, es mag nun die Gleichheit in der Wirkung, oder in einer unterscheidenden Eigenschaft liegen. Sehr oft werden zwey Objekte in ein Gleichniß gebracht, die im eigentlichsten Verstande keine Aehnlichkeit mit einander haben, als in so fern sie in der Seele gewisse übereinstimmende Ideen hervorbringen, so daß die Erinnerung des einen den Eindruck des andern belebt und erhöhet. Eine Probe wird aus dem Ossian gegeben, wo das Vergnügen, mit dem ein alter Mann auf die Tage seiner Jugend zurücke sieht, mit der Schönheit eines feinen Abends verglichen wird: die ganze Aehnlichkeit liegt in der Wirkung einer stillen und ruhigen Freude. „Willst „du nicht hören, Sohn des Felsen, auf den Ge„sang des Ossian? Meine Seele ist voll von den „vorigen Zeiten; die Freude meiner Jugend kehret „zurück. So erscheint die Sonne in Westen, „wenn die Schritte ihrer Pracht hinter einem „Sturm sich hervor bewegen. Die grünen Hü„gel erheben ihre bethauten Häupter. Die blauen „Ströme freuen sich in dem Thale. Der betagte „Held kömmt an seinem Stabe hervor, und sein „graues Haar blitzet im Sonnenstrahl.“ Welch eine

eine feine Gruppe von Objekten. Die Hauptregel in Absicht auf die poetischen Gleichnisse ist, daß sie am gehörigen Orte stehen, wenn die Seele sie zu empfinden geschickt ist, nicht in der Mitte einer stürmischen Leidenschaft. — Jedes Land hat gewisse Scenen, die ihm eigen sind: aus dieser Ursache sollte man allezeit mit der natürlichen Geschichte eines Landes bekannt seyn, wo die Handlung des Gedichts vorgeht. Die Aufstellung fremder Bilder verräth mithin allezeit einen Dichter, der nicht die Natur, sondern andre Schriftsteller kopiret hat: daher sind die Löwen, Adler, Tieger und Schlangen in den meisten neuern Dichtern sehr lächerlich. Ossian ist hierinnen sehr correkt. Seine ganze Bildnißmalerey ist aus der Natur genommen die er vor sich hatte: wir sehen überall die Nebel, Wolken und Stürme einer nördlichen Gegend. D. Blair stellet hier wieder eine Vergleichung mit dem Homer und Ossian in Absicht auf die Einführung ihrer Gleichnisse vor. Kein Dichter ist reicher an Gleichnissen und bisweilen vielleicht zu voll davon. Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Meteorn, Donner und Bliz, Seen, Flüsse, Stürme, Eis, Regen, Schnee, Thau, Nebel, Feuer und Rauch, Bäume und Wälder, Heyden, Gras und Blumen, Felsen und Berge, Musik und Lieder, Licht und Finsterniß, Geister und Gespenster machen den Zirkel aus, in dem Ossians Gleichnisse sich umher drehen: einige sind auch von Thieren hergenommen, aber wenige, vermuthlich weil die Thierwelt nicht sehr zahlreich daselbst war: dieß machet eine

kleine

kleine Einförmigkeit: aber wenn das Objekt, von dem das Gleichniß genommen ist, auch in der Substanz immer dasselbige ist, so ist doch, durch die Abänderung der Erscheinung, und der Vorstellung von einer andern Seite, immer das Bild wieder neu: und darinnen liegt Ossians größte Kunst. Wir wollen davon nur zur Probe den Mond anführen, der sehr häufig vorkömmt, da er in einer nördlichen Gegend wegen der langen Nächte ein weit größerer Gegenstand der Aufmerksamkeit, als beym Homer, ist. Wie verschieden hat der Dichter nicht seine Erscheinungen genützt. Der Schild eines Kriegers ist „wie der verfinsterte „Mond, wenn er einen grauen Zirkel durch die „Wolken macht.“ Das Gesicht eines Geists ist, blaß und bleich wie „der Strahl des untergehenden Monden,“ und wieder eine andere dünne und undeutliche Erscheinung eines Geists ist „wie „der Neumond, den man durch einen ausgebreiteten Nebel sieht, wenn die Wolke ihren flockichten „Schnee herabschüttet, und die Welt schweigend „und finster ist“ oder in einer andern Gestalt ist er „wie der wäßrichte Strahl des Monden, wenn „er zwischen zwo Wolken herabfähret und der mitternächtliche Regen auf dem Felde ist.“ Einen gegenseitigen Gebrauch des Monden sieht man in der Beschreibung der Agandecca.“ Sie kam in „aller ihrer Schönheit, wie der Mond aus der „Wolke von Osten. Eine betrogene Hoffnung ist „Freude, die sich auf ihrem Gesichte erhebt, und „der Kummer, der wiederkehrt, gleich einer dünnen

„nen Wolke über den Mond.“ Aber wenn Swaran, nach seiner Niederlage, durch Fingals Großmuth erfreuet wird, heißt es: „Sein Gesicht glänzte, „wie der volle Mond am Himmel, wenn die Wolken „sich verziehen, und ihn still und breit mitten am „Horizonte lassen.“ „Venvela ist prächtig wie der „Mond, wenn er über der westlichen Wolke zittert: „aber die Seele des strafbaren Uthal ist, wie das „verfinsterte Gesicht des Monden, wenn es Sturm „verkündiget.“ In einer ganz ungewöhnlichen Anspielung, die voller Einbildungskraft ist, wird von Cormar gesagt, der in früher Jugend sterben sollte: „Nicht lange wirst du den Speer erheben, „sanft scheinender Strahl der Jugend! Der Tod steht „finster hinter dir, wie die finstere Hälfte des Mon„den hinter seinem zunehmenden Lichte.“

Unser Kunstrichter vergleichet nunmehr des Ossians und Homers Beschreibungen und Gleichnisse. Wir müssen uns mit ein paar begnügen lassen. Folgende Beschreibung aus dem Homer ist unstreitig eine der schönsten, und wir finden sie bey ihm zweymal mit denselben Worten wiederhohlt. „Als nun die streitenden Heere im Schlacht„felde handgemein wurden, dann trafen Schilde „und Schwerter, und die Stärke gewaffneter „Männer auf einander. Die erhabnen Schilder „wurden, einer gegen den ander gestoßen. Der „allgemeine Tumult gieng an. Hier vermischte „sich das Triumphsgeschrey und das sterbende „Aechzen der Sieger und der Besiegten. Die „Erde strömte von Blute. So wie Winterströ-

„me,

„me, die von Bergen herabfließen, ihre gewalti-
„gen Wasser in ein enges Thal ergießen. Aus
„tausend Quellen strömen sie hervor und vereinigen
„sich in dem hohlen Canal. Der entfernte Hirt
„hört ihr Gebrüll auf dem Gebürge von ferne. So
„war das Schrecken und Geschrey der kämpfenden
„Heere." An einer andern Stelle häuft dieser
Dichter, wie Ossian Gleichnisse mit Gleichnissen,
um die Größe seiner Idee, mit der seine Einbil-
dungskraft zu arbeiten scheint, auszudrücken. „Mit
„einem mächtigen Geschreye greift der Feind an.
„Nicht so laut brüllt die Welle des Ocean, wenn
„sie durch die ganze Kraft des Nordwinds wider
„das Ufer geschlagen wird: nicht so laut tönt, in
„den Wäldern der Berge, das Geräusch der
„Flamme, wenn sie in ihrer Wuth sich erhebt,
„den Wald zu verzehren: nicht so laut der Wind
„unter den hohen Eichen, wenn der Zorn des
„Sturms wütet: als das Geschrey der Griechen
„und Trojaner war, als sie brüllend schrecklich auf
„einander stießen." Ossian bedient sich bey glei-
chen Beschreibungen fast ähnlicher Bilder: er ist
kürzer, aber voll von einer glühenden Geschwindigkeit,
die unserm Dichter charakterisiret. „So wie fin-
„stre Stürme des Herbsts sich von zween wider-
„schallenden Bergen herab stürzen, so näherten
„sich die Helden einander. Wie zween schwarze
„Ströme von hohen Felsen einander begegnen, sich
„vermischen, und auf der Ebne brausen: so laut,
„wild und finster im Kampfe stießen Lollin und
„Inisfail aufeinander. Ein Führer vermischte
„seine

„seine Streiche mit Führer, und Mann mit
„Mann. Der klingende Stahl klang auf Stahl.
„Helme wurden tief herab gespaltet: Blut sprützte
„heraus und rauchte umher. — Wie das stürmi-
„sche Geräusch des Ocean, wenn die Wellen hoch
„einher rollen: wie die schrecklichsten Donnerschläge
„des Himmels, so tönt das Stürmen der
„Schlacht. — Wie tausend Wellen an Felsen
„schlagen, so kam Swarans Heer herbey: wie ein
„Felsen auf tausend Wellen trifft, so traf Inis-
„fail auf Swaran. Der Tod erhob alle seine
„Stimmen umher und vermischte sich mit dem
„Klange der Schilder. — Das Feld tönt wie-
„der von Flügel zu Flügel, wie hundert Hämmer,
„die sich wechselsweise über den rothen Sohn des
„Ofens erheben. — Wie hundert Winde auf
„Morven: wie die Ströme von hundert Bergen:
„wie Wolken über einander am Himmel daher
„fliegen: oder, wie der finstre Ocean das Ufer
„der Wüste bestürmt: so brüllend, so ungeheuer, so
„schrecklich stießen auf Lenas wiedertönender Heyde
„die Heere auf einander." Was folget, über-
trifft jedes Gleichniß, das Homer bey dieser Gele-
genheit gebraucht hat. „Das Aechzen des Volks
„verbreitete sich über die Gebürge; es war wie der
„Donner der Nacht, wenn die Wolke über den
„Cona berstet und tausend Geister auf einmal in
„den Wolken schreyen." Homers Vergleichung
betreffen hauptsächlich kriegerische Gegenstände: in
Ossian ist eine größere Abwechslung von Gegen-
ständen mit Gleichnissen erläutert: besonders die
Gesän-

Gesänge der Barden, die Schönheit der Mädchen, die verschiednen Alter des Lebens, der Kummer, u. s. w. die ihm zu den schönsten Bildern Anlaß geben.

Außer ordentlichen Vergleichungen ist Ossians Poesie voll der schönsten Metaphern: eben dieses kann man von seinen Hyperbeln sagen, die bey genauer Betrachtung niemals übertrieben sind. Eine der stärksten ist gleich zu Anfange des Fingal, wo die Landung der Feinde dem Cuchullin angekündiget wird. Personificationen findet man wenig und allegorische Personen gar nicht. Von Apostrophen, an abwesende oder todte, welches zu jeder Zeit die Sprache der Leidenschaft gewesen, ist er voll. Seine Reden an die Sonne, den Mond und den Abendstern sind der Aufmerksamkeit jedes Lesers vom Geschmacke werth.

Der V. kömmt endlich auf Ossians Empfindungen. Keine Empfindungen sind schön, wenn sie nicht am rechten Orte stehen, und hierinnen ist Ossian höchst correkt. Man findet in seinen Gedichten eine Menge von verschiednem Alter, Geschlechte und Stande, und sie sprechen alle mit so viel Richtigkeit, und ihre Empfindung sind ihnen so angemessen, daß man bey einem so rohen Zeitalter erstaunen muß. Sie müssen erhaben und pathetisch seyn, und keine Art von Poesie ist darzu geschickter. In ausgebildetern Zeiten finden wir Genauigkeit und Richtigkeit, künstlich in einander verwebte Erzählungen und ein genaues Verhältniß der Theile zum Ganzen; aber mitten unter den wilden Scenen der Natur, mitten unter Felsen,

Strömen, Wirbelwinden und Schlachten wohnet das Erhabne. Es ist der Donner und Blitz des Genies: daß Kind der Natur, nicht der Kunst: es verabsäumet die geringern Schönheiten und besteht vollkommen mit einer gewissen edlen Unordnung: es gesellet sich gern zu dem ernsten und feyerlichen Geiste, der unserm Dichter eigen ist.

Das Erhabene in Absicht auf die Empfindung, ist größtentheils mit der Großmuth, dem Heldenmuthe und Edelmuthe verbunden. Was nur die menschliche Natur in ihrer höchsten Größe entdeckt, was eine Seele zeigt, die über alle Freuden, Gefahren und Tod erhaben ist, machet dasjenige aus, was man das moralische und empfindungsvolle Erhabne nennet. Auch hierinnen thut es dem Ossian keiner zuvor. Kein Dichter stimmt einen höhern Ton von tugendhafter und edler Empfindung durch alle seine Werke. Besonders in allen Aeußerungen des Fingal ist eine Größe und Hoheit, die die Seele mit den höchsten Ideen der menschlichen Vollkommenheit erfüllet. Wo er erscheint, sehn wir den Helden. Die Gegenstände, denen er nachjagt, sind allezeit groß: den Stolzen zu demüthigen, den Verfolgten zu beschützen, seine Freunde zu vertheidigen, und seine Feinde mehr durch Großmuth als durch Gewalt zu besiegen. Eben dieser Geist beseelt auch die übrigen Helden.

Aber Ossian ist auch voll von den zärtlichsten und sanftesten Auftritten. Der Hauptcharakter seiner Poesie ist der heroische und elegische Ton vermischt. Die Verwunderung vom Mitleiden gedämpft.

dämpft. Immer verliebt in „die Freude des „Schmerzens“ wie er es ausdrückt, verweilt er gar zu gern bey rührenden Scenen. Seine große Kunst liegt blos darinnen, daß er den natürlichen Bewegungen des Herzens ihren Lauf läßt. Wir finden keine übertriebne Deklamation, keine erkünstelten Schilderungen des Kummers, noch Beschreibungen statt der Leidenschaft. Ossian fühlet selbst, und das Herz, wenn es seine eigne Sprache redet, ermangelt niemals durch eine mächtige Sympathie das Herz wieder zu rühren. Ein Beyspiel mögen die Klagen der Oithona nach ihrem Unglücke seyn? Gaul der Sohn Morni, ihr Liebhaber, der nicht weiß, was sie gelitten hat, kömmt, sie in Freiheit zu setzen. Ihre Zusammenkunft ist äusserst zärtlich. Er schlägt vor, ihren Feind zum Zweykampfe auszufodern, und trägt ihr auf, was sie thun soll, im Fall er selber bliebe. „Und soll „die Tochter von Nuath leben, erwiedert sie, mit „einem hervorbrechenden Seufzer? Soll ich in „Tromathon leben und der Sohn Morni im Stau„be? Mein Herz ist nicht von diesem Felsen? „und meine Seele nicht sorglos, wie diese See, „die ihre blauen Wellen jedem Winde überläßt, „und unter dem Sturme wegrollt. Der Blitz, „der dich niederstürzen wird, soll auch die Zweige „der Oithona auf die Erde streuen. Wir wollen „zusammen verwelken, Sohn des auf Wagen ge„tragenen Morni! Das enge Haus ist mir ange„nehm, und der graue Stein des Todten: denn „niemals will ich wieder deine Felsen verlassen,

„mit See umgebener Tromathan! — Jeßziert
„des Strumon, warum kamst du über die Wellen
„zu des Nuaths trauriger Tochter? Warum ver-
„gieng ich nicht insgeheim wie die Blume des Fel-
„sen, die ihr schönes Haupt ungesehn erhebt, und
„ihre verwelkten Blätter in den Sturm verstreut?
„Warum kamst du, o Gaul! meinen entfliehen-
„den Seufzer zu hören? — O hätte ich doch zu
„Durranna gewohnt, in den prächtigen Strahlen
„meines Ruhms! denn wären meine Jahre mit
„Freuden herangekommen, und die Jungfrauen
„würden meine Schritte segnen. Aber ich falle
„in der Jugend, und mein Vater wird in seiner
„Halle erröthen.“

Außer den vielen weitläuftigen pathetischen Auftritten, durchdringt Ossian oft unser Herz durch einen einzelnen unerwarteten Zug. — In der vortrefflichen Unterredung des Hektors mit der Andromache im 6. B. der Il. hat man bemerket, wie viel der Umstand des Kindes auf seiner Wärterinn Armen zum Rührenden dieser Scene beyträgt. In folgender Stelle, den Tod des Cuchullin betreffend, finden wir einen Umstand, der die Einbildungskraft noch heftiger rühren muß. „Und
„ist der Sohn des Semo gefallen? sagte Carril mit
„einem Seufzer! Traurig sind Turas Mauern,
„und Kummer wohnet zu Dunscaich. Deine
„Gattinn ist in ihrer Jugend alleine gelassen. Er
„wird kommen nach Bragela, und sie fragen,
„warum sie weinet. Er wird seine Augen nach
„der Mauer erheben und seines Vaters Schwert
„sehen.

„sehen. Wessen Schwert ist das? wird er sagen;
„und die Seele seiner Mutter ist traurig.

Der Contrast, den Ossian häufig zwischen seinem vorigen und itzigen Zustand machet, verbreitet über seine Gedichte eine gewisse Feyerlichkeit, die auf jedes Herz einen Eindruck machet. Man lese den Beschluß der Gesänge von Selma. Nichts kann poetischer und zärtlicher und eine rührendere Vorstellung von dem ehrwürdigen Barden hinterlassen. „Dieß waren die Worte der Barden in
„den Tagen des Gesanges; wenn der König die
„Musik der Harfen und die Erzählungen andrer
„Zeiten hörte. Die Heerführer sammelten sich von
„allen ihren Hügeln und hörten den liebreizenden
„Klang. Sie erhoben die Stimme des Cona;
„den ersten unter tausend Barden. Aber das
„Alter ist nun auf meiner Zunge, und meine See-
„le wird schwach. Ich höre bisweilen die Geister
„der Barden, und lerne ihre süßen Gesänge. Aber
„das Gedächtniß verliehrt sich in meinem Gemü-
„the: ich höre den Ruf der Jahre: Sie sagen so,
„wie sie vorüber gehen: Warum singt Ossian? bald
„wird er in dem engen Hause liegen, und kein
„Barde soll seinen Ruhm hören. Rollet fort, ihr
„schwarzbraunen Jahre! denn ihr bringt keine
„Freude in euerm Laufe mit. Oeffnet dem Ossian
„das Grab, denn seine Stärke hat ihn verlassen.
„Die Söhne des Gesangs sind zur Ruhe gegan-
„gen. Meine Stimme bleibt zurück, wie ein
„Windstoß, der einsam auf einem Felsen mit See
„umgeben, brauset, nachdem sich die Winde ge-

 „legt.

„legt. Das schwarze Moos pfeifet hier, und die „entfernten Schiffer sehn die wallenden Bäume.“

Ueberhaupt, wenn stark zu fühlen und natürlich zu beschreiben, die zwo Hauptingredienzien eines poetischen Genies sind: so muß man gestehen, daß Ossian dieses im hohen Grade besitzt. Die Frage ist nicht, ob Fehler in seinen Gedichten sind: ob diese oder jene Stelle nicht mit mehr Kunst und Witz durch einen Schriftsteller glücklicherer Zeiten hätte können bearbeitet werden. Tausend solche kalte, elende kritische Grübeleyen entscheiden nichts in Ansehung seines wahren Verdienstes. Sondern, hat er den Geist, das Feuer, die Begeistrung eines Dichters? Spricht er die Sprache der Natur? Erhebt er durch seine Empfindungen? Interessiret er durch seine Beschreibungen? Mahlet er so wohl für das Herz, als für die Einbildungskraft? Macht er, daß seine Leser glühen, und zittern, und weinen? Dieß sind die großen Kennzeichen einer wahren Poesie. Wenig Schönheiten von dieser hohen Art übersteigen ganze Bände einer fehlerlosen Mittelmäßigkeit.

Zum Beschlusse hat D. Blair in einem Anhange die wichtigsten Zeugnisse der angesehensten und glaubwürdigsten Männer unter seinen Landsleuten für die authentische Richtigkeit dieser Gedichte angeführet. Wir haben immer den größten Beweis in ihrem Charakter selbst gefunden, und sind überzeugt, daß man ohne blinde Partheylichkeit schwerlich das Gegentheil behaupten könne.

* * *

III.

III.

Lieder nach dem Anakreon von dem Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern. Berlin und Braunschweig. In Commission der Buchhandlung des Waysenhauses in Braunschweig. 1766. (S. 96.)

Mit einem gefälligen und frohen Lächeln sehen die Musen wieder den deutschen Anakreon hervortreten, und die Leyer in dem reizenden Tone seines alten griechischen Freundes und Lehrers stimmen. O! wenn wir Deutschen ja nachahmen müssen, so laßt uns doch so, wie dieser scherzhafte Dichter, nachahmen, um selbst original zu werden. Wir wollen nichts von dem Vergnügen sagen, das wir bey Lesung dieser Lieder empfunden haben, sondern lieber jedem Freunde des Scherzes und der Freude zurufen:

At tu quicunque es natus meliore palato,
Nectare et ambrosia qui satur esse cupis:
Qui veneres omnes, omnes gustare lepores,
Graji delicias et cupis eloquii:
Qui vis Sirenas Suadaeque audire medullam,
Huc ades, huc aures verte animumque tuum.
Namque his (Cecropio toto si lector Hymetto
Te satiare potes) te satiare potes.

So ladet Henricus Stephanus zur Lesung des Anakreons ein: können wir bey dem Anakreon der Deutschen weniger thun?

Wir wollen den Gaumen unsrer Leser zu reizen die Oden nach der Reihe durchgehen, und bey jeder zeigen, was uns vorzüglich gefällt, doch werden wir auch nicht das Gegentheil verschweigen, wo der griechische Dichter uns einen grössern Beifall abgewinnen sollte. Bey der ersten an die Helden müssen wir gestehen, daß uns die griechische Kürze in dem Refrain angenehmer geschienen:

Ich wollte Kriegeshelden
Und das, was sie gethan
In meine Leyer singen,
Und fieng zu singen an;

Allein die Leyer thönte
Dem Liede viel zu fein,
Von Helden will sie singen
Den Amor ganz allein.

Der kurze Nachsatz im Griechischen

Α βάρβιτος δὲ χορδαῖς
Ἐρωτα μοῦνον ἠχεῖ.

und nach dem zweiten Vordersatze

λύρη δὲ
Ἐρωτας ἀντεφώνει.

Die Leyer tönte viel zu fein, scheint uns unbestimmt und im Gegensatze des vorhergehenden überflüßig: denn kann man deswegen keine Kriegshelden besingen? eben so scheint uns in den andern beyden Zeilen das kleine Wortspiel, das in Kriegshelden und Helden steckt, und auf die Liebeskriege

des Amors anspielt, weniger gefällig, als die naive Simplicität des Anakreons:

> Gern säng ich die Atriden,
> Und gern säng ich den Cadmus,
> Doch meiner Leyer Saiten
> Ertönet nur von Liebe.

In der ersten Strophe hätten wir gern die zweyte Zeile und das was sie gethan in eine andre verwandelt sehen mögen. In der Nachahmung der 2ten Ode an die Schönen, hat der Dichter einen Eingang hinzugethan:

> Wer sahe die Natur erschaffen?
> Wer durfte weigern, was sie gab?
> Wer trotzte Waffen oder Weisheit
> Ihr, oder ihrem Schöpfer ab?

In der That scheint uns diese Moral hier am unrechten Orte zu stehen, da sie weiter kein Verhältniß mit dem Ganzen hat und ohne den mindesten Verlust weggestrichen werden kann: der Anfang des Griechen ist weit naifer, und machet uns durch den unerwarteten Anfang, den Stieren gab die Natur Hörner, den Pferden Hufe, den Hasen Geschwindigkeit in Füßen, wunderbar aufmerksam, wo dieß hinauslaufen wird.

Die 3te Ode ist sehr schön nachgeahmt, und die beyden Zeilen die im Kleinen einen so satyrischen Zug in Beschreibung der Nacht enthalten,

> Wenn Patrioten träumen
> Was Könige nicht thun,

sind des Anakreons astronomischer Beschreibung

Στρέφεται δ' Ἄρκτος ἤδη

Κατὰ χεῖρα τὴν Βοώτου,

weit vorzuziehen: so sind noch verschiedne kleine Züge drinnen, die dem deutschen Liede eine vorzügliche Naivetät geben:

Es ist so kalt, es regnet,
Erbarme dich, Herr Wirth! ꝛc.

Ihm helfen, dacht ich, bringet
Mir Segen in mein Haus:

den Schluß: κέρας ἀβλαβὲς μὲν ἐστι, σὺ δὲ καρδίην πονήσεις. verwandelt der deutsche Dichter glücklich in eine Frage, die die kleine Bosheit des Amors noch weit schalkhafter macht.

Mein Bogen ist noch gut!
Du greifst nach deinem Herzen,
Sprich, ob es wehe thut?

Die Ruhestatt nach der vierten Ode und an die Freunde, nach der fünften Ode sind nicht weniger angenehm. Das letztere führt im Griechischen den Titel an die Rose, und wir glauben, daß ihm auch im Deutschen diese Ueberschrift besser zugekommen wäre, da es sich hauptsächlich mit dem Lobe dieser lieblichen Blume beschäftigt: er beschließt es mit einer kleinen epigrammatischen Wendung, die dem

dem Geschmacke unserer Zeiten mehr, als der griechische Ausgang, gefallen wird:

> Bekränz auch heute mich, du Rose!
> Zu hundert Schönen will ich gehn!
> Die Schönsten dünken sie sich alle,
> Doch nennen sie dich alle schön.

Anakreon will nur mit einem artigen Mädchen, das Haupt mit Rosen umkränzt, einen Tanz aufführen.

Der Schmauß am Friedensfeste ist ein Lied im wahren Geiste des Anakreons gedichtet, ob es gleich keine eigentlich sogenannte Nachahmung ist: dürften wir eine einzige wörtliche Kritik wagen, so wäre es, daß der Dichter in der letzten Strophe Siegeskränze streuen läßt, vielleicht haben es Siegespalmen seyn sollen? Es folgen Amor und der Dichter und an Doris, Nachahmungen der siebenden und achten Ode des Anakreons. In der letzten scheint uns der deutsche Dichter einen Gedanken des Griechischen noch besser genützt zu haben, als es im Original geschehen ist: beyde erzählen einen angenehmen Traum, den sie auf einen Rausch gehabt: sie erwachen beyde und wünschen wieder zu schlafen: der Grieche sagt blos

> Μεμεθυσμένος δ' ὁ τλήμων
> Πάλιν ἤθελον καθεύδειν.

der deutsche Dichter — doch wir wollen unsern Lesern zu gefallen das ganze Liedchen hersetzen:

> Vom Bachus eingeschläfert,
> O Doris, träumte mir,

Von

Von Lalagen, von Phyllis
Und, Engel; auch von dir!

Auf meiner Füße Spitzen
Lief ich dir leise nach,
Und wollte dich erhaschen,
Und plötzlich war ich wach!

O Traum von kurzer Wonne!
Konnt' er nicht länger seyn?
Ich will nur wieder trinken,
So schlaf ich wieder ein.

Glücklich hat er sich hier an die Ursache seines Schlafs

Γεγανυμένος Λυαίῳ
Vom Bachus eingeschläfert

erinnert, welches der Grieche nicht gethan.

Das Gespräch mit einer Taube, nach der neunten Ode ist unstreitig eine der schönsten Nachahmungen; so wie es auch eines der schönsten im Anakreon selbst ist: er läßt sich die Taube von seinem Freunde Utzen zugesandt werden, und man kann einen nicht leicht delikater loben, als hier nach Anleitung des Anakreons geschehen ist.

Amor von Wachs und der Greiß nach der zehnten und eilften Ode. Dürfen wir es sagen, so gefällt uns der Plan von des Griechen letztern besser: die Mädchen, sagt er, sprechen: Anakreon, du bist alt, nimm einmal einen Spiegel und besiehe deinen kahlen Kopf: es kann seyn, ich weiß davon nichts, aber das weiß ich, daß ein Alter um desto

mehr

mehr sein Vergnügen nützen muß, je näher er ist, dasselbe zu verliehren. Der deutsche Dichter sagt:

Da stehen Sie, die Schönen
Um mich und sehn mich an!
Und scherzen mich, und sagen:
Du bist ein alter Mann!
Sie hohlen einen Spiegel
Und sagen: Sieh einmal,
Hier oben auf der Scheitel;
Ist ja dein Kopf schon kahl!
Ich aber sag: Ihr Kinder!
Was weis ich, ob es ist?
Ich weis, daß sich ein Alter
Verjünget, wenn er küßt.
Daß ihm es Ehre bringet
Wenn er euch liebt, wie ich?
Die Frömmste von euch allen,
Ihr Schönen, küsse mich.

Die beyden letzten Zeilen gehören eigentlich nicht zur Antwort auf den Vorwurf, und der Schluß, den Anakreon machet, scheint natürlicher. Ein kleiner grammatikalischer Fehler ist es, wenn der Herr V. sagt: Und scherzen mich, so wie in einem andern Liede vorkömmt:

Wer kann vorüber gehen,
Der nicht hinsetzen muß.

Wir sehen nicht gern solche Freyheiten durch Dichter autorisiren, die ein gewisses Ansehen haben. In der folgenden an die Hausschwalbe nach der zwölften Ode hätten es vielleicht die Leser lieber gesehen, wenn Hr. Gl., wie Anakreon von seinem Bathyll, von seinem Mädchen geträumet hätte, wenigstens ist

ist es von einem jovialischen Dichter schon zu erwarten. Anakreon läßt seinen Leser rathen, worinnen der schöne Traum bestanden habe, um den ihn die geschwätzige Schwalbe gebracht hat: in Deutschen sieht er darinnen

— — Lorbeerbäume,
Hoch und niedrig, jung und alt,
Machten einen schönen Wald.
Quellen murmelten in Menge,
Sichtbar war des Waldes Geist,
Und unsterbliche Gesänge
Sangen Friedrich, Uz und Kleist.

Die folgenden vier Oden sind wieder sehr glückliche Nachahmungen, von denen sich die letzte, an den Preußischen Grenadier, den Verfasser der Kriegslieder vorzüglich ausnimmt. In dem Liede an des Königs Waffenschmidt, wollen wir nicht fragen, ob die Waffenschmiede Trinkgeschirre machen, oder ob aus den Waffen der Feinde welche zu machen sind? es bleibt allezeit eine artige Idee —

Bey Zusammenhaltung der Nachahmung der achtzehnten Ode an den Goldschmidt, Herrn Lieberkühn, gefallen uns die Gemälde des Anakreons besser. Wir sehen den Frühling, wie er alles mit Rosen schmückt, Bacchus und Cytheren mit den Hymenäen tanzend, unter einem dichten und vollen Weinstocke die lächelnden Grazien und entwafneten Liebesgötter, und den Apollo selbst unter

liebens-

liebenswürdigen Knaben spielen. Der Herr W. läßt seinen Künstler drauf arbeiten

— einen Gott des Friedens,
Mit einem Myrthenkranz.
Ein Fest der frohen Götter,
Und einen Schäfertanz.
Es tanze seine Freude
Der Jüngling und der Greis;
Geführt von einem Amor,
In einem Nymphencreyß!
Ein Pan, bey seiner Heerde
Gelagert, freue sich
Des überwundnen Wolfes,
Der Pan sey Friederich!
Er kehrt ein Friedensstifter ꝛc.

Wir müssen bey dieser Gelegenheit gestehen, daß wir gewünschet hätten, der Herr W. hätte seine reitzende Nachahmungen hin und wieder weniger local eingerichtet: er wird zwar freylich blos für preußische Mädchen gesungen haben: wir sind aber so menschenfreundlich, daß wir dem ganzen Mädchenchore aller Nationen und Zeiten gegönnt hätten, an dem Vergnügen dieser Lieder Theil nehmen zu können: bey der ersten Strophe:

Mach einen Friedensbecher,
Du, großer Künstler! auf!
Bild aber ihm zur Zierde
Nichts Trauriges darauf.

würde durch eine leichte Aenderung ein kleines Mißverständniß in den Worten mach — auf haben

können

können vermieden werden, ungeachtet die Folge den Sinn erkläret. Die beyden letzten Zeilen in der folgenden Strophe

> Hier hätten diese Bilder
> Nicht ihren rechten Ort.

möchten wir gern wegstreichen, weil sie die Strophe matt machen.

In der folgenden Ode an seinen Freund: scheint unsers deutschen Dichters Schluß dem Vorwurfe weniger angemessen, als des Griechischen seiner; dieser singt:

> Die schwarze Erde trinket
> Und diese trinkt der Baum:
> Es trinkt das Meer die Lüfte,
> Die Sonne trinkt das Meer;
> Es trinkt der Mond die Sonne. —
> Was zankt ihr Freunde denn,
> Wenn ich zu trinken wünsche?

Die Nachahmung lautet:

> Ein Weiser und ein Trinker
> Gehört zusammen! Kaum
> Läßt der Begriff sich trennen!
> Schwarz Erdreich trinkt der Baum,
> Das Meer trinkt kühle Lüfte,
> Die Sonne trinkt das Meer,
> Der Mond die Sonne. Knabe!
> Hol uns zu trinken her.

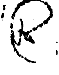
Ein

Ein Weiser und ein Trinker,
Gehört zusammen, Freund.
Das ist so klar, wie alles,
Worauf die Sonne scheint.

Der Vergleichungsgrund läßt sich nicht wohl einsehen, der zwischen den angeführten Objekten, und dem Weisen und dem Trinker ist. — Doch bald hätten wir vergessen, daß der Herr V. nachahmen, und nicht übersetzen gewollt, daß er, der vom Geiste des Anakreon durchdrungen ist, mit Fleiß von der griechischen Simplicität bisweilen abgewichen ist, um sich mehr nach dem Geschmacke unserer Zeiten zu richten, daß er endlich seine gute Ursachen müsse gehabt haben, wenn er uns für die Schönheiten des Anakreons, die er so gut fühlet und kennet, als wir, und vielleicht weit besser, andre zu geben gesucht hat: wir gehen daher von unserm ersten Vorsatze ab, auch mit den übrigen Vergleichungen anzustellen: genug, die Leser werden ihre Erwartungen nicht nur erfüllet, sondern leicht übertroffen finden.

IV.

Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie — mit beyläufigen Erläuterungen verschiedner Punkte der alten Kunstgeschichte; von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil. Berlin bey Chr. Friedr. Voß 1766. gr. 8. 298 S.



Die ernste und edle Einfalt, mit welcher diese Schrift selbst abgefaßt ist, bemeistert sich ei-

nes Lesers selbst viel zu sehr, als daß wir eine Anzeige derselben mit der gewöhnlichen Begeisterung eines Recensenten, der die Güte und den Werth seines Buchs fühlt, oder zu fühlen glaubt, anfangen könnten; ungeachtet wir uns lange nicht erinnern, ein Buch von unsern Landsleuten in die Hände genommen zu haben, daß diese Ausbrüche von Glückswünschungen für unser Vaterland und Lobserhebungen des Verfassers eher zu entschuldigen scheinen könnte.

Wenn, dem Ausspruche des Simonides zufolge, die Mahlerey eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Mahlerey ist, so erfordert dieß große Einschränkung. Denn von der Wirkung kann es vielleicht gelten, aber nicht von der Wahl der Gegenstände, noch von der Art der Ausführung. Spence in seinem Polymetis, und der Graf Caylus, in seinen Tableaux tirés de l' Iliade &c. haben hieran gar nicht gedacht, und vor und nach ihnen andere, welche der Mahlerey und Poesie ganz einerley Feld, und eben dieselbe Bahn in diesem Felde, angewiesen haben. Dieß hat nicht nur Kunstrichter zu falschen Urtheilen über Werke der Dichter und Mahler bey einem gemeinschaftlichen Gegenstande, sondern auch Künstler selbst verführt. „Sie hat, sagt Herr L., in der „Poesie die Schilderungssucht, und in der Mahle„rey die Allegoristerey erzeuget, indem man jene „zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne „eigentlich zu wissen, was sie mahlen könne, und „solle, und diese zu einem stummen Gedichte,

„ohne

„ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie „allgemeine Begriffe ausdrücken könne. —

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen hat vornehmlich Herr L. entgegen zu arbeiten gesucht. Für eine Universität hat er nicht geschrieben; denn sein Werk ist nicht systematisch abgefaßt; es ist also kein academisch Lesebuch, und eben darum ist es desto besser. Aber fehlt es deßwegen an Ordnung? an Deutlichkeit? an Gründlichkeit? Nichts weniger. Herr L. führt uns auf Grundsätze zu, wenn uns andere davon abführen. Was er mit einem allgemeinen Satze anfangen konnte, z. E. alles, was sich vom Ausdrucke der Schönheit, dem höchsten Gesetze der bildenden Künste, entfernt, kann ein tauglicher Gegenstand der Poesie, aber nicht der Mahlerey, seyn; dieß entwickelt er uns mit ungleich größerer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit an einem der wichtigsten Beyspiele und durch wichtige Betrachtungen, die er dabey anstellt.

Beym Virgil Aen. II. v. 222. erhebt der mit seinen Söhnen von Schlangen umschlungene Laokoon ein gräßliches Geschrey: Clamores simul horrendos ad sidera tollit: Hingegen an der Gruppe vom Laokoon öffnet sich der Mund mehr zu einem ängstlichen Seufzen, so wie sich überhaupt der Schmerz an dem Gesichte und in der ganzen Stellung mit keiner Heftigkeit und Wuth zeiget. Herr Abt Winkelmann von der Nachahmung der griechischen Werke, S. 21. 22. scheint hierinnen Virgils Art des Ausdrucks zu mißbilligen, hingegen erhebt er den Ausdruck des griechischen

Künstlers desto mehr; sein Laokoon zeige mitten im Schmerz die große und gesetzte Seele; er leide, wie des Sophokles Philoktet. Denn edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke sey überhaupt das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst. Dieß letztere hat seine Richtigkeit; die bemerkte Verschiedenheit zwischen dem Virgil und zwischen der griechischen Gruppe auch. Allein die angegebene Ursach, die Folgerung daher und der Tadel Virgils? Dieß wird nun der Gegenstand der Untersuchung.

Nach der Denkungsart der alten Griechen, konnte das Schreyen bey einem großen körperlichen Schmerze gar wohl mit einer großen Seele bestehen — Dieß bestätigen Beyspiele aus dem Homer, selbst des Sophokles Philoktet. Nur uns verbieten Höflichkeit und Anstand, Geschrey und Thränen. „Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen „Weltalters, hat sich bey uns in eine leidende ver„wandelt“ ist der sententiöse Gedanke Herrn L. — Wenn der Künstler also im Marmor das Schreyen nicht hat ausdrücken wollen, so kann ihn der Ausdruck einer großen Seele nicht davon abgehalten haben, S. 1-9. Aber wohl kann ihm dieß das höchste Gesetz der bildenden Künste, die Schönheit, verboten haben, weil sich mit ihr in der Vorstellung des körperlichen Schmerzes, die heftige Verzerrung der Gesichtszüge nicht verträgt, durch welche sich das Schreyen ausdrücken würde. Der Grieche wollte aber leiden mit Schönheit ausdrücken. II. S. 9-22.

S. 9-22. Von diesem Geiste des Schönen, und zwar des Idealschönen, welcher die griechischen Künstler belebte, werden hier die lesenswürdigste Bemerkungen vorausgeschickt, welche wir gern, wäre es auch nur verkürzt, zeigten, wenn nicht das Amt eines Recensenten erfoderte, die Hauptideen zu verfolgen. Doch zwo können wir nicht vorbeygehen. Bey den Alten waren die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen; und dieß mit Recht, wegen ihrer sittlichen Einflüsse, S. 13. 14. Den Müttern der alten Helden hat so viel von Schlangen geträumt — Kein Wunder, sie sahen den Tag über die schönen Bildsäulen und Gemählde eines Apollo, Bacchus, Merkurs u. s. w. welche selten ohne eine Schlange waren — S. 14. 15.

Ein andrer Bewegungsgrund, welcher sich für die Wahl des Ausdrucks beym griechischen Künstler anführen läßt, ist, weil er dem Auge nicht das Aeußerste vom Schmerze zeigen konnte; was hätte die Einbildungskraft dann noch zu denken übrig behalten? „Wenn Laokoon seufzet, kann ihn die Ein„bildungskraft schreyen hören; wenn er aber schreyet, „so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stu„fe höher noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn „in einem leichtern, folglich uninteressantern Zu„stande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, „oder sie sieht ihn schon todt.“ III. S. 23-25. Und zur dieser Bemerkung, wie wichtig die Wahl des Augenblicks in der Vorstellung, selbst des äußersten Affekts ist, deucht uns, gehören eigentlich eine Seite nachher, S. 26. 27. 28. die angeführ-

ten Beyspiele der Medea und des Ajax des Mahlers Timomaches.

Eine andre Ursache, wider die sich weniger, deucht uns, als vielleicht gegen die vorherstehende, einwenden läßt, wird angeführt: da der Augenblick, welchen der Künstler ausdrückt, eine unveränderliche Dauer erhält, und also nichts ausdrücken kann, was sich nicht anders als bald vorübergehend denken läßt, so läßt sich das Schreyen, eben so wenig als das Lachen, mit Anstand ausdrücken, weil das Anhaltende in der Nachahmung eine beleidigende Vorstellung machen würde, S. 25. 26.

Gedachte Ursachen, welche in den nothwendigen Schranken der Kunst gegründet, welche zugleich in Säze gezogen sind, wendet hierauf Herr L. auf die Dichtkunst an, und zeigt, daß keiner von ihnen beym Virgil Statt fand. Denn körperliche Schönheiten sind eine von den geringsten Eigenschaften, die ein Dichter seinen Personen beylegt, und ein Dichter hat auch hierinnen weniger Vortheile, als der Künstler. Bey dem Dichter gehet ferner die Handlung fort, und er ist nicht auf einen Punkt eingeschränkt; es ist auch keine so bleibende Vorstellung, wann ihn der Dichter schreyen läßt, daß wir uns ein immer offenstehendes Maul und ein kindisches oder ein gräßliches Geschrey denken müßten. Hingegen macht beym Dichter das Schreyen allerdings das unerträgliche Leiden kennbar. Bey ihm konnte also Laokoon schreyen, wenn ihn der Künstler nicht durfte schreyen lassen, IV. S. 29. 31.

Aber

Aber wenn Virgil als ein erzählender Dichter diesen Ausdruck des Schmerzens sicher anbringen konnte, findet eben dieß auf der Bühne, in einem Drama Statt? Hat Sophokles den Philoktet mit Anstand vor Schmerzen brüllend einführen können? Die Bedenklichkeiten dawider, die Beantwortung, und die Aufsuchung alles dessen, wodurch Sophokles der widrigen Wirkung des Schreyens vorgekommen, ist, daß er just eine Wunde zur Ursache des Schmerzens wählt, daß er ihn mit viel andern empfindlichen Uebeln verbunden hat, daß Philoktet den Haß gegen seine Feinde, und die Liebe gegen seine Freunde behält; und daß der Zuschauer selbst die Nebenpersonen, besonders Neoptolem, durch den Ausdruck des Schmerzes im Schreyen gerühret sieht, alles dieß, nebst der Bestimmung des Schreyens des Herkules bey eben dem Sophokles verdienet, vorzüglich S. 31 - 49. nachgelesen zu werden. Wie viele Schriftsteller, zumal unter den Franzosen, haben den ausgebreitetsten Ruhm als Kunstrichter des Geschmacks, die nicht den hundertsten Theil dieses Scharfsinns und der feinsten Einsicht in das menschliche Gefühl, und die Kunst im Ausdrucke gezeiget haben.

Wenn der Virgilische Laokoon in einem Stücke vom Laokoon des Künstlers unterschieden ist, so kommen sie beyde in einigen andern überein. Nun fragt es sich, welcher von beyden dem andern nachgeahmt habe. Die möglichen Fälle sind, daß entweder der Grieche den römischen Dichter, oder daß dieser jenen, oder daß keiner von beyden den an-

dern nachgeahmt habe. Die ersten beyden Fälle sind verschiedentlich von einem und dem andern Gelehrten angenommen worden; Herr L. aber füget mit Recht den gedachten dritten Fall hinzu, und erweitert ihn dahin, „daß beyde aus einerley ältern Quelle geschöpft haben können.“ Doch möchten wir der letzten Möglichkeit gern noch mehr Umfang geben, daß wir nicht gerade einerley Schriftsteller, oder Kunstwerk annehmen, das beyde vor Augen gehabt haben müssen. Es ist dieß so oft der Fall in mythischen Erzählungen oder Vorstellungen, zumal in solchen, die von sehr vielen sind behandelt worden, daß man die Spuren, so zu sagen, von ordentlichen Geschlechtsfolgen zweyer und mehrerer ganz verschiedener Ausführungen einerley Gegenstands oder Subjects antrifft, von denen die jüngern griechischen oder römischen Dichter bald der einen bald der andern Manier gefolget sind, und sie jeder wiederum auf eine eigne Art, mit Hinzufügung oder Weglassung einiger Umstände, verändert haben. Konnte nicht schon der Laokoon unter den Griechen auf verschiedene Weise bearbeitet worden seyn; sowohl Virgil, als der Künstler der griechischen Gruppe, konnten mehr als eine Vorstellung vor sich haben, die sie vielleicht selbst wieder nach ihren Absichten veränderten? Daß wir keine andre Vorstellungen, außer jenen beyden, von eben der Geschichte übrig haben, entscheidet nichts. Doch „wir haben noch eine beym Quintus Calaber; und „diese ist verschieden von erstern beyden;“ allein wer sagt uns denn, daß diese, die unter den Grie-

chen

chen insgemein angenommene, oder wie es S. 77. heißt, die griechische Tradition gewesen ist? Herr L. scheint es aus einem Vers des Lykophron bestätigen zu wollen, wo die Schlangen das Beywort Kinderfresser führen. Allein hiebey ist wohl noch viel in Gedanken vorausgesetzet, um des Quintus Art der Erzählung in diesem Beyworte zu finden. Doch Herr L. sagt dieß vielleicht mehr in einer angenommenen Person. Denn er nimmt die erstern beyden Fälle, daß der Bildhauer den Dichter, oder dieser jenen nachgeahmt habe, einen nach dem andern, als möglich an, und untersucht, was sich vor und wider einen und den andern sagen läßt; eben dieß ist die beste, und den Socratischen Schriftstellern eigne Methode, auf die wahre Spur zu kommen, man sehe V. VI. S. 50-77. eine vortreffliche Stelle, die wir den Lesern nicht genug empfehlen können, und welche die feinsten Beurtheilungen sowohl der Vorstellung im Dichter, als vom Künstler enthält. Die umschlingenden Windungen der Schlange, um Vater und Söhne unter einen Knoten zu bringen, die an ihnen freygelaßnen Arme, S. 60. das Unbekleidete des Körpers, sind alles feine Bemerkungen. Daß der Dichter den Künstler sollte nachgeahmt haben, findet Herr L. ganz unwahrscheinlich, und ist mehr geneigt, anzunehmen; daß der Künstler den Dichter vor Augen gehabt habe. S. 67-77.

Wenn der Dichter und der Künstler einerley Gegenstand auszudrücken suchen, so kann es nicht fehlen, ihre Nachahmungen, der Gegenstand mag

nun ein Werk der Natur oder der Kunst seyn, müssen oft übereinstimmig ausfallen: ohne daß man zu sagen berechtiget ist, einer habe den andern copirt, und ohne daß man zu Folgerungen fortschreiten kann, die man daher für die Kunst oder die Poesie macht. Hievon nimmt Herr L. Veranlassung, S. 80. f. eine scharfe, aber gerechte Kritik über des Spence Polymetis anzustellen, wo es recht zur Absicht gemacht ist, nicht nur Uebereinstimmungen der alten Kunstwerke und Dichter, sogar bis in den kleinsten Umständen, zu finden, sondern auch die Nachahmung des einen oder des andern Theils daher zu folgern, und Sätze daraus zu schließen, welche dem Wesen der bildenden Künste ganz unangemessen sind. Von dieser Art ist die vollkommne Aehnlichkeit, die er zwischen der Mahlerey und Poesie überhaupt fest setzen will, und die ihn auf so viele Abwege bringt; als wenn er in einer poetischen Beschreibung nichts will gut heissen, was nicht in einem Gemählde, oder an einer Statue vorgestellet werden könne. Hievon führt Herr L. S. 94. verschiedne augenscheinliche Beyspiele an; als da Spence verlegen wird, Ursache anzugeben, warum die Dichter den Bacchus so oft mit Hörnern vorstellen, und die Bildkünstler nicht. Herr L. findet die wahre Ursache darinnen, daß die Hörner für die Kunstwerke von übler Wirkung gewesen seyn würden; und hierinnen sind wir völlig mit ihm eins. Aber wenn er sagt: „die Hörner des „Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie an „den Faunen und Satyren; sie waren ein Stirn-

„schmuck,

„schmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte“ so bitten wir um Erlaubniß, hieran noch zweifeln zu dürfen. Der Kopf im Königl. Kabinet zu Berlin, beym Beger Thes. Brandenb. Vol. IV. p. 242. wo die Hörner am Diadem befestiget seyn sollen, macht die Sache noch nicht aus. Die Vorstellung des Bacchus mit Hörnern, schreibt sich weder von Künstlern, noch von Dichtern her, sondern allem Ansehen nach aus der orphischen Theologie, und ist ein blos symbolischer Ausdruck eines Attributs dessen, was man unter dem Bacchus verstand. Eben aus dieser Lehre, die noch in der Bildersprache vorgetragen war, stammt das zweygestaltet, ein ander Beywort des Bachus her: δικερωτα, διμορφον, wird verbunden in den Orphischen Gesängen, Hymn. 29, 3. Die Erklärung, welche Diodor IV. 5. angiebt, ist von neuern Grammatikern, welche von diesem allen keine Begriffe hatten; wie sich solches durch die ganzen ersten Bücher des Diodors äusert.

Wiefern Dichter und Künstler in der Vorstellung der Götter von einander abgehen können, wird ein andrer Fall S. 98. f. gefolgert; nehmlich, oft sind die Götter dem Künstler bloße personificirte Abstrakte, bey dem Dichter hingegen wirkliche handelnde Wesen, oder wenn sie solches beym Künstler auch sind, so müssen ihre Handlungen wenigstens ihrem Charakter nicht widersprechen.

Ein anderer Fall der Verschiedenheit wird selbst aus einer Art der Uebereinstimmung unter ihnen abgeleitet. Dem Künstler konnte oft Religion,

Eigen-

Eigensinn derer, für die er arbeitete, und andre äusserliche Ursachen, zwingen oder verleiten, von seinem höchsten Gesetze, der Schönheit, abzugehen. So konnte in Tempeln ein Bacchus mit Hörnern stehen, aber der sich überlaßne Künstler stellte ihn nicht so vor. Es sollten also, einer sehr feinen Erinnerung des Herrn L. zufolge, dergleichen geheiligte, zu gottesdienstlicher Verehrung bestimmte Bilder unter den noch vorhandnen Antiken, von denen eigentlichen Kunstwerken abgesondert, und dieser Nahme nur denjenigen gegeben werden, bey welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeiget, und bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen ist. S. 104.

Der Künstler konnte sich also den Religionsbegriffen mehr oder weniger unterwerfen. Auch vom letztern Fall werden, wider Spence, Beyspiele an der Vesta angeführt, S. 108.

Noch zwey Bemerkungen, welche die Grenzen zwischen der Mahlerey und Dichtkunst sichtbar machen: X. S. 113. Wenn von abstrakten Wesen, die personificirt sind, als moralische Kräfte, Tugenden, die Rede ist, so ist es dem Dichter hinlänglich, sie durch ihre Nahmen und Handlungen zu charakterisiren. Dem Künstler hingegen fehlen diese Mittel, er muß sie also durch beygefügte Sinnbilder kenntlich machen. Eben dadurch werden sie zu allegorischen Figuren gemacht. Folglich darf es uns nicht wundern, wenn sich der Dichter so wenig bey diesen Sinnbildern aufhält, die nur die bildende Kunst nöthig hat. Eine andre Art von Attri-

tributen, welche poetische können genennt werden, so wie jene die allegorischen, müssen schon häufiger vom Dichter gebraucht werden, nemlich, wenn sie zur Handlung dienen, als Apolls Leyer, Herkules Keule. Bey dieser Gelegenheit wird eine gegründete Kritik über die allegorische Stelle beym Horaz I. B. der Oden, 35, 17-20. beygebracht, S. 118. Doch im Allegorisiren ist überhaupt Horaz ein paarmal zu weit gegangen. Man s. 1 B. Od. 14. O Nauis, referent &c.

Nun gehet Herr L. XI. S. 119. zu einem zweyten Hauptunterschiede, zwischen der Mahlerey und der Poesie fort, der sich auf alles, was in Dichtern Beschreiben, Schildern, Mahlen, heißt, beziehet. Aber auch dieß geschieht unmerklich und blos durch Anleitung einiger Betrachtungen, die er über verschiedene Gedanken des Grafen Caylus anstellet, welche letzterer in seinen Tableaux tirés d' Homere et de Virgile geäußert hat. Seine Vorschläge, Vorwürfe zu Gemählden aus dem Homer zu sammlen, findet Herr L. bey weitem nicht so wichtig, noch so thulich, als man sie gemeiniglich ansieht, und zwar aus zween Gründen, die er vortrefflich entwickelt; einmal, weil die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs bey weitem nicht das vornehmste ist, was wir von dem Mahler verlangen; und zweytens, weil ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst ungemein befördert und erweitert. Da ferner Homer zweyerley Gattungen von Wesen und Handlungen bearbeitet, sichtbare und unsichtbare, so kann die Mahlerey nur die erstern

drücken, und in vermischten Handlungen müssen viele einzelne Theile, die von unsichtbaren Wesen herrühren, wegbleiben; es müssen die charakteristischen Züge verlohren gehen, durch welche sich die höhern Wesen über die niedern erheben, S. 126. — Selbst das Unsichtbarseyn der Götter macht in der Vorstellung Schwierigkeit. Die Mahler haben zwar aus dem Homer eine dünne Wolke entlehnt, um eine Person unsichtbar zu machen. Allein, fährt Herr L. S. 137. fort, beym Dichter ist das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart, für unsichtbar machen. Es kann dieß seyn, und es ist auch also; allein kann deßwegen die Mahlerey diese Vorstellung nicht eben sowohl in ihrem Sinne brauchen, so bald es für sie schicklich ist? Da sie sich einmal in der Unvermögenheit befindet, das Unsichtbarseyn anders auszudrücken, so würde es schon daher als ein conventioneller Ausdruck angenommen werden müssen; doch dieser Ausdruck hat auch, entweder durch die Gewohnheit, oder aus andern Ursachen, eine Art der Täuschung an sich, daß wir auf das Unwahrscheinliche, das drinnen liegt, nicht denken. In der That giebt man zwar hierunter zu, daß der Ausdruck des Unsichtbaren eigentlich nicht innerhalb den Grenzen der Mahlerey liegt; allein es deucht uns doch, wo von Täuschung und Illusion die Rede ist, werden die Gründe eines kalten Nachdenkens ein wenig verschwendet, S. 137-141.

Endlich schreitet Herr L. zum Hauptunterschiede zwischen dem Ausdrucke der Poesie und Mahlerey fort.

Hand-

Handlungen, welche fortschreiten, deren verschiedne Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit eräugnen, sind ein der Dichtkunst eigenthümlicher Vorwurf; Handlungen aber, deren verschiedne Theile sich neben einander im Raume entwickeln, gehören eigenthümlich für die Mahlerey. Diesen Grundsaz bestätigt, entwickelt, erläutert Herr L. auf eine ihm eigne gründliche Art, und aus ihm folget, daß im Homer und in einem jeden guten Dichter vortreffliche Gemählde vorkommen können, welche der Mahler nicht nutzen kann; daß hingegen der Mahler Gemählde aus denselben ziehen kan, wo die Dichter selbst keine Gemählde, oder sehr leichte Züge angebracht haben, mit einem Wort, daß Dichter ganz anders, und oft andre Gegenstände mahlen, als Artisten; und daß folglich der Satz grundfalsch ist, dem zufolge aus den Gemählden, zu welchen ein Dichter Stoff giebt, auf das mahlerische Talent des Mahlers geschlossen werden könne. Wir verweisen unsre Leser auf die Ausführung selbst: XIII. S. 142. besonders S. 152. f. Aber den besondern Werth des Grundsatzes, daß blos Handlung der Hauptvorwurf der Poesie ist, als worinnen sich eben die große Manier des Griechen äußert, den Werth dieses Grundsatzes in Ansehung zweyer wichtiger Folgerungen können wir nicht unterlassen anzuzeigen: Einmal fließt hieraus die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter; gehäufte Beywörter würden nicht mahlen, sondern die Einbildungskraft ermüden oder verwirren; zweytens entwickelt sich hieraus die ganze Lehre von der Untaug-

lichkeit

lichkeit der descriptive Poetry, und die Gründe derselben, von denen es sonst so schwer wird, sich Grund anzugeben. Die Poesie kann uns, vermöge der Natur ihrer Zeichen und Mittel des Ausdrucks, nicht mit Lebhaftigkeit und bis zur Täuschung Gegenstände vorstellen, die in einem Raume neben einander stehen, und sich dem Auge auf einmal entdecken; und die sie hingegen blos nach und nach vorstellen kann. Diese ist unstreitig eine von den wichtigsten, die Herr L. eröfnet hat: S. 155. —

Da Herr L. aus dem Homer erwiesen hat, daß er seine Beschreibungen und Gemählde stets so einrichtet, daß sie in eine Handlung verwandelt werden, indem nicht die schon entstandnen Sachen, sondern ihre Entstehung erzählet wird; er beschreibt, z. E. nicht den Wagen der Juno, sondern läßt ihn durch die Hebe Stück vor Stück zusammensetzen; so kömmt sehr natürlich die Reihe an das Schild Achills, und auch an diesem zeigt Herr L. eben den Kunstgriff des Dichters, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln. Nicht der verfertigte Schild wird beschrieben, sondern die Verfertigung. Diese einzige Betrachtungsart ist dem Homer vortheilhafter, und verräth mehr Scharfsinn, als was von Pope und in einer deutschen Schrift im III. B. 1. St. der Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften, zur Entschuldigung Homers angeführt worden ist. Virgil ist hierinnen weit hinter dem Homer, denn sein Schild des Aeneas wird wirklich blos beschrieben, und zwar vom

Dich-

Dichter, so daß die Handlung mittlerweile stille steht, und eine Episode angebracht wird, die mit dem übrigen gar keine Verbindung hat. Was würde Herr L. erst von des Hannibals Schild beym Sillius Italicus, im zweyten Buch, V. 412. f. sagen, wenn es ihm beygefallen wäre.

Wenn wir den XVI. Abschnitt ein wenig zu metaphysisch finden, soviel er auch dem Scharfsinne des Hrn. V. Ehre macht; so ist vielleicht unser Geschmack daran schuld. Wir können aber nicht läugnen, daß wir nicht gern bey einem Gegenstande der schönen Künste Psychologie lesen, und überdieß scheint es uns, daß derjenige, der die ganze Frage beym Schlusse des vorigen Abschnitts nicht verstanden hat, schwerlich das folgende lesen dürfte.

Im neunzehnten Abschnitte folgen noch einige Kritiken, über das Schild des Homers und des Boivins Zeichnung desselbigen. Herr L. glaubt, Boivin habe zu viele besondre Gemählde, die er auch von zwölfen auf zehen reducirt, auf demselben gefunden, und nicht bemerkt, daß der Künstler nur einen einzigen, aber so prägranten Augenblick gewählt, daß das Vorgehende und Folgende daraus verstanden werden muß; der Dichter hingegen, eben dieß Vorgehende und Nachfolgende zugleich mit hat ausdrücken müssen. Wir sind überzeuget, daß ein Künstler in Ausfertigung dieses Schilds sich so verhalten müssen, aber wir zweifeln, ob Homer diese feinen Begriffe vom Unterschiede der Dichtkunst und materiellen Vorstellung in einem Basrelief gehabt, und daß er bey sich so gedacht habe: als Dichter, führe er eine ganze

Reihe von Handlungen an, welche Vulkan, als ein vollkommner Artist, auf dem Schilde nur durch einen interessanten Augenblick angegeben haben würde. Wie nachher Herr L. selbst eingesteht, kann Homer von der Mahlerkunst zu seiner Zeit noch keine sehr feinen Begriffe gehabt haben.

Körperliche schöne Gegenstände kann die Poesie am wenigsten vortheilhaft vorstellen. Die Wirkung davon muß schwach seyn, da die verschiednen Theile aus deren Uebereinstimmung die Schönheit entsteht, im Gedicht sich nicht auf einmal übersehen lassen, sondern nur einzeln und nach und nach. Der Saz, den andere auch eingesehen haben; (denn die Erfahrung giebt ihn gar zu leicht an die Hand, nur den Grund haben andere nicht anzugeben gewußt. Dubos Refl. T. I. Sect. 13.) der Saz also wird durch Alcinens Schilderung aus dem Ariost, als ein deutliches Beyspiel, erläutert. Homers und Virgils Geschicklichkeit im Unterlassen, im Nichtthun, wo sich nichts mit Vortheil thun läßt, und der Kunstgriff Anakreons im Gemählde seines Mägdchens und des Bathylls wird entwickelt. XX. Abschnitt.

Allein, die Poesie weiß ihr Unvermögen in diesem Stücke durch mehr, als einen Kunstgriff zu ersetzen. Sie druckt die Schönheit durch ihre Wirkung und den Eindruck aus, den sie macht. Z. E. Helena beym Homer V. 156 - 158. Sie verwandelt ferner die Schönheit in Reiz dadurch, daß sie dieselbe in Bewegung setzt. XXI.

Hin-

Hingegen mißglückt es der Mahlerey, wenn sie Schönheit durch die Wirkung ausdrücken will. Herr L. zeigt es an dem vom Caylus, aus der angeführten Stelle Homers, vorgezeichneten Gemählde der Helena. Gierige Blicke, staunende Bewunderung soll sich auf den Gesichtern der kalten Greise zeigen. Wie lächerlich, wie ekel würde die Aussicht dieser alten Susannenbrüder seyn! Die Helena hingegen stellt er verschleyert auf, so wie sie der Dichter eingeführt hatte. Man denke sich die Wirkung im Gemählde hievon in der Vergleichung mit der Helena des Zeuxis, die nackt da stand. Aus dem allen bestätiget sich nicht nur der Unterschied zwischen dem, was Poesie, und was Kunst leisten kann, immer mehr und mehr; sondern es wird auch offenbar; Homerische Nachahmung bey einem Artisten ist nicht, ihm eben seine Gemählde abborgen, sondern sich den Geist Homers eigen machen, die Einbildungskraft mit seinen erhabenen Zügen anfüllen, denken, und sehen, wie er, u. s. w. Man sehe S. 224-226. auch die beyden feinen Betrachtungen über des Phidias Jupiter, und den Apollo im Belvedere, mit der sinnreichen Erklärung der Stelle aus dem Homer, Il. γ. 210. 211. S. 227-231.

Häßlichkeit kann der Dichter eher ausdrücken. Man sieht es an Homers Thersit, weil durch Herrechnung der einzelnen Theile und Ingredienzien der Häßlichkeit ihre Wirtung nicht so vereitelt wird, wie bey der Schönheit; nach dem höhern Grundsatze der Empfindung, daß das Widrige allezeit leichter,

wo nicht mächtiger, auf unser Gefühl wirkt, als das Angenehme. Auch braucht der Dichter das Häßliche, um die vermischten Empfindungen des Lächerlichen und des Schrecklichen hervorzubringen. Man verfolge mit seinen Gedanken die feinen Betrachtungen über diese beyden Empfindungen, S. 233-238. Der Mahler kann sich des Häßlichen der Formen nicht mit gleichem Vortheile bedienen; es bleibt allzeit, auch in der Nachahmung, beleidigend, und stört das Vergnügen, das auch sonst die Kunst des Artisten gewährete. Die Ursachen liegen darinnen: Bey der Nachahmung der Häßlichkeit lösen sich die unangenehmen Empfindungen in keine angenehmere durch die Erinnerung auf, daß es eine bloße Vorstellung sey; häßlich bleibt häßlich, so wie Ekel Ekel bleibt, es mag der Gegenstand wirklich oder nachgeahmt seyn. Auch zu Erreichung des Lächerlichen oder Schrecklichen, ist die Beymischung der häßlichen Formen nicht ganz so bequem in der Mahlerey, als in der Poesie; das Häßliche erscheint im Gemählde in seiner ganzen Kraft, durch die Coexistenz der Theile, und weil die Vorstellung bleibend und fortdaurend ist, so behält endlich der Abscheu die Oberhand. Einen zweyten Grund, warum die Häßlichkeit der Formen kein Gegenstand für die schöne Kunst ist, findet Herr L. in der Natur der Empfindung des Häßlichen selbst; sie ist an und für sich, so wie der Ekel, mit keiner angenehmen Vorstellung vermischt, und kann nichts als Unlust verschaffen. Aber kann der Dichter auch das Ekelhafte, wie das Häßliche, wenigstens

nigstens als ein Ingredienz zu vermischten Empfindungen brauchen? Herr L. bejaht es, und erweist es durch Beyspiele, daß sowohl das Lächerliche als das Schreckliche, durch das Ekelhafte vermehrt werden könne. Aber wider den Gebrauch, den der Mahler vom Ekelhaften machen kann, hat er Einwendungen. S. 249-261.

Die folgenden Abschnitte XXVI. bis XXIX. enthalten einige Bemerkungen über Herrn Abt Winkelmanns Geschichte der Kunst, welche Herr L. damals zuerst erhalten hatte. Ersterer hatte den Laokoon bis in die Zeiten Alexanders hinauf gesetzt. Herr L., der überall mit mehrerer Behutsamkeit und Gründlichkeit zu Werke gehet, bringet nicht nur Schwierigkeiten dagegen vor, sondern macht es auch sehr wahrscheinlich, daß diese Statue nicht eher, als unter den ersten römischen Kaysern, verfertiget seyn kann. Ueber den Borghesischen Fechter, macht Hr. L. S. 284. f. eine Entdeckung, die uns sehr überraschet hat, und wider die wir noch nichts einzuwenden wissen, daß es eine Vorstellung des Chabrias sey, nach Anleitung der Stelle beym Nepos Chabr. V. Der letzte Abschnitt enthält noch einige im Winkelmann bemerkte Unrichtigkeiten, die wir aber hier übergehen.

Wir wollen dagegen noch einige von den zerstreuten Anmerkungen beyfügen, ohngeachtet der Leser voraussehen muß, daß sie zum Theil von ihrer Deutlichkeit und Brauchbarkeit dadurch verlieren, weil sie außer dem Zusammenhang angeführt sind.

Man findet auf keinem Kunstwerke der Alten, weder von denen, die noch übrig sind, noch unter

denen, deren die Alten gedenken, eine Furie — weil ihre Wuth keiner Schönheit fähig war. Bey dieser Gelegenheit wird eine weit richtigere Erklärung des bekannten Basrelief, das den Tod Meleagers vorstellt, beygefüget, als Spence und andere gegeben haben. Denn Spence hatte zwo Furien darauf zu finden geglaubt, S. 16. 17. 18. Aber S. 106. c) wird diese Bemerkung genauer bestimmet, und auf eigentliche Kunstwerke eingeschränkt. Wo es blos auf sinnbildliche Vorstellung ankam, können Furien vorgestellt worden seyn, und sind es auch.

Timanth verhüllte Agamemnons Angesicht, wie die gemeine Meynung ist, nicht, weil der Schmerz eines Vaters über allen Ausdruck ist; der höchste Grad des Affekts hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken; sondern weil es die Grazien der Kunst verboten; der Ausdruck würde eine häßliche Verzerrung gewesen seyn. S. 18. 19.

Ein alter bärtiger Kopf, mit aufgerißnem Munde ist kein Jupiter, der Orakel ertheilt, wofür ihn Montfaucon hält. Um Orakel zu geben, brauchte es kein Schreyen; und eine solche Gebärde ist wider das Ideal an einem Gott. S. 21.

Im Gemählde des Timanth kann Ajax nicht schreyend vorgestellt gewesen seyn, wie Valerius Maximus erzählt; es würde das Gemählde hiedurch geschändet worden seyn. S. 21.

Im

Im Plin XXXIV, 9. wird eine verstümmelte Stelle glücklich verbessert: Syracusis autem *Philoctetem* claudicantem, cuius &c. S. 22. 23.

Dem Dichter Philipp in der Anthologie, wird vom Herrn L. S. 27. wohl mehr Scharfsinn beygelegt, als er wirklich gehabt zu haben scheint. Auch das dreyzehnte Gedicht, B. IV. c. 9. scheint anzuzeigen, daß Philipp den Ausdruck an der Medea blos witzig hat erheben wollen.

Die Stelle im Sophokles Philoktet 702. 703. wird sehr wohl erläutert, und κακογειτων ein Gesellschafter im Unglück erkläret. S. 25-38. a)

„Ich bekenne, sagt Herr L. S. 43. daß ich an „der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Ge„schmack finde“ (und gewiß, es ist öfterer seichte Declamation, als reife Erwägung der Dinge und tiefe Einsicht darinne,) „am allerwenigsten aber „an der, die er in dem zweyten Buche seiner Tuscu„lanischen Fragen über die Erduldung des körper„lichen Schmerzes auskramet. Man sollte glau„ben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr „eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des „Schmerzes. — Dem verdammten oder feilen „Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun „und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher „Laut gehöret, keine schmerzliche Zuckung erblicket „werden. — Die tragische Bühne erfodert ein ge„rade entgegen gesetztes Betragen. Ihre Helden „müssen Gefühl zeigen. — Ich bin der festen „Meynung, daß die gladiatorischen Spiele die vor„nehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem

„Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen „geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem „blutigen Amphitheater alle Natur verkennen. — „Das tragischste Genie, an diese künstliche Todes„scenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Ro„domontaden verfallen.“ — Eine schöne Bemerkung! Man setze noch den Mißbrauch der damals herrschenden stoischen Weltweisheit hinzu, so wird uns das Eigne der tragischen Bühne unter den Römern ziemlich begreiflich seyn.

Das Uebertriebene, daß sich in den Nachahmungen witziger Köpfe zeigt, die selbst Original dabey scheinen wollen, wird an Petrons Beyspiel sehr wohl gezeiget. S. 54. Anmerk. f)

Das Uebliche war überhaupt bey den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst, die Schönheit, sie auf die völlige Entbehrung desselben führe. S. 66.

Ein schwebender Körper, ohne eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, ist eine Ungereimtheit, von der man in den alten Kunstwerken kein Exempel findet. Deßwegen halten einen schwebenden Körper gemeiniglich entweder Flügel, oder er ruht auf Wolken. Und es befindet sich dieses in der That also, wenn man nur an die Apotheosen, z. E. der Faustina in des Bellori Arcubus Triumphal. n. 49. denket. Herr L. macht daher Schwierigkeiten gegen den Abdruck von einer Münze, welche Spence, nach dem Addison, zur Erklärung der Stelle im Juvenal Sat. XV. 100 - 107. nudam effigiem clypeo fulgen-

fulgentis et hasta Pendentisque dei anführet, wo ein schwebender Mars sich der Rhea Sylvia nähert. Die Stelle selbst, deucht uns, wird am natürlichsten in der alten Glosse erklärt, quasi ad ictum se inclinantis. S. 81. c) s. daß überhaupt Mars im Ausfall ausgedrückt wär. So ist der auriga pendens beym Silius Italicus VIII, 283. Aen. V, 147.

Noch müssen wir in der Note S. 84. zur 5ten Zeile zu den Worten: wird man vergebens darnach durchblättern, folgende Auflösung beyfügen: Das hier erwähnte Basrelief in des Bellori Admirandis (welches eben dasselbige ist, so in des Montfaucon Suppl. T. p. 183. sich befindet,) steht in der neuesten Ausgabe von 1693. Tab. 5. fehlt aber in der ersten. Doch ist Mars daselbst nicht in einer schwebenden Stellung, sondern er geht.

In der 2ten Zeile der Note auf der 85. S. sagt Herr L. daß man in alten Kunstwerken kein Exempel schwebender Figuren fände. Allein an dem sogenannten tiberischen Achat, welches der berühmte Achat in der heiligen Kapelle der Kirche de Nôtre Dame zu Paris ist, fällt uns dergleichen Exempel an derjenigen Figur bey, welche le Roy in der, im Polenus Thesauro T. II. stehenden Abhandlung, wiewohl sehr unwahrscheinlich, für Rom ausgiebt, sowohl als an der hinter derselben schwebenden Figur. Man findet deren Abbildung auch in des Morells Columna Trajana, wo die Meynung des Alb. Rubens, des Harduins und Tristans beygefügt sind.

Die 90. Aesopische Fabel, vom Merkur beym Bildhauer, erhält eine feine Erläuterung. S. 88. f. Hingegen dürfte S. 103. a) aus tumere wohl zu viel gefolgert, und S. 105. sollte ὑβϱισαι durch entstellen, schänden ausgedruckt worden seyn. Auch S. 112. dürfte beym Codinus und Suidas das Tympanum wohl nicht anders als auf das der Cybele eigenthümliche Instrument der Pauke zu ziehen seyn, da Vesta, Cybele, die Erde, so häufig für einerley angesehen werden.

In einer Anmerkung S. 121. a) von Vorstellung des Todes und des Schlafes, wird des guten Geschmacks der Alten auch hierinnen gedacht, die weit entfernt waren, ein ekles Todtengerippe dazu zu wählen. Beyläufig gedenken wir, daß doch Silius auch schon in das Ekle gefallen ist XIII, 560. nigrum pandens mors lurida rictum. Herr Abt Winkelmann führt in der Abh. von der Allegorie. S. 81. drey Beyspiele von Todtengerippen auf alten Basreliefs an; wiewohl ihrer eigentlich nur zwey sind; denn Spon redt an beyden Stellen von eben demselben. Da aber auch noch Gerippe auf zwey geschnittnen Steinen vorkommen, so scheint es schwer zu seyn, zu behaupten, wie Herr L. äussert, daß die Alten den Tod nie unter dem eklen Bilde eines Gerippes vorgestellt haben sollten. Nur hat dieß die schöne Kunst nicht gethan. Eben daselbst wird des Basreliefs an der Kiste zu Elis beym Pausanias Eliac. XVIII. gedacht, wo Herr L. die Worte: ἀμφοτέϱους διεστϱαμμένους τοὺς πόδας lieber: beyde mit übereinander geschlagenen

Füssen,

Füssen, als mit krummen Füssen übersetzen will. „Was sollen die krummen Füsse ausdrücken?“ — Die Frage ist natürlich, allein, wenn sie sich auch nicht beantworten ließe, so können dem Sprachgebrauche nach, διεστραμμενοι τους ποδας doch nichts anders als krummfüsichte Knaben seyn. Vermuthlich lag eine gewisse symbolische oder allegorische Vorstellung dabey zum Grunde. Man denke an die hinkende Rache, und an die hinkenden Litä beym Homer Il. 10, 499. Auch Tibull II, 1. am Ende hat *incerto* somnia vana, (oder wie Brouckhuß liest, gar vara) *pede*.

Von der körperlichen Größe, die Homer seinen Göttern beyleget. S. 135. c) und daß das Colossalische in der Abbildung der Götter aus dem Homer entlehnt sey; (ebendas.) (den versprochnen Anmerkungen vom Colossalischen sehen wir mit Verlangen entgegen.) von der Zweydeutigkeit und dem Mißbrauche des Worts Gemählde in der Poesie, das man lieber mit den Alten, Phantasieen nennen sollte, S. 149. sind verschiedne gute Bemerkungen und Gedanken eingestreuet. Wenn Dares die Helena beschreibt: notam inter duo supercilia habentem, so vermuthet Herr L. daß nicht sowohl von einem Maal, als von dem kleinen Zwischenraum, zwischen den Augenbraunen die Rede sey. Er fügt eine kritische Muthmaßung bey, daß moram statt notam zu lesen seyn möchte. Das aus dem Seneca angeführte Beyspiel zeigt, daß mora ein Hinderniß, der Zwischenraum von einem zum andern seyn kan, wenn dadurch die Bewegung der einen

einen Sache gegen die andre aufgehalten wird. Vielleicht steckt Herr L. Erklärung im Worte nota selbst, das statt discrimen stehet: so wie vermischte Sachen, res confusae keine notam haben, also auch nicht unterschieden werden können.

Die Stelle des Plinius, in der Zuschrift, S. 5. der Hard. Ausg. wo nur von drey Künstlern gesagt wird, sie hätten in ihren Aufschriften, in der vollendenten Zeit ἐποίησε gesetzt, und nicht, wie andre, ἐποίει, rettet Herr L. gar schön von einer anscheinenden Unwahrheit, da so viele Inschriften der Künstler das Gegentheil lehren, indem er entdecket, daß Plinius blos von den ersten alten Meistern, den Schöpfern der bildenden Künste (pingendi fingendique conditores) rede. S. 276. f. In einer Anmerkung, (S. 280. e) welche die Aufsuchung dieser drey Werke im Plinius betrift, wird gelegentlich eine Muthmaßung über eine Stelle beygebracht. lib. XXXV. Sect. 10. wo auf einem Gemählde: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cuius supra caput *tabula bigae* dependet, Nicias scripsit, se inussisse. Vielleicht, sagt Herr L. stand anfangs cuius supra caput πτυχίον dependet, quo N. Die Muthmaßung ist kühn, macht aber Herrn L. Ehre. Uns hat es immer geschienen, daß in dem tabula bigae ein Theil oder Stück am Wagen stecke, der hier als ein Emblem des Sieges beygemahlt war, wie sonst auf Basreliefs und geschnittnen Steinen andre Attributa des Wettlaufs beygefügt werden, um dem Sieg

darin-

darinnen anzudeuten. Mit wie viel Verlangen sehen wir nicht dem 2ten Theile dieses vortrefflichen Buchs entgegen!

V.

Cortes, von Friedr. Wilh. Zachariä. Erster Band. Braunschweig in Commission, der Fürstl. Waisenhaus Buchhandlung. 1766. 14 B. kl. 8.

Die Epopee ist unstreitig einer der schwersten, der größten und edelsten Arten der Dichtkunst, eine Arbeit, zu welcher sich alle Kräfte des Genies vereinigen müssen, wenn sie vollkommen werden soll. Nachdenken und Einbildungskraft, Feuer und kaltes Blut mischen sich selten in dem Temperamente eines Dichters, und sind doch zur Erschaffung der Epopee nothwendig. Man nehme dazu die Kenntniß der Welt und der größten Gegenstände in der Natur, das feinste Studium des menschlichen Herzens, die schärfste Kenntniß der Sprache und der Schreibart, die man so in der Gewalt haben muß, daß man seinem Gedichte gleich glücklich den Ton der Erzählung, und den Schwung der Begeisterung geben kann, so sieht man leicht,

ce penible Ouvrage
Jamais d'un Ecolier ne fut l'apprentissage.

Deutschland sieht noch immer sein glücklichstes Genie

Die folgende Anrede an die Europäer, welche sie zur Aufmerksamkeit auf den Gesang des Dichters erweckt, ist schön, und vorzüglich der Schluß. S. 6. Reißt euch der Ruhm rc.

Bey der Einführung des Helden S. 8. f. f. sey es uns erlaubt eins und das andre zu erinnern. Wir wünschten eine Person, welche das ganze Gedicht hindurch die Blicke des Lesers auf sich ziehen soll, mehr charakterisirt zu sehen. Eine schöne Grundlage dazu hätte der Verfasser in der vortrefflichen Geschichte des Antonio de Solis, dem er sonst gefolgt ist, gefunden. (*) Wir wissen freylich wohl, daß sich der Charakter eines Helden am besten in seinen Handlungen selbst schildert, und können noch nicht urtheilen, wie er sich aus der Folge des Gedichts wird bestimmen lassen; beym Cortes aber hätten wir es wenigstens für viele Leser gewünscht, denen derselbe in diesen vier Gesängen noch ziemlich zweydeutig vorkommen muß. Der zirkelförmige Zug:

> Noch manche Hinderniß, die nur ein Geist,
> Dem seinen gleich, besiegt,

läßt seinen Muth sehr unbestimmt. Hiernächst dünkt uns diese Stelle nicht die gehörige Würde, den rechten Anstand zu haben; und wir glauben hier eine vorzügliche Nachläßigkeit in dem Bau der Verse und im Ausdrucke bemerkt zu haben. Man lese z. B. gleich die ersten vier Zeilen, und hernach folgende:

> Niemand war
> Von dem unglücklichen halb nackten Volk,

Der

(*) Historia de la Conquista de Mexico. En Amberes, 1704. Fol. Lib. I. cap. IX. p. 31. 32.

Der nicht geglaubt, der Europäer sey
Vom göttlichen Geschlecht.

In der folgenden Rede des Montezuma hebt sich der Ausdruck wieder; am edelsten ist er in folgenden Versen:

— Sind dieß Menschen bloß? Welch eine Kunst
Hat sie gelehrt, des Himmels Wetterstrahl
In Röhre fassen? Wer gab ihrer Hand
Das Mörderschwert, zweyschneidig, spiegelhell,
Das ganze Glieder von dem Körper trennt ꝛc.

Auch die folgende Beschreibung des Pferdes ist vortrefflich, und desto schätzbarer, je eigensinniger der Ausdruck gegen den Dichter ist, wenn er dergleichen Gegenstände mahlen soll. Von Gatumozin, diesem edeln jungen Helden, der so schön beschrieben wird, erwarteten wir S. 22. eine feurigere, und kürzere Rede. Hier litte die Versifikation wieder viel Verbesserung. Das Gleichniß S. 26. f. scheint uns nicht ganz schicklich zu seyn. Die Situation des Montezuma paßt nicht auf die Umstände des Jünglings, der, die Angel in der Hand, am Strome sitzt, und sein Auge an der Landschaft weidet, die sich im Wasser spiegelt. Das Haupt des Europäers muß in Montezumens Seele eine ganz andre Bewegung hervorbringen, als der offne Rachen eines Caimans in der Seele des Jünglings; Entsetzen, Schauder, aber mit dunkler Freude und innerm Triumph über die Sterblichkeit der Europäer vermischt. Beym Gatumozin ist diese Freude nur lebhafter, und entwickelt

sich sogleich, und hier redet dieser junge Held (S. 28.) seinem Charakter und Affekte gemäß. Auch das Gleichniß S. 30. welches Montezuma und einen Tyrannen vergleicht, den der Mord eines Unschuldigen beunruhigt, hat wohl gar zu viel Aehnlichkeit mit dem Verglichenen, und den meisten Umständen, worinn er sich befand. Das Uebrige des Gesanges hält sich in dem wahren Tone der epischen Art zu erzählen. Die Beschreibung des Tempels hat viele schreckliche Schönheit; vielleicht hätte sich der Dichter noch einige Züge aus der Beschreibung des de Solis (*) zu Nutze machen können, welcher auch den Sitz des Abgotts, und andre Theile des Tempels umständlicher schildert. Das schreckliche Gelübde, welches Montezuma seinem Götzen thut, dünkt uns übertrieben zu seyn, und kaum die Entschuldigung mit einer schwärmerischen Unbesonnenheit zu vertragen:

Dafern — — ein Einziger
Der schweren Straf entgeht, ein Einziger
Zurück ins Land des Aufgangs kehren kann;
So treffe selbst mich der gesprochne Fluch, u. s. f.

Zweyter Gesang. Wir können uns zwischen diesem und dem vorhergehenden Gesange keinen Zwischenraum der Zeit denken, und doch sollte man ihn aus dem Anfange des zweyten vermuthen:

Schon stieg das Winseln der Geopferten
Gen Himmel auf, u. s. f.

Sonst

(*) Lib. III. C. XIII. p. 264.

Sonst ist der Eingang dieses Gesanges sehr schön; das Feyerliche desselben ist auch durch die schreckliche Cärimonie, die am Schlusse des vorigen beschrieben wurde, glücklich vorbereitet. Vom Throne Gottes wird der Leser zum Aufenthalte der verworfenen Geister geführt, wo Adramelech in einen heftigen Streit mit Satan geräth, welcher durch Belial gestillt wird. Wir erinnern hier nur, daß wir, bisher wenigstens, weder die Nothwendigkeit dieser Erdichtung, noch ihren Zusammenhang und Einfluß in die Haupthandlung des Gedichts einsehen können. Warum eilt Adramelech aus seinem Götzentempel zur Hölle? Will er Beystand von Satan haben? Warum wird er denn so erbittert, da dieser das Werk ausführen, und die Spanier bezwingen will? Warum entsteht dieser ganze Streit? Wozu endlich die Erscheinung, welche Adramelech dem Montezuma im Traume widerfahren läßt? Ihn desto mehr wider die Spanier aufzubringen? Aber hatte er nicht schon zu Ende des vorigen Gesanges den Tod der Spanier mit den schrecklichsten Verwünschungen beschlossen? Zudem ist der Traum selbst und die vorgegebene Absicht desselben ziemlich schielend. Adramelech, unter der Gestalt des Schutzgeistes, wiederholt erstlich seinen längst gegebenen Orakelspruch, daß die Christen sein Reich bezwingen sollten, und dann verspricht er ihm doch vielleicht Sieg über die Christen. Kurz, dieser ganze Gesang, und die episodische Dichtung, die er enthält, dünken uns gar nicht zum Wesentlichen des Gedichts erforderlich zu seyn, noch

die Handlung zu befördern, und das sollte doch jede Dichtung, jede Episode in der Epopee. Vielleicht war der Uebersetzer des Miltons noch zu voll von den Ideen dieses Dichters, als er die Anlage zu diesem zweyten Gesange machte.

Dritter Gesang. Der Dichter führt uns wieder zu den Engeln zurück; Uriel ist von Gott an Eloah abgesandt. An sich gefällt uns die Dichtung, daß unsre Welt nur die äussere Schaale des Erdballs sey, und die zweyte Rinde von Unsterblichen und den verstorbenen Frommen bewohnt werde.

Dieses wird dereinst,
Wenn sich die letzte der Aeonen schließt,
Und, von der innern Glut zuletzt verzehrt,
Die äußre Rinde dieser Welt zerspringt,
Die neue Erde seyn, der Aufenthalt
Der Seeligen.

Die Beschreibung dieses Aufenthalts S. 111. ist reitzend, so wie die Schilderung des Hains S. 121. ff. Nach dem Traumgesichte des Cortes, in welchem ihm ein Engel, sein zweyter Schutzgeist, Muth einspricht, wird dieser Held nur noch unruhiger und zweifelhafter; wir sehen hier wieder nicht, daß dieses Gesicht nothwendig war. Cortes macht sich über Montezumens Höflichkeit Bedenken, und hält sie für Verstellung; wir glauben, ein Mann mit Cortesens Absichten konnte nichts anders, als verstellte Höflichkeit von einem Könige erwarten, den er im Besitze seiner Länder stören wollte, und mit dem er bisher selbst auf die verstellteste Art umgieng.

gieng. Ist wohl die Gesinnung eines Helden würdig:

> Wie brennt mein Wunsch, die Neigung dieses Volks
> Zu forschen; ob ihr Herz noch gegen uns
> Mit Redlichkeit erfüllet ist.

Das heißt, ob sie einfältig genug sind, uns keinen Widerstand zu thun. Es sieht hier um das Interesse des Lesers zu mißlich aus. Die folgende Episode gefällt uns beynahe unter allem am besten, was wir bisher von diesem Gedichte vor uns haben; und der Dichter wird ohne Zweifel diese interessante Liebe Gusmanns und Almeriens, einer Tochter des Montezuma in der Folge zu nutzen wissen. In den Beschreibungen verdient die gute Beobachtung des Ueblichen alles Lob, und sie erhalten durch das Fremde desto mehr Neuheit und Reitz. Das Lied, welches die Tänzerinnen der Prinzessinn singen, ist allerliebst; wir müssen es hersetzen:

> Singt, o Gespielen, singt ein würdig Lied
> Der Kaisertochter, die ihr itzt im Tanz
> Umschlossen haltet! Montezumens Stolz,
> Sein Ebenbild ist sie! singt ihr ein Lied.
>
> Erheitre dich rings um sie her, Natur!
> Ihr Winde, die ihr von den Andes haucht,
> Weht sanfter! senge nicht mit heissem Strahl,
> O Sonne, sie! Orangen, duftet ihr!
> Almeria lustwandelt in dem Hain.
>
> Almeria, wie dunkles Ebenholz
> Ist dein Gesicht; die Wolle von dem Baum
> Ist nicht so kraus, als wie dein schwarzes Haar;

Dein Federschurz ist bunter als die Luft,
Wenn sie bemahlet wird vom Morgenroth;
Ist schöner, als des Regenbogens Glanz,
Der über Mexico sich schimmernd wölbt.

Leih deine Sternenaugen, ihr zum Schmuck,
O königlicher Pfau! ihr, Colibri,
Reicht ihr die Federn von Azur und Gold.

Mit Purpurmüscheln wollen wir dein Haar,
Almeria, erhöhn, und Perlenreihn
Dazwischen flechten; und ein Blumenbusch
Von Diamanten schmücke deine Stirn!

So soll der Jüngling, welcher aus dem Blut
Des großen Montezuma stammt, dich sehn.
Er, schön, und tapfer, wie der Kriegesgott,
Trägt deine Fesseln, o Almeria!

Vierter Gesang. Die Charaktere der spanischen Helden sind sehr wohl gezeichnet, und mit Vergnügen erkennen wir Homers Manier darinn. Auch die Reden dieser Männer in der Versammlung passen sich zu ihrem Charakter. Nur die Rede des Cortes, S. 183. ff. kömmt uns zu schwach, und zu gedehnt vor. Sie müßte es nicht seyn, wenn das Bild sich auf sie schicken sollte:

So wie des Orellana Riesenstrom
Sich unaufhaltsam nach dem Ocean
Zuwälzt, und wallt, und wilde Wogen schlägt;
In seinen Strudeln rollen Wälder fort,
Und Inseln, deren schreckliches Geheul
Sich mit dem Brausen seiner Wellen mischt;
So strömt Cortesens Rede.

Da übrigens Herr Z. einmal die höhern Geister in seine Helden wirken läßt, so hätten wir geglaubt, er würde diese große Unternehmung des Cortes, die in der That ungemein kühn war, durch eine solche höhere Kraft wirken lassen, wenigstens hätte ihm die Erscheinung im Traume diesen Entschluß eingeben können. Bey der Gefangennehmung des Montezuma wissen wir nicht, für wen sich die Leser am meisten interessiren werden. Wir denken immer, für einen Kaiser, der seinen Pallast verlassen muß, um den alles weint, dessen Knie seine Töchter (und eine von ihnen ist Almeria) jammernd umfassen, der dabey sich zu fassen weiß, und seine Unterthanen tröstet. Indeß liegt die Schuld nicht an dem Dichter; er ist es nicht, der seinem Helden das Herz des Zuschauers entreißt. Alle diese Umstände haben ihren wahren Grund in der Geschichte, und sind vom Antonio de Solis (*) fast eben so ausführlich beschrieben.

Dieß sind die Bemerkungen, welche wir bey Durchlesung dieses Gedichts gemacht haben; sie sind alle aus dem Wunsche entstanden, alle Theile dieser Epopee einander ähnlicher, und dadurch das Ganze desto vollkommner zu sehen. Itzt wollen wir noch unsre Gedanken über das Wunderbare und den Ton dieser vier Gesänge überhaupt hersetzen; wir gehen in dieser Absicht zu der Vorrede zurück.

Herr Zachariä vertheidigt sich hier wider verschiedne Einwürfe, die man ihm über sein Gedicht

(*) Lib. III. C. XIX. p. 300.

gemacht hat. Der erste betrifft die Wahl des Helden, dem man so viele Grausamkeiten zur Last legen kann. Wir glauben mit dem Herrn Z. daß ein vollkommen tugendhafter Held weniger interessire, als ein solcher, in dessen Charakter einige Fehler hervorstechen. Nur, glauben wir, müssen diese Fehler nothwendige Folgen starker Leidenschaften seyn, die übrigens seine Größe befördern, und den heroischen Geist bilden. Jachzorn, Eigensinn, Rachsucht, Verwegenheit u. dergl. sind von dieser Art; andre Leidenschaften z. B. die Habsucht, entehren die übrigen Eigenschaften des Helden zu sehr. Cortes ist ein Held, dem man große Eigenschaften, und solche Fehler beylagen kann, welche uns für ihn interessiren können; vielleicht war er von den Fehlern andrer Art nicht frey, und seine Grausamkeiten waren oft Folgen niedrer Leidenschaften; allein das ist der Kunst des Poeten erlaubt, diese durch jene zu verbergen. Wir wünschten also nur, daß Herr Z. seinen Helden immer in solche Stellungen brächte, daß er unser Herz nothwendig mehr einnehmen müßte, als seine Feinde. Die Gefangennehmung des Montezuma wäre ohne Zweifel für den Cortes rühmlicher geworden, wenn man den Leser mehr auf die Gefahren der Unternehmung, und auf die Nothwendigkeit derselben aufmerksam gemacht hätte, und das Verhältniß des Montezuma mit seinen Unterthanen weniger vortheilhaft hätte zeigen können.

Der Einwurf, ein Deutscher müsse keinen fremden Helden wählen, ist freylich zu nichtsbe-

deutend,

deutend, und würde vielleicht zu der Zeit mehr Eindruck gemacht haben, als man das für die Vollkommenheit eines schlechten Heldengedichts ansah, daß der Held ein Deutscher war.

Nun kömmt der Verfasser auf den Einwurf wegen des Wunderbaren, welcher schon erheblicher ist. Wir wollen sehen, wie sich Herr Z. vertheidiget hat, und ihm unsre Meynung davon zur Prüfung überlassen.

Der Verfasser glaubt, weil er für Europäer schreibe, so nehmen ja alle das Religionssystem an, welches er in sein Gedicht gebracht hat, und auch selbst die Zweifler würden demselben eben so wenig ihren Glauben versagen, als den Göttern Homers, u. s. f. Aber alles dieß, dünkt uns, thut nichts zur Sache. Es kömmt nicht darauf an, ob man dieß System für sich glaubt, sondern ob uns die Anwendung, welche der Dichter an diesem Orte davon macht, wahrscheinlich vorkommen wird. Wir leugnen das Daseyn der übernatürlichen Wesen nicht, aber die Art ihrer Wirkungen und ihres Einflusses in die Welt kennen wir zu wenig. Milton konnte sich eine solche Art ohne Anstoß von einer Zeit dichten, in welcher der unmittelbare Umgang der Unsterblichen mit den Menschen noch nicht ganz aufgehoben war. Klopstock konnte sie mit allem Rechte in das große Geschäfte der Erlösung wirken lassen. Aber unser Dichter! — Wenn es nur mit dem Vorsatze, den christlichen Glauben auszubreiten, so ganz seine Richtigkeit hätte, und er nicht vielmehr ein Vorwand der Habsucht gewe-

 sen

sen wäre! Wenn die Handlungen des Cortes und seiner Gefährten nur alle so beschaffen wären, daß sie den Einfluß der Gottheit und höherer Geister vertrügen! Aber so dünkt es uns zu viel gewagt, wenn man Gott zum unmittelbaren Urheber solcher Veranstaltungen macht, woran Geiz und Herrschsucht den größten, und am Ende doch nicht der wahre Religionseifer, sondern Aberglaube und Schwärmerey einigen Antheil nahmen.

Der Verfasser beruft sich auf Beyspiele, auf den Camoens, Ariost und Voltairen; aber doch wohl nicht im Ernste? Er weiß es ohne Zweifel, daß dieß der einzige und der größte Fehler der Lusiade ist, daß man darinn eine so ungeheure Mischung solcher Maschinen antrifft, die sich gar nicht mit einander vertragen. Und wie kann er, dem diese Mischung schon in der Henriade anstößig ist, sich noch auf den Ariost berufen? Wie gesagt, er thut es gewiß nicht im Ernste.

Nun kömmt Herr Z. zu der Untersuchung, ob die Eroberung von Mexiko das Wunderbare aus der christlichen Religion erlaube; und glaubt, daß die Entdeckung einer neuen Welt und die Ausbreitung des Glaubens wichtig genug dazu sey. Aber ist denn die Eroberung von Mexiko die Entdeckung der neuen Welt? Ist denn die Ausbreitung des Glaubens mehr, als eine kleine Nebenabsicht des Cortes, den auch der Dichter selbst, in diesen vier Gesängen bloß als Eroberer und Feldherrn handeln läßt? Es war vielleicht die Hauptabsicht der Gottheit? Gut! aber wir kennen die Mittel, deren

man

man sich dazu bedient hat, und ist es erlaubt, diese Mittel einer unmittelbaren göttlichen Wirkung zuzuschreiben? Und der Einwurf von der Neuheit der Geschichte ist gewiß so unerheblich nicht, als er dem Verfasser vorkömmt. Der Dichter muß uns doch wenigstens immer durch die Art täuschen, auf welche er seine Maschinen wirken läßt; und das kann er weit leichter thun, wenn die Zeit seiner Handlung entfernt ist, und er überdem noch zu dieser Zeit eine ganz andre Oekonomie voraussetzen kann, nach welcher das Weltsystem regiert wurde. Die Entfernung des Orts trägt auch nach unserm Erachten nichts dazu bey, die Geschichte zu verältern; er ist entfernt, aber uns desto bekannter.

Wir gestehen es freylich, daß Home uns zu weit zu gehen scheint, wenn er das Wunderbare gänzlich aus der Epopee verbannen will. Allein, die Gründe, welche dieser tiefforschende Mann (*) von dem Nachtheiligen und Unschicklichen anführt, welches oft dadurch veranlaßt wird, verdienten doch die Prüfung des epischen Dichters. Das Wunderbare kann immer dem epischen Gedichte wesentlich bleiben, und doch kann es in einer Epopee verwerflich werden, wenn man nicht die gehörige Art desselben gewählt, wenn man es nicht schicklich und wahrscheinlich eingeflochten hat.

Uebrigens wünschten wir, daß Herr Z. selbst diese Art des Wunderbaren seinem Gedichte nothwendiger gemacht hätte. Denn wir haben schon oben

(*) Elements of Criticism. Vol. I. p. 94. 95. Vol. II. p. 381. f. f.

oben erinnert, wie wenig Einfluß noch zur Zeit die großen Anstalten auf die Haupthandlung haben, welche im Himmel und in der Hölle gemacht werden. Nichts verunstaltet ein Gedicht mehr, als die üble Verbindung seiner Theile; und diesen Fehler möchten wir einer Epopee nicht gerne vorzuwerfen haben, welche einmal eine Ehre unsrer Nation werden kann.

Wider die Versart dieses Gedichts an sich, haben wir nichts zu erinnern; die einzelne Anführung solcher Verse, welche nicht den gehörigen Bau, und, wenn wir so reden dürfen, nicht die gehörige Fülle des Jambischen Sylbenmaßes haben, diese Anführung würde zu weitläuftig seyn; denn wir müssen gestehen, daß wir viel solche Verse gefunden haben. Die Freyheiten, welche uns dieß Sylbenmaß erlaubt, werden gar zu leicht so gemißbraucht, daß man noch unter eine numeröse Prose hinabsinkt, und wo bleibt da vollends der Ton der Epopee? Uns fällt von ungefähr gleich folgendes Beyspiel in die Augen:

> Jtzt übersah die ganze feyrliche
> Versammlung mit Zufriedenheit Cortes. S. 173.

In den Reden der handelnden Personen ist diese Nachläßigkeit noch beschwerlicher. Gusmann redet z. B. S. 144. mit Almerien, und heftig und dem Affekte des Zorns gemäß, so lange er Drohungen wider die Spanier ausstößt. Aber nun wendet er sich sich an die Schöne selbst, und ist

das

das die Sprache der Liebe, vollends in der Ueberraschung, worinn er sich befand?

> Doch wer bist du, o Schöne? Dein Gesicht
> Nennt zwar dich Mexikanerinn; doch so
> Denkt nicht, spricht nicht, die von der Kindheit an
> Barbarsche Pracht und Götzendienst erzog —
> Mein Herz ist dein! Vergieb, Almeria,
> Der Liebe dieß Geständniß, das so schnell,
> So unbereitet, so unausgeführt
> Dich überrascht, u. s. f.

Nein, wir können es dem Dichter nicht vergeben, daß er dies Geständniß so unbereitet, so unausgeführt niedergeschrieben hat. Sonst gefällt es uns, daß er allen seinen Versen eine männliche Endigung gegeben hat, welches allerdings viel zur Pracht und Feyerlichkeit dieser Versart beyträgt. Wir zweifeln nicht, daß Herr Z. diesem Gedichte auch in diesem Stücke noch mehr Reitz und Vollkommenheit geben wird.

VI.

VI.

Christiani Adolphi Klotzii, Carmina omnia. Editio emendata et noua. (ohne Anzeige des Orts) 1766.

So sehr die lateinische Dichtkunst, in den periodischen Beeiferungen des so genannten mittlern Weltalters für die Aufnahme der Litteratur, gelehrte Nachahmer der alten Dichter beschäfftigt hat; so haben doch die schönen Wissenschaften von diesem Fleiße, den man auf die Kunst des Alterthums wandte, nur wenigen unmittelbaren Vortheil gehabt. Von dem Perioden der Geschichte an, da die schönen Künste unter das Christenthum aufgenommen wurden, erscheinen in der ganzen Folge der Jahrhunderte, fromme Kirchenlehrer, welche dem Evangelio mit dem erbeuteten Schmucke des Heidenthums, Ehre, Glanz und Ausbreitung verschaffen wollten; Ausleger, oder Lehrer der Schulen, welche durch die besondre Bekanntschaft mit den alten Dichtern, die dichterische Wortfügung und Wortcomposition, ihrem Style eigen machten; Gelehrte, die in den Jahrhunderten, wo lateinisch schreiben, und lateinische Verse machen, allein für Gelehrsamkeit galt, aus Begierde nach diesem Vorzuge, ohne Ausnahme lateinische Dichter seyn wollten; und weil es ihnen in keiner andern Sprache so leicht war, Dichter vorzustellen, ohne dichterischem Genie, lateinische Dichter

Dichter werden konnten. So hat es alle diese Jahrhunderte hindurch, immer genug Virgile, Horaze, Ovide in der lateinischen Sprache gegeben, aber in der Sprache des Vaterlandes, wie wenige? Schon dies verräth den wenigen Nutzen dieser Arbeiten in dem Dienste der schönen Wissenschaften, oder, um es genau zu sagen, ihre Untauglichkeit zur Bildung eines guten Geschmacks. Aber der eigentliche Charakter dieser lateinischen Poesie, welcher so viele Beleidigungen des guten Geschmacks enthält, ist Ursache genug gewesen, daß sie, fern von dem Reiche der Schönheiten der Empfindungen und des Witzes, in das ernste und mühsame Gebiet der Sprachgelehrsamkeit verwiesen ist. Sollte aber die neuere lateinische Poesie die schönen Wissenschaften gar nicht intereßiren, da sie mit der alten in so genauer Vereinigung stehen, und von ihr beydes Muster und Regeln hernehmen? Es kömmt doch einmal so sehr viel auf die Nachahmung der alten Muster an. Sollte nicht die Bemerkung der Verirrungen jener neuen lateinischen Poesie uns auf die rechten Regeln einer solchen Nachahmung führen, durch welche zur näheren Bekanntschaft mit der Kunst des Alterthums, und zur Verschönerung unsrer heutigen, den schönen Wissenschaften gedienet wird.

Schon von den ersten christlichen Jahrhunderten an *), hatten die lateinischen Nachahmer der alten Dichter

*) Einer der ersten, der diese Nachahmung angab, war Nonnus mit seiner epischen Paraphrase des Evangelii Johannis.

Dichter es angenommen, daß ein fertiges Nachsprechen solcher Wörter, die ihrem Dichter eigen waren, nebst einer ungewöhnlichen Composition der Wörter und verworrenen Wortfügung zu einem Gedichte genug wäre. Gedächtniß war ihnen statt des Genies; und die in einen Reim zusammengerafften Wörter, machten ein Gedicht. Selbst die lateinischen Dichter, denen es mit einem poetischen Genie geglückt hat, bessere Nachahmer zu seyn, sind von der Fertigkeit ihres Gedächtnisses übereilt worden, oft statt gewählter und gedachter Ausdrücke, mit erborgten und unangemessenen Wörtern ihres Dichters den Vers auszufüllen. So gar Vidas, Buchanans, Petrarchs Gedichte sind von diesen sinnlosen poetischen Beywörtern, nichts weniger als rein.

Man wollte die alten Dichter nachahmen. Vieles Lesen und Bekanntschaft mit den alten Mustern von allerley Charakteren und Zeiten, konnte vielleicht den neuen Dichter dazu in Stand setzen; aber eben dieser sein Reichthum mußte der Nachahmung schaden. Wie schicken sich die, so verschiedenen und einander ganz unähnlichen Dichtern abgeborgten Erfindungen, Vergleichungen, Bilder, Ausdrücke in einem Gedichte zusammen? welche Kunst und Beurtheilung sie zu vereinigen? Man erinnere sich der so schädlichen Mode, sich durch poetische Centones bekannt zu machen. Wie viele Gedichte, wenn sie gleich nicht diese Aufschrift führten, waren nichts anders? Aber, warum mußten sie vereinigt werden?

Es

Es war einmal zur Gewohnheit geworden, Verse zu schreiben, aber zu überlegen, ob das, was man schreiben wollte, ein zum Gedichte schickliches Subject sey, war nichts weniger als gewöhnlich: wie selten dachte man daran, seinen lateinischen Versen, den der Dichtkunst würdigen Ton, die Lebhaftigkeit zu geben? und wenn man es thun wollte; wie schickt sich die affectirte poetische Erhabenheit zu einem gemeinen Subject? Unter des Sabinus (Melanchthons Schwiegersohns) Elegien ist diejenige, in welcher er den Einzug des Kaisers in Augspurg erzählt, sehr wenig anders, als ein gereimtes Zeitungsblatt, der, von dem speierischen Gespenste nicht zu gedenken. Sollte man sich überhaupt nicht ein wenig fürchten, sich von dem Character der lateinischen Poesie zu verirren, wenn man Gegenstände wählet, die von der alten Dichter ihren zu sehr verschieden sind? nämlich, wenn man in lateinischer Sprache dichten will?

Lateinische Nachahmungen lateinischer Dichter, würden sich wohl von ihren Mustern gar zu weit entfernen, wenn sie die alte Allegorie aus der Fabel ganz verläugneten; aber es giebt eine Einschränkung dieses Gebrauchs, eine mit Beurtheilung zu treffende Wahl der poetischen Gedanken, die hieraus genommen werden; und welches das meiste ist, man unterscheide die lebhaften und schönen Allegorien, welche Erfindungen des dichterischen Genies sind, von dem gemeinen Sprachgebrauche des Alterthums, welche ihren einigen Grund, in den überlieferten Fabeln und dem Aberglauben hatten. Jene würde ein

wahrhaftes Dichtergenie gefunden, aufgenommen und erweitert haben, anstatt daß unsre lateinischen Dichter sich an diesen Sprachgebrauch des Aberglaubens, der der Denkungsart unsrer Zeiten so fremde ist, daß er den Leser nichts darunter denken läßt, sklavisch hielten, ihre Gedichte widersinnisch entstellten, und hitzige Eiferer wider ihre Muse empörten.

Diese Fehler in der Nachahmung der alten Dichter, erinnern uns an die entgegengesetzten Verdienste eines feurigen Genies, welches zur Aufnahme unsrer heutigen schönen Künste, durch Einsichten und Kritik in der Kunst des Alterthums vieles beyzutragen im Stande ist. Der Herr geh. Rath Kloz ist als griechischer und lateinischer Philologe bekannt; er hat sich auch seit 1759 als lateinischer Dichter gezeigt. Gegenwärtige Sammlung ist eine Auswahl aus dreyen vorhergegangenen Ausgaben: die Gedichte, welche der geh. Rath schon vorhin ausgegeben hat, hat er selbst ausgebessert. Ob der Verfasser Genie und Talente eines Dichters, und zum Lesen und Nachahmen der alten Dichter, Kritik besitzt, davon müssen sich unsre Leser aus diesen Gedichten selbst, aus den epistolis homericis, und nicht weniger aus seinen übrigen philologischen Arbeiten überzeugen können. Den Charakter dieser seiner Gedichte, nämlich, daß sie Nachahmungen der Kunst des Alterthums seyn sollen, hat der Verfasser durch die nachgestochenen Antiquen angegeben, die er statt Vignetten zu dieser Ausgabe hat abdrucken lassen: Auf dem Titelblatte steht der Kopf des Horaz, nach einer Münze aus dem

Cabinette

Cabinette der Königinn Christina; und vor den dreyen Abtheilungen der Gedichte stehen, ein Kopf des Anakreon aus dem florentinischen Museo, ein Apollo eben daher, und ein Satyr aus Montfaucons Alterthümern.

Die Gedichte selbst sind unter drey Tittel geordnet: Carmina, Syluae und Sermones. Die ersten bestehen aus neun und zwanzig Oden, deren Werth wir nach ihrer Aehnlichkeit mit wahrhaften Antiquen schätzen. Eigentlich sind es horazische Oden, aber auch den Ton und den Ausdruck Anakreons, Tyrtäus, Callimachus, Catulls und andrer lyrischen Dichter, hat ihr glücklicher Nachahmer sich zu eigen gemacht, und dies mit der Behutsamkeit und Beurtheilung, ohne welche neue lateinische Poesie uns wenig intereßiren würde.

Es ist schon genug gesagt, nach welchen Aussichten und Grundsätzen wir diese Gedichte schätzen; itzt müssen unsre Leser selbst einige Proben von ihnen sehen.

Aus der zweyten Ode ad Quintum Icilium, welche schon vor der Ausgabe des Tyrtäus steht, ist hier gleich eine Probe, wie es dem Dichter in dem Ausdrucke kriegerischer Empfindungen, und der Hitze des Treffens gelungen ist:

> Cum per trementes par ſupero Ioui
> Vrbesque terrasque et gelidas metu
> Gentes tonans, Friderice, cunctas
> Fulmine concuteres potente:

Inuictus unus forte ruentibus
Pectus Gradiui fluctibus offerens
Iris et Europae, instar unus
Innumerabilium cohortum.

Und hernach an den Icilius.

Nec praeterirem quae bene gesseris
Cum te trisulci fulminis impetu
Circumtonantes per cateruas
Abriperet memoranda virtus.

Sed sanguinem, sed strata cadauera
Vocesque vultusque et gladios ducum
Et puluerem expallens (er redet von seiner scheuen Muse) in antris
Aut gelido in nemorum recessu
Blandos amores concinit: u. s. w.

Wir wollen aus XXII. De se ipso einige Stellen hiermit vergleichen. Der Dichter entsagt den sanften Musen des Pindus, weil ihn gewaltsamere Triebe erhitzen:

Non irrigatam sanguine patriam
Non ora fletu squalida ciuium
Non longius moestae querelas
Saxoniae tolerare possum.

Et me ferocem castra sequi iuuat
Fortesque turmas. Ibimus ibimus
Et plurimo mox illinenda
Sanguine corripiamus arma.

Nil sol peremto pro patria viro
Totum per orbem pulchrius adspicit,
Nil est magis fronti decorum
Vulnere pro patria recepto.

Laetus

Laetus per ignes, laetus ahenea
Per machinarum murmura, per globos,
Per fulminatrices cateruas
Ense ruam calido cruore.

Das Unglück des verwüsteten Deutschlandes ist der Gegenstand von noch etlichen Oden. Besonders wird die Erfindung in IX. De bello a. 1758. wo der in ferner Nachkommenschaft künftige Landmann beschrieben wird, gefallen, wie er unversehens mit seiner Hacke die Waffen und Gebeine seiner Vorfahren, auf einem ehemaligen Schlachtfelde, hervorzieht, darüber erschrickt, und die Wuth des Krieges verwünscht:

—— —— Trementi
Ore color, manibusque dura
Rastra excident. O! ferrea quam fuit
Aetas auorum! (filiolis suis
Vernisque dicet conuocatis)
Pectora quam furiosa patrum! u. s. w.

Noch eine Probe von dieser Art:

XIV. Querela Germaniae, ist eine so lebhafte und rührende Allegorie, daß wir uns getrauen, sie, auch ganz unlateinischen Lesern übersetzt vorzulegen, ohne daß sie ihre Stärke und Schönheit verliert. Eine gewisse Probe, daß diese lateinische Poesie unsers Dichters, wahre und ganz eigentliche Poesie ist:

 „Ich

„Ich sah Germanien, glaubt glaubt es mir! an den Gestaden der Elbe sitzen, und mit überschwemmtem Gesichte, über das schröckliche Verderben (unsers) Vaterlandes trauren.

Ihre bleichen Wangen färben itzt nicht die gewohnten Freuden, und keine Kränze decken ihr von Trauerasche schwarzes Haupt; um Hals und Schultern fliegt (das zerstreuete) Haar.

O Elbe! so klagt sie; die du vor kurzem blühende Wiesen mit deinen hellen Wassern tränktest; itzt, von vielem Blute scheußlich gefärbt, aufgedämmt von Leibern der Ermordeten, wälzest du Ströme von Leichen durch wütende Flammen, durch eingeäscherte Städte, durch Aecker, die verwaist über ihre Arbeiter trauren, durch Felder, die ganz mit Mord bedeckt sind, dahin.

Vidi sedentem credite credite
Ripas ad Albis nuper, et humido
Germaniam vultu nefandum
Exitium patriae *) dolere.

Non sueta pingunt gaudia pallidas
Genas, nec atrum serta tegunt caput
Tristi fauilla: perque collum
Perque humeros volitant capilli.

Qui nuper vndis prata virentia
Puris rigabas, sanguine plurimo
Nunc decolor, nunc intumescens
Corporibus, queritur, peremtis,

Saeuos per ignes et cinerem urbium
Agros colonis per viduos suis
Per rura late caede sparsa
Funereas agis Albis undas:

Höre

*) Zerstört nicht dieß patriae (für suum) die Allegorie? Was ist Germaniens Vaterland? Nicht einmal die angenommene Ellipsis (nostrae) die der Latinität sehr gemäß ist, scheint die Richtigkeit der allegorischen Vorstellung wieder herzustellen.

Höre meine Klagen und meine Seufzer; fleuß stärker durch meine Thränen vermehrt, welche die Wildheit meiner Söhne, und die harten Herzen und die Raserey der Könige mir auspressen.

O! schon vier Jahre hat euch der Himmel wider meine Eingeweide so grausam wüten, und euch unter einander selbst vertilgen gesehen, und über eure Schande erröthen müssen.

Von welchem Hügel scheinen nicht die gebleichten Haufen Gebeine dem Auge entgegen; welches Feld ist von Leichen rein; welche Gegend erschallet nicht von bittern Klagen, und traurigem Winseln?

Wo ist mein unerschöpflicher Reichthum, wo sind meine ehemaligen Kräfte hingeflohen? Von dem allen, allen, was die ganze Welt über mir erstaunen machte, was ist vor dem Laster meiner Kinder verschont geblieben?

Audi querelas et gemitus meos
Et cresce fletu, barbaries mihi
Quem filiorum et dura corda
Excutiunt feritasque regum.

Heu! jam per annos quatuor impie
Vos saeuientes in mea viscera
Vosque atterentes vidit ipsos
Erubuitque pudore coelum.

Quis non aceruus albicat ossium
Collis? quod aruum funeribus caret?
Quae non amaro terra planctu
Tristibus et resonat querelis?

Immensa rerum copia quo fugit
Priscaeque vires? illius illius
Quam totus admiratus orbis,
Quid residet vitio meorum?

Nach fremden Kriegsheeren (die Nachkommen werden diese traurige Begebenheit Unwahrheit heißen) nach fremden Kriegsheeren, o Schande! rufet ihr zum Morde meiner Kinder, zu meiner völligen Verstörung!

O! steckt ein, steckt ein, ihr Gewaltigen! die blitzenden Schwerdter; reichet einander eüre entwaffneten Hände zur Freundschaft. Bringt den Frieden wieder, der mehr als hundert Triumphe gilt.

Darüber streitet ihr Könige, wer den Staaten zum Heile die besten Gesetze geben, und die aus unsern Gränzen verbannte Gerechtigkeit und Treue zuerst zurückrufen kann.„

Externa (factum flebile postera
Aetas negabit) proh pudor! agmina
Externa, caedes in meorum
Vltimum et excidium vocatis?

O fulminantes condite condite
Enses, amicas iungite dexteras
Centumque maiorem triumphis
Reddite magnanimi quietem.

Certate reges, quis melioribus
Componat orbem legibus, et prior
Quis exulem nostris ab oris
Iustitiam reuocet fidemque.

XXIV. De proelio Kunnerdorfiensi, eoque exstincto Kleistio milite forti, poëta dulci. Der Ton, der im Anfange angegeben wird, erhält sich in der fortgehenden Beschreibung des Treffens:

Quo me per cineres, perque acies ducum
Per saeuos gladios, flammiferos globos
Quo Bellona furens, per profugos equos
Et stragis cumulos rapis?

. . . .

. . . . . .

— iam

— — — iam lituos, tubas
Clamoresque feros audio: fulminat
Iam late gladius; sanguineque irrubet
Et tellus sanie fluit.

Insistens laceris corporibus furor
Voluit sanguineum flammea lumina
Per campum, gemitus gaudet, et audiens
Singultus morientium.

Vielleicht könnte der Dichter die Person und den Fall seines Helden zu wenig sinnlich und ausführlich zu zeigen scheinen:

Quae victrix gladius fulgura proiicit!
Quaeque e luminibus flamma micat viri!
Hoc si Mars populos suscitat aeneus
Igne ardent oculi Dei.

Ecce illum propero subsequitur pede
Miles, nil metuens agmina proruit,
Et deuota neci pectora fulminis
Offert et gladii minis.

Iamque — o Phoebe tuum seu clypeo tege
Seu tu sulphureis nubibus eripe —
Pectus conspicio saucium, et improbo
Ire e vulnere sanguinem.

Allein, man erkenne in diesen schnellen und halben Zügen, eben den wahren Charakter der Beschreibungen der Ode. Beyspiele des Alterthums sind hievon bekannt genug; es ist nichts Fremdes.

XXIII. Ad Martem. Man muß sich zur Behauptung des Wahrscheinlichen in dieser Ode, und zur Rechtfertigung der Härte und Nachläßigkeit der

Ausdrücke, einen Krieger nach dem Geiste des Tyrtäus vorstellen, dessen wilde Wuth und erhitzten Trotz, der Dichter hat reden lassen wollen. Man vergleiche das, was unser Verfasser in der Zugabe zu seinem Tyrtäus, von dem Charakter der alten Kriegslieder, zerstreut gesagt hat:

> Hanc Mauors animam, bellipotens Deus
> Armorumque parens, hanc animam tibi
> Deuoui sitiens sanguinem et inclytum
> Nomen — — — —
> — — — — — — —

welche Vergleichung?

> Ceu fortis sonipes ad lituos fremit
> Nescit stare loco, collaque iactitans
> Mordet fraena ferox: sic mea pectora
> Accendit litui voxque tubae aerea
> Armorum et strepitus quem procul audio
> O suauis sonitus grata tonitrua!
> Iam miscere manum, iam videor mihi
> Immixtus gladiis agmina rumpere
> Dextra: — — — — —

Außer den Gedichten in dieser Art des Traurigen und Schrecklichen, enthält die erste Abtheilung der Oden, eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, in der unser Dichter die horazische Muse nachahmt. Scherz, Wein und Liebe, und nicht weniger die philosophisch-poetischen Maximen und Grundsätze des horazischen Zeitalters, sind die Gegenstände, mit denen die neue lateinische Muse sich beschäfftiget. Auch die horazische Freundschaft, Lebensart und Laune,

nimmt

nimmt der Nachahmer desselben an, und versetzt sich, und die, an welche er schreibt, in dieselbe.

XV. Ad Hesperum. Eine catullische Erfindung, und eben die Leichtfertigkeit. Der Hesperus soll die verstohlene Liebe des Dichters nicht ausspähen und verrathen:

Te qui nequitias furtaque mollia
Et rapta e labiis oscula flammeis
Attente specularis
Blanda et murmura virginum

— — — — — —

Vt suspensa metu sponsa et amabilem
Formosis oculis lacrymulam exprimens
Iam tradenda marito
Nusquam te rutilasse vult.

(Nam demens metuit dulcia proelia
Exoptatque simul blandaque vulnera
Ah! inuita tremescit
Formidans sua gaudia.)

Sic ne me Glycerae mellea basia
Figentem, et Glyceram mellea basia
Figentem mihi, matri
Morosae timeo indices.

At limen quoties illius obsidet
Inuisus Bauius, tum precor, Hespere,
Tunc flamma rutilanti
Vincas omnia sidera.

In XVIII. Ad Schillingium kündigt der Dichter seine spielende und verliebte Muse an; und erhebt

erhebt sich über die finstre Epopee des Homers, mit angenehmen Muthwillen:

> Nunquam venustae viderat igneas
> Malas puellae collaque lactea
> Nigrosque crines, tectus altis
> Lumina Maeonides tenebris u. s. w.

VI. Vindemia. Dithyrambus Der Herr Verfasser hat vielleicht dem, was Quintilian von dem Rythmus sagt: „Nec ullam habent in contextu varietatem: sed qua coeperunt sublatione ad depositionem usque decurrunt;„ durch die Einförmigkeit seines Sylbenmaaßes folgen wollen, und darum seine Dithyrambe aus lauter Trochäen zusammengesetzt, deren Zahl in allen Versen gleich, bloß im letzten verdoppelt ist, und mit einem halben Fuße die Strophe schließt:

> Quis per aura perque montes
> Perque saxa perque syluas
> Clamor editur sonorus?
> Decipitne forte dulcis
> Forte ludit error aures?
> An choros ego frementes atque plausus audio?

Der Dichter sieht hierauf das ganze Gefolge des Bacchus und Silenus, und ruft zur Feyer, zum Scherz, zum Trunk und Küssen, Mädchen und Brüder herbey. Hierauf folgt das Lob des Bacchus, dem der Dichter sich zum Eigenthume weiht:

> Fructibus tuis carenti
> Nulla dulcis est puella
> Nulla suauis est voluptas,

Nullus

Nullus dies est serenus,
Nullus est iocus iocosus.
Tu dies, iocos, puellas, cuncta reddis aurea.

Floridam tibi iuuentam
Consecro, u. s. w.

Wenn gleich die horazischen Oden den Ton und die Sprache der bacchischen Begeisterung dem Dichter angeben konnten; so ist doch dieß Gedicht für die Aufschrift vielleicht zu neu. Es ist schon in der Bibliothek erinnert worden, daß die Dithyramben, wenn wir eine sehen sollten, eine gar zu alte und ungestalte Antique seyn würde, als daß sie sich jetzt zur gänzlichen Nachahmung schicken könnte. Ist ihre Benennung doch schon zu Aeschylus und Aristophanes Zeiten, zum Sprichwort, und Spotte gebraucht worden.

Einen noch größern Beyfall verdient, nach unserm Geschmacke, das Gedicht XXIX. Ad Sodales. Die Freunde des Dichters sollen mit ihm zu Felde ziehen!

Totus concutitur turbine bellico
Orbis; nos etiam feruidus incitat
In pugnas animus, nec patitur sequi
Ignaua otia languidos.

— — — — —

Pingamus foueas, moenia et aggeres
Pingamusque mero tristia proelia.
Jam fossas video sanguine turgidas
Et spumantia flumina.

Genug;

Genug; unsere Leser werden vielleicht diese Ode selbst aufsuchen. Sie mögen es mit sich ausmachen, ob ihnen die Kriegscharte auf dem Trinktische des Herrn W. oder das schalkhaft vertraute Gespräch der horazischen Trinkbrüder (Od. I. 27.) besser gefällt.

Von den Oden, deren Subjekte von der horazischen Philosophie hergenommen sind, wollen wir einige anzeigen.

V. Ad rosam. Die blühende Rose welkt bald, und stirbt, also unser Leben: daher die Folgerung

— — — — — —

Quid? si iam properans mors nimis imminet,
Et circumuolat atris
Pennis forte meum caput?

Cur demens animo gaudia differam
Jucundosque dies? quemque diem puto
Diluxisse supremum
Non fidens ego crastino.

XIX. Ad Schillingium. Die stoische Tugend, die gegen Reichthum und Ehre unempfindlich ist:

Parca nascenti dedit affluentes
Non opes fortuna mihi, nec aurum,
Non dedit claros titulos auorum aut
Praedia magna.
Candidum pectus mihi forte, fatis
Nescium flecti rigidis, et audax
Et minas terrae et maris, insciumque
Spernere vulgus.

Der

Der Weise sieht Eitelkeit und Schande in dem Glanze der Ehre und des Reichthums:

Cur ego gemmas, radians et aurum
Vestis adorem?
O prius pauper peream nec ulli
Notus, immersus tenebris! Honores
Quos mihi vulgus tribuat videntur
Dedecus ingens.

Gegen alle Schicksale, Oerter, und selbst gegen die Jahre seines Lebens ist er gleichgültig:

Me Deus quemcunque velit videre
Angulum mundi, fugiam hinc libenter.
Seu dedit plures mihi, siue paucos
Praebeat annos.

Das Herz seines Freundes allein ist es, das er bis über das Grab hinaus besitzen will. —

XX. Ad eundem. Veros honores, verum animi decus
Laudesque anhelans non dubias, tuo
Accensus exemplo, caducas
Rideo opes hominum metusque.

Dieß ist der Inhalt, nehmlich die Standhaftigkeit des Stoikers

— — — —

Cui pectus adversus dolores
Alta tegit triplici aere virtus.

und der Muth desselben wider das Schicksal, wider alles Irdische, selbst wider seinen eigenen Körper,

per, weil sich sein Geist zur Unsterblichkeit empor schwingt:

Humana fortis subiiciam mihi
Magnoque spernam pectore: lumina
Non torua fortunae timebo:
Me timeat fugiatque Diua.

Quid deprimamus particulam aetheris?
Non igneam vim figere humi pudet?
Coelique cognati moremur
Nos humili releuare terra?

Seruile tandem deiiciens iugum
Inuisa frangens hic animus diu
Et claustra rumpens, liber alta
Aethereis petet astra pennis.

Terrae relinquens exuuias putres
Et mortis expers per liquidum aera
Lateque per nubes volabit
Sydereae nouus hospes orae.

Hinc laetus olim praecipites poli
Cernet ruinas, sydera pallida
Et pallidum solem videbit
Hinc gemitum morientis orbis.

Aeuique singultum audiet ultimum
Solus superstes viuet et integer
Non igne nec ferro nec annis
Non animus periturus aeuo.

Horaz selbst hat seinen Weisen nirgends so stark und trotzig reden lassen. Die Beschreibung des Unterganges der Welt, hat unser Dichter auch durch Bilder, die ihm eine erhabenere Poesie, als eine

eine horazische, geliehen hat, sehr verschönert. Wir haben überhaupt es den Lesern selbst überlassen wollen, die Bilder und Allegorien zu bemerken, die hin und wieder, aus vielerley alten (auch neuern) Dichtern, gewählt, und geschickt angebracht sind.

Wir haben die Gedichte dieser ersten Abtheilung für horazische Nachahmungen angenommen; aber einen eignen Schlag scheint das Gedicht III. Ad Germaniam, zu haben; man müßte es denn für eine entfernte Nachahmung von Horazens Carm. III. 6. oder 24. ansehen. Der Dichter geht etwas unbarmherzig mit unserm Zeitalter um, dem er die rauhe Lebensart und wilde Einfalt der Cherusker unter ihrem Herrmann vorwirft.

Die zweyte Abtheilung Syluae. Diese vermischten Gedichte sind der freyen Muse des Hrn. Kl. mehr eigen als die Carmina. Es sind ihrer eilfe.

V. Deploratur euersio Dresdae. Eine rührende Elegie. Nach dem Erstaunen über dem entstellten Ansehen, der vorhin so prächtigen Stadt, kömmt der Dichter auf die Ruinen der Kirchen und Häuser:

> Nunc heu disiectas moles, auulsaque saxa
> Strataque nunc video culmina tristis humo,
> Praecipiti casu posuisti in puluere celsam
> Frontem, cui, turris, de cruce nomen erat.
> Templa iacent, turres aedesque iacent, et eunti
> Vix mihi permittit tanta ruina viam.
> Tunc (iterum madidis oculis et pectore moesto
> Quaero) tu Dresda es? tu domus illa deum?
> Sic est — — — —

Den Schluß macht eine poetische Weissagung, von Wiederherstellung, durch Augusts Zurückkunft

Numineque Augusti reuocato in culmina prisca
Gaudium eris patriae Saxoniaeque decus.

In IV. Cum e Saxonia auctor discederet redet der Dichter die zärtliche Sprache des Abschiedes an sein geliebtes Vaterland.

VII. Cum multa carmina et complures satyras in ignem coniiceret. Die muntre Laune in dem ganzen Stücke, und die muthige Zufriedenheit des Dichters über sich selbst, wird vielleicht den Lesern gefallen. Der Schluß —

Quid mea dextra tremis blandum tandem exue patrem
Aude agedum, Klotzi, saeuus et esse ferox —
Actum est — iam chartas crudelis corripit ignis,
Vertit et in cinerem (nec gemo) scripta mea.
Plaudite! rem magnam perfeci. plaudite et altum
Pectus et inuictum tollite ad astra poli.
Credite tradiderit qui flammis lumine toruo
Et rigido versus corde poeta suos,
Maior Alexandro, qui totum vicerat orbem
Quique Phrygum exitium, maior Achille fuit.

VIII. Sibi multos malos libros legendi necessitatem impositam fuisse ist voll gerechtem Eifer wider die schlechten Schriftsteller unserer Zeit.

Den poetischen Tod unseres Dichters, und seine erhabenen Aussichten jenseit der Sterblichkeit (IX. Sibi mortem propinquam vaticinatur) werden seine Leser wohl lieber unter die Nachahmun-

mungen der philosophischen Poesie des Horaz, neben der angezeigten XX. Ode, als in dieser Abtheilung unter eigentlichen Gelegenheitsgedichten, versetzt wünschen.

Die letzte Abtheilung (Sermones) enthält drey Satiren. Den Anfang macht eine Berathschlagung mit dem Varus (nach dem Horaz Sermon. II. 1.) in der der Dichter die Gegenstände seiner Satire bekannt macht.

Ne Satyram scribas, inquis? cur, optime Vare,
Non ego constringam stultos animosque feroces?
Et saltum studeam compescere? reddere verae
Doctrinae decus ereptum? ridere stuporem
Per fora regnantem, per templaque, perque cathedras?
Non tituli et generis fucum, ascitosque colores
Queis ventosa suas tegit ignorantia sordes
Tollere, et audaces sciolorum ostendere nisus?

Wir finden diese Satiren weniger in dem Horazischen Geschmacke als die Oden. Aber wie viel heißt es auch Horazens Satire nachahmen? — so viel als ein Pope seyn. — Die spitzige Kürze der Gedanken, der Reichthum an Moralen, an feinen Maximen, an Vergleichungen, an Beyspielen aus der Geschichte, Begebenheiten, reifen Erfahrungen, die unerwarteten kurzen und schnellen Ausfälle — gewiß dieß und noch viel mehreres macht eine neue Horazische Satire zur allerschwerersten Art der Gedichte. (*) Doch vielleicht ist es unser

(*) In der Nachahmung der lyrischen Muse des Horaz können doch die nächsten Jahrhunderte etliche (zwar

Fehler, daß wir Vergleichungen anstellen wollen, wo der Herr V. keine Nachahmung zur Absicht gehabt, und seiner eignen Laune mehr gefolgt ist. Vermuthlich hat er nur in diesen wenigen Stücken einige Proben seiner bisherigen Versuche in dieser Gattung der Dichtkunst zeigen wollen: und als solche werden sie auch bey ihren Lesern ihren Werth behaupten. Der Ton ist lebhaft, oft hitzig, und dem angenommenen Charakter vollkommen angemessen. Z. B. aus der ersten

Vae! iecur efferuens commota bile tumescit,
Phoebus et iratus quae porrigit arma capesso.
Persequere hunc virgis, et caede, Camoena! flagello,
Sit licet armatus plebis regumque fauore,
Qui nugas hominum studio defendit anili.

Folgende Anspielungen haben das Lächerliche der Satire: Es ist die Rede von aufgeblasenen und unwissenden Sprachgelehrten und lateinischen Dichtern.

Albius ignorans numeros linguamque latinam
Atque pedum leges ignorans carmina pangit —

— —

(zwar sehr wenige) lateinische Dichter aufweisen, die noch viel Lob verdienen. Matthias Casimir. Sarbieu (im Anfange des 17. Jahrh.) hat sich mit seinen vier Büchern Lyricorum bey den berühmtesten Kunstrichtern den Namen des zweyten Horaz erworben. Seine Oden können auch mit Herrn Kl. (siehe dessen Vindiciae Horatii) verglichen werden, wenn gleich ihre gezwungene und mühsame Kunst zuweilen ihrem übrigen Verdienste, nachtheilig ist.

— — — — — —

Quid tum? non misero crines barbamque (*) recidam,
Non colaphum (**) infligam: sed quis ridere vetabit?

Zum Schluß dieser ersten Satire lacht der Dichter auch über sich selbst:

„At leges ipsi nimium tibi scribis acerbas
Carmina componis mala, visque poeta videri"
Quid faciam? illeui chartae semel ista, poetae,
Noris nos, quae scripta aegre delere solemus.

Die zwote Satire spottet über das Unvernünftige in dem Urtheile der Mäcenaten, nach dem Aeußerlichen und den Anzuge ihrer gelehrten Clienten. Der Candidat wird französisch von Fuß bis aufs Haupt geputzt, macht seine Aufwartung nach französischem Ceremoniel, wird bewundert, und macht sein Glück. Der Aufzug ist theatermäßig, und die Erzählung ziemlich lustig.

In der dritten beklagt sich der Dichter, daß sein guter Wille Lobgedichte statt Satiren zu schreiben gehindert werde, weil der eigensinnige Vers, durch die Lobsprüche und Ehrennamen verdorben werde; da er hingegen zum Tadeln stets biegsam sey. Er führt, so wie in der ersten, Beyspiele und

(*) Timotheus, ein aus seinem Vaterlande nach Italien entwichener griechischer Gelehrter (im Anfange des 15 Jahrh.) verlohr in einer Wette mit Franciscus Philelphus über der Quantität einer Sylbe, seinen Bart.

(**) Dem Poeten Chörilus, soll Alexander d. G. seine guten Verse mit Goldstücken, und seinen schlechtern mit Maulschellen bezahlt haben.

Namen an, die unsere Leser hier nicht wiederholt erwarten werden. Die Welt fragt immer nach dem Berufe eines Satirenschreibers, und

> Si mala condiderit in quem quis carmina, ius est
> Judiciumque. Esto si quis mala: sed bona si quis u.s.w.

VII.

Hermin und Gunilde, eine Geschichte aus den Ritterzeiten, die sich zwischen Adelepsen und Ußlar am Schäferberge zugetragen, nebst einem Vorberichte über die Ritterzeiten und einer Allegorie. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. 1766.

Die Zeiten der Ritter haben den Spaniern und besonders den Italiänern reichen Stoff zu Gedichten gegeben. Bey den letztern haben sie die romanische Epopee hervorgebracht, eine Gattung von Gedichten, die vielleicht die Aufmerksamkeit mancher Leser mehr unterhält, als die gewöhnliche Epopee. Wie fleißig wird nicht der Roland des Ariost von seinen Landesleuten gelesen? Die Engländer haben den Spencer. Die Franzosen das Mädchen von Orleans, welches in der wahren Manier des Ariost geschrieben ist, und dem Genie des Verfassers eben so viele Ehre macht, als es seinem moralischen Charakter nachtheilig ist. In Deutschland hat es noch keiner gewagt diese Bahn zu betreten, als etwa der Verfasser eines gewissen Gedichtes, Selinde betitelt, das ihm aber verunglückt ist.

Die

Die Geschichte Hermin und Gunildens hat aber einen bessern Dichter gefunden, und könnte allemal eine schöne Episode in einem romanischen Heldengedichte abgeben. Der Verfasser hat sie in dem Tone der Romanze erzählt; aber es ist ein höherer Ton, als der, in welchem unsere beyden bekannten Romanzendichter gesungen haben, und nichts komisches darinne.

Der Innhalt des Gedichts ist folgender. Hermin ein zärtlicher Jüngling sieht Gunilden eine Schöne, von der der Dichter eine sehr reizende Beschreibung macht: er liebt sie, und entdeckt ihr seine Zärtlichkeit. Sie hört ihn gern,

wenn er von Liebe spricht;

allein sie überwindet sich selbst. Er soll erst den Besitz ihres Herzens verdienen.

Sie spricht mit stolzem Muthe:
Ein Held nur ist mir schön,
Der Sieg und Ruhm erkämpft mit Blute,
Weit über dich erhöhn.

Kein Junker soll mich je erlangen,
Deß Muth nur Hasen fängt,
Kein Jüngling, dem auf zarten Wangen
Zweydeutge Wolle hängt.

Drum zieh in Kampf zum Morgenlande,
Um Zion zu befreyn.
Dort lernest du im Ritterstande,
Erst meiner würdig seyn.

Wird Panzer, Creuz und Ruhm dich zieren,
Dann, zärtlicher Hermin,
Dann kannst du Gegenliebe spüren.
Und damit floh sie ihn.

 Her-

Hermin bleibt fühllos bey diesen Worten stehn. Endlich kömmt er wieder zu sich selbst. Beschließt sich der Gesellschaft der Menschen zu entziehn, und wählt sich einen finstern Wald, nicht fern von dem Schlosse Gunildens zu seinem künftigen Aufenthalte, wo er sein Leben in Klagen verseufzet: Einst wirft er sich an einem Eichenbaume nieder, und schläft ein: Hier hört er im Traume eine Stimme, welche ihn ermuntert, sich nicht der Verzweiflung zu übergeben.

Verzweiflung ist das Looß der Thoren,
Da jedem Rosen blühn,
Du bist zu Freud und Glück gebohren,
Ermuntre dich, Hermin!

Auf diese Ermunterung beschließt er noch einmal einen Versuch auf Gunildens Herz zu wagen. Er kleidet sich als Schäfer.

Nun hatt' er Stab und Flöte,
Sang, wie ein Täuber girrt,
Schwärmt um ihr Schloß, wie ein Planete
Um seine Sonne irrt.

Nicht lang' umsonst — denn welch Entzücken!
O welch ein Hofnungsstral!
Er hat das Glück sie zu erblicken,
Am Bach, im Buchenthal!

Er wirft sich der Schönen zu Füssen, fleht sie, sich nicht von ihm zu entfernen, und erbiethet sich, dem schwersten Abendtheuer zu trotzen, wenn sie ihm nur nahe ist.

Laß mich vor deinen Augen siegen,
Dann ist kein Sieg mir schwer,

Denn

Dann such ich nur in Schlacht und Kriegen,
Und Tode, Ruhm und Ehr.

Wenn einstens Zwerg und Ries' und Drachen,
Und Zaubrer um dich seyn,
Und dich zu deiner Qual bewachen,
Dann will ich dich befreyn.

Wenn Frevler dir zum Hohne sprechen,
So bist du mein Panier,
So will ich Speer und Lanze brechen,
In Schlachten und Turnier.

Da soll mein Schwerdt gleich Donnerkeilen,
Den Helm bis auf den Zopf,
Ja Ritter von einander theilen,
Bis auf den Sattelknopf.

Um seine Liebe auf die Probe zu stellen, befiehlt sie ihm einen Stein einen Berg hinanzutragen. Dieser Stein ist bezaubert. Niemand kann ihn bewegen, der nicht fromm, keusch und treu ist.

Ein Klausner hat es zwar gewaget;
Doch da ward offenbar,
Daß er wie Ritter hier verzaget,
Ein bloßer Heuchler war.

Hermin gehorcht ihr voll Freude. Er beweget den Stein, er nimmt ihn auf den Rücken, und keicht den Berg hinan. Diese Stelle ist ungemein reizend: Gunilde sieht entzückt den Muth ihres Liebhabers, doch — ach er stürzt,

und ihn begräbt der Stein.

Was gleicht Gunildens Entsetzen? Die Schwermuth ergreift sie, und sie beschließt, ihr übriges Le-

ben einer heiligen Einsamkeit zu widmen. Sie läßt

> Im dicken Hayn ein Bethhaus bauen,
> Im Buchenthal, am Bach.
>
> Ja, darf man dem Gerichte trauen,
> So schwärmt im bloßen Schein
> Des Nachts im fürchterlichen Grauen
> Ihr Geist nach um den Stein.
>
> Und seufzet ietzt noch um Herminen,
> Beym Bremkerthurm im Wald,
> In nun verödeten Ruinen
> Der Eulen Aufenthalt.
>
> Da macht die Furcht dem Wandrer Flügel.
> So grausam nicht zu seyn,
> Ihr Schönen sey euch dieß ein Spiegel.
> O! seht nur oft hinein.

Ein sehr schöner Schluß, der der ganzen Ausführung nichts nachgiebt! So deutlich inzwischen die Moral in die Augen fällt, so hat doch der Verfasser für gut befunden, seinem Gedichte eine Allegorie anzuhängen, worinn er auf eine sehr muntere Art zeiget, daß Hermin der Stolz, und Gunilde die Mode vorstelle. Vielleicht ist diese ganze Allegorie eine Parodie auf diejenige, welche Tasso seinem Heldengedicht beygefüget hat. In dem Vorberichte rühmt der Verfasser mit großem Rechte die Vortheile der alten Ritterzeiten,

„In denen Wahrheit Treu und reine Liebe galten,“ und wo die Einbildungskraft so vielen Stoff für den Witz findet. Dieser Vorbericht enthält sehr viele schöne Anmerkungen in einem sehr lebhaften Styl.

Der

Der Verfasser zeiget beym Schluß derselben eine Quelle an, wo man sich mehrere Nachricht über diese Materie erholen kann. Diese sind die Letters on Chivalry and Romance, die wir zu ihrer Zeit angezeiget haben, und von denen wir gelegentlich in unserer Bibliothek eine Uebersetzung einzurücken gedenken. Diese Romanze gründet sich auf eine am Sollinger Walde, und in der Gegend von Adelepsen und Ußlar bekannte Tradition, daß es im Thal bey dem Bremkerthurm gewaltig spucke, und daß sich vor vielen Jahren ein Schäfer vermessen habe, aus eben diesem Thale einen großen Felsen auf den zunächstgelegenen Schäferberg hinauf zu tragen; welches er zwar gethan, ehe er aber die Höhe völlig erreicht habe, sey er gestürzt, und so unter den Felsen begraben worden. Wie schön hat der Dichter sich diese Tradition zu Nutze gemacht, und mit wie viel Naivetät ausgeführt! Das einzige hätten wir vielleicht gewünscht, daß der Traum seines Helden einen größern Einfluß auf das Ganze hätte, und so eingerichtet wäre, wie man die Träume in den Tragödien brauchet: aber vielleicht hat dieser Kunstgriff dem Verfasser zu abgenützt geschienen. Der Sänger Hermins wird gewiß der Welt ein Vergnügen machen, wenn er ihr künftig noch mehr solcher Lieder singet.

VIII.

Den Schluß macht eine poetische Weissagung, von Wiederherstellung, durch Augusts Zurückkunft

> Numineque Augusti reuocato in culmina prisca
> Gaudium eris patriae Saxoniaeque decus.

In IV. Cum e Saxonia auctor discederet redet der Dichter die zärtliche Sprache des Abschiedes an sein geliebtes Vaterland.

VII. Cum multa carmina et complures satyras in ignem coniiceret. Die muntre Laune in dem ganzen Stücke, und die muthige Zufriedenheit des Dichters über sich selbst, wird vielleicht den Lesern gefallen. Der Schluß —

> Quid mea dextra tremis blandum tandem exue patrem
> Aude agedum, Klotzi, saeuus et esse ferox —
> Actum est — iam chartas crudelis corripit ignis,
> Vertit et in cinerem (nec gemo) scripta mea.
> Plaudite! rem magnam perfeci. plaudite et altum
> Pectus et inuictum tollite ad astra poli.
> Credite tradiderit qui flammis lumine toruo
> Et rigido versus corde poeta suos,
> Maior Alexandro, qui totum vicerat orbem
> Quique Phrygum exitium, maior Achille fuit.

VIII. Sibi multos malos libros legendi necessitatem impositam fuisse ist voll gerechtem Eifer wider die schlechten Schriftsteller unserer Zeit.

Den poetischen Tod unseres Dichters, und seine erhabenen Aussichten jenseit der Sterblichkeit (IX. Sibi mortem propinquam vaticinatur) werden seine Leser wohl lieber unter die Nachah-

mun-

mungen der philosophischen Poesie des Horaz, neben der angezeigten XX. Ode, als in dieser Abtheilung unter eigentlichen Gelegenheitsgedichten, versetzt wünschen.

Die letzte Abtheilung (Sermones) enthält drey Satiren. Den Anfang macht eine Berathschlagung mit dem Varus (nach dem Horaz Sermon. II. 1.) in der der Dichter die Gegenstände seiner Satire bekannt macht.

> Ne Satyram scribas, inquis? cur, optime Vare,
> Non ego constringam stultos animosque feroces?
> Et saltum studeam compescere? reddere verae
> Doctrinae decus ereptum? ridere stuporem
> Per fora regnantem, per templaque, perque cathedras?
> Non tituli et generis fucum, ascitosque colores
> Queis ventosa suas tegit ignorantia sordes
> Tollere, et audaces sciolorum ostendere nisus?

Wir finden diese Satiren weniger in dem Horazischen Geschmacke als die Oden. Aber wie viel heißt es auch Horazens Satire nachahmen? — so viel als ein Pope seyn. — Die spitzige Kürze der Gedanken, der Reichthum an Moralen, an feinen Maximen, an Vergleichungen, an Beyspielen aus der Geschichte, Begebenheiten, reifen Erfahrungen, die unerwarteten kurzen und schnellen Ausfälle — gewiß dieß und noch viel mehreres macht eine neue Horazische Satire zur allerschwerersten Art der Gedichte. (*) Doch vielleicht ist es unser

H 2 Fehler,

(*) In der Nachahmung der lyrischen Muse des Horaz können doch die nächsten Jahrhunderte etliche (zwar

Fehler, daß wir Vergleichungen anstellen wollen, wo der Herr B. keine Nachahmung zur Absicht gehabt, und seiner eignen Laune mehr gefolgt ist. Vermuthlich hat er nur in diesen wenigen Stücken einige Proben seiner bisherigen Versuche in dieser Gattung der Dichtkunst zeigen wollen: und als solche werden sie auch bey ihren Lesern ihren Werth behaupten. Der Ton ist lebhaft, oft hitzig, und dem angenommenen Charakter vollkommen angemessen. Z. B. aus der ersten

Vae! iecur efferuens commota bile tumescit,
Phoebus et iratus quae porrigit arma capesso.
Persequere hunc virgis, et caede, Camoena! flagello,
Sit licet armatus plebis regumque fauore,
Qui nugas hominum studio defendit anili.

Folgende Anspielungen haben das Lächerliche der Satire: Es ist die Rede von aufgeblasenen und unwissenden Sprachgelehrten und lateinischen Dichtern.

Albius ignorans numeros linguamque latinam
Atque pedum leges ignorans carmina pangit —

— —

(zwar sehr wenige) lateinische Dichter aufweisen, die noch viel Lob verdienen. Matthias Casimir. Sarbieu (im Anfange des 17. Jahrh.) hat sich mit seinen vier Büchern Lyricorum bey den berühmtesten Kunstrichtern den Namen des zweyten Horaz erworben. Seine Oden können auch mit Herrn Kl. (siehe dessen Vindiciae Horatii) verglichen werden, wenn gleich ihre gezwungene und mühsame Kunst zuweilen ihrem übrigen Verdienste, nachtheilig ist.

— — — — — —

Quid tum? non misero crines barbamque (*) recidam,
Non colaphum (**) infligam: sed quis ridere vetabit?

Zum Schluß dieser ersten Satire lacht der Dichter auch über sich selbst:

„At leges ipsi nimium tibi scribis acerbas
Carmina componis mala, visque poeta videri"
Quid faciam? illeui chartae semel ista, poetae,
Noris nos, quae scripta aegre delere solemus.

Die zwote Satire spottet über das Unvernünftige in dem Urtheile der Mäcenaten, nach dem Aeußerlichen und den Anzuge ihrer gelehrten Clienten. Der Candidat wird französisch von Fuß bis aufs Haupt geputzt, macht seine Aufwartung nach französischem Ceremoniel, wird bewundert, und macht sein Glück. Der Aufzug ist theatermäßig, und die Erzählung ziemlich lustig.

In der dritten beklagt sich der Dichter, daß sein guter Wille Lobgedichte statt Satiren zu schreiben gehindert werde, weil der eigensinnige Vers, durch die Lobsprüche und Ehrennamen verdorben werde; da er hingegen zum Tadeln stets biegsam sey. Er führt, so wie in der ersten, Beyspiele und Namen

(*) Timotheus, ein aus seinem Vaterlande nach Italien entwichener griechischer Gelehrter (im Anfange des 15 Jahrh.) verlohr in einer Wette mit Franciscus Philelphus über der Quantität einer Sylbe, seinen Bart.

(**) Dem Poeten Chörilus, soll Alexander d. G. seine guten Verse mit Goldstücken, und seinen schlechtrn mit Maulschellen bezahlt haben.

Namen an, die unsere Leser hier nicht wiederholt erwarten werden. Die Welt fragt immer nach dem Berufe eines Satirenschreibers, und

> Si mala condiderit in quem quis carmina, ius est
> Judiciumque. Esto si quis mala: sed bona si quis u.s.w.

VII.

Hermin und Gunilde, eine Geschichte aus den Ritterzeiten, die sich zwischen Adelepsen und Ußlar am Schäferberge zugetragen, nebst einem Vorberichte über die Ritterzeiten und einer Allegorie. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. 1766.

Die Zeiten der Ritter haben den Spaniern und besonders den Italiänern reichen Stoff zu Gedichten gegeben. Bey den letztern haben sie die romanische Epopee hervorgebracht, eine Gattung von Gedichten, die vielleicht die Aufmerksamkeit mancher Leser mehr unterhält, als die gewöhnliche Epopee. Wie fleißig wird nicht der Roland des Ariost von seinen Landesleuten gelesen? Die Engländer haben den Spencer. Die Franzosen das Mädchen von Orleans, welches in der wahren Manier des Ariost geschrieben ist, und dem Genie des Verfassers eben so viele Ehre, macht als es seinem moralischen Charakter nachtheilig ist. In Deutschland hat es noch keiner gewagt diese Bahn zu betreten, als etwa der Verfasser eines gewissen Gedichtes, Selinde betitelt, das ihm aber verunglückt ist.

Die

Die Geschichte Hermin und Gunildens hat aber einen bessern Dichter gefunden, und könnte allemal eine schöne Episode in einem romanischen Heldengedichte abgeben. Der Verfasser hat sie in dem Tone der Romanze erzählt; aber es ist ein höherer Ton, als der, in welchem unsere beyden bekannten Romanzendichter gesungen haben, und nichts komisches darinne.

Der Innhalt des Gedichts ist folgender. Hermin ein zärtlicher Jüngling sieht Gunilden eine Schöne, von der der Dichter eine sehr reizende Beschreibung macht: er liebt sie, und entdeckt ihr seine Zärtlichkeit. Sie hört ihn gern,

wenn er von Liebe spricht;

allein sie überwindet sich selbst. Er soll erst den Besitz ihres Herzens verdienen.

Sie spricht mit stolzem Muthe:
Ein Held nur ist mir schön,
Den Sieg und Ruhm erkämpft mit Blute,
Weit über dich erhöhn.

Kein Junker soll mich je erlangen,
Deß Muth nur Hasen fängt,
Kein Jüngling, dem auf zarten Wangen
Zweydeutge Wolle hängt.

Drum zieh in Kampf zum Morgenlande,
Um Zion zu befreyn.
Dort lernest du im Ritterstande,
Erst meiner würdig seyn.

Wird Panzer, Creuz und Ruhm dich zieren,
Dann, zärtlicher Hermin,
Dann kannst du Gegenliebe spüren.
Und damit floh sie ihn.

Hermin bleibt fühllos bey diesen Worten stehn. Endlich kömmt er wieder zu sich selbst. Beschließt sich der Gesellschaft der Menschen zu entziehn, und wählt sich einen finstern Wald, nicht fern von dem Schlosse Gunildens zu seinem künftigen Aufenthalte, wo er sein Leben in Klagen verseufzet: Einst wirft er sich an einem Eichenbaume nieder, und schläft ein: Hier hört er im Traume eine Stimme, welche ihn ermuntert, sich nicht der Verzweiflung zu übergeben.

Verzweiflung ist das Looß der Thoren,
Da jedem Rosen blühn,
Du bist zu Freud und Glück gebohren,
Ermuntre dich, Hermin!

Auf diese Ermunterung beschließt er noch einmal einen Versuch auf Gunildens Herz zu wagen. Er kleidet sich als Schäfer.

Nun hatt' er Stab und Flöte,
Sang, wie ein Täuber girrt,
Schwärmt um ihr Schloß, wie ein Planete
Um seine Sonne irrt.

Nicht lang' umsonst — denn welch Entzücken!
O welch ein Hofnungsstral!
Er hat das Glück sie zu erblicken,
Am Bach, im Buchenthal!

Er wirft sich der Schönen zu Füssen, fleht sie, sich nicht von ihm zu entfernen, und erbiethet sich, dem schwersten Abendtheuer zu trotzen, wenn sie ihm nur nahe ist.

Laß mich vor deinen Augen siegen,
Dann ist kein Sieg mir schwer,

Denn

Dann such ich nur in Schlacht und Kriegen,
Und Tode, Ruhm und Ehr.

Wenn einstens Zwerg und Ries' und Drachen,
Und Zaubrer um dich seyn,
Und dich zu deiner Qual bewachen,
Dann will ich dich befreyn.

Wenn Frevler dir zum Hohne sprechen,
So bist du mein Panier,
So will ich Speer und Lanze brechen,
In Schlachten und Thurnier.

Da soll mein Schwerdt gleich Donnerkeilen,
Den Helm bis auf den Zopf,
Ja Ritter von einander theilen,
Bis auf den Sattelknopf.

Um seine Liebe auf die Probe zu stellen, befiehlt sie ihm einen Stein einen Berg hinanzutragen. Dieser Stein ist bezaubert. Niemand kann ihn bewegen, der nicht fromm, keusch und treu ist.

Ein Kläusner hat es zwar gewaget;
Doch da ward offenbar,
Daß er wie Ritter hier verzaget,
Ein bloßer Heuchler war.

Hermin gehorcht ihr voll Freude. Er beweget den Stein, er nimmt ihn auf den Rücken, und keicht den Berg hinan. Diese Stelle ist ungemein reizend: Gunilde sieht entzückt den Muth ihres Liebhabers, doch — ach er stürzt,

und ihn begräbt der Stein.

Was gleicht Gunildens Entsetzen? Die Schwermuth ergreift sie, und sie beschließt, ihr übriges Le-

ben einer heiligen Einsamkeit zu widmen. Sie läßt

Im dicken Hayn ein Bethhaus bauen,
Im Buchenthal, am Bach.

Ja, darf man dem Gerichte trauen,
So schwärmt im bloßen Schein
Des Nachts im fürchterlichen Grauen
Ihr Geist nach um den Stein.

Und seufzet ietzt noch um Herminen,
Beym Bremkerthurm im Wald,
In nun verödeten Ruinen
Der Eulen Aufenthalt.

Da macht die Furcht dem Wandrer Flügel.
So grausam nicht zu seyn,
Ihr Schönen sey euch dieß ein Spiegel.
O! seht nur oft hinein.

Ein sehr schöner Schluß, der der ganzen Ausführung nichts nachgiebt! So deutlich inzwischen die Moral in die Augen fällt, so hat doch der Verfasser für gut befunden, seinem Gedichte eine Allegorie anzuhängen, worinn er auf eine sehr muntere Art zeiget, daß Hermin der Stolz, und Gunilde die Mode vorstelle. Vielleicht ist diese ganze Allegorie eine Parodie auf diejenige, welche Tasso seinem Heldengedicht beygefüget hat. In dem Vorberichte rühmt der Verfasser mit großem Rechte die Vortheile der alten Ritterzeiten,

„In denen Wahrheit Treu und reine Li.be galten,“
und wo die Einbildungskraft so vielen Stoff für den Witz findet. Dieser Vorbericht enthält sehr viele schöne Anmerkungen in einem sehr lebhaften Styl.

Der

Der Verfasser zeiget beym Schluß derselben eine Quelle an, wo man sich mehrere Nachricht über diese Materie erholen kann. Diese sind die Letters on Chivalry and Romance, die wir zu ihrer Zeit angezeiget haben, und von denen wir gelegentlich in unserer Bibliothek eine Uebersetzung einzurücken gedenken. Diese Romanze gründet sich auf eine am Sollinger Walde, und in der Gegend von Adelepsen und Ußlar bekannte Tradition, daß es im Thal bey dem Bremkerthurm gewaltig spucke, und daß sich vor vielen Jahren ein Schäfer vermessen habe, aus eben diesem Thale einen großen Felsen auf den zunächstgelegenen Schäferberg hinauf zu tragen; welches er zwar gethan, ehe er aber die Höhe völlig erreicht habe, sey er gestürzt, und so unter den Felsen begraben worden. Wie schön hat der Dichter sich diese Tradition zu Nutze gemacht, und mit wie viel Naivetät ausgeführt! Das einzige hätten wir vielleicht gewünscht, daß der Traum seines Helden einen größern Einfluß auf das Ganze hätte, und so eingerichtet wäre, wie man die Träume in den Tragödien brauchet: aber vielleicht hat dieser Kunstgriff dem Verfasser zu abgenützt geschienen. Der Sänger Hermins wird gewiß der Welt ein Vergnügen machen, wenn er ihr künftig noch mehr solcher Lieder singet.

VIII.

Reliquien. Zweyte Auflage. Frankfurth am Mayn, bey Joh. Christ. Gebhard. 1766. (S. 406.)

Wir mögen diese Reliquien entweder als Ueberbleibsel ganzer schäzbaren Stücke, oder als einen Ueberschuß und ersparten Gewinn eines mit Weisheit wuchernden Mannes ansehen, so sind es allezeit angenehme Geschenke für das Publikum. Der Torso, oder ein sonst verstümmeltes Stück aus den griechischen Kunstschulen, ist mehr werth, als hundert ausgearbeitete Werke der Kunst kraftloser neuerer Bildhauer, so wie auch ein Gedanke, der das Gepräge eines originalen Genies trägt, dem innern Gehalte nach oft schwerer als ganze Ballen voll leeren Geschwätzes. Solche Gedanken sind, nach dem Ausdrucke des Verfassers, oft Erzstufen, aus denen sich langer Drath ziehen läßt; das andere kann man mit Sand oder Schutt vergleichen, der höchstens zum Ausfüllen taugt. Wenn man den Herrn und Diener, oder die Beherzigungen gelesen, so wird man nicht nach dem Verfasser fragen, und wenn man diesen kennt, so weiß man schon im Voraus, daß man nicht selten neue und glänzende Gedanken, nicht gemeine Einsichten in den Händeln der Welt, eine feine Kenntniß des menschlichen Herzens, einen patriotischen Eifer für das Beste des Vaterlands und der Menschen, einen gerechten Unwillen gegen das Laster, eine edle und

fast

fast furchtbare Dreustigkeit, die Wahrheit zu sagen, und einen körnichten Ausdruck erwarten darf; und wenn diese Reliquien mehr Wunder, als alle Gebeine der Heiligen thäten, so würden wir uns nicht wundern. Die wunderthätige Kraft von diesen, sagt der Herr V. in der Vorrede, haftet bey dem, so daran glaubet; wir wünschten, daß viele an diese glauben möchten, und wir würden eine gute Wirkung erwarten; nur Schade, daß das erstere so wenig zu hoffen ist.

Der Innhalt des Buchs ist dem Titel angemessen. Der Herr V. schränket sich nicht auf gewisse Materien ein: Der Aberglaube, Belohnungen, der Betrüger, Bücherpolicey, der Christ, der christliche Staatsmann, Diener Treue, Ehrgeiz, der ehrliche Mann, der Enthusiasmus, die Freystaaten, die Gedult, der Geist des Jahrhunderts, Geist einer Nation, von Geschäften, Glück der Großen, von der göttlichen Regierung, große Handlungen, der große Mann, Fragmente von dem Berufe großer Männer, Herren Dank, Herren Dienste, Herren Gnade, der Hof, die Jagd, der Krieg, Landstände, Liebe der Unterthanen, Lob, Ruhm, der Mensch, die Menschenliebe eines irreligiösen Cammeralisten, Minister und Räthe, charakteristische Züge eines christlichen Ministers, von den Moden in der Politik, moralischer Fall, nachgebohrne Herren, Narren, obrigkeitlicher Stand, Paradetugenden der großen Welt, Patriotismus, Philosophen, der Prediger, Rang, Regenten, Regierung, Reisen, Religion, Verbindung der

Religion

Religion mit dem Staate, Religionsspötter, schöner Geist, der Schriftsteller, Schulden, von Segen und Fluch über ein Haus und Land, Sittenlehre, Toleranz, der Tyrann, das Vaterland, Verdienste, Vermögen, Verstand und Witz, Voltaire, Vorsätze und Projekte, Hoffnungen und Wünsche, göttliche Vorsehung, Vorurtheile, Ungerechtigkeiten, der ungläubige Fürst, Wahrheit — Dieß ist das weitläuftige Verzeichniß, der darinnen enthaltenden Materien, wo sich der Verfasser über die eine mehr oder weniger ausbreitet: seine Sätze sind eben so wenig in einer Ordnung vorgetragen; er wirft seine Gedanken hin, und es geht ihm, wie einem, der allerhand Sorten Geldes aus dem Schubsack zieht, goldne, silberne, mit Kupfer versetzte, und auch wohl ganze kupferne: Wenn uns dieser Mann, wie er sie aus der Tasche zieht, damit ein Geschenk machet, so hat man immer große Ursache ihm dafür zu danken, die Wahl steht alsdenn bey uns, was wir davon behalten, oder wegwerfen wollen. Wir wollen ohne Umschweife reden: unter vortrefflichen Gedanken, unter Gedanken, die, wenn sie auch nicht neu sind, doch durch den Vortrag neu scheinen, weisen und guten Vorschlägen, artigen Anekdoten, wohlangewandten Erfahrungen, findet sich auch viel mittelmäßiges, ungeprüftes, ungewisses, wiederhohltes, zweydeutiges, auch wohl unverständliches.

Zur Probe seines Vortrags wollen wir einige Gedanken auszeichnen:

Wahre

„Wahre Treue und Leichtsinn sind nie beysammen, ächte Treue und Eigensinn sehr oft. Alles Eisen läßt sich schmelzen, aber nicht alles zu Stahl machen. Die Gränze, wo Treue und Eigensinn an einander stoßen, läßt sich nur bey jedem einzelnen Falle richtig bestimmen.

Jede Nation hat ihre große Triebfeder. In Deutschland ists Gehorsam, in England Freyheit, in Holland die Handlung, in Frankreich die Ehre des Königs, in Dännemark die Liebe der Unterthanen, in Schweden Patriotismus versetzt mit Cabalen, in Pohlen Freyheit der Stimme, in der Schweiz Liebe zur Ruhe, in Rußland Furcht und Zwang. Es gehören große Hauptveränderungen dazu; um die ganze Richtung der Denkungsart anders zu stimmen.

Wie ehrwürdig ist ein großer Mann im Unglück! Er gleicht der prächtigen Bildsäule, die in eine gangbare Straße eingestürzt ist: man nimmt einen Umweg um sie herum, um sie auch nach ihrem Fall nicht zu beschädigen.

Das Daseyn eines großen Geistes wird nur von Kennern erkannt. Ein englischer Matrose trug den berühmten Diamant, Pitt, lange bey sich, und schlug Feuer dran, bis er in die Hand des Mannes kam, der beym ersten Blick in dem Kiesel den Edelstein erkannte.

Ein jedes Genie kann dem Römer nachsagen: Gebt mir so viel Gebiet, als meine Kühhaut bedecken kann.

Die Liebe der Fürsten ist so heiß, daß sie die, welche sich ihr zu sehr nähern, leicht zu Asche verbrennt.

Die Wahrheit darf nicht ohne Gewand erscheinen: sie läßt sichs auch gefallen: nur ohne Schloß vor dem Munde und ohne Brille auf der Nase.

Die Einfalt, diese Gutheit des Herzens, da man eine rechtmäßig geglaubte Handlung begeht, ohne ihre Folgen zu überdenken, ist der stärkste Grund der Bevölkerung. Wenn alle Leute mit Ueberlegung heyrathen sollten, halb Europa würde aussterben.

Der verstorbene Fürst von Oettingen, ein treflicher Regent, nahm keinem seiner Räthe einen Eid ab, er gienge mit ihnen ans Fenster, erinnerte sie an ihre Pflichten, versicherte sie seiner Liebe, Dankbarkeit, Vertrauens und Vorsorge; und wiese ihnen denn aus dem Schlosse den sichtbaren Galgen. Kein Herr wurde treuer und redlicher bedient, als er. Eine solche Verpflich-

tung auf den Galgen sollte bey vielen mehr wirken als der Eid aufs Evangelium.

Wem seine Ruhe lieb ist, der suche doch nie, der Vertraute von Fürsten zu werden. Es ist ein grosses Kapital, sich ohne Verantwortung schlafen zu legen."

Doch wir wollen es lieber unsern Lesern überlassen, die treflichen Gedanken selbst einzuerndten; wir führen anch diese nicht eben als die allervorzüglichsten an: ein jeder kann darinnen einen eigenthümlichen Geschmack haben. Will man gute Vorschläge lesen, z. E. wie fleißige und treue Bediente in einem Lande am besten zu belohnen wären, so schlage man die 14 S. nach: auf der 23. findet man Gedanken über eine wohl einzurichtende Bücherpolizey; auf der 243. wie man nachgebohrne Herren auf eine gute Art versorgen könne. Kurz, überall zeigt sich ein Verfasser, der Genie, Erfahrung, und die besten Absichten hat. Ob er sich allezeit gleich bleibt, das ist eine andere Frage. Wir haben schon das Gleichniß von der Münze gegeben: wenn man z. E. liest: „es giebt gebohrne „ehrliche Leute, und gebohrne Spitzbuben. Cartouche war ein niederträchtiger Betrüger, es giebt „auch dergleichen Ministers. — Man muß sich „nie reuen lassen, auch heimlichen Feinden wohlzuthun, zuletzt überwindet man doch. — Die faulsten, schlechtesten und untüchtigsten Diener, sind „gemeiniglich auch die undankbarsten. — Vieles „kann man mit dem Laufe der Welt entschuldigen, „das vor dem Richterstuhle Gottes und des Gewissens unrecht ist. — Es giebt Diener eines „Herrn, die so treu sind, wie ein Hund; sie bellen

„und

„und beissen alles, was sich ihm nähert, es mag
„Freund oder Feind von ihm seyn. — Man muß
„sich nie selbst wegwerfen. — Die Diener großer
„Herren könnten Gleichnißweise wohl so eingetheilt
„werden: menschliche Esel, Maulthiere zum tra-
„gen mit schönen Decken, Karrenpferde u. s. w.“ —
„Eine einzige Handlung ist zuweilen fähig, seinen
„Ruhm zu begründen. —„ Dergleichen Sprüche,
deren es noch sehr viele giebt, sind weder neu,
noch vorzüglich schön gesagt, noch Körner, die man,
nach dem Ausdrucke des Verfassers, mit Freuden
erndten mag.

Von einer großen Menge kann man auch sa-
gen, daß sie viel zu unbestimmt sind. Sie schei-
nen von keinen weitern Nutzen zu seyn, als daß sie
eine Lücke ausfüllen. Wenn man man liest: „Das
„Glück mancher Geschäfte hängt lediglich von der
„Langsamkeit ihrer Behandlung ab: das Glück
„mancher andern von der äußersten Geschwindig-
„keit:“ so weiß dieß wohl ein jedes; aber Ge-
schäfte von dieser Eigenschaft anzugeben, war eher
der Untersuchung werth. — „Wie glücklich ist ein
„Unwissender, beynahe durch alle Stände des Le-
„bens“ ein Satz, der auf diese Art der Moral,
der Politik, und der Wissenschaft wohl nicht vor-
theilhaft seyn kann; und für die Faulen die liebste
Sittenlehre seyn möchte. Was sagt der Herr V.
unter dem Titel: Schöner Geist? wo wir die
wichtigsten Anmerkungen erwarteten. „Viele,
„ich will nicht sagen, die meisten unsrer schönen Gei-
„ster kommen mir vor, wie die französische und

„sächsische Modefarben, sie fallen überaus lieblich
„ins Auge, sie schießen aber desto geschwinder ab,
„und dann seynd sie ungleich häßlicher, als die ge-
„meinste Farben. Sie seynd nichts weniger als
„auf die Dauer; Regen und Sonnenschein schaden
„ihnen fast in gleicher maaße.“ Wenn die schö-
nen Geister wirklich schöne Geister sind, so müssen
sie Farbe halten, sonst sind sie es nicht: ist aber die
Farbe falsch, so werden sich die Kenner nicht irre
machen lassen, und sie für schön halten; hätte der
Herr V. gewisse Modeschriftsteller angegeben, und
die Farbe angezeigt, so würde man sehen, in wie fer-
ne die Vergleichung statt fände. Die folgende
Stelle, die gewiß härter klingt, als sie der edelge-
sinnte Herr V. gemeynt hat, hätten wir gern über-
schlagen mögen, weil sie unserm Herzen weh ge-
than: „Die Großen, sagt der Herr V. betrü-
„gen sich untereinander, ihre Ministers, Lieb-
„linge und Unterthanen: u. s. w. Die
dem Hrn. Professor Gellert darinnen schuld gege-
bene Eitelkeit, widerleget zwar sein allgemein be-
kannter moralischer Charakter, der selbst seinem
wohlverdienten Ruhme, den er nicht erst durch sol-
che kleine Erzählungen zu erkaufen brauchet, bey je-
der Gelegenheit auszuweichen suchet, und vielleicht
könnten wir ihn, nach dem was uns von den Haupt-
umständen dieser kleinen Geschichte bekannt ist, ge-
gen den Vorwurf, daß in diesem Briefe auch
ein bischen gelogen war, gar rechtfertigen. Allein,
da wir zuversichtlich wissen, wie viel Unruhe und
Bekümmerniß die unbillige Bekanntmachung die-

ses

ses vorerwähnten Briefes ihm gekostet, wie viel Sorge ihm der Gedanke gemachet, daß der rechtschaffene Lieutenant, der zum Innhalte dieses Briefs Gelegenheit gegeben, dadurch könnte beleidiget worden seyn: so fürchten wir, daß eine solche Vertheidigung ihm unangenehmer, als diese Stelle selbst, und der darinnen befindliche Vorwurf seyn möchte. Uns dünkt, daß ein vertrauter, scherzhafter Brief an eine Privatperson, der für sie allein und sonst für niemand in der Welt, und auch an jene nur zur Unterhaltung und Ermunterung in ihrer Krankheit geschrieben war, nicht mit den Augen müsse gelesen werden, als man ihn zu lesen berechtiget wäre, wenn ihn der Prof. entweder mit seiner Einwilligung, oder unter seinem Nahmen der Welt im Druck vorgelegt hätte. Doch wir haben keinen Auftrag zur Vertheidigung, nur können wir es nicht gleichgültig ertragen, wenn wahre schöne Geister, die dem Witze durch ihr Herz Ehre machen, auch nur zufälliger Weise verdächtig gemacht werden.

Was der Herr V. mit einer heroischen Freymüthigkeit von vielen Großen der Welt, von den Höfen und ihren Dienern sagt, und welches den größten Theil des Buchs ausmachet, wagen wir nicht zu beurtheilen, da die Politik unser Feld nicht ist: so viel aber können wir wohl behaupten, daß wir hin und wieder Feuerfunken wahrnehmen, die manchen ins Herz brennen möchten, wenn sie sich ihm zu nahe wagen sollten.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Dreßden. Das vortreffliche Altarblatt, die Himmelsfahrt Christi vorstellend, von dem großen Mengs, ist endlich daselbst aus Spanien angekommen. Es macht die Bewunderung aller Kenner, ja wir möchten sagen, aller Menschen aus: denn auch der Unwissende kann es ohne Begeisterung und Entzücken nicht ansehen, und es ist gewiß, daß es auch bey der Nachwelt eine Ehre unsers itzigen Jahrhunderts und unsrer Nation seyn wird. Eben demjenigen Beförderer der Künste, welcher das Studium nach diesem herrlichen Gemälde, wenigstens in Nachzeichnung der Köpfe, dermalen, da es auf der Gallerie am bequemsten zu beobachten ist, den besten akademischen Lehrlingen durch ihre vorgesetzten Lehrer empfehlen und aufgeben lassen, haben wir die Veranlassung folgender Beschreibung zu danken. Wir theilen sie unsern Lesern mit. Sie ist aus der Feder des Hrn. Prof. Casanova geflossen. Als ein würdiger Schüler des Mengs, und der zu derjenigen Zeit in Rom gewesen, als derselbe an diesem Gemälde gearbeitet, und als ein Zeuge der weisesten Abweichung von dem ersten Entwurfe und ihrer Ursachen, würde er hier der beste Ausleger der erhabenen Gedanken des großen Künstlers seyn können, wenn solche bey fühlenden Kennern eine Auslegung bedürften. Aber für Abwesende, welche der Vergleichung

gleichung mit dem Urbilde entbehren müssen, wird diese Beschreibung eine der angenehmsten Schilderungen auch noch alsdenn seyn, wenn das Gemälde, wie wir wünschen, durch eine desselben würdige Meisterhand wird in Kupfer gestochen worden seyn. Das Gemälde ist 33 Fuß hoch und 16 Fuß breit.

Wenn ein Gemälde, nicht etwa durch eine gewisse Magie oder durch die Wirkung eines einzelnen Theiles, sondern durch den Zusammenfluß aller derjenigen Theile, aus denen es besteht, in dem Zuschauer diejenigen Gemüthsbewegungen hervorbringet, die der Maler ausgedrückt, alsdenn hat derselbe Maler gewiß diejenige Stuffe der Vollkommenheit erreicht, zu der die Werke sterblicher Menschen gelangen können.

Viele haben Leidenschaften und Affecten auf der Leinewand ausdrücken wollen. Sie haben aber die Wahrheit dem Scheine aufgeopfert, und daher bloß einzelne Wirkungen hervorgebracht, welche ich, wenn ich mich des Wortes bedienen darf, Sophismen nenne. Diese Anmerkung war nothwendig, da ich das Genie und die Idee des Mengs in der Ausführung seines Gemäldes von der Himmelfahrt untersuchen will.

Erfin-

Ogni qualvolta che un Quadro arriva a condure lo Spettatore alla ſenſatione di quelli affetti che il Pittore in eſſo hà introdotti, non per via di una Magia o ſia effetto di una ſol parte, ma per la concorrenza di tutte quelle che coſtituiſcono la Pittura; allora il Pittore certamente è giunto a quella poſſibilità di perfezzione che è conceſſa all' Opere de mortali.

Molti han preteſo eſprimere ſulle tele Paſſioni et Affetti, ma ſacrificando il Vero all' apparenza non hàn prodotto che ſemplici effetti, li quali (ſiami lecito il termine) chiamo Soſiſmi. Queſta oſſervazione è neceſſaria volendo eſaminare lo Spirito e l' Idea di Mengs nell' eſecuzione del ſuo Quadro dell' Aſcenſione.

Erfindung und Idee.

Er hat ohnstreitig gewisse Schwierigkeiten überwinden müssen, welche seine Freyheit in der Erfindung einschränkten. Er sah sich gezwungen, auf einer Leinewand zu arbeiten, welche in Vergleichung mit ihrer Breite viel zu lang war. Er überstieg diese Hinderniß dadurch, daß er sein Gemälde in drey Gruppen theilte. Diese sind zwar unmittelbar eine über die andre gestellt, welches wider die bekannten Regeln der Vertheilung ist, indem man nicht Gewicht auf Gewicht setzen darf, sie haben aber dennoch eine solche Leichtigkeit, daß diese höchstschwere Ausführung die wahre Natur derer Figuren, aus denen sie besteht, völlig ausdrückt, und zeugen von der ganzen Stärke des Genies, welche Mengs besitzet, da er eine so feine Idee erfunden und ausgeführet hat, eine Idee, wie diejenige, die Natur der Elemente durch ihr Gewicht auszudrücken, indem man einem jeden den Platz einräumt, den die Leichtigkeit ihm einzunehmen erlaubt. Es ist nicht zu läugnen, daß er diese Idee glücklich ausgeführt habe, und

Invenzione ed Idea.

Certo si è ch' egli si vide astretto di superare diverse difficoltà che rendevano mal agevole la libertà dell' invenzione, essendo obligato di dover faticare sopra una tela svantagiosa per l'eccedente Lunghezza in proporzione della Larghezza; Vinse egli questa difficoltà con l'invenzione di dividere il suo Quadro in trè Gruppi, quali benchè sian posti immediatamente l'un sopra l'altro, che è cosa contraria alle conosciute regole della distribuzione, non dovendosi porre peso sopra peso; restano però così leggieri che appunto questa difficilissima esecuzione esprime la natura e proprietà delle figure che li compongono, e fanno spicare la forza dello Spirito di Mengs di concepire e di eseguire un' Idea tanto delicata quanto sarebbe quella di esprimere la natura degl' Elementi per via del loro peso, dando a ciascheduno il sito che la leggierezza permette loro d'occupare. Quest' Idea non si può negare che egli non l'abbia felicemente com-

und die Idee des Epikurus, welche Cicero mit Recht für unbegreiflich hält, diese hat Mengs, so sehr es möglich ist, sinnlich gemacht, indem er den ewigen Vater mit einem Leib umgiebt, welcher nur gleichsam körperlich ist, und den Zuschauer in Zweifel läßt, ob es ein Leib sey oder nicht. So scheinen auch die englischen Wesen, welche Gott den Vater umringen, stuffenweise mehr oder weniger Theil an der Gottheit zu haben, nach Beschaffenheit ihrer Würde oder Entfernung, in der sie mit ihr stehen.

Man sieht die Figur des Heilandes, welcher durch eigene Kraft emporsteiget, man sieht die Geschwindigkeit, mit der der Flug des Gewandes sich in den Lüften beweget, welches zur Erde niederfällt, woraus der Zuschauer erkennet, daß es schwerer sey, als der Leib des Erlösers.

Der unterste Theil des Gemäldes ist ganz auf der Erde. Man sieht die Betrübniß der vorgestellten Figuren, welche sie empfinden, daß sie vom Körper gezwungen werden, auf der Erde zu bleiben.

Zusam-

compita, e l'Idea di Epicuro, che giustamente Cicerone trova incomprensibile, qui Mengs la rende per quanto si può sensibile, circoscrivendo la Divinità del Padre Eterno *d'un Corpo ch' è quasi Corpo* lasciando lo Spettatore in dubbio se sia o nò. Cosi gradatamente le Essenze Angeliche che lo circondano sembrano partecipare più o meno della Divinità, secondo la loro dignità o distanza da essa.

Si vede la Figura del Salvatore che per propria virtù ascende, e si osserva la rapidità del moto dallo Svolazzamento del Panno il quale tendendo al basso prova ancora il suo peso esser magiore, di quello del Corpo del Cristo.

La Parte inferiore del Quadro è tutta terrena, il desiderio solo espresso nelle figure dipinge l'anima loro cóstretta dal Corpo a restar ancor sopra la terra.

 Com-

Zusammensetzung, Helldunkles, Wirkung.

Die Zusammensetzung dieses Sujets ist so wohl im Ganzen, als auch in ihren Theilen vollkommen. Der Horizontalpunkt ist niedrig angelegt, so, daß er der Figur auf dem ersten Grunde bis an die Brust reichen würde. Dieses ist mit großer Ueberlegung geschehen, indem Mengs erwogen hat, daß das Gemälde ohngefähr 20 Spannen von der Erde würde aufgehangen werden. Der niedrige Punkt macht die Zusammensetzung sehr schwer, und wird selten recht getroffen. Nur die großen Meister in der Kunst bieten den Schwierigkeiten Trotz und überwinden sie. Der niedrige Punkt verstattet wenig Raum zur Tiefe, hauptsächlich in einem Gemälde, in welchem die zwey oder drey ersten Figuren den ganzen Horizont einnehmen und bedecken. Daher denn der Maler in Ermangelung der Gründe sich der ganzen Stärke der Luftperspectiv, der Tinten und der Farben bedienen muß, um den Gruppen die gehörige Ründung zu geben, und Lichter und Schlagschatten zu finden, um sie von einander zu unterscheiden, und ihre Entfernung merklich zu machen. Diese Stücke sind im gegen-

Composizione, chiaroscuro, ed effetto.

La saggia composizione di questo Soggetto è compita nel totale e nel particolare. Il Punto Orizontale è preso basso che verrebbe al Petto della figura del primo Piano, il che è fatto con molta ragione rifletendo Mengs che il sito del Quadro verrebbe incirca elevato venti Palmi da terra. Il Punto basso rende la Composizione difficile, e raro si vede eseguito, li soli Maestri dell' Arte talvolta affrontano le difficoltà e si rendono superiori. Il Punto basso dà pocco spazio di profondità e principalmente in un Quadro stretto nel quale le due o trè prime Figure occupano e coprono tutto l'Orizonte, onde il Pittore in mancanza de Piani deve far valere la forza della Prospettiva Aerea, delle tinte, e dei colori per tondeggiar li Gruppi, e trovar accidenti di lumi, e sbattimenti per staccarli e dinotar le distanze. Eccellentemente queste cose sono osservate in

gegenwärtigen Gemälde vortrefflich beobachtet. Man sieht den Jacob und den andern Apostel von dem Körper des Heilandes beschattet. Diese Erfindung hat eine erstaunliche Wirkung, jedes an gehöriger Stelle hervortreten oder weichen zu lassen. Auf der andern Seite machen die beyden Marien, welche stehen, eine Abwechselung in der Zusammensetzung, und verbinden dieselbe mit dem Christus, welcher in der Mitte des Gemäldes in senkrechter Linie über die untersten Figuren des letzten Grundes hervorragt, zwischen zween Engeln, die mit dem Christus eine Gruppe von drey abgesonderten Figuren ausmachen. Eine Sache, die höchst schwer auszuführen ist, wenn man nicht in eine kalte Symmetrie oder in eine gezwungene Abwechselung verfallen will, und die Wahrheit zu sagen, so hat kein Maler diese Idee so glücklich ausgeführt, als Mengs. In Rafaels Gemälde, von der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, sind die beyden Figuren des Elias und Mosis sehr schön, aber eine jede für sich, und ob sie gleich mit sehr zarten Farben gemalt sind, und der Christus in einem weissen Kleide auf einem Felde von Licht stehet,

in questo Quadro, ove si vede il S. Giacomo e l'altro Apostolo sbattimentati dal Corpo del Cristo: La qual ritrovata fà un effetto meraviglioso per l'avanti indietro. Dalla parte opposta le due Marie in piedi variano la composizione e la legano col Cristo il quale dritto in mezzo del Quadro perpendicolarmente sopra le più basse figure dell'ultimo Piano sale trà due Angeli che assieme col Cristo formano un Gruppo di trè Figure staccate, cosa difficilissima ad eseguirsi per non cadere o nella freda Simetria, o nella troppo forzata varietà, ed a dire il vero nessun Pittore hà eseguito quest'idea così perfettamente come Mengs, e nella Trasfigurazione di Raffaele le due figure di Elia e Mosè sono bellissime ma ogn' una per sè, e benchè siano di colori tenerissimi, ed il Cristo vestito di bianco

stehet, so ist dennoch die Symmetrie zu merklich, und sie machen kein Ganzes aus.

Gott der Vater, der von drey Engeln getragen wird, hinter welchem eine Glorie in einem Nebel von Lichte zu sehen ist, nebst vielen Köpfen von Cherubim, die in einem Kreiße über Gott dem Vater stehen, welcher Kreiß vom heiligen Geist erhellt wird, dieser ist nach den Ideen des Rafaels, Corregio, Caracci und Domenichino verfertiget, welche alle in dieser Vorstellung der Gottheit vom Mengs verbunden sind. Wer dieses Werk sieht, wird diese Wahrheit gestehen müssen.

Wahl, Charakter u. Ausdruck.

Wir haben dieses Gemälde nunmehr im Ganzen betrachtet. Wir wollen itzt zu einer besondern Untersuchung der Figuren schreiten. Obgleich ein jeder weiß, daß derjenige, der eine Armee commandiren kann, weit leichter ein Regiment zu commandiren im Stande ist, so kann eine wohlcomponirte Figur dennoch fehlerhaft in Ansehung

bianco sopra un campo di Luce, con tutto ciò la simetria è troppo sensibile e non formano un' assieme.

Il Padre Eterno portato da trè Angeli dietro a cui si scopre una Gloria che si distingue in una nebbia di Luce, con molte teste di Cherubini che formano come un cerchio sopra di lui, il quale illuminato dallo Spirito Santo produce un soavissimo chiaroscuro bastevole per decidere il Gruppo, che è composto seconde le Idee che ne hanno avuto Raffaele, Correggio, Caracci e Domenichino, le quali si trovano riunite da Mengs in questa rippresentatione della Divinità, e chiunque vedrà quest' Opera converrà di questa verità.

Scielta, Carattere, ed espressione.

Dalla considerazione di questa composizione generale veniamo all' esame particolare ciò è delle Figure, benchè ogn' uno sappi che chi sà commandare un' Armata molto più facilmente regola un Regimento, con tutto ciò benchè una figura sij ben composta può essere diffettosa in quanto alla scielta, la

hung der Wahl seyn, da diese Wahl nicht von den Regeln, sondern von der Beurtheilungskraft, von dem feinen und guten Geschmacke des Malers abhänget. In diesem Gemälde ist eine jede Figur so zusammengesetzt, daß die Wahl und die Handlung mit dem Charakter derselben übereinstimmen, und eine jede drückt dadurch desto stärker die Leidenschaften aus, die ihrem Geschlechte und ihrem Alter eigen sind.

Im heil. Petrus erblickt man die Liebe, den brennenden Eifer, welcher diesen vornehmsten unter den Aposteln beseelte. Seine lebhafte Handlung, sein glühendes Gesicht, die Ausspannung der Muskeln an den Händen, zeigen von der Stärke seines Affekts, so groß dieser in seinem Alter seyn kann.

Johannes liegt auf einem Knie. Er ist ganz außer sich, es scheint, als ob er aus dem Gewichte kommen werde, und daß ihn die Aufmerksamkeit, mit der er nach seinem geliebten Lehrer blickt, allein im Gewichte erhalte.

Die

la quale per esser buona non dipende dalle regole ma dal buon Giudizio, dal Gusto e dalla Delicatezza del Pittore; in questo Quadro ogni figura è composta di modo che la scielta e l'Azione corrispondono al Carattere loro, e con ciò esprime magiormente l'affetto e la Passione che deve esser propria ad ogn'una secondo la differenza del Sesso e dell'età.

Nel San Pietro si vede il fervore, e quell'amore e zelo che doveva animare questo Prencipe degl'Apostoli. L'azzione animata ed il viso infiamato, la tenzione degl'estensori nelle mani dimostrano la violenza della sua passione per quanto la sua età glielo può permettere.

Il San Giovanni caduto sopra un ginocchio pare che scordando se stesso perdi il proprio equilibrio, che la fissazione sola nel suo caro Maestro lo sostenghi.

La

Die Mutter des Heilandes zeigt in ihrem Gesichte die Betrübniß, daß sie noch unter den Sterblichen bleiben muß, und das Vergnügen über die Herrlichkeit ihres Sohnes. Ihre reine Liebe, ihre vom Staube beynahe losgewundene Seele, erheben sich über die Menschheit. Sie steht gerade, ihre Hände sind auf der Brust kreuzweise über einander geschlagen. Sie scheint von eben der Kraft hingerissen zu seyn, welche ihr den Sohn entreißt. Sie ist im Begriff, ihm zu folgen. Majestät und Sanftmuth sind hier die Gränzen des Ausdrucks und der Handlung, welche derjenigen ähnlich ist, die Rafael in einem Gemälde angebracht hat, welches sich auf der Churfürstl. Bildergallerie zu Dresden befindet, und in welchem die Grazie und die Würde auf das vollkommenste ausgedrückt sind, wo endlich die Handlung und die unbestimmte Bewegung den Zuschauer nicht errathen lassen, ob die Wolken die Marie tragen, oder ob sie auf denselben einhergeht. Diese Figur ist eine von den sublimsten, die Rafael gemacht hat, und die Figur des Mengs verdient allein, jener an die Seite gesetzt zu werden.

In

La Vergine Madre esprime nel volto l'afflizzione di dover ancor restar trà mortali, e la compiacenza e godimento della gloria del Figlio, l'affetto puro e l'anima quasi staccata dalla materia sembra innalzarla, dritta in piedi le mani incrociate al petto pare rapita dalla stessa virtù che gli rapisce il Figlio, è vicina a seguirlo, la Maestà, la dolcezza servon di limiti all'espressione ed all'azzione; simile a quella dipinta da Raffaele esistente nella R. Elettoral Galeria di Dresda, in cui la Grazia e la dignità sono espresse al sommo, e dove l'atto ed il moto non deciso lascia a pensare se le nuvole la portino o se lei sopra loro camini, essendo al certo questa Figura una della sublimi di Raffaele e quella di Mengs sola degna di starle a canto.

Nella

In der schönen Figur der Magdalena hat Mengs die ganze Grazie des Correggio angebracht, aber der Charakter ist edler, und die Zeichnung reiner.

Die übrigen Apostel machen durch eine vollkommene Abwechselung und Ausdruck des Charakters in den Köpfen, in welchen die Caracci und Lanfranchi nachgeahmt sind, die schönsten Gruppen, die man sich wünschen kann.

Der Christus ist eine von den schwersten Figuren, so wohl was den Charakter, als was die Handlung betrifft. Mengs hat in dieser die äußerste Vortrefflichkeit der Zeichnung, und den schönsten Geschmack in der Feinheit des Colorits gezeiget. In dem Gesichte ist das Erhabene der Seele mit der Sanftmuth ganz deutlich verbunden. Man sieht eine Vermischung von Ruhe und Traurigkeit nicht des Körpers, sondern der Seele, gleichsam, als ob er sich betrübte, daß er so viele Personen verlassen muß, die ihm werth sind. Die Handlung drückt eine gewisse Mattigkeit aus, welche noch im Körper,

Nella bella Figura della Madalena Mengs a pensato a tutta la Grazia del Correggio ma il Carattere, è più nobile ed il disegno più puro.

Li altri Apostoli con una perfetta varietà, e carattere di teste mirabili nelle quali si vedono imitati li Caracci, e li Lanfranchi, formano li più bei Gruppi che si possa desiderare.

Il Cristo, una delle più difficili Figure tanto per il carattere che per l'azzione, Mengs in questa hà fatto vedere l'eccellenza del dissegno e con un gusto squisito la delicatezza del colorito: nell'idea della faccia apparisce evidentemente unita alla nobiltà la dolcezza dell' anima, l'espressione hà un misto di tranquillità e di afflizzione, non corporale ma di spirito quasi che avesse dolore di lasciar tante persone a lui care. L'Azzione alquanto abbandonato ad un moto naturale esprime una tal qual stan-

Körper, ob er gleich schon verklärt ist, von dem kurz-vorher ausgestandenen Martern nachgeblieben ist.

Die beyden Engel an seinen Seiten, haben die Ruhe im Gesicht, welche der wahre Ausdruck der Schönheit ist. Der große Guido hat keine erhabenere Idee davon gehabt.

Der höchste Grad der Majestät, und alles, was uns die Phantasey darbeut, uns ein Bild vom Großen zu machen, alles das findet sich in der Figur Gottes des Vaters. Die Engel, die ihn tragen, sind von den Händen der Grazien gebildet, und geben einen deutlichen Begriff von denen, welche allein verdienen, die Schemel der Gottheit zu seyn.

Gewänder.

Alle Figuren dieses Gemäldes sind auf das vortrefflichste gekleidet. Die Verschiedenheit der Gewänder, der Wurf der Falten, die Massen, die schönen Ausfindungen, die Großheit im Ganzen, alles dieses läßt das Nackte ohne Affektation sehen. Es ist nichts Zweydeutiges oder Gezwungenes darinn, und jedes

stanchezza ancora impressa nel Corpo (benchè glorificato) dalli strazzi sofferti nella Passione.

Li due Angeli a lui da canto possedono quella tranquillità ch' è propria espressione della bellezza, il gran Guido non ne hà avuto idea superiore.

Il Centro della Maestà, e tutto ciò che l'ideale ci somministra per formare un concetto del grande si trova nella Figura del Padre Eterno. Gl' Angeli che lo portano sono formati dalla mano delle Grazie, e dano un idea di quelli che soli son degni di essere lo Scabello della Divinità.

Panneggiamenti.

Tutte le Figure di questo Quadro sono panneggiate nel più eccellente gusto, la varietà dei vestimenti, il getto delle pieghe, le masse, i bei partiti, il tutto grandioso, facendo veder il nudo senza affettazione, nulla di meschino o forzato, ed ogni

jedes ist mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, Einsicht und meisterhaften Kunst, die in Erstaunen setzt, ausgeführt.

Zeichnung.

Von der Zeichnung brauche ich nicht zu reden. Mengs ist schon von seinen ersten Jahren an, als ein Meister hierinn berühmt gewesen, aber in diesem Gemälde hat er seine ganze Stärke gezeiget. Das Alterthum, die Natur und Rafael, sind die Blumen dieser Biene gewesen. Jede Figur ist dem Styl und dem Charakter nach verschieden, das Aeußerste ist mit dem Ersten in der genauesten Verhältniß. Die tiefe Kenntniß und der reine Geschmack, verlassen ihn bey keinem Striche.

Farbengebung.

Die Farbengebung stimmt vollkommen mit der Vortrefflichkeit der andern Theile überein. Sie ist durchsichtig, aber voller Stärke, hell, aber allezeit warm, das Fleischige und das Runde herrschet durch und durch, ohne dem Drucke und dem fetten Auftrage der Farbe die Kraft zu benehmen. Die Farben sind mit so vieler Einsicht vertheilet,

ogni cosa eseguita con facilità, intelligenza, e Maestria sorprendente.

Dissegno.

Del Dissegno non occorre parlarne, gia da suoi primi Anni Mengs è stato conosciuto ottimo in questa parte, ma in questo Quadro dà a conoscere la franchezza con la quale lo possiede; l'Antico, la Natura, e Raffaele sono stati li fiori di quest' Ape. Ogni figura di Stile e carattere diverso, le estremità corrispondenti alle teste, la profonda intelligenza ed il gusto scielto non l'abbandonano in nessuna linea.

Colorito.

Il Colorito corrisponde appieno all' eccellenza delle altre parti, trasparente e pieno di forza, vago ma sempre caldo, la morbidezza ed il tondeggio regnano per tutto senza togliere al tocco ed all' impasto

theilet, daß sie in dem vollkommensten Gleichgewicht und Uebereinstimmung immer gegen einander abstechen, und zum Erstaunen die Massen des Helldunkeln befördern helfen.

Vielleicht glauben viele, daß ich in der Beschreibung dieses Gemäldes parteyisch bin. Allein, dieses Werk, die Ehre der Malerey, welches sich gegenwärtig auf der Churfürstl. Gallerie in Dresden ausgestellt befindet, steht dort den grösten Meisterstücken der Kunst zur Seite, und hält die Vergleichung mit ihnen aus. Es ist also nicht Parthenlichkeit, sondern eine Wahrheit, die aufrichtige Seelen redend machet, und den Neid zu schweigen nöthiget.

impasto il loro valore, hà saggiamente distribuito li colori che forman trà loro un bilancio ed armonia perfetta, ed ajutano a meraviglia alle masse del Chiaroscuro.

La descrizzione che fò di questo Quadro potrebbe parere a molti dettata della partialità, quest' Opera, onor della Pittura, posta nella R. Elettoral Galeria di Dresda non ha timore di stare a canto alli primi Luminari dell' Arte, e sostiene con tutti il paragone ed il confronto, questa non è passione, ma una verità che fà parlar gl' animi sinceri e lega la lingua all' invidia.

Der Geist der ächten griechischen Litteratur und Kritik, äußert sich in der Ausgabe einer Rede des Isocrates: Isocratis Panegyricus recensuit et animadversionibus illustravit Sam. Frid. Nath. Morus. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1766. 8. 12 Bogen. Der Text ist aus den ersten Wolfischen Ausgaben, die correcter als die folgenden sind, abgedruckt, doch mit einigen Verbesserungen, aus Vergleichung andrer Ausgaben, deren abweichende Lesarten mit sehr nüchternen Beurtheilungen

lungen und bescheidnen Muthmaßungen unter dem Text gesetzt, und mit andern Anmerkungen begleitet sind, welche zur Erklärung und Erläuterung dienen. Diese sind zahlreicher, als man sie in einem Schriftsteller, wie Isocrates ist, erwarten sollte; allein, Herr M. Morus begnügt sich nicht nur, hier und da irgend ein und das andre Wort oder Redensart zu erläutern, sondern dringt tiefer in den Sinn, den Plan und die Absicht des Redners ein. Er braucht besonders die Geschichte auf sehr vortheilhafte Art, welches um desto rühmlicher ist, da diese Art der Erläuterung alter Schriftsteller gemeiniglich zu sehr vernachläßigt wird, vielleicht weil sie mehr Schwierigkeit hat. Auch ein feinerer attischer, oder dem Isocrates eigner Sprachgebrauch wird allezeit sorgfältig und mit vielem Geschmack bemerkt und erläutert. Um überhaupt des Herrn M. M. Arbeit kenntlich zu machen, so wollen wir blos erwähnen, daß seine Manier, mit seinem Schriftsteller umzugehen, viel Aehnliches mit der Wesselingischen hat, welche weder durch eine stets trockne, obgleich scharfsinnige und gelehrte, Kritik ermüdet, noch unter einer gehäuften und an fremden Ort angebrachten Gelehrsamkeit erstickt; sondern die mit einer gewissen Anmuth vergesellschafftet ist, welche aus einer genauen Bekanntschaft mit der abgehandelten Sache selbst, besonders aus Belesenheit in der Geschichte, aus der Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, aus einer geschmackvollen Entwicklung derselben in einem jeden lateinischen Ausdrucke nothwendig entstehen muß.

Leipzig. Der Vorzug, den dieser Ort, seit dem die dramatische Dichtkunst ihr Haupt in Deutschland erhoben, durch eine sehr gute Schauspieler-Truppe gehabt, und in der noch ietzt blühenden Kochischen Gesellschaft besitzet, ist seit kurzem nicht wenig durch ein schönes neuerbautes Theater verherrlichet worden. Von der Eröffnung desselbigen geben einige Blätter Nachricht, die nebst einem Prolog, der den Herrn Prof. Clodius zum Verf. hat, und dem Herrmann des seel. Hrn. Pr. Schlegels, bey dem Buchhändler Crusius gedruckt zu haben sind. Diese Nachricht ist mit ein paar schönen Vignetten des Herrn Oesers gezieret.

Wenn in dem Vorberichte von diesem Theater gesagt wird: „Regelmäßigkeit, Ordnung, perspectivische Richtigkeit, Pracht ohne Kosten der Einfalt, Wahl und Neuheit in der Decoration, Geist und Erfindung in dem Entwurf, und Stärke in der Ausführung allegorischer Gemählde, hat sich hier vereiniget, ein Monument des deutschen Geschmacks aufzurichten:“ so wird man diesem Lobspruche desto eher Glauben beymessen, so bald man weiß, daß der durch die Kriegskunst und Civilarchitektur berühmte Herr Ingenieurobriste Fesch den Plan des Gebäudes entworfen, und bey der Ausführung desselbigen stets zugegen gewesen; daß der Herr Prof. Oeser das Deckenstück und den Vorhang, nach Originalerfindungen gemahlt, und Herr Koch, dessen uneigennütziger und lobenswürdiger Eifer für das Theater in Leipzig, schon seit langen Jahren, die Achtung von Deutschland verdienet,

dienet, die nach optischen Regeln entworfenen Verwandlungen der Aufsicht des verdienten churfürstlichen Maschinenmeisters Herrn Reuß aufgetragen hat. Als eine kleine Probe, wie viel die Künste zur Verherrlichung dieses Comödienhauses beygetragen, wollen wir die Nachricht von dem Vorhange des Herrn Oesers hersetzen: wir glauben beynahe mit Gewißheit behaupten zu können, daß, sowohl in Absicht auf die große Zusammensetzung, als alle übrige Theile der Mahlerey, diesem nicht leicht ein Vorhang eines Theaters in Deutschland den Preis streitig machen wird. Er enthält eine allegorische Vorstellung der Geschichte der dramatischen Dichtkunst.

Zween Säulengänge, nach dorischer Ordnung, umstellen den runden Vorhof des Tempels der Wahrheit, welchen man in der Mitte in einiger Entfernung sieht. Er ist von allen Seiten offen, und läßt, die von aller Bedeckung entblößte Bildsäule der gefälligen Göttinn sehen, die den Herzutretenden die offenen Arme bietet. Beym Eingange des Vorhofs, mitten auf dem Gemählde, stehen auf den beyden Seiten die in Metal gegossenen Bildsäulen des Sophokles und Aristophanes, der größten dramatischen Dichter des Alterthums. Die tragische Muse weihet dem erstern, welcher zur Linken steht, einen Lorbeerkranz, den sie ihm zu Füssen auf das Piedestall niederlegt. Hinter ihr steht Sokrates, von seinem Freunde Euripides begleitet, dessen Schauspiele er allen andern vorzog; er läßt hier den Beyfall des Weisen, und die Vereinigung

der Philosophie mit der tragischen Dichtkunst errathen. Mitten unter den griechischen Dichtern, bey welchen man den Seneca, den einzigen lateinischen Dichter, von dem tragische Werke ganz übrig geblieben sind, auch einige ihrer französischen und deutschen Nachfolger sieht, sitzt die Geschichte mit aufgeschlagenem Buche. Aeschylus bückt sich zu ihr nieder, zeigt ihr die Maske und den Cothurn, den er ihren Wahrheiten leihen will.

Neben ihm lehnen Theaterflügel, an welchem ein Knabe mahlt; eine Zierde, womit er die Bühne zugleich bereicherte. Auf der andern Seite, umwindet die komische Muse die Bildsäule des Aristophanes mit einem Blumengehänge; die Tanzkunst und ein kleiner scherzender Liebesgott sind ihr dabey behülflich. Darneben lehnt sich Plautus auf seinen Stab, und blickt aufmercksam in die umherliegenden Schriften, seiner Vorgänger. Bey ihm steht der zärtliche Terenz, welcher den Amor mit sich bringt, und ihm die Fackel sanft aus der Hand nimmt. Vor ihnen sitzt Menander an der Bildsäule des Aristophanes, welcher die ältern Werke von der persönlichen Satyre reiniget, und dem Lustspiele eine neue Gestalt giebt. Er schreibt, und ein Genius schiebt die persönlich charakterisirte Maske von dem vor ihm aufgeschlagenen Buche. Hinter den alten Dichtern, welche der Satyr begleitet, die satyrischen Spiele der Griechen, die aus einem Contraste des Tragischen und Komischen entstanden sind, errathen zu lassen, stehen einige ihrer deutschen und französischen Nachahmer. Im

Vorhofe

Vorhofe sieht man den unnachahmenden Shakespear, welcher die alten Originale vorbeygegangen ist, gerade dem Tempel der Wahrheit zueilen. Auf dem Vorgrunde sitzen die Mahlerey und Musik mit ihren Genien. Die lächelnde Geberde des Aristophanes zeiget, daß er über die tragischen Dichter spotte. Sophokles scheint ihm zu antworten, indem er mit der einem Hand auf die Wahrheit, und mit der andern auf die Grazien zeigt, die mit in einander geschlungenen Armen, über dem Tempel auf den Wolken schweben, von denen eine Menge Genien herabstürzen, welche Lorbeerkränze für die neuen Dichter bringen, womit die alten bereits geschmückt sind. Noch müssen wir anmerken, daß die Gesichter alle nach der Natur und dem Leben gemahlt sind, indem der Künstler bey den Alten die Monumente, die wir von Bildsäulen, und geschnittnen Steinen haben, zu Hülfe genommen, bey den neuern aber sich der besten Kupferstiche von ihnen bedienet hat, so daß man nur ein wenig in der schönen Litteratur erfahren zu seyn braucht, um die Personen sogleich zu kennen und von einander zu unterscheiden.

In der Decke über dem Churfürstl. Wappen, welches das Prosenium schmücket, schwingt sich der Ruhm; dem Apollo und Minerva von ihrem umstrahlten Wolkenthrone, durch einen Wink gebietet, den glorreichen Schutz der Fürsten unsers Vaterlands gegen die Künste zu verbreiten.

Der bey Einweihung dieses Theaters gehaltne Prolog machet seinem Verfasser Ehre: Da bey

dieser Gelegenheit der Herrmann des seel. Schlegel aufgeführet worden, so hat Herr Pr. Clodius, der seine müßigen Augenblicke den deutschen Musen mit so viel Glücke widmet, Anlaß genommen, nach dem Eingange, in dem Prolog den Charakter der alten Deutschen auf folgende würdige Art zu schildern:

Du aber hör von ihm, dem Barden, deinem Sohn,
Wie groß dein Ahnherr war, glorreiche Nation! —
Der Römer, dem nicht Meer, nicht Alpen widerstrebten,
Vor dem Iberien und Pyrenäen bebten,
Der Crassus Adler stolz zurück vom Euphrat trug,
Und Parther ohne Schwerdt, durch seinen Nahmen
schlug;
Der Ueberwinder Roms, der Gallier und Britten,
Vergaß zum erstenmal des Siegs in deutschen Hütten.
Was ihn kein Euphrat lehrt, lehrt ihn der freye Rhein,
Eroberer der Welt, nur Deutschlands nicht, zu seyn.
Erkennt aus diesem Zug Cherusker und Catten,
Und lies die Majestät des Volks in seinem Schatten —
Ein himmelblaues Aug flog durstig nach dem Sieg;
Ein Körper, stark, genährt, und streitbar in dem Krieg,
Verkündigte dem Feind den Muth zu großen Thaten;
Und ließ, auf offner Stirn, das sichre Herz errathen;
Unregelmäßig groß, rauh, wie sein Vaterland,
Wild, ohne Barbarey, und witzig, mit Verstand,
So gieng dieß Volk die Bahn der Unschuld seiner Väter.
Ein Weichling war der Schritt zum Römer und Verräther.
Kein jugendlicher Hang und kein aufwallend Blut,
Stahl Schönen ihren Reiz, und Jünglingen den Muth;
Was

Was Roms Gesetz nicht kann, vermögen deutsche Sitten,
Sein hoher Adel war die Unschuld reiner Hütten;
Kein schmeichlerischer Zug, und kein gebrochner Schwur,
Entheiligte das Herz und trotzte der Natur.
Der Deutsche, deß umsonst weltweise Römer lachten,
War Philosoph genug, der Reichthum zu verachten,
Und grub noch nicht, gereizt durch einen leeren Schall,
Gebürge tief hinab, nach glänzendem Metall;
Er überließ den Muth, ein elend Gold zu plündern,
Den Helden Latiens, den Feigen, und den Kindern.
Ein Thier, auf kühner Jagd erlegt mit eigner Hand,
Gab Helden ihren Helm, und Kriegern ihr Gewand.
Ein Fels, vor dessen Blick die fremden Römer zittern,
Schützt einen deutschen Sohn vor Sturm und Ungewittern.
Noch kannte dieses Volk kunstvolle Waffen nicht,
Ein wankend Eisen gab der deutschen Faust Gewicht;
Er überließ die Kunst, methodisch zu verwüsten,
Dem Phalanx Griechenlands und römischen Balisten,
Und stand vor seinem Feind in rauher Majestät,
Fast, wie ein steiler Fels in Donnerwettern steht.
War einst sein Heldenarm der blut'gen Arbeit müde,
So weckte seinen Muth ein warnender Druide,
Sang ein tyrtäisch Lied von Pflicht und Vaterland,
Und gab den breiten Schild ihm wieder in die Hand.
Ein heldenmüthig Heer ehrwürdiger Matronen,
Flog ihm ins Schlachtfeld nach, mit Muth von Amazonen.
Des Deutschen Schimpf war Flucht, des Deutschen Nahrung, Brod,
Des Deutschen Ruhm, sein Fürst, Sieg, Freyheit, oder Tod.

Hamburg. Im Verlage Mich. Christ. Bocks erscheinet eine Monatschrift unter dem Titel Unterhaltungen, wovon bereits der erste Band, oder sechs Stücke, und dreye vom folgenden gedruckt sind: jedes enthält sechs Bogen. Wir kennen im Deutschen von dieser Art kein Journal, das die Aufschrift mehr verdienet, und die Freunde des Witzes und der schönen Wissenschaften auf eine angenehmere Art zu unterhalten fähig wäre. Allem Ansehen nach haben die Herren Verf. den so beliebten Mercure de France zum Muster genommen. Es finden sich darinnen, wie in jenem, poetische und witzige Aufsätze, Abhandlungen aus verschiedenen Theilen der Wissenschaften, Uebersetzungen, kurze Nachrichten von neuen Büchern, und Kunstwerken, kleine musikalische Aufsätze von sehr guten Tonkünstlern, und man muß den Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die Wahl größtentheils ihrem Geschmacke Ehre macht, und sie zur Fortsetzung ihres Unternehmens alle mögliche Aufmunterung verdienen.

Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai ist seit einiger Zeit eine Quartalschrift: Allgemeine Bibliothek der Deutschen erschienen. Man führet sehr oft die Klage über die allzugroße Menge der Journale, und in der That ist sie nicht ungegründet, so bald sie den mehresten gleichen, das ist, wenn sie seichte, schwankende, oder partheyische Urtheile enthalten, die den Leser über die Wahl der Bücher ungewiß machen, oder auf falsche Urtheile führen: hätten sie aber alle den Werth, den diese

Bibliothek

Bibliothek hat, so würden ihrer nicht genug seyn können. Durchgängig findet man die bündigsten und vollständigsten Kritiken aus allen Theilen der Wissenschaften, welche Verfasser verrathen, die mit dem ganzen Umfange derselbigen bekannt, von einer geprüften Einsicht, und von Wahrheitsliebe durchdrungen sind. Es gilt ihnen gleich, ob ein Schriftsteller ein Probst, oder ein kleiner Dorfpfarr ist. Philosophie, Geschichte, Theologie, Jurisprudenz, Arzneykunst, Witz, alles findet darinnen seine Stelle, und der Vortheil ist für viele Leser desto größer, indem sie verschiebne andere Schriften von dieser Art entbehren können.

Nachrichten aus Engelland.

London. Durch ein königliches Patent, das wir vor uns haben, ist die Künstlerakademie zu Beförderung der Mahlerey- Bildhauer- und Baukunst zu einem politischen Körper erwachsen. Sie erhalten dadurch vorzügliche Privilegien und Freyheiten. Es besteht derselbige aus vier und zwanzig Personen, von denen der Präsident, Vicepräsident, Schatzmeister und Sekretair, und die übrigen zwanzig Direktoren sind: sie können Mahler, Bildhauer, Architekten oder Kupferstecher seyn. Sie haben die Erlaubniß, in London und zehen englische Meilen außer London, wenn und wo sie wollen, ihre Versammlungen zur Verbesserung und Aufnahme der Mahlerey- Bildhauer- Bau- und Zeichnungskunst, und der dahin einschlagenden Künste zu halten, und haben ihr eignes Siegel.

Leipzig. Der Vorzug, den dieser Ort, seit dem die dramatische Dichtkunst ihr Haupt in Deutschland erhoben, durch eine sehr gute Schauspieler-Truppe gehabt, und in der noch ietzt blühenden Kochischen Gesellschaft besitzet, ist seit kurzem nicht wenig durch ein schönes neuerbautes Theater verherrlichet worden. Von der Eröffnung desselbigen geben einige Blätter Nachricht, die nebst einem Prolog, der den Herrn Prof. Clodius zum Verf. hat, und dem Herrmann des seel. Hrn. Pr. Schlegels, bey dem Buchhändler Crusius gedruckt zu haben sind. Diese Nachricht ist mit ein paar schönen Vignetten des Herrn Oesers gezieret.

Wenn in dem Vorberichte von diesem Theater gesagt wird: „Regelmäßigkeit, Ordnung, perspectivische Richtigkeit, Pracht ohne Kosten der Einfalt, Wahl und Neuheit in der Decoration, Geist und Erfindung in dem Entwurf, und Stärke in der Ausführung allegorischer Gemählde, hat sich hier vereiniget, ein Monument des deutschen Geschmacks aufzurichten:“ so wird man diesem Lobspruche desto eher Glauben beymessen, so bald man weiß, daß der durch die Kriegskunst und Civilarchitektur berühmte Herr Ingenieurobriste Fesch den Plan des Gebäudes entworfen, und bey der Ausführung desselbigen stets zugegen gewesen; daß der Herr Prof. Oeser das Deckenstück und den Vorhang, nach Originalerfindungen gemahlt, und Herr Koch, dessen uneigennütziger und lobenswürdiger Eifer für das Theater in Leipzig, schon seit langen Jahren, die Achtung von Deutschland ver-

dienet,

dienet, die nach optischen Regeln entworfenen Verwandlungen der Aufsicht des verdienten churfürstlichen Maschinenmeisters Herrn Reuß aufgetragen hat. Als eine kleine Probe, wie viel die Künste zur Verherrlichung dieses Comödienhauses beygetragen, wollen wir die Nachricht von dem Vorhange des Herrn Oesers hersetzen: wir glauben beynahe mit Gewißheit behaupten zu können, daß, sowohl in Absicht auf die große Zusammensetzung, als alle übrige Theile der Mahlerey, diesem nicht leicht ein Vorhang eines Theaters in Deutschland den Preis streitig machen wird. Er enthält eine allegorische Vorstellung der Geschichte der dramatischen Dichtkunst.

Zween Säulengänge, nach dorischer Ordnung, umstellen den runden Vorhof des Tempels der Wahrheit, welchen man in der Mitte in einiger Entfernung sieht. Er ist von allen Seiten offen, und läßt, die von aller Bedeckung entblößte Bildsäule der gefälligen Göttinn sehen, die den Herzutretenden die offenen Arme bietet. Beym Eingange des Vorhofs, mitten auf dem Gemählde, stehen auf den beyden Seiten die in Metal gegossenen Bildsäulen des Sophokles und Aristophanes, der größten dramatischen Dichter des Alterthums. Die tragische Muse weihet dem erstern, welcher zur Linken steht, einen Lorbeerkranz, den sie ihm zu Füssen auf das Piedestall niederlegt. Hinter ihr steht Sokrates, von seinem Freunde Euripides begleitet, dessen Schauspiele er allen andern vorzog; er läßt hier den Beyfall des Weisen, und die Vereinigung

der Philosophie mit der tragischen Dichtkunst errathen. Mitten unter den griechischen Dichtern, bey welchen man den Seneca, den einzigen lateinischen Dichter, von dem tragische Werke ganz übrig geblieben sind, auch einige ihrer französischen und deutschen Nachfolger sieht, sitzt die Geschichte mit aufgeschlagenem Buche. Aeschylus bückt sich zu ihr nieder, zeigt ihr die Maske und den Cothurn, den er ihren Wahrheiten leihen will.

Neben ihm lehnen Theaterflügel, an welchem ein Knabe mahlt; eine Zierde, womit er die Bühne zugleich bereicherte. Auf der andern Seite, umwindet die komische Muse die Bildsäule des Aristophanes mit einem Blumengehänge; die Tanzkunst und ein kleiner scherzender Liebesgott sind ihr dabey behülflich. Darneben lehnt sich Plautus auf seinen Stab, und blickt aufmercksam in die umherliegenden Schriften, seiner Vorgänger. Bey ihm steht der zärtliche Terenz, welcher den Amor mit sich bringt, und ihm die Fackel sanft aus der Hand nimmt. Vor ihnen sitzt Menander an der Bildsäule des Aristophanes, welcher die ältern Werke von der persönlichen Satyre reiniget, und dem Lustspiele eine neue Gestalt giebt. Er schreibt, und ein Genius schiebt die persönlich charakterisirte Maske von dem vor ihm aufgeschlagenen Buche. Hinter den alten Dichtern, welche der Satyr begleitet, die satyrischen Spiele der Griechen, die aus einem Contraste des Tragischen und Komischen entstanden sind, errathen zu lassen, stehen einige ihrer deutschen und französischen Nachahmer. Im

Vorhofe

Vorhofe sieht man den unnachahmenden Shakespear, welcher die alten Originale vorbeygegangen ist, gerade dem Tempel der Wahrheit zueilen. Auf dem Vorgrunde sitzen die Mahlerey und Musik mit ihren Genien. Die lächelnde Geberde des Aristophanes zeiget, daß er über die tragischen Dichter spotte. Sophokles scheint ihm zu antworten, indem er mit der einem Hand auf die Wahrheit, und mit der andern auf die Grazien zeigt, die mit in einander geschlungenen Armen, über dem Tempel auf den Wolken schweben, von denen eine Menge Genien herabstürzen, welche Lorbeerkränze für die neuen Dichter bringen, womit die alten bereits geschmückt sind. Noch müssen wir anmerken, daß die Gesichter alle nach der Natur und dem Leben gemahlt sind, indem der Künstler bey den Alten die Monumente, die wir von Bildsäulen, und geschnittnen Steinen haben, zu Hülfe genommen, bey den neuern aber sich der besten Kupferstiche von ihnen bedienet hat, so daß man nur ein wenig in der schönen Litteratur erfahren zu seyn braucht, um die Personen sogleich zu kennen und von einander zu unterscheiden.

In der Decke über dem Churfürstl. Wappen, welches das Proscenium schmücket, schwingt sich der Ruhm; dem Apollo und Minerva von ihrem umstrahlten Wolkenthrone, durch einen Wink gebietet, den glorreichen Schutz der Fürsten unsers Vaterlands gegen die Künste zu verbreiten.

Der bey Einweihung dieses Theaters gehaltne Prolog machet seinem Verfasser Ehre: Da bey

dieser Gelegenheit der Herrmann des seel. Schlegel aufgeführet worden, so hat Herr Pr. Clodius, der seine müßigen Augenblicke den deutschen Musen mit so viel Glücke widmet, Anlaß genommen, nach dem Eingange, in dem Prolog den Charakter der alten Deutschen auf folgende würdige Art zu schildern:

Du aber hör von ihm, dem Barden, deinem Sohn,
Wie groß dein Ahnherr war, glorreiche Nation! —
Der Römer, dem nicht Meer, nicht Alpen widerstrebten,
Vor dem Iberien und Pyrenäen bebten,
Der Crassus Adler stolz zurück vom Euphrat trug,
Und Parther ohne Schwerdt, durch seinen Nahmen schlug;
Der Ueberwinder Roms, der Gallier und Britten,
Vergaß zum erstenmal des Siegs in deutschen Hütten.
Was ihn kein Euphrat lehrt, lehrt ihn der freye Rhein,
Eroberer der Welt, nur Deutschlands nicht, zu seyn.
Erkenn aus diesem Zug Cherusker und Catten,
Und lies die Majestät des Volks in seinem Schatten —
Ein himmelblaues Aug flog durstig nach dem Sieg;
Ein Körper, stark, genährt, und streitbar in dem Krieg,
Verkündigte dem Feind den Muth zu großen Thaten;
Und ließ, auf offner Stirn, das sichre Herz errathen;
Unregelmäßig groß, rauh, wie sein Vaterland,
Wild, ohne Barbarey, und witzig, mit Verstand,
So gieng dieß Volk die Bahn der Unschuld seiner Väter.
Ein Weichling war der Schritt zum Römer und Verräther.
Kein jugendlicher Hang und kein aufwallend Blut,
Stahl Schönen ihren Reiz, und Jünglingen den Muth;

Was

Was Roms Gesetz nicht kann, vermögen deutsche Sitten,
Sein hoher Adel war die Unschuld reiner Hütten;
Kein schmeichlerischer Zug, und kein gebrochner Schwur,
Entheiligte das Herz und trotzte der Natur.
Der Deutsche, deß umsonst weltweise Römer lachten,
War Philosoph genug, der Reichthum zu verachten,
Und grub noch nicht, gereizt durch einen leeren Schall,
Gebürge tief hinab, nach glänzendem Metall;
Er überließ den Muth, ein elend Gold zu plündern,
Den Helden Latiens, den Feigen, und den Kindern.
Ein Thier, auf kühner Jagd erlegt mit eigner Hand,
Gab Helden ihren Helm, und Kriegern ihr Gewand.
Ein Fels, vor dessen Blick die fremden Römer zittern,
Schützt einen deutschen Sohn vor Sturm und Ungewittern.
Noch kannte dieses Volk kunstvolle Waffen nicht,
Ein wankend Eisen gab der deutschen Faust Gewicht;
Er überließ die Kunst, methodisch zu verwüsten,
Dem Phalanx Griechenlands und römischen Balisten,
Und stand vor seinem Feind in rauher Majestät,
Fast, wie ein steiler Fels in Donnerwettern steht.
War einst sein Heldenarm der blut'gen Arbeit müde,
So weckte seinen Muth ein warnender Druide,
Sang ein tyrtäisch Lied von Pflicht und Vaterland,
Und gab den breiten Schild ihm wieder in die Hand.
Ein heldenmüthig Heer ehrwürdiger Matronen,
Flog ihm ins Schlachtfeld nach, mit Muth von Amazonen.
Des Deutschen Schimpf war Flucht, des Deutschen Nahrung, Brod,
Des Deutschen Ruhm, sein Fürst, Sieg, Freyheit, oder Tod.

Hamburg. Im Verlage Mich. Christ. Bocks erscheinet eine Monatschrift unter dem Titel Unterhaltungen, wovon bereits der erste Band, oder sechs Stücke, und dreye vom folgenden gedruckt sind: jedes enthält sechs Bogen. Wir kennen im Deutschen von dieser Art kein Journal, das die Aufschrift mehr verdienet, und die Freunde des Witzes und der schönen Wissenschaften auf eine angenehmere Art zu unterhalten fähig wäre. Allem Ansehen nach haben die Herren Verf. den so beliebten Mercure de France zum Muster genommen. Es finden sich darinnen, wie in jenem, poetische und witzige Aufsätze, Abhandlungen aus verschiedenen Theilen der Wissenschaften, Uebersetzungen, kurze Nachrichten von neuen Büchern, und Kunstwerken, kleine musikalische Aufsätze von sehr guten Tonkünstlern, und man muß den Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die Wahl größtentheils ihrem Geschmacke Ehre macht, und sie zur Fortsetzung ihres Unternehmens alle mögliche Aufmunterung verdienen.

Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai ist seit einiger Zeit eine Quartalschrift: Allgemeine Bibliothek der Deutschen erschienen. Man führet sehr oft die Klage über die allzugroße Menge der Journale, und in der That ist sie nicht ungegründet, so bald sie den mehresten gleichen, das ist, wenn sie seichte, schwankende, oder partheyische Urtheile enthalten, die den Leser über die Wahl der Bücher ungewiß machen, oder auf falsche Urtheile führen: hätten sie aber alle den Werth, den diese

Bibliothek

Bibliothek hat, so würden ihrer nicht genug seyn können. Durchgängig findet man die bündigsten und vollständigsten Kritiken aus allen Theilen der Wissenschaften, welche Verfasser verrathen, die mit dem ganzen Umfange derselbigen bekannt, von einer geprüften Einsicht, und von Wahrheitsliebe durchdrungen sind. Es gilt ihnen gleich, ob ein Schriftsteller ein Probst, oder ein kleiner Dorfpfarr ist. Philosophie, Geschichte, Theologie, Jurisprudenz, Arzneykunst, Witz, alles findet darinnen seine Stelle, und der Vortheil ist für viele Leser desto größer, indem sie verschiedne andere Schriften von dieser Art entbehren können.

Nachrichten aus Engelland.

London. Durch ein königliches Patent, das wir vor uns haben, ist die Künstlerakademie zu Beförderung der Mahlerey- Bildhauer- und Baukunst zu einem politischen Körper erwachsen. Sie erhalten dadurch vorzügliche Privilegien und Freyheiten. Es besteht derselbige aus vier und zwanzig Personen, von denen der Präsident, Vicepräsident, Schatzmeister und Sekretair, und die übrigen zwanzig Direktoren sind: sie können Mahler, Bildhauer, Architekten oder Kupferstecher seyn. Sie haben die Erlaubniß, in London und zehen englische Meilen außer London, wenn und wo sie wollen, ihre Versammlungen zur Verbesserung und Aufnahme der Mahlerey- Bildhauer- Bau- und Zeichnungskunst, und der dahin einschlagenden Künste zu halten, und haben ihr eignes Siegel.

Indessen beruhet sie auf einer freywilligen Unterzeichnung, da nehmlich diejenigen, so nach den zweymal in der Woche aufgestellten lebendigen Modellen arbeiten wollen, jährlich 2. Guineen beytragen. Das königliche Patent ist auf 14. Seiten gr. 8. unter dem Titel gedruckt: The Royal Charter incorporating the Society of Artists of Great Britain. Vielleicht haben wir in der Folge mehr Gelegenheit, etwas von ihrem Fortgange zu sagen.

London. Die Sammlung von Kupferstichen nach den vornehmsten Gemählden dieses Königreiches, welche Johann Boydel, durch verschiedene der berühmtesten hiesigen Kupferstecher veranstalten, und auf Subscription an das Licht treten lässet, ist bereits im 10. 11. und 12ten Bande der Bibliothek, sowohl nach ihrem ganzem Plane angezeiget, als von den herausgekommenen ersten beyden Heften daselbst besondere Nachricht gegeben worden. In einem Reiche, wo sich die Künste einer so besondern Unterstützung versichert finden, konnte es auch diesem Werke daran nicht fehlen, und es ist solches seitdem mit vier neuen Heften fortgesetzet, welche die Anzahl der Stücke bis auf 28. gebracht haben. Nicht nur die Wichtigkeit der Sammlung an sich, sondern auch die Stelle, welche sie in der Geschichte der Kunst für England behauptet, verdienet, daß wir eine fernere umständliche Nachricht davon mittheilen.

Obgleich

Obgleich es diesem Reiche bisher nicht gänzlich an guten Kupferstechern ermangelt, wie aus dem, von Horace Walpole, im Jahr 1763. herausgegebenen Catologue of Engravers zu ersehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß selbiges, die schwarze Kunst ausgenommen, darinnen noch immer hinter den Franzosen und Niederländern zurücke geblieben. Wir können aber aniezo mit Wahrheit versichern, daß auch in diesem Stücke die Nation sich der Vollkommenheit zu nähern beginne, und vielleicht der große Styl dieser Kunst, welcher, bey letztgedachten ihren Nachbaren, durch eine übertriebene Artigkeit und steife Manier, sich fast verdrungen sieht, allhier sich wieder finden lassen und setzen werde. Des mehrmalen gerühmten Strange und verschiedener in London aufgenommenen Fremden nicht zu gedenken, so kann man einen Woollet, Chambars, Elliott, Miller, Canot und die beyden Walker, (Anton und Wilhelm) gewiß für Meister rechnen, und sie den Franzosen wenigstens zur Seite stellen. Es sind aber die neuen Stücke dieser Sammlung folgende:

Nr. 11. Eine Landschaft und Gesicht bey Tivoli, nach Rosa di Tivoli von Elliott, sehr schön mit Hirten und Vieh gefüllet.

- 12. Ein Gesicht von der Maas bey Mastricht nach Adrian Kuyp von Elliott, wie das vorhergehende.

- 13. Ein Niederländisches Gastmal nach van Harp, durch Wilhelm Walker, eines

der

der fürtrefflichsten Stücke dieser Art, so auf das vollkommenste und angenehmste ausgearbeitet.

Nr. 14. Desgleichen ein Nebenstück dazu, nach demselben von Isaac Taylor, weniger angenehm und härter, aber doch von gutem Ausdrucke.

- 15. Eine heilige Familie nach Bartholomeo Murillo von Chambars, stark, wie überhaupt dieses Meisters Stiche.

- 16. Die Anbetung der Hirten, nach Annibal Caracci von Aliamet, wohl gestochen.

- 17. Nero, welcher die Asche des Britannicus beysetzet, nach Le Süeür von Millet, frey und stark.

- 18. Die Aussetzung des jungen Cyrus nach Benedetto Castiglione von Boydel, ein Stück, das dem Herausgeber dieser Sammlung doppelt Ehre machet, in einer edeln Manier, und wo das Helldunkle insonderheit kräftig angebracht ist.

- 19. Die Beschneidung Christi, nach Guido Reni von Aliamet, sehr schön, voller Grazie, insonderheit in den Köpfen.

- 20. Der Abschied des Engels vom Tobias und seiner Familie, nach Rembrant von Anton Walker. Eines der kapitalesten Stücke

Stücke dieses Meisters, darinnen der grösseste Affekt in vier Figuren auf ganz verschiedene Weise ausgedrucket ist. Das Helldunkle zeiget die stärkeste Wirkung, welche der Griffel mit einem ausnehmenden Fleisse dargestellet. Nur dürfte die Platte wohl nicht lange dauren, und in den letztern Abdrücken sich ein merklicher Unterschied zeigen, wie denn auch einige schon schmutzig sind.

Nr. 21. 22. Zwey Seestücke, nach Wilhelm van der Velde, und Ludolph Backhuisen, beyde von Canot, mit seiner bekannten Stärke in dieser Art.

- 23. Raphaels Maitresse, nach Raphael, von Chambars, kräftig im Ausdrucke, wiewohl etwas zu männlich und in einem ernsten Blicke.

- 24. Jason, wie er dem Drachen den Schlaftrank eingießet, nach Salvator Rosa von Boydel.

- 25. Maria und das schlafende Kind Jesus, nach Guido Reni von Ravenet. Lebensgröße, in dem schönsten Ausdrucke und einer Ründung des Fleisches, die nicht weicher seyn kann.

- 26. St. Martin, wie er seinen Mantel unter die Armen vertheilet, nach Rubens, von Chambars, eines der besten neuern Stücken

Stücken nach diesem Meister, darinne seine Manier sehr wohl ausgedrücket ist.

Nr. 27. Der Ritter Balthasar Gerbier mit seiner Familie, nach van Dyck von Wilhelm Walker, eines der schönsten historischen Portraitgemählde, das van Dyck verfertiget, und welches mit ausnehmender Wahrheit und Sauberkeit gestochen ist. Vater und Mutter nebst neun Kindern haben in ihren Gesichtern den Stempel der Aehnlichkeit, und seine frische Carnationen sind insonderheit bey letztern meisterlich ausgedrücket.

- 28. Die Enthaltsamkeit des Scipio nach van Dyck von Miller, eine herrliche Zusammensetzung, die von dem Kupferstecher mit gleicher Stärke und Zierlichkeit dargestellet ist.

Gleichwie übrigens diese Sammlung auf 50 Stücke bestimmet ist, welche schon wirklich in der Arbeit, auch von dem Herausgeber nahmhaft gemachet sind, und wozu demnächst eine Beschreibung der Gemählde und Lebensumstände der Meister kommen wird; so ist zugleich von eben diesem Boydel der Anfang eines zweyten Theiles geliefert, der in lauter Etzungen nach ebenmäßigen großen Gemählden bestehen, und von verschiedenen jungen Mahlern ausgearbeitet werden soll. Wir haben davon die erste Ausgabe in 14 Stücken erhalten, welche zwar dem Auge nicht, wie bey jenen Kupferstichen, das Vergnü-

Vergnügen der Vollendung und der ganzen Kraft des Helldunkeln gewähren, aber doch in ihrer Art allerdings Stärke haben, und nicht allein den Umriß in größester Richtigkeit darlegen, sondern auch mehr, wie sonst gewöhnlich, schraffiret sind, mithin dem Kenner zum Nachdenken und Bewundern, Gelegenheit geben. Die Stücke sind folgende:

Nr. 1. 2. Frühling und Sommer, nach Philipp Lauri von G. Vitalba.

- 3. 4. Jacobs Kampf mit dem Engel. David und Goliath, nach Salvator Rosa von R. Earlom.

- 5. Jacob verscharret Labans Götzen, nach Seb. Bourdon von Earlom.

- 6. Venus und Adonis, nach Poußin von Earlom.

- 7. 8. Ein Stück mit Soldaten, und ein anders mit Reisenden, nach Salvator Rosa von Earlom.

- 9. Maria mit dem schlafenden Jesuskinde und Johannes, den sie unterrichtet, nach Guercino von J. Mortimer.

- 10. Der Tod Abels, nach Andreas Sacchi von Earlom.

- 11. Cupido von zwey Satyren erhaschet, nach August. Caracci von Vitalba.

Nr. 12.

Nr. 12. Christus wie er der Maria im Garten erscheinet, nach Peter da Cortona von Wilhelm Walker.

- 13. Der Tod des Heil. Josephs, nach Velasco von Alexander Bannerman.

- 14. Ein Kopf des verlohrnen Sohnes, nach Salvator Rosa von Earlom.

Von einzelnen Stücken verdienet auch noch einer besondern Anzeige: das Urtheil Christi über die im Ehebruch Begriffene, welches Bartolozzi, nach dem vortrefflichen Gemählde des Augustin Caracci, so zu Bologna im Pallast Zampieri befindlich ist, gestochen, und worinnen derselbe, obwohl er nur die, in der Königlichen Sammlung davon vorhandene Abzeichnung des Hussey vor Augen gehabt zu haben scheinet, doch allen Ausdruck und Grazie des Originales glücklich angebracht hat.

Wir wollen diesen noch einige andere beyfügen, die ebenfalls in Boydels Verlag gestochen worden, und einzeln verkauft werden: in schwarzer Kunst:

Mr. Foote, der Comödiant, als Sturgeon in dem Lustspiele the Mayor of the Garet, nach Zaffanii im vorigen Jahre von Haid gestochen.

Mr. Garrick in der Comödie the Farmer's Return; das Gegenbild von dem vorhergehenden, von und nach eben demselbigen Meister.

Mr.

Mr. Garrick und Miß Bellamy in der Rolle des Romeo and Juliet, nach Wilson von Ravenet.

Der Knabe und die Tauben, (The Boy and the Pidgeons, von Philipps nach F. Mola.

Der Herr des Weingarten, der seine Arbeiter bezahlet.

Ein Rabbi (A Jew Rabbi)

Ein Krieger (A Warriour) diese drey sind von Peter nach Rembrandt gestochen.

Der Musikus (The Musician) nach Amoroso.

Achilles, Rembrandts Mutter, und ein Bildniß, alle drey nach Rembrandt von Haid.

Die jungen Musikanten (The young Musicians) nach Scalcken von Haid.

Historische Kupferstiche.

The Cottagers, von Woollet nach Dusart.

The Triumph of Britannia, nach einem Gemählde, das in Vauxhall von Hayman steht, von Ravenet gestochen.

Jupiter und Antiope nach Cazali von Chambars.

Orlando wie er die Olympia in der Insel Ebudä befreyet, von Bartolozzi nach A. Caracci.

Die Geburth der Heil. Jungfrau, und The Shepherd's Offering, beyde nach P. d. Cortona.

Der Heil. Andreas, wie er gekreuziget wird, nach Carlo. Dolci, von dem vorhergehenden.

Belisarius nach Van Dyke von G. Scotin: von diesem hat man schon eine Kopie gemacht, worinnen die Größe, Buchstaben und alles so nachgeahmt ist, daß sich die Käufer wohl vorzusehen haben.

The Installment of Earl of Westmoreland, von und nach Worlidge.

M. T. Cicero, nach einer antiken Statue von weissem Marmor, die die Gräfin von Pomfret der Universität Oxford geschenket, von Worlidge.

Landschaften.

From a Picture in the *Altieri Palace* at Rome, von Woollet nach Cl. Loraine.

Vier Landschaften von Byranne und Roberts nach R. Wilson.

Sechs Landschaften von Woollet und Elliott nach G. Smith und Brinkmann.

Eine Landschaft von Bartolozzi nach P. d. Cortona.

Zwey Landschaften mit Vieh nach Berchem von Boydel.

The

The Lake of Nemi or Speculum Dianae, von Wood nach Wilson.

The Gypsies, das Gegenbild des vorhergehenden von und nach Gainsborough.

Vier große Landschaften unter der Aufsicht des Mr. Goupy gestochen, 1) The Morning, nach Claude Loraine, wo er sich selbst vorstellet als ob er diese Aussicht eines alten Tempels an dem Ufer der Tyber, zwischen der Ponte Mola und Rom abzeichnet, von Vivares gestochen.

2) Follow me and I will make you Fishers of Men, nach P. d. Cortona, von Chatelain: das Gegenbild des vorhergehenden.

3) Castel Gandolfo, und ein Theil des daran stossenden Sees, mit einer Aussicht von der Campagna Romana, nach Fr. Bolognese, ebesfalls von Chatelain.

4) Ein Landsturm, worauf die Geschichte von Pyramus und Thysbe, nach der Beschreibung des Felibien im 2. B. S. 440. vorgestellet wird: nach Nic. Poussin; das Gegenbild des vorigen.

Letters written by the late *Jonathan Swift*. D. D. Dean of St. Patrick's Dublin, and several of his Friends. From the Year 1703 to 1704. Published from the Originals; with Notes explanatory and historical, by *John Hawkesworth*, L. L. D. in III. Vols, 8. *Davies*.

Diese gesammelten Briefe des berühmten Swift werfen ein Licht auf den persönlichen Charakter desselbigen, in dem er noch niemals erschienen ist, und zeigen ihn von einer Seite, die ihn eben so empfehlungswürdig, in Ansehung seines Herzens und seiner Menschenliebe macht, als es sein Witz und seine Laune ist. Die Bizarrerien, die man in seinem Charakter, hauptsächlich, wenn man ihn als einen Geistlichen betrachtet, zu entdecken geglaubt, schreiben sich mehr von der Erzählung anderer her, als es aus diesen Briefen scheinen sollte, wo man stets einen Mann findet, der seinen Grundsätzen gemäß und ohne Abweichung handelt. An der Richtigkeit derselben darf man um so viel weniger zweifeln, da der Sammler angezeiget hat, aus was für Händen er sie bekommen hat.

The Authors, a Poem. By D. *Hayes*, Esq. 4. Griffin. Es gehört viel Verwegenheit dazu, eine so strenge und bittere Satyre wider lebende Schriftsteller, wie diese ist, unter seinem Namen der Welt vorzulegen. Sie ist voller Witz und Feuer, ob man gleich wünschen können, daß der Verf. einen neuern Plan zum Grunde gelegt: denn die Erfindung, daß Apollo dem besten Dichter einen Lorbeerkranz austheilet, ist so abgenutzt, daß es nicht Wunder wäre, wenn er keinen mehr übrig hätte.

Travels trough France and Italy. Containing Observations on Characters, Customs, Religion, Government, Police, Commerce, Arts, and Antiquities. With a particular Description of Town, Territory and Climate of *Nice:*

Nice: To which is added, a Register of the Weather, kept during a Residence of eighteen Months in that City. By *T. Smollet*, M. D. in II. Vols. 8. *Baldwin.* Das gegenwärtige Werk enthält eine sehr angenehme Reisegeschichte, in Briefen abgefaßt. Der Titel zeiget zur Genüge an, was man darinnen zu suchen hat, und in Ansehung der guten Nachrichten, die es hin und wieder von den Künsten und Alterthümern enthält, verdient es hier allerdings einer Anzeige. Wir wollen zur Probe seines Vortrags hersetzen, was er in der Erzählung, die er von den Seltenheiten der großherzoglichen Gallerie in Florenz macht, von der mediceischen Venus sagt. „Was die berühmte Venus Pontia betrifft, die gemeiniglich die mediceische genannt, und in einem besondern Zimmer, Tribuna genannt, aufbehalten wird, sollte ich, wie ich glaube, ganz stille seyn, oder wenigstens meine wahren Gedanken verheelen, die manchen vielleicht abgeschmackt und eigensinnig scheinen werden. Es muß bey mir ein Mangel des Geschmacks seyn, der mein Gefühl vor jener enthusiastischen Verwunderung verschlossen, mit welcher andre beym Anblicke dieser Statue begeistert worden: einer Statue, die am Ruhme dem Cupido des Praxiteles beykömmt, die in der kleinen Stadt Thespiä vor Zeiten einen so großen Zulauf von Fremden verursachet. Ich kann mir den Gedanken nicht verwehren, daß ich in den Zügen der Venus gar keine Schönheit finde, und daß die Stellung gezwungen und außer dem Charakter der Venus ist. Man darf mir nicht darwider einwenden, daß die

Alten und wir verschiedene Begriffe von der Schönheit haben. Wir wissen aus ihren Münzen, Büsten und Geschichtschreibern das Gegentheil. Die Gliedmaßen und Verhältnisse dieser Statue sind allerdings sehr zierlich gebildet, und haben nach den feinsten Regeln der Symmetrie und der Proportion eine genaue Zeichnung: und die Hintertheile sind vorzüglich so glücklich gearbeitet, daß sie auch den gleichgültigsten Zuschauer in Verwunderung setzen, und jedem muß dabey selbst die gnidische Venus vom Praxiteles einfallen, die Lucian beschreibt: Hercle quanta dorsi concinnitas! ut exuberantes lumbi amplexantes manus implent! quam scite circumducta clunium pulpae in se rotundantur, neque tenues nimis ipsis ossibus adstrictae, neque in immensam effusae pinguedinem! Daß die Statue, die so beschrieben wird, nicht die mediceische Venus sey, würde vielleicht mancher aus der griechischen Innschrift am Fußgestelle schließen: ΚΛΕΟΜΕΝΗΣ ΑΠΟΛΛΟΔΟΡΟΥ ΑΘΗΝΑΙΟΣ ΕΠΩΕΣΕΝ, Cleomenes filius Apollodori fecit: wüßten wir nicht, daß diese Innschrift für falsch gehalten wird, und daß anstatt ΕΠΩΕΣΕΝ, es ΕΠΟΙΗΣΕ heissen sollte. Allein, auch dies wär ein elender Einwurf, da wir sehr viele Aufschriften gesehen haben, die ungezweifelt ächt sind, in denen die Rechtschreibung entweder aus Unwissenheit oder Uebereilung des Künstlers falsch ist. Andre muthmaßen nicht ohne Grund, daß diese Statue eine Vorstellung der Phryne, der berühmten Buhlerinn von Athen sey, die am Feste der eleusinischen Spiele

nackend

nackend aus dem Bade kam, und sich so den Augen des ganzen atheniensischen Volks darstellte." Wenn man übrigens in diesem Buche eine übertriebene Verachtung gegen alles, was Französisch ist, antrifft, so muß man sich erinnern, daß der Verf. ein Engländer ist, der eine gute Dosis Nationalstolz besitzt.

Solitude: Or the Elysium of the Poets, a Vision: to which is subjoined an Essay. 4. Burnet. Die Absicht des Dichters Ogilvie, ist, die berühmtesten englischen Poeten zu charakterisiren. Zu diesem Ende hat er ein poetisches Elysium erdichtet, wo er den Chaucer, Spenser, Milton, Shakspeare, Ossian, Pope, Thomson, Dryden, Cowley, Denham, u. s. w. einführet. Man giebt dem Herrn Ogilvie mit Recht Schuld, daß die allzureiche Einbildungskraft mit seinem Verstande davon läuft: daher kommen seine überhäuften und weitläuftigen Beschreibungen, und sein zu überladener Zierrath, der endlich zum Ekel wird, und den Körper durch das Gewand gänzlich versteckt.

The New *Bath* Guide: or, Memoirs of the B-r-d Family. In a Series of Poetical Letters, 4. Dodsley. Diese poetischen Briefe enthalten eine Erzählung von den Gewohnheiten, Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen in Bath voller Laune. Nichts kann lustiger, als die Beschreibung eines Frühstücks, und nichts drollichter, als die Erzählung der Miß B-r-ds an die Lady Betty seyn, wie sie zur Methodistin eingeweiht wird: Schade! daß die Bescheidenheit bisweilen dabey leidet.

Alten und
heit haben.
sten und
Gliedmas
allerdings
feinsten
eine ge
züglich
gültigs
dem n
teles
ta d
am
eu
ne
qu
di
s

·in natürlichen Glanze die weiße Rose mit ihrem
ihenden Feinde vermischt zeigen; immer mag
. Haar mit einer ungezwungenen Grazie in den
... Locken euer Gesicht schmücken: mit mächtigen
..izen, wie diese sind, streitet Pracht und Glanz um-
.,t; der glänzende Diamant, oder die zierliche
.be: Wenn Jugend und Schönheit das blühende
.ägdchen decken, so erkranket der Purpur, und die
.amante schmachten hinweg. In Reizungen ge-
.mückt, die jede Kunst verachtet, frohlockt die sieg-
.iche Liebe und triumphiret in ihren Augen.

Characters. an Epistle. Inscribed to the Earl of Carlisle. By *Francis Gentleman*, 4. Becket. Dies poetische Sendschreiben enthält eine Reihe von Charakteren, die wohl gezeichnet sind: Der liederliche Mann, der Gütige, der Geizige, der Wollüstling, der ehrgeizige Hofmann, der Stoiker, der Metaphysiker, der Scepticker, der Enthusiast, der Pedant machen die Gruppe von Figuren aus, die hier erscheint.

Harlequin: Or, a Defence of grotesque Comic Performances. By Mr. *Justus Mœser*, Counseller of the High Court of Justice at Osnabruck, etc. Translated from the German by *Joach. Andr. Fr. Warnecke*, LL. C. 8. Nicoll. Die Engländer zweifeln immer, ob auch die Deutschen Laune haben können, und wir haben, bey Gelegenheit des übersetzten Herrmann, in einer englischen Monatsschrift gelesen, daß die Verfasser ihnen dieses Talent ganz abgesprochen haben.

Nr. 12. Christus wie er der Maria im Garten erscheinet, nach Peter da Cortona von Wilhelm Walker.

\- 13. Der Tod des Heil. Josephs, nach Velasco von Alexander Bannerman.

\- 14. Ein Kopf des verlohrnen Sohnes, nach Salvator Rosa von Earlom.

Von einzelnen Stücken verdienet auch noch einer besondern Anzeige: das Urtheil Christi über die im Ehebruch Begriffene, welches Bartolozzi, nach dem vortrefflichen Gemählde des Augustin Caracci, so zu Bologna im Pallast Jampieri befindlich ist, gestochen, und worinnen derselbe, obwohl er nur die, in der Königlichen Sammlung davon vorhandene Abzeichnung des Hussey vor Augen gehabt zu haben scheinet, doch allen Ausdruck und Grazie des Originales glücklich angebracht hat.

Wir wollen diesen noch einige andere beyfügen, die ebenfalls in Boydels Verlag gestochen worden, und einzeln verkauft werden: in schwarzer Kunst:

Mr. Foote, der Comödiant, als Sturgeon in dem Lustspiele the Mayor of the Garet, nach Zoffanii im vorigen Jahre von Haid gestochen.

Mr. Garrick in der Comödie the Farmer's Return; das Gegenbild von dem vorhergehenden, von und nach eben demselbigen Meister.

Mr.

Mr. Garrick und Miß Bellamy in der Rolle des Romeo and Juliet, nach Wilson von Ravenet.

Der Knabe und die Tauben, (The Boy and the Pidgeons, von Philipps nach F. Mola.

Der Herr des Weingarten, der seine Arbeiter bezahlet.

Ein Rabbi (A Jew Rabbi)

Ein Krieger (A Warriour) diese drey sind von Peter nach Rembrandt gestochen.

Der Musikus (The Musician) nach Amoroso.

Achilles, Rembrandts Mutter, und ein Bildniß, alle drey nach Rembrandt von Haid.

Die jungen Musikanten (The young Musicians) nach Scalcken von Haid.

Historische Kupferstiche.

The Cottagers, von Woollet nach Dusart.

The Triumph of Britannia, nach einem Gemählde, das in Vauxhall von Hayman steht, von Ravenet gestochen.

Jupiter und Antiope nach Cazali von Chambars.

Orlando wie er die Olympia in der Insel Ebudå befreyet, von Bartolozzi nach A. Caracci.

Die Geburth der Heil. Jungfrau, und The Shepherd's Offering, beyde nach P. d. Cortona.

Der Heil. Andreas, wie er gekreuzigет wird, nach Carlo. Dolci, von dem vorhergehenden.

Belisarius nach Van Dyke von G. Scotin: von diesem hat man schon eine Kopie gemacht, worinnen die Größe, Buchstaben und alles so nachgeahmt ist, daß sich die Käufer wohl vorzusehen haben.

The Installment of Earl of Westmoreland, von und nach Worlidge.

M. T. Cicero, nach einer antiken Statue von weissem Marmor, die die Gräfin von Pomfret der Universität Oxford geschenket, von Worlidge.

Landschaften.

From a Picture in the *Altieri Palace* at Rome, von Woollet nach Cl. Loraine.

Vier Landschaften von Byranne und Roberts nach R. Wilson.

Sechs Landschaften von Woollet und Elliott nach G. Smith und Brinkmann.

Eine Landschaft von Bartolozzi nach P. d. Cortona.

Zwey Landschaften mit Vieh nach Berchem von Boydel.

The

The Lake of Nemi or Speculum Dianae, von Wood nach Wilson.

The Gypsies, das Gegenbild des vorhergehenden von und nach Gainsborough.

Vier große Landschaften unter der Aufsicht des Mr. Goupy gestochen, 1) The Morning, nach Claude Loraine, wo er sich selbst vorstellet als ob er diese Aussicht eines alten Tempels an dem Ufer der Tyber, zwischen der Ponte Mola und Rom abzeichnet, von Vivares gestochen.

2) Follow me and I will make you Fishers of Men, nach P. d. Cortona, von Chatelain: das Gegenbild des vorhergehenden.

3) Castel Gandolfo, und ein Theil des daran stossenden Sees, mit einer Aussicht von der Campagna Romana, nach Fr. Bolognese, ebesfalls von Chatelain.

4) Ein Landsturm, worauf die Geschichte von Pyramus und Thysbe, nach der Beschreibung des Felibien im 2. B. S. 440. vorgestellet wird: nach Nic. Poussin; das Gegenbild des vorigen.

Letters written by the late *Jonathan Swift.* D. D. Dean of St. Patrick's Dublin, and several of his Friends. From the Year 1703 to 1704. Published from the Originals; with Notes explanatory and historical, by *John Hawkesworth*, L. L. D. in III. Vols, 8. *Davies.*

Diese gesammelten Briefe des berühmten Swifts werfen ein Licht auf den persönlichen Charakter desselbigen, in dem er noch niemals erschienen ist, und zeigen ihn von einer Seite, die ihn eben so empfehlungswürdig, in Ansehung seines Herzens und seiner Menschenliebe macht, als es sein Witz und seine Laune ist. Die Bizarrerien, die man in seinem Charakter, hauptsächlich, wenn man ihn als einen Geistlichen betrachtet, zu entdecken geglaubt, schreiben sich mehr von der Erzählung anderer her, als es aus diesen Briefen scheinen sollte, wo man stets einen Mann findet, der seinen Grundsätzen gemäß und ohne Abweichung handelt. An der Richtigkeit derselben darf man um so viel weniger zweifeln, da der Sammler angezeiget hat, aus was für Händen er sie bekommen hat.

The Authors, a Poem. By D. *Hayes*, Esq. 4. Griffin. Es gehört viel Verwegenheit dazu, eine so strenge und bittere Satyre wider lebende Schriftsteller, wie diese ist, unter seinem Namen der Welt vorzulegen. Sie ist voller Witz und Feuer, ob man gleich wünschen können, daß der Verf. einen neuern Plan zum Grunde gelegt: denn die Erfindung, daß Apollo dem besten Dichter einen Lorbeerkranz austheilet, ist so abgenutzt, daß es nicht Wunder wäre, wenn er keinen mehr übrig hätte.

Travels trough France and Italy. Containing Observations on Characters, Customs, Religion, Government, Police, Commerce, Arts, and Antiquities. With a particular Description of Town, Territory and Climate of *Nice*:

Nice: To which is added, a Register of the Weather, kept during a Residence of eighteen Months in that City. By *T. Smollet*, M. D. in II. Vols. 8. *Baldwin*. Das gegenwärtige Werk enthält eine sehr angenehme Reisegeschichte, in Briefen abgefaßt. Der Titel zeiget zur Genüge an, was man darinnen zu suchen hat, und in Ansehung der guten Nachrichten, die es hin und wieder von den Künsten und Alterthümern enthält, verdient es hier allerdings einer Anzeige. Wir wollen zur Probe seines Vortrags hersetzen, was er in der Erzählung, die er von den Seltenheiten der großherzoglichen Gallerie in Florenz macht, von der mediceischen Venus sagt. „Was die berühmte Venus Pontia betrifft, die gemeiniglich die mediceische genannt, und in einem besondern Zimmer, Tribuna genannt, aufbehalten wird, sollte ich, wie ich glaube, ganz stille seyn, oder wenigstens meine wahren Gedanken verheelen, die manchen vielleicht abgeschmackt und eigensinnig scheinen werden. Es muß bey mir ein Mangel des Geschmacks seyn, der mein Gefühl vor jener enthusiastischen Verwunderung verschlossen, mit welcher andre beym Anblicke dieser Statue begeistert worden: einer Statue, die am Ruhme dem Cupido des Praxiteles beykömmt, die in der kleinen Stadt Thespiä vor Zeiten einen so großen Zulauf von Fremden verursachet. Ich kann mir den Gedanken nicht verwehren, daß ich in den Zügen der Venus gar keine Schönheit finde, und daß die Stellung gezwungen und außer dem Charakter der Venus ist. Man darf mir nicht darwider einwenden, daß die

Alten und wir verschiedene Begriffe von der Schönheit haben. Wir wissen aus ihren Münzen, Büsten und Geschichtschreibern das Gegentheil. Die Gliedmaßen und Verhältnisse dieser Statue sind allerdings sehr zierlich gebildet, und haben nach den feinsten Regeln der Symmetrie und der Proportion eine genaue Zeichnung: und die Hintertheile sind vorzüglich so glücklich gearbeitet, daß sie auch den gleichgültigsten Zuschauer in Verwunderung setzen, und jedem muß dabey selbst die gnidische Venus vom Praxiteles einfallen, die Lucian beschreibt: Hercle quanta dorsi concinnitas! ut exuberantes lumbi amplexantes manus implent! quam scite circumducta clunium pulpae in se rotundantur, neque tenues nimis ipsis ossibus adstrictae, neque in immensam effusae pinguedinem! Daß die Statue, die so beschrieben wird, nicht die mediceische Venus sey, würde vielleicht mancher aus der griechischen Innschrift am Fußgestelle schließen: ΚΛΕΟΜΕΝΗΣ ΑΠΟΛΛΟΔΟΡΟΥ ΑΘΗΝΑΙΟΣ ΕΠΩΕΣΕΝ, Cleomenes filius Apollodori fecit: wüßten wir nicht, daß diese Innschrift für falsch gehalten wird, und daß anstatt ΕΠΩΕΣΕΝ, es ΕΠΟΙΗΣΕ heissen sollte. Allein, auch dies wär ein elender Einwurf, da wir sehr viele Aufschriften gesehen haben, die ungezweifelt ächt sind, in denen die Rechtschreibung entweder aus Unwissenheit oder Uebereilung des Künstlers falsch ist. Andre muthmaßen nicht ohne Grund, daß diese Statue eine Vorstellung der Phryne, der berühmten Buhlerinn von Athen sey, die am Feste der eleusinischen Spiele

nackend

nackend aus dem Bade kam, und sich so den Augen des ganzen atheniensischen Volks darstellte." Wenn man übrigens in diesem Buche eine übertriebene Verachtung gegen alles, was Französisch ist, antrifft, so muß man sich erinnern, daß der Verf. ein Engländer ist, der eine gute Dosis Nationalstolz besitzt.

Solitude: Or the Elysium of the Poets, a Vision: to which is subjoined an Elegy, 4. Burnet. Die Absicht des Dichters (Ogilvie) ist, die berühmtesten englischen Poeten zu charakterisiren. Zu diesem Ende hat er ein poetisches Elysium erdichtet, wo er den Chaucer, Spenser, Milton, Shakspeare, Ossian, Pope, Thomson, Dryden, Cowley, Denham, u. s. w. einführet. Man giebt dem Herrn Ogilvie mit Recht Schuld, daß die allzureiche Einbildungskraft mit seinem Verstande davon läuft: daher kommen seine überhäuften und weitläuftigen Beschreibungen, und sein zu überladener Zierrath, der endlich zum Ekel wird, und den Körper durch das Gewand gänzlich versteckt.

The New *Bath* Guide: or, Memoirs of the B-r-d Family. In a Series of Poetical Letters, 4. Dodsley. Diese poetischen Briefe enthalten eine Erzählung von den Gewohnheiten, Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen in Bath voller Laune. Nichts kann lustiger, als die Beschreibung eines Frühstücks, und nichts drollichter, als die Erzählung der Miß B-r-ds an die Lady Betty seyn, wie sie zur Methodistin eingeweiht wird: Schade! daß die Bescheidenheit bisweilen dabey leidet.

Beauty, a Poetical Essay. In Three Parts, 4. Becket. Im ersten Theile dieses poetischen Versuchs, der so wohl in der Anlage als der Ausführung die grösten Lobsprüche verdienet, beschreibt der Dichter, die Schönheiten der Natur, die ländliche Aussicht, die chrystallene Quelle, und die blumenreichen Wiesen: in der zweyten die Gewalt der weiblichen Schönheit, in der dritten sucht er die moralischen Schönheiten der Seele auf. Zu einer Probe kann folgender guter Rath, den er dem schönen Geschlechte giebt, dienen: „Laßt Galliens von der Sonne verbrannte Mägdchen ihre Wangen mit dem falschen Firniß eines carmoisinenen Staubs überziehen; oder künstliche Locken sich, ungeheuer aufgethürmt, auf ihren Häuptern erheben, und den Wolken zu drohen scheinen: Laßt sie, mit einem verkehrten Geschmack, durch verstreuten Puder, den Schmuck eines bejahrten Hauptes nachahmen; so erscheinen Caledoniens Tannen gekrönt, wenn das rauhe Jahr schwanger vom Schnee herabsteiget: Laßt sie jedes zärtliche Gefühl bey Seite legen, und mit offner Unverschämtheit die Herzen bekriegen. Ihr seyd gebildet, jede Schönheit zu zeigen, und des Malers Farben und des Dichters Gesänge zu beschämen: O laßt euch diesen bescheidnen Schmuck niemals rauben, eure erste Vollkommenheit und euren höchsten Ruhm, welcher eure Augen mit einer unwiderstehlichen Gewalt bewaffnen, jeden Blick schärfen und jede Reizung verdoppeln kann. Niemals möge euer Witz solche fremde Künste gebrauchen, diese Leidenschaft zu erwecken, die sie vielmehr zerstören. Laßt stets eure Haut in

ihrem

ihrem natürlichen Glanze die weisse Rose mit ihrem erröthenden Feinde vermischt zeigen; immer möge euer Haar mit einer ungezwungenen Grazie in dunkeln Locken euer Gesicht schmücken: mit mächtigen Reizen, wie diese sind, streitet Pracht und Glanz umsonst; der glänzende Diamant, oder die tyrische Farbe: Wenn Jugend und Schönheit das blühende Mägdchen decken, so erkranket der Purpur, und die Diamante schmachten hinweg. In Reizungen geschmückt, die jede Kunst verachtet, frolockt die siegreiche Liebe und triumphiret in ihren Augen.„

Characters, an Epistle. Inscribed to the Earl of Carlisle. By *Francis Gentleman*, 4. Becket. Dies poetische Sendschreiben enthält eine Reihe von Charakteren, die wohl gezeichnet sind: Der lüderliche Mann, der Gütige, der Geizige, der Wollüstling, der ehrgeizige Hofmann, der Stoiker, der Metaphysiker, der Sceptiker, der Enthusiast, der Pedant machen die Gruppe von Figuren aus, die hier erscheint.

Harlequin: Or, a Defence of grotesque Comic Performances. By Mr. *Justus Moeser*, Counseller of the High Court of Justice at Osnabruck, etc. Translated from the German by *Joach. Andr. Fr. Warnecke*, LL. C. 8. Nicoll. Die Engländer zweifeln immer, ob auch die Deutschen Laune haben können, und wir haben, bey Gelegenheit des übersetzten Herrmann, in einer englischen Monatsschrift gelesen, daß die Verfasser ihnen dieses Talent ganz abgesprochen haben.

Wenn doch diese Herren dies goldene Büchlein vornähmen, und sich alsdenn wieder auf die Entscheidung der Frage einliessen?

The English Connoisseur: containing an Account of whatever is curious in Painting, Sculptures etc. in the Palaces and Seats of the Nobilty and principal Gentry of England, both in Town and Country, II. Vols, 8. Davies. Man hat in der That längst ein Buch gewünscht, worinnen man, wie etwan in der Voyage pittoresque de Paris, eine Nachricht von alle demjenigen, was ein Fremder Merkwürdiges in der Mahlerey, Bildhauer- und übrigen Künsten dieser Art in England zu suchen hat, angezeigt fände. Ob nun wohl das gegenwärtige Buch noch ein ziemlich trockenes Verzeichniß enthält, und hin und wieder Verbesserungen annehmen könnte, so ist es doch das Beste in seiner Art, und für die Kenner und Freunde der Künste interessant genug, um eine Fortsetzung zu wünschen. Hier ist eine Beschreibung daraus von von dem Banquethause zu Whitehall. „Dies ist „ein Theil des prächtigen Plans zu einem königli„chen Pallaste von dem berühmten Inigo Jones. „Dies ehrwürdige Gebäude hat drey Stock; das „unterste hat eine starke Mauer mit kleinen vier„eckichten Fenstern, und dienet, seiner Festigkeit we„gen, den verschiedenen Ordnungen zum Grundge„stelle. Auf diesem erhebe sich die Jonische, mit „Säulen und Pilastern, zwischen welchen wohlpro„portionirte Fenster mit gebogenen und zugespitzten

„Festons

„Festons erscheinen. Ueber diesen ist das dieser
„Ordnung eigne Gesimse; und auf diesem erhebt sich
„eine zweyte Reihe Säulen und Pilaster von Co-
„rinthischer Ordnung, gleich der andern. Von den
„Kapitälern sind Blumenkränze herabgeführt, di-
„in der Mitte eine Maske und andre Zierrathen ha-
„ben. Diese Reihe ist ebenfalls mit ihrem Ge-
„simse gekrönt, auf welchem ein Balůstrade mit at-
„tischen Fußgestellen dazwischen stehet, welche das
„Werk krönen. Alles hat in dem Gebäude ein fei-
„nes Verhältniß und ist wohl ausgeführet. Die
„Vorstehung der Säulen von der Mauer, thun auf
„das Gesimse, das im gleichen Verhältnisse vorsteht,
„eine gute Wirkung, und machen jene glückliche Ver-
„schiedenheit der Schatten und Lichter, die einer fei-
„nen Architektur so wesentlich ist. Das Deckenstück
„darinnen ist von Rubens sehr schön gemalt, und
„wird für eines seiner vorzüglichsten Arbeiten gehal-
„ten: es stellt die Apotheose König Jakob des Ersten
„vor, und ist von Kent ausgebessert worden.„

Poems on ſeveral Subjects. By *James Beatie*, A. M. 8. 2d Ed. Johnſton. Wir ha-
ben bereits bey der ersten Erscheinung dieser Gedichte,
sie unsern Lesern angepriesen. Die gegenwärtige Aus-
gabe ist durch das Urtheil des Paris und verschie-
dene andre kleine Stücke vermehret, unter denen sich
vorzüglich eine sehr scharfe Satyre wider den verstor-
benen Churchill ausnimmt. Folgende poetische Zei-
len, womit ein Sendschreiben an den Hrn. Thomas
Blacklock, einen Geistlichen, beschlossen wird, und
auch

auch noch nicht gedruckt gewesen, haben ein großes Verdienst. „Süßer Friede des Herzens, von fal„scher Begierde gereiniget, der du einen elysischen „Sonnenschein auf die Seele ergießest, o komme, „gebiete jedem aufrühriſchem Wunsche, zu schwei„gen, und beuge jeden übereileten Willen in das „Joch des natürlichen Gesetzes. Laß der Hoffnung „wilde Schwingen, sich nie in die Sphäre des Glücks „wagen: denn hier sind Schrecken, Angst und Un„zufriedenheit: sondern hebe dich mit einem starken „und kühnen Fluge empor, dahin, wo eine betrogene „Hoffnung nie aufzuklettern sich gewagt. O komme, „heiter und freudig, und bringe den beseelenden „Hauch von des Himmels ewigem Frühlinge mit dir: „den angenehmen Traum, von einer tadellosen Ein„bildungskraft gebohren, die süße vergessende Nacht, „und den glänzenden Morgen! Bringe die Gelas„senheit mit, die sich von keiner Furcht niederschla„gen läßt; eine ernsthafte aber keine finstere Me„lancholie; und eine Tapferkeit, die kein Wechsel, „keine Zeit unterdrücken kann, sanft mit dem Demü„thigen, mit dem Hochmüthigen kühn; die Andacht, „gekleidet in das Lächeln einer kindlichen Liebe, und „den Gedanken, der in jenen Welten wandelt. So „sollen meine Tage nicht eitel noch freudenlos dahin„rollen, noch mit Schrecken dem sich nähernden Ziele „entgegen sehen: nur allzu glücklich, wenn ich diesen „edelsten Preiß, die wohlverdiente Gunst des Guten „und Weisen erhalte.„

Royal Fables, by *Fr. Gentleman*, 8. Becket. Diese Fabeln sind nach dem Urtheile englischer Kunstrichter die einzigen, die des Gays seinen an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Neue französische Bücher.

Ein Werk, welches den Titel führet: Nécrologue des hommes celebres, muß den Freunden der Künste und des Geschmacks sehr interessant seyn: es soll die Lebensbeschreibungen der Herren Roi, le Clerc, Slods, Balechou, Carl Vanlos, Deshayes, Graf von Caylus u. s. w. nebst einer Anzeige der wichtigsten Künstler und ihrer unterscheidenden Charaktere, enthalten: Auf jede werden 3 Liv. subscribiret.

Dictionaire d'Anecdotes, de traits singuliers et caractéristiques, historiettes, bons mots, naïvetés, saillies, reparties ingénieuses etc. Vol. in 8. de plus de 700 pag. divisé en 2 parties. à Paris, chez la Combe, Libraire, quai de Conti, 1766. Gegenwärtiges Lexicon von Anekdoten enthält verschiedne interessante Dinge, die unter gewisse Artikel gebracht sind, welche wieder besondre Artikel ausmachen. Der Verf. zieht oft nützliche Folgerungen daraus, oft überläßt er auch dieses den Lesern. Da die Hauptabsicht dieser Sammlung auf Dinge geht, die zu gewöhnlichen Unterhaltungen in Gesellschaften Anlaß geben können, so hat er den moralischen Artikeln andere beygefügt, die das Spiel, die Schauspiele, die Moden

und

und Kleidungen betreffen: er giebt auch Beyspiele glücklicher Anwendungen von bekannten Stellen aus Dichtern und andern Schriftstellern, Geschichten, Fabeln, Erzählungen, witzigen, naifen und sinnreichen Einfällen, Apophtegmen, Sentenzen, Sprüchwörtern, Wortspielen, Zweydeutigkeiten u. s. w. und wo seine Anführungen einiger Bestätigung bedürfen, so führt er seine Gewährleistungen an.

Poetique de M. de Voltaire, ou Observations recueillies de ses ouvrages, concernant la versification Françoise, les differens genres de Poësie et de style poetique &c. Vol. in 8. de près de 600 pages en 2 Parties, à Paris, 1766. chez la Combe. Man wird sich schon leicht aus dem Titel vorstellen können, daß eine Poetik, die man aus des Voltaire Schriften gesammelt, weniger in Regeln und einem didaktischen Unterrichte bestehen müsse, als vielmehr aus Beobachtungen, die der Geschmack an die Hand gegeben, und aus Beyspielen, die das Genie erzeuget.

Eloge de Mgr. le Dauphin, par M. *Thomas*. Man findet in dieser Lobschrift eben die Kraft des Styls und der Gedanken, die man schon an dem Mr. Thomas gewohnt ist.

Dictionaire Lyrique portatif, ou Choix des plus jolies Ariettes de tous les genres, disposées pour la voix et pour les instrumens: le tout recueilli et mis en Ordre par M. *Dupreuil*, Maître de Clavecin, 2 Vols, in 8. Diese Sammlung, in der man alle italiänische und französische

sische kleine Arien findet, die auf den pariser Comödientheatern Beyfall erhalten haben, kann den Freunden lustiger Gesänge nicht unangenehm seyn.

Nachricht von neuen Kupferstichen.

April. Nach Schenau erscheint ein neuer Kupferstich von Hr. Gaillard, unter dem Titel: la Meditation. Der Innhalt ist ein Greis, der über eine fromme Lectüre nachdenket.

Lattre' verkauft das Bildniß des Galiläus, welches von eben der Größe des Cartesius und des Monteskieu ist, die so wohl, als das neuangezeigte, vom Hrn. Benoit sehr sauber gestochen sind.

May. Vom Hrn. de Marcenay Deghui ist ein vortreffliches Bildniß, der Graf Moritz, Marschall von Sachsen, nach Liotard erschienen, welches in dessen Sammlung das 27ste Blatt ist, mit folgenden Versen:

Tu voulûs qu'aux Champs de la gloire
Ce fier *Saxon* vengeat tes droits,
France, il fut digne de ton choix,
Son Bras te soûmit la Victoire
Et son Coeur a cheri tes Loix.

Junius. Herr von Loutherburg, agreirter Mahler der königl. Akademie der Mahlerey, hat eine Suite Soldaten, eine Suite Bauern und eine dritte von Landschaften in Kupfer geäzt.

Bey Lattre' wird ein sauberes Bildniß des grossen Neuton, nach Kneller, von Chaucher gestochen verkauft: es ist eben die Größe der Bildnisse des Montesquieu und Descartes, die sich bey eben diesem Künstler befinden, und wir kurz vorher angezeiget.

Julius.

Julius. Beym Hrn. Wille ist ein sehr schönes Bildniß unsers Dieterichs, nach dieses großen Künstlers eignem Gemählde von sich, durch Schmuzern gestochen, zu haben. Dieser ist ein würdiger Schüler unsers Wille, und er verräth in der Kunst seinen Lehrmeister: gegenwärtig befindet er sich wieder in Wien.

Paris. Journal de Rome, ou Collection des Anciens Monumens qui existent dans cette Capitale et dans les autres parties de l' Italie, répresentés et gravés en Taille-Douce, et expliqués suivant les observations faites sur les lieux par des Professeurs et des Amateurs de la belle antiquité, actuellement à Rome. dédié à MM. Robert et Jacques Adam, Architectes Ecossois. Proposé par Souscription. Chez Nyon, Libraire (12 Pag.) Die Unternehmung eine Sammlung von den Alterthümern Italiens zu liefern, ist zu wichtig, als daß wir unsern Lesern nicht den Prospectus davon vorlegen sollten, ob er gleich noch nicht genug sagt, um von der Ausführung urtheilen zu können, und wir schon Proben haben, die uns ein wenig gegen die Versprechungen der Herrn Franzosen mißträuisch machen:

Timeo — et dona ferentes.

Hier ist der völlige Entwurf:

„Das Journal, heißt es, das wir der gelehrten Welt, den Lehrern und Freunden der Alterthümer mittheilen, ist ein Werk, welches das erleuchtete Publikum seit langer Zeit begehret,

Es

Es ist etwas seltnes, viel einsichtsvolle und arbeitsame Personen vereint zu finden, die aus bloßer Begierde für das allgemeine Beste, großmüthig genug sind, sich von aller Partheylichkeit loszureissen; aber diese Gemüthsverfassung schien uns unausbleiblich nöthig, wenn wir uns eines so weitläuftigen und mühsamen Unternehmens, als eine Sammlung der Denkmäler des schönen Alterthums ist, unterziehen wollten: dieser kostbaren Denkmäler, die ungeachtet der Unwissenheit so vieler Jahrhunderte, ungeachtet des Fanatismus des Aberglaubens und der langen Zeit sich in Rom, Italien und an andern Orten erhalten haben.

Mit jedem Schritte zeigen sich auf einem so wenig gebahnten Wege Schwürigkeiten, die auch die unerschrockensten furchtsam machen, und die standhaftesten abschrecken können. Inzwischen wollen wir, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, diese unterrichtende Ruinen wieder aufzurichten, und diese kostbaren Trümmern wieder herzustellen suchen.

Nachdem wir in Rom und an den Oertern, die wir beschreiben sollen, die neuern Schriftsteller, die dieses interessante Subjekt behandelt, gelesen haben, so müssen wir gestehen, daß alle diese Schriftsteller nur darum geschrieben zu haben scheinen, damit sie sich die Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft täuschen ließen. Sie haben nicht gemerkt, daß sie viel fabelhaftes angenommen, welches die alte Geschichte verstellet, und durch sie auf die Nachkommenschaft fortgeflanzet wird.

Ohne daß wir der Hochachtung vergessen, die wir ihren guten Absichten schuldig sind, werden wir solche Irrthümer angreifen, und mit allen Kräften die Unordnungen zu verbessern suchen, die sie angerichtet haben.

Um dieses zu bewerkstelligen, wollen wir zur Quelle der Sachen gehen, und die ersten Begriffe vornehmen: das ist, wir wollen uns das Ansehn der alten Schriftsteller leiten lassen, die Augenzeugen gewesen, oder wenigstens zu gleicher Zeit gelebt haben: mithin werden wir die Meynungen der neuern Schriftsteller blos in so fern annehmen, als wir sie nach der genausten Berichtigung mit so ehrwürdigen Zeugnissen gleichförmig finden.

Die zerstreuten Ueberbleibsel alter Denkmäler, die noch in Rom oder Italien vorhanden sind, erwecken in uns das Verlangen, den Ort wo diese großen Gebäude gestanden, aufs genauste zu wissen. Jedermann wünscht die Fragmente davon zu kennen, und durch unwiderlegliche Proben den wahren Gebrauch ihrer Bestimmung zu wissen.

Ihre Hoheit und ihr Reichthum erwecken die Idee von der römischen Größe, und stimmen vollkommen mit dem weiten Umfange eines so mächtigen Reichs überein, das ein muthiges und siegreiches Volk selbst mehr durch seine Tugenden, als durch seine Waffen gebildet hatte.

In der That setzet uns noch weniger die erstaunende Größe dieser Gebäude nebst ihrer Dauerhaftigkeit, als ihre Majestät in Verwunderung. Alle Verhältnisse, die ganze Symmetrie, die die Natur und

und nicht der Eigensinn der Menschen fest gesetzt, machen diese schöne Harmonie aus, die allein gefällt, und gefallen soll. Der richtigste, sowohl als der feinste Geschmack herrschet in alle denen Zierrathen, die noch heut zu Tage die Ruinen, die wir sehen, schmücken, so daß sie uns selbst noch in ihrem gegenwärtigen Zustande, so beweinenswürdig er auch ist, das vollkommenste Muster der Nachahmung vorstellen. Wir sind inzwischen weit von dem lächerlichen Unsinne gewisser Antiquarien entfernt, die alles ohne Unterschied und Wahl, was nur der Meisel der Alten vorgebracht, billigen, und allen Werken ihrer Hände die übertriebensten Lobsprüche beymessen. Die Alten waren Menschen, wie wir, und ihre Werke waren mithin nicht gleich schön. Wir haben so gar durch eine lange Erfahrung den Vortheil verschiedner Kenntnisse, die ihnen fehlten, über sie erlangt. Wie viel haben wir aber auf einer andern Seiten von denen verlohren, die sie hatten? Man könnte also mit einander aufheben. Was würden sie z. E. von unsern eigentlichen Gebäuden sagen, und was würden sie für ein Urtheil darüber fällen, wenn sie dieselben sehen sollten?

Wenn wir verschiedne Fehler einräumen, in die die Alten gefallen sind, so wollen wir ebenfalls die unsrigen eingestehen, die um so viel weniger Verzeihung verdienen, ie mehr wir darein aus Eigensinn, oder aus einer willkührlichen Vergessenheit der wahren Grundsätze und Regeln verfallen sind.

Wir müssen auch zugeben, daß die Alten uns an Genie überlegen waren, indem sie uns die Lauf-

bahne bezeichnet haben, die wir gehen müssen, wie wir bald zeigen werden. Endlich müssen wir sagen, daß die Alten, was die Architektur betrifft, unsre Gesetzgeber und Meister sind. Es ist nur eine Wahrheit: glücklich, wer sie findet, noch glücklicher, wer sich darnach richtet und sie niemals verläßt. Diese einzige Wahrheit aber ist unser Endzweck bey diesem Werke, in dem wir die Architektur der Alten als ein vollkommnes Muster anpreisen. Nicht der Haufen Steine ists, der unsre Aufmerksamkeit beschäftigen soll: sondern der Geist der bey der Erbauung dieser herrlichen Gebäude präsidirte: diese Hoheit, diese Majestät, dieser Geschmack, diese Schönheiten, die uns bey der Betrachtung hinreissen.

Sind aber zerstreute und verstümmelte Trümmern, abgerißne Ruinen vermögend, unsere Bewunderung zu reitzen, was müßten nicht eben diese Gebäude in uns für eine Wirkung hervorgebracht haben, als sie noch mit aller ihrer Würde und Pracht bekleidet waren? Warum flößen uns so viele Gebäude, die aus den mittlern Zeiten aus der Barbarey der Gothen übrig sind, nichts als Verachtung und Unwillen ein? Blos darum, weil sie uns nicht diese einzige Wahrheit zeigen, die wir mit so viel Eifer suchen, und allezeit ergreifen, wo wir sie nur finden. Das Wahre machet sich allezeit früh oder später licht, und siegt, trotz unserer selbst, trotz unserer Vorurtheile und Schwachheiten allezeit über das Falsche.

Ver-

Verschiedne Personen haben bereits einige leichte Beschreibungen von Monumenten, von denen auch wir reden wollen, herausgegeben, sie haben sie selbst gezeichnet und stechen lassen: aber ihre Arbeit scheint uns nicht genugthuend zu seyn, wir mögen sie in Absicht auf ihre genaue Lage, auf das was wirklich von ihnen noch übrig ist, oder auf den Gebrauch, zu den sie bestimmt waren, betrachten. Diese vermeinten Mahler oder Kupferstecher der alten Architektur, haben dem Publico Vorstellungen gegeben, woran ihre eigensinnige und leichte Einbildungskraft mehr Antheil hat, als die Gegenstände selbst, die vorgestellet werden sollen. Es ist wahr, daß einige durch das Spiel der Schatten und die besondere Wirkung, die die Künstler so oft täuschen, verführet haben: aber sie haben sich von der Wahrheit so sehr entfernet, daß die Reisenden, die Rom und seine Alterthümer besehen, und sich blos durch die Kupferstiche leiten lassen, oft wieder zurück gekommen, ohne daß sie diese Denkmäler, die sie daselbst zu sehen glaubten, finden können. Der Betrug dieser Kupferstiche verführet auch alle diejenigen in Irrthum, die die Reise nach Rom vielleicht nicht thun können, um sich von der Wahrheit der Dinge durch sich selbst zu überzeugen: er läßt also ganz Europa in Ungewißheit über die wirkliche Existenz dieser kostbaren Monumente, und diese strafbare Verfälschung stellt den Augen junger Leute bloße Fehler zur Nachahmung dar, denen sie sich um so viel leichter überlassen, ie öfter ihre Lehrmeister derselben eifrigste Vertheidiger sind.

Unter den Architekten ist Herr Desgodets der einzige, der das Projekt ausgeführt, der Welt richtige Entwürfe dieser kostbaren Gebäude vorzulegen, und sie mit ihren Ausmessungen und Verhältnissen bekannt zu machen: aber wir werden in der Folge unsers Werks zeigen, wie sehr sich dieser geschickte Mann hintergehen lassen, indem er sich zu sehr auf anderer ihre Zeugnisse verlassen, anstatt, daß er sich selbst die Mühe nehmen sollen, wenigstens jeden wesentlichen Umstand auszumessen, und seine Beobachtung an den Oertern selbst anzustellen.

Das Publikum kann sich auf die Wahrheit desjenigen verlassen, was wir seinen Augen vorlegen werden, da wir nicht fürchten, daß man nach unserer genommenen Vorsicht, uns mit Recht die allermindeste Verfälschung Schuld geben können.

1) Werden wir die Lage der vornehmsten Alterthümer, ihr wirkliches Daseyn, ihr allgemeines Maas und ihre Verhältnisse angeben, unsere Gedanken darüber sagen, und ihre Schönheiten zu entwickeln suchen.

2) Zu jedem Journale werden wir verschiedene große Vorstellungen von Aussichten, von den Händen der größten Meister gestochen, hinzufügen. Diese Aussichten sollen von der äußersten Richtigkeit seyn, so daß sie die Reisenden führen können.

3) Werden wir von der Bestimmung dieser alten Gebäude reden: welches eine gewisse Gelehrsamkeit über unser Werk verbreiten muß, die zum Verständnisse dieser Alterthümer nothwendig ist.

4) Werden wir aus der Geschichte alles anführen, was wir in Ansehung dieser Monumente aufgezeichnet finden.

5) Ist

5) Ist es ein sehr merkwürdiges Denkmal, so werden wir die Vorstellung davon geben: sind nur Ruinen davon übrig, so werden wir sie insbesondere stechen lassen, und in verschiedenen Platten durch das Journal vertheilen.

6) Wir werden nicht allein anführen, was die alten Schriftsteller über jedes Monument aufgezeichnet haben, sondern auch die Aufschriften und Münzen, als die unwidersprechlichsten Proben ihrer Aussage beybringen.

7) Dem ersten Journale, das eine sehr nöthige Einleitung enthalten wird, werden wir eine topographische Charte von dem alten Rom vorsetzen. Diese soll alle übrige, die man bisher davon gegeben, an Genauigkeit übertreffen. Vermittelst dieser wird der Leser gleich den Ort, wo das Monument steht, dessen Beschreibung er liest, und von dem er die Aussicht vor sich hat, finden können. Da diese Charte nicht bey allen Journalen folgen, und die Gegenstände nur in kleinen vorstellen kann: so wird sie in so viel Parthien zerschnitten werden, als wir Bände zu machen gedenken: daß man also an der Spitze jedes Bandes eine Charte haben wird, die blos die Oerter und Denkmähler vorstellet, deren in diesem Bande Erwähnung geschieht.

8) Werden wir alle antike Gegenstände, sie mögen den Götterdienst, oder weltliche Dinge betreffen, Schritt vor Schritt behandeln, so wie wir sie, indem wir vom Kapitol ausgehen, und die ganze allgemeine Charte durchlaufen, vor uns finden.

In der Klasse der gottesdienstlichen Alterthümer, werden wir von Tempeln, Kapellen, Altären, inglei-

chen von den Gottheiten, denen sie gewidmet waren, reden: wir werden die Mausoleen, Gräber, Urnen, u. s. w. beyfügen Um aber die Platten nicht ohne Noth zu vermehren, werden wir blos die Altäre und Kapellen, die nicht verunstaltet gewesen, oder solches erst geworden sind, stechen lassen Eben dieß sagen wir auch von Mausoleen, Aschentöpfen, Opferwerkzeuge, priesterlichen Kleidungen u. s. w.

In der Klasse der profanen Alterthümer, werden wir die Curien, Basiliken, Porticus, Amphitheater, Circus, Triumphbogen, große Plätze, Märkte, Thore und Mauern der Stadt, Wasserleitungen, Bäder, Privathäuser, u. s. w. anführen.

9) Wenn wir Rom durchlaufen haben, so werden wir auch von den übrigen in Italien noch vorhandenen Alterthümern reden. Wir werden auch nicht die Schönheiten übergehen, die wir hin und wieder an einigen neuen Gebäuden bemerken, wo die Architekten den Alten gefolget sind.

Da endlich eine große Anzahl dieser Alterthümer an vielen Orten Roms zerstreut sind, so werden wir die Zeit anzeigen, wenn man diese Fragmente gefunden hat, und wo sie gegenwärtig aufbehalten werden. Dieß wird uns auf die verschiedene Veränderung Roms, und die Nachforschungen, die dießfalls angestellet worden, führen. Damit wir aber nicht von unserm vornehmsten Zwecke abweichen, so werden wir hauptsächlich bey den Fragmenten stehen bleiben, die einige Beziehung auf die alte Baukunst haben, als Säulen, Kapitäler, Hauptgesimse, Friesßen, Karniesßen, Fußgestelle, Basreliefs, u. s. w. Da dieses

Werk

Werk aus Text und Noten besten wird, so werden wir sie allezeit unter den Seiten beybringen, um nicht den Faden unserer Abhandlungen zu zerreissen.

Dieses Journal wird also eine ziemlich weitläuftige Gelehrsamkeit, neue Beobachtungen und wichtige Untersuchungen enthalten: und aus diesem Gesichtspunkte nehmen wir uns die Freyheit, es den Lehrern der Architektur, den Freunden der Alterthümer und alle denjenigen zu empfehlen, die genug Einsicht haben uns zu verstehen. Wir werden allezeit auf einem besondern Bogen am Ende jedes Journals eine Liste derjenigen Personen, die unterschreiben, doch mit ihrer Genehmhaltung, beyfügen. Jedes Jahr von der Bekanntmachung des ersten Bandes an gerechnet, wird man vier Journale von mehr oder weniger Umfange liefern, doch so, daß der Druck allezeit wenigstes 20 Bogen, die Platten ungerechnet, betrågen. Wir werden so viel Geschmack und Zierrathen darinnen verbreiten, als uns möglich ist. Vor jedes Kapitel wird man alte Fragmente, und seltne und kostbare Ruinen setzen, die zu Vignetten dienen, und so wohl unterrichtend als angenehm sind.

So bald eine gewisse Anzahl Subscribenten beysammen ist, werden wir das erste Journal austheilen. Kein persönliches Interesse, sondern das allgemeine Beste ist dabey unsere Absicht. Das Publikum mag selbst nach der Güte des Pappiers, der Schönheit des Drucks, der großen Anzahl von Kupferstichen, der Genauigkeit und Richtigkeit der Zeichnung von dem Aufwande urtheilen, den wir mit Vergnügen machen werden, wenn wir nur dessen Beyfall erhalten.

In

In dieser Absicht bitten wir alle wahre Gelehrte, uns ihre Urtheile über dieses Werk mitzutheilen, die wir mit der größten Dankbarkeit aufnehmen werden. Wir werden nur allzuglücklich seyn, wenn wir durch unsere unermüdete Bemühungen die gelehrte Welt zum Nacheifer für eine Sache ermuntern, die bisher so sehr verabsäumet worden! Wir fürchten nicht, durch unsere Meinungen zu neuen Untersuchungen Anlaß zu geben, wenn die Wahrheit dabey gewinnen und über falsche Vorurtheile siegen sollte.

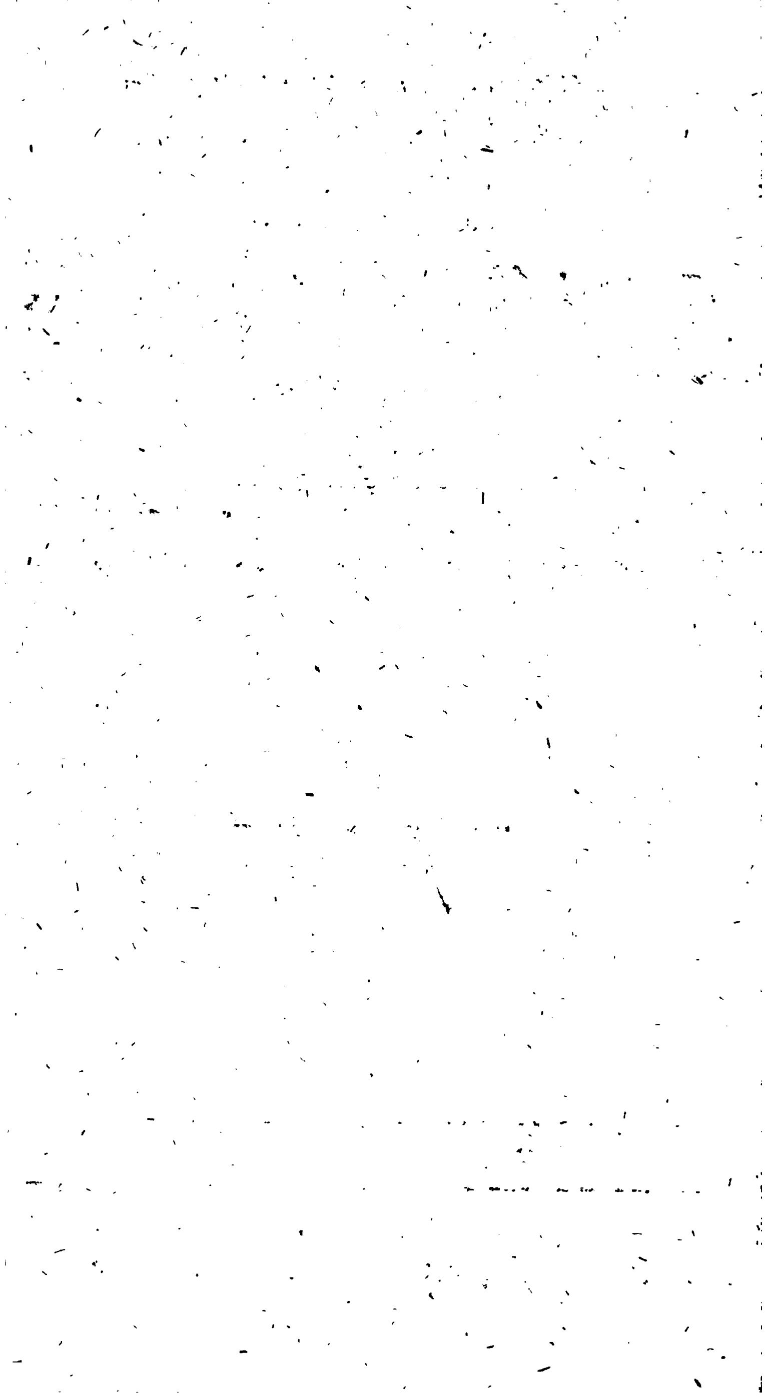
Der Geschmack, der iezt in Frankreich und vorzüglich in England in Ansehung der Alterthümer herrschet, scheint uns wenigstens bey diesen beyden Nationen in unsrer Unternehmung Glück zu versprechen. Man darf sich schmeicheln, daß die Morgenröthe der schönen Tage, dieser nur zu verabsäumten Kunst bald wieder erscheinen wird; dieser Tage, die wie ein Bliz vorbeygegangen, da sie in Europa blos unter der Regierung Augusts zu leuchten angefangen, und bald nach dem Trajan wieder verloschen sind.

Der jährliche Preis dieser vier Journale wird 48 Livres oder 2. neue Louisd'or seyn. Zwey Journale oder 24 Livres werden vorher bey der Subscription und die übrigen beym Empfang des folgenden bezahlt. Man kann bey den vornehmsten Buchhändlern in Europa unterschreiben; die Briefe werden frey gemacht, und die Subscribenten bezahlen die Fracht der Journale. In Paris wendet man sich an Nyon, Buchhändler, der allein die Subscription daselbst annimmt.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Dritten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1767.



Innhalt.

XI.

XI. Vermischte Nachrichten.

Innhalt.

L'Eu-

Innhalt.

I.

Abhandlung über dem Homer, in so fern er als ein tragischer Dichter zu betrachten ist, vom Hrn. Chabanon.

Homer ist der Fürst der Dichter und der Vater der Dichtkunst; das Alterthum hat es gesagt, und die folgenden Jahrhunderte haben diesen Lobspruch bestätiget. In der That scheinen seine Gedichte, die voller Schönheiten jeder Art sind, die verschiednen Gattungen der Poesie erzeugt zu haben, und man kann sie davon als Muster vorstellen. Alles was man seit ihm bewundert hat, war nichts, als er selbst, aufs neue wieder hervorgebracht: Poesie des Styls, der Gebrauch des Wunderbaren, glänzende Erdichtungen, Erfindungen von Charakteren, Wirkungen der Leidenschaften, alles hat er gekannt, alles hat er gebraucht: er ist zu gleicher Zeit epischer, dramatischer, elegischer, lyrischer Dichter gewesen; er hat geschaffen, man hat ihm nachgeahmt, bisweilen erweitert und entwickelt, und dieser Zuwachs hat denenjenigen den Titel Erfinder verschafft, die fast blos nur das Verdienst der Nachahmung hatten. So ist, sagt Aristoteles, aus

dem Margites die Comödie; aus der Ilias und Odyssee aber die Tragödie entstanden. Anfänglich war es die bloße Epopee in Handlung gebracht, und unsern Sinnen vermittelst spielender Personen dargestellt: diese Gattungen sind indessen von einander unterschieden worden; und bey dieser Absonderung ist das Reiß zu einem Stamme geworden und ausgeschlagen. Man hat die Geburt der Tragödie auf die Zeit des Aeschylus festgesetzt, der ihr eine neue Gestalt gegeben; aber ein scharfsichtiges Auge weis den Faden ihrer Erzeugung höher abzuleiten, und im Homer den verborgenen Grund zu finden. Um diese Wahrheit zu empfinden, darf man nicht blos die Tragödie, als ein Gedicht in fünf Akte abgetheilet, betrachten, wo das Gesetz der Einheiten wesentlich, und wo die Erzählung mit dem Gesange wechselsweise vermischt ist. Diese Gestalt über die man einig geworden, ist blos eine Zugabe, so wie der Vers eine bloße Zugabe der Poesie ist, von der die Seele in den Bildern, im Ausdrucke, in der Ründung und Harmonie besteht. Plato, der nur in Prosa geschrieben, ist Poet: eben so können wir den Homer einen tragischen Dichter nennen, ob er gleich nicht die strengen Gesetze beobachtet hat, die die Dichter in dieser Art sich selbst in der Folge auferlegt haben. Die Größe der Charaktere, die Gewalt der Leidenschaften, die Handlungen, die sie veranlassen, die Sprache, die ihnen eigenthümlich ist, das ist eigentlich das Wesentliche der Tragödie: dies herrschet in Homers Gedichten, und ist gleichsam der Boden eines fruchtbaren Saamen, der

nur,

nur, um belebet zu werden, ein Genie erwartet, das ihn erwärmt. Wenn die Tragödie ganz in Handlung besteht, wie man nicht zweifeln kann, so sind die Charaktere ein wesentlicher Theil davon: sind diese wenig bestimmt, so bringen sie nur schwache und schielende Handlungen hervor: fehlt es ihnen an Würde, so verläugnen sie die Größe, die man ihnen geben will. Kömmt es darauf an, die verschiednen Wirkungen von mehr oder weniger glücklich erfundenen Charakteren zu zeigen, so dürfen wir nur den Homer mit dem Virgil vergleichen. Der lateinische Dichter, der durch sein weniger feuriges, als vielmehr vorsichtiges und gemäßigtes Genie geleitet, und auch durch ein Subjekt bestimmt war, welches den August schmeicheln und die Römer interessiren sollte, nahm zu seinem Helden den Aeneas, dessen Weisheit und Frömmigkeit die Haupteigenschaften sind. Wir wollen diesem Charakter folgen, und sehen, was er für eine Wirkung auf das Ganze des Gedichts macht. Im ersten Buche sieht sich der Held, dem Zorne einer Gottheit ausgesetzt, sich durch sie bis aufs Meer verfolget, und hier von Sturm und Winden angegriffen: was thut er in diesem Augenblicke? Thränen fließen aus seinen Augen, er breitet seine Hände gen Himmel aus, den er um Hülfe anfleht. Diese Empfindungen sind ohne Zweifel lobenswürdig: aber in Absicht auf die poetische Wirkung sind sie mit dem Muthe des Helden in keine Vergleichung zu setzen, der sich über die Gefahren wegsetzet und sie verachtet. Es ist nicht Cäsar, der auf seinem Schiffe den Winden Troz bietet, und seinem Glücke

vertraut: es ist nicht der Ajax des Homer, der mit Finsternissen umgeben, durch die ihn ein eifersüchtiger Gott bedecket hat, voll Ungeduld schreyet: Grosser Gott! gieb uns den Tag und dann kämpfe wider uns: Dieser Zug ist allezeit für erhaben gehalten worden: die Thränen des Aeneas können diesen Lobspruch nicht erhalten. Mit einem Worte, wir wollen uns einen Helden auf der Bühne vom Schrecken bey einer instehenden Gefahr gerührt, vorstellen, und alsdenn über den Charakter des Aeneas entscheiden. Im vierten Buche liebt er die Dido, und wird wieder von ihr geliebt: ungeachtet der Ehrfurcht für den großen Namen des Virgil, müssen wir gestehen, daß diese Schwachheit in einem gerechten und frommen Helden eben so wenig interessant ist, als die Leidenschaft, die sie einflößt. Es giebt Seelen, deren glückliche und friedliebende Uebereinstimmung ein angenehmes Schauspiel machet: von dieser Art, damit ich mich nicht vom Homer entferne, ist die Freundschaft des Patroklus und Achilles: man fühlt, daß die süße und einschmeichelnde Tugend des Patroklus, die Seele des Helden einnehmen und sie mit Empfindungen erfüllen mußte, die ihr Uebermaaß zu Schwachheiten würde gemacht haben, wenn nicht das Verdienst desjenigen, der sie einflößte, sie zu Tugenden gemacht hätte: aber auch diese Vereinigung gefällt und fesselt, selbst wenn keine Begebenheit den Frieden desselbigen störet. Es verhält sich aber nicht so mit der Liebe der Dido: die Seele des Lesers ist nur alsdenn erst geneigt, sie zu theilen, wenn sich die Königinn verlassen sieht: aber

aber alsdenn ist sie unglücklich, und es bleibt nichts weiter als das allgemeine Privilegium des Unglücklichen, welches ihm Ansprüche auf ein verdientes Mitleid giebt. Die sechs letzten Bücher der Aeneis zeigen uns den Aeneas in seinen Kriegsbeschäfftigungen: man braucht wohl nicht erst zu sagen, daß sein Charakter keine sehr vorstechenden Züge dazu an die Hand giebt; verschiedne Kunstrichter haben so gar dem Virgil vorgeworfen, daß Turnus, der als ein feuriger, ungestümer, und den Helden des Homer sich nähernder Jüngling, den Leser zu seinem Vortheile einnimmt. Der Charakter des Aeneas ist endlich so beschaffen, daß er bey den verschiednen Vorfallenheiten des Gedichts nichts glänzendes hat: wir sagen mehr, ein Umstand blos hätte ihn vielleicht mit mehrerem Vortheile zeigen können, nämlich wenn er seinen Staaten eine gewisse Regierungsform, politische Gesetze und einen Gottesdienst gegeben hätte.

Wenn wir aber den Charakter des Achilles untersuchen, so finden wir darinnen einen weit ausgebreitetern Stof: er gehört zu den glücklichen Subjekten, wo alles paßt, in welchem Zustande und von welcher Seite man ihn ansieht, er ist allezeit eben derselbige und behält immer die Mine der Größe. Hat er den Vortheil des Chrises und des Heers zu verfechten, so thut er es mit der äußersten Kühnheit: er vertheidiget die gerechte Sache mit dem Enthusiasmus der Leidenschaft: Agamemnon verwirft seine Forderung: die abschlägliche Antwort bringt ihn auf: die Beleidigung, die sich damit vereiniget, reißt

ihn fort, schon kennt er sich nicht mehr, und in seiner Wuth ist er im Begriffe, im Angesichte der Altäre, den Heerführer, dem er einen gänzlichen Gehorsam versprochen, niederzustoßen. Hier mögen sich diejenigen Kunstrichter, die mehr Sittenlehrer als Dichter sind, nur wider die strafbare Vergehung des Homerischen Helden empören: sie wird niemals Tadler, als nur in Menschen finden, die keiner Empfindung fähig sind: die übrigen Leser, von eben dem Gefühle, wie der Held, durchdrungen, werden seine Vertheidiger und die geheimen Mitschuldigen seiner Rache werden. Dies sind die siegreichen Mittel, deren sich das Genie bedienet: es greift die Herzen an und unterwirft sie sich: und wenn der Kunstrichter seine Stimme darwider erhebt, so erstickt sie die weit mächtigere Stimme der Empfindungen und Leidenschaften, die in der Seele des Lesers aufgeweckt, laut wider sie schreyet. Wenn Homer aus seinem Helden keinen vollkommnen Menschen geschildert hat, so kömmt es blos daher, weil Homer das menschliche Herz kannte: er wußte, daß große Eigenschaften, mit Schwachheiten verbunden, das vorzügliche Recht es zu interessiren haben: die erhabne und vollkommne Tugend betäubt: wir bewundern sie einige Zeit, aber wir lieben nur diejenigen, die uns ähnlich sind, und diese haben Schwachheiten: das ist also der Zoll der Unvollkommenheiten, den große Männer der Menschlichkeit bezahlen, durch den wir uns ihnen nähern, und wir lieben sie, wenn ich so sagen darf, in ihren Fehlern. Daher kömmts, daß Aristoteles, dieser erleuchtete Philosoph, wenn er über die Werke des

des Geschmacks und Genies nachgedacht, den dramatischen Dichtern das Gesetz vorschreibe: Eure Helden müssen groß seyn, aber nicht ohne Fehler. In diesem Ausspruche redete er nach dem Homer, und wenn man aufmerksam seyn will, so wird man finden, daß Achilles vielleicht die dramatischste Person ist, die man jemals erdacht hat. Wir wollen ihn in den verschiednen Auftritten betrachten, in die ihn Homer gestellt hat: er mag nun sich in sein Lager entfernt haben, oder Thränen des Schmerzens und der Wuth weinen, oder innerlich einen stummen und schweigenden Haß nähren, oder die Gesandten des Agamemnons mit Güte aufnehmen und ihnen die Briseis ausliefern, oder die Heerführer mit Würde aufnehmen, und sie mit Nachdruck abweisen, überall ist er groß, überall ist seine Stellung der Schaubühne vortheilhaft: aber Hektor siegt, die Griechen unterliegen, das ist der Augenblick, wo Achilles alle Süßigkeiten der Rache in vollem Maaße schmeckt: Patrokles erscheint und fleht für seine Mitbürger: im Augenblicke verschwindet jeder Gedanke der Rache; dieser schreckliche und wütende Haß, der durch die Zeit gewachsen war, und den nichts hatte erschüttern können, weichet den ersten Thränen, die ein Freund vergießt, und der Augenblick, in dem das vernichtete Griechenland den Zorn des Achilles befriedigen sollte, ist derjenige, wo es von der Gefahr zum Siege übergeht, und diesem Helden seine Erhaltung und seine Triumphe danket. Wir mögen nun die Herablassung des Achilles gegen seinen Freund Schwachheit oder Tugend nennen,

 man

man muß allezeit zugeben, daß sie interessant ist; und nichts dramatischer seyn könnte, als die Veränderungen und Ueberraschung, die sie hervorbringt. Aber wir wollen durch unsre Anmerkungen nicht den reissenden Gang des Dichters aufhalten: schon steht sein Held auf dem Schlachtfelde, den Patroklus zu rächen: hier ist seine wahrhaftige Schaubühne, hier entwickeln sich seine erhabnen Eigenschaften, und die Trojaner vom Schrecken getroffen, weichen bey seinem Anblicke, und werfen einer den andern selbst über den Haufen, wie die Wellen des Meers. Achilles, der mitten unter ihnen seine Blitze wirft, (um mich des Homerischen Ausdrucks selbst zu bedienen,) gleicht einem verzehrenden Feuer, das im Getraide wütet, oder einen Wald verheert; die Gewalt des Windes vermehrt und verbreitet die Verwüstung, die halb verbrannten Zweige glänzen mit Geprassel und fallen zur Erde: so und noch weit schrecklicher sind die Wirkungen des Zorns des Achilles, auf die bestürzten, niedergeschlagenen und über den Haufen geworfenen Trojaner. . . Doch hier ist der Punkt, wo die strengen Verfechter der Sittenlehrer hauptsächlich Anlaß nehmen, den Homer anzugreifen: aber dieser Punkt ist für die dramatischen Dichter einer der kostbarsten: Hektor ist nicht mehr, Achilles, der ihn aufgeopfert, verfolgt ihn auch noch im Tode, er schleppt ihn im Blute, Koth und Staube daher, und als er wieder in sein Lager kömmt, verspricht er sich das grausame Vergnügen, ihn von Geyern fressen zu sehen. Im Augenblicke, da ihn der Gedanke erhitzt und entzückt, erscheint Priamus,

fällt

fällt zu seinen Füßen, und fleht um den Leichnam seines Sohns: der gerührete Held zerschmilzt in Thränen, hört ihn, nimmt ihn auf und tröstet ihn. Man kann es nicht genung wiederholen, nichts kann theatralischer seyn, als die ungeheuren Ungleichheiten: es sind dieses gleichsam eben so viel Knoten zu Entwickelungen, die einen Theil der tragischen Kunst ausmachen, und die glücklichsten Wirkungen hervorbringen. Wir wollen noch einige Worte über den Homer und Virgil hinzusetzen. Die Aeneis stellt nur eine dramatische Person auf, und dies ist die Dido: in der Iliade hingegen sind es alle: ich darf zum Beweise nur die Menge von Stücken anführen, wo Achilles, Ajax, Agamemnon, Ulysses mit Vortheile erscheinen, und wechselsweise eine wesentliche Rolle spielen, nachdem es der Innhalt erfodert. Endlich sind die Charaktere des Homer so bestimmt gezeichnet, und ich möchte sagen gestempelt, daß der Name seiner Helden das Synonim der Eigenschaften geworden, die er ihnen gegeben hat: die Namen des Achilles, Ulysses, Nestors, zeigen Hitze, List und Klugheit eben so an, als seit der Zeit des Moliere, die Namen des Harpagon, Tartüffe, Agnese, Geiz, scheinheiliger Betrug und Unschuld bedeuten.

Die Vergleichung des Homer mit dem Virgil, läßt uns in ihren Werken dasjenige, was zum Drama gehört, von dem was sich blos die Epopee zueignen kann, unterschieden. Es ist die Verschiedenheit der Rede zur Handlung, so wie es schon die Namen anzeigen: die reichen Gemälde von den größten Wirkungen der Natur, wie sie der Pinsel des Homer

uns geschildert hat, gehören in das Feld der Epopee: Virgil, der hierinnen sein Nachahmer und Nebenbuhler ist, hat nichts gethan, als sie in seiner Sprache wiederholet: aber in der Erfindung und Wahl der Charaktere, die so viel zur Handlung beytragen, hierinnen ist Homer, wie wir gesehen haben, vortrefflich, und hierinnen hat der lateinische Dichter gefehlet.

Es gehört ohne Zweifel viel darzu, glückliche Charaktere zu wählen, aber man muß sie außerdem auch zu nutzen wissen: in dem ordentlichen Laufe des Lebens zeigen sich meistentheils die Menschen unter einer Gestalt, die ihnen allgemein ist, und sie haben fast nur eine Art es zu seyn. Die Stille der Seele ist fast durchgängig eins, und die Menschen sind alsdenn nur merklich von einander unterschieden, wenn sie die Selbstliebe reizet, entgegen gesetzte Empfindungen aufwecken, oder die Leidenschaft hinreißt. Der Contrast der Charaktere ist die gemeinste Quelle dieser Bewegungen der Seele, und man hat ihn beym Theater zu einem Fundamentalgesetze gemacht.

Die Perspektiv der Scene leidet nichts als große Züge, die leicht zu fassen sind: jemehr die Charaktere, die man aufs Theater bringt, gegen einander abstechen, desto deutlicher fallen sie ins Auge. Ein Charakter in Ruhe, wie wir schon bemerket haben, saget also so viel als nichts: ein andrer, wenn er ihm nahe gebracht wird, spornt ihn auf, und zwingt ihn mit Gewalt, sich zu zeigen. Ovid, in einem seiner Gemälde, zeiget uns diese Wahrheit in einem sehr sinnlichen

lichen Bilde. Der Neid lieget in seiner innersten Höhle: da hier seine Laster nichts finden, das sie aufbringen könnte, so ruhen sie in einer tiefen Unthätigkeit. Minerva erscheint; und sogleich geräth der Neid in Unruhe und Bewegung, sein langsames und kaltes Gift wird in seinem Busen erwärmt, und fängt an zu gähren, und blasses und bläulichtes Feuer färbt seine Augen; so gar die Schlangen, von denen sein Haupt bedeckt ist, fahren zischend herab und suchen ihr Gift zu verbreiten. Der allegorische Sinn dieses Gemäldes ist eine Wahrheit, die sich aufs Theater anwenden läßt: braucht man wohl den Charakter des Neides erst zu entwickeln? man stelle neben ihm die Tugenden, die ihm im Wege stehen. Nach dieser Vereinigung der Personen, die gemacht sind, einander hervorstechend zu machen, liebt der Misantrop eine kleine Buhlerinn, hat der Ruhmrädige einen armen und bescheidnen Vater, machet die Rechtschaffenheit des Severus, im Polieukt, die mißtrauische Politik des Felix zu Schande. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aus den Werken für die Schaubühne, Beyspiele dieses Contrasts, der ihre Zierde ausmachet, anführen wollte; ich will also im Homer welche aufsuchen und zeigen, daß dieses ein Theil der dramatischen Kunst ist, die er gekannt und in Ausübung gebracht hat.

Achilles ist der Held der Iliade: wenn ihn Homer bloß als Sieger aufgestellet hätte, so hätte er blos von ihm einzelne Theile, Herzhaftigkeit, Stärke und Geschicklichkeit gezeiget, er hätte ihn blos leicht und als epischer Dichter gemalt: aber er geht wei-

ter, und als ein tiefforschender Herzenskündiger entwickelt er die Seele seines Helden bis auf die äusserste Falte: er zeiget darinnen so wohl den Geist der Independenz, als auch einen Ungestüm, der gerade mit der Stirne auf alle Gegenstände zuläuft, um sie übern Haufen zu werfen und sich Bahn zu machen: er läßt endlich darinnen eine beständige Fluth von Leidenschaften, von aufeinander folgenden Bewegungen der Zärtlichkeit und der Wuth, des Zorns und der Schwachheit sehen, lauter charakteristische Züge eines so zügellosen Menschen, als Achilles ist. Aber wir müssen auch sehen, welcher Kunst sich der Dichter bedient, um seinen Helden uns auf diese Art kenntbar zu machen. Agamemnon, der weniger jung und weniger hitzig, als der Held, aber eitel und stolz ist, suchet die höchste Gewalt, die ihm anvertrauet ist, und die damit verbundnen Rechte geltend zu machen: die unumschränkte Macht in seinen Händen macht zu den Eigenschaften des Achilles, der ihn ohne dies Erhaltungsmittel zermalmet hätte, das Gegengewicht aus. Was für ein Meisterzug liegt schon in der Entgegensetzung dieser beyden Männer, der eine mit dem Scepter belästiget, unter dem sich alles biegen soll, der andre mit dem Schwerdte bewaffnet, vor welchem alles zittert. Da sie in dieses richtige Gleichgewichte gestellet, keiner den andern aufreiben kann, so treffen ihre Charaktere stets mit Getöse auf einander. Achilles immer von einem gebietrischen Herrn beunruhiget, nähert sich stets der Wuth, und dies ist eins von den Gesichtern seines Charakters, das wir auf einmal entwickelt sehn; es ist

ist aber noch ein andres zu beleuchten übrig, ich meyne jene äußerste Empfindlichkeit, der Antheil grosser Seelen, die über die andern durch ihre Eigenschaften erhaben, sich ihnen durch Empfindungen voller Sanftmuth nähert und an sie verbindet. Der Charakter des Patroklus dienet in dem Achilles diese kostbare Empfindlichkeit zu entwickeln: seine bescheidne Tugend glänzt von einem sanften und stillen Lichte, welches den Helden nicht verdunkeln kann: die Billigkeit des Patroklus hat ihn zum ersten Bewunderer der Eigenschaften des Achilles gemacht, die Freundschaft machet ihn zum eifrigsten Anhänger von dem Interesse seines Ruhms; er dienet der geliebten Leidenschaft seines Herzens, und beut ihm überdieß, um ihn zu verführen, den ganzen Reiz von Tugenden dar. Welche Rechte auf die empfindliche Seele dieses Helden! so sehr ihn Agamemnon beleidiget und erzürnet, so sehr gefällt und fesselt ihn Patroklus: Achilles liebt und haßt zu gleicher Zeit aufs äußerste, man sieht den ungestümen Menschen in seinen Extremen, der ganze Achilles steht da, jedem Auge sichtbar. Diese Personen sind nicht die einzigen in der Iliade, die auf einander treffen, alle sind darinnen mit Einsicht gestellet, um verschiedne Wirkungen hervorzubringen: würde aber unter so vielen Kriegern, die die Liebe des Ruhms erhitzt, sich die Weisheit jemals haben können hören lassen, wenn Homer nicht ihnen den Nestor als die Mittelsperson zugegeben? ihm verschafft die Erfahrung seiner hohen Jahre eine Ehrfurcht, welche die Weisheit, von diesem Vortheile entblößt, sehr oft nicht erhält.

Die

Die Umwege und politischen Irrgänge des Ulysses machen für den Charakter des Achilles einen neuen Gegensatz aus: der listige Mann möchte sich gern vermittelst seiner Anschläge und seines Raths den glücklichen Fortgang zueignen: der Held kennet blos den Weg der Waffen, wo er die höchsten Belohnungen der Ehre zu finden glaubt. Was sollen wir von der ganzen Menge Krieger sagen, die alle empfehlungswürdig, obgleich alle unter dem Achilles sind? er ragt über sie, wie ein Coloß empor, der sie drückt, und ihre Tapferkeit, voll Ungeduld, ihn über sich zu sehen, wirkt unaufhörlich gegen ihn zurück, und ihre ganze Bestrebung gehet dahin, ihn von dieser Höhe herabzustürzen. So haben alle Personen dieses Gedichts, eine auf die andre einen Einfluß, und geben einander gegenseitige Bewegung und Wärme. Was folget aber aus dieser weisen Verbindung, aus dieser bewundernswürdigen Anordnung? Alle Leidenschaften auf einmal, von denen die Iliade von einem Ende zum andern gleichsam die Laufbahn und der Kampfplatz ist: Hochmuth, Ehrgeiz, Rache, Neid, Wildheit, Zärtlichkeit, alles was das menschliche Herz nur von Neigungen hat, die es beherrschen, alles was es von Affekten fühlt, die es tyrannisiren, alle convulsivische Bewegungen der Seele, die sie quälen, zerrütten und zerreissen: und unter diesen gewaltigen Mitteln ist kein einziges, daß Homer verabsäumet, und der Erfolg, mit dem er sich dessen bedienet, gewinnet ihm vorzüglich den Titel eines dramatischen Dichters.

Da

Da die Liebe wenig oder keinen Antheil an der Zusammensetzung der Iliade hat, so muß Homer wohl seine Ursachen gehabt haben, warum er sie ausgeschlossen: dieser Punkt verdient noch einige Anmerkungen. Die Alten haben schon lange nach dem Homer und selbst zu der Zeit, da der Luxus und die Künste ihre Sitten mußten erweicht haben, die Galanterie nicht gekannt, oder wenn sie sie auch kannten, sie keiner Schilderey gewürdiget; in ihren Werken wird die Liebe als eine Wuth vorgestellet, und diese despotische Empfindung legt in der Seele dessen, den sie beherrschet, allen übrigen Leidenschaften Schweigen auf, oder verbannet sie gänzlich daraus. Die Franzosen, die andre Begriffe davon haben, geben die Liebe den übrigen Leidenschaften zur Gesellschaft: es kömmt mir nicht zu, zu entscheiden, ob diese Vereinigung von der Natur verkannt wird, oder ob die Schriftsteller, die es gewagt, nicht vielmehr ihren eignen Geschmack, als Leidenschaften, geschildert haben; aber wenn man sie auch in gewissen Fällen zulassen kann, so giebt es doch gewiß auch andre, wo man sie verwerfen muß. So ist es gewiß unschicklich, wenn man in dem Augenblicke einer gefährlichen Unternehmung einen verliebten Helden aufstellen wollte: denn wer fühlet nicht, daß der weiche Eindruck der Liebe auf unsre Seelen die muthige Thätigkeit zerstöret, die so nöthig ist, wenn man sich zu großen Unternehmungen erheben will? für ein verliebtes Herz ist der Ruhm nichts mehr. Will man auch die Ehrbegierde des Helden siegen lassen, so findet seine Liebe bey mir weder Glauben noch

Mit-

ihn fort, schon kennt er sich nicht mehr, und in seiner Wuth ist er im Begriffe, im Angesichte der Altäre, den Heerführer, dem er einen gänzlichen Gehorsam versprochen, niederzustoßen. Hier mögen sich diejenigen Kunstrichter, die mehr Sittenlehrer als Dichter sind, nur wider die strafbare Vergehung des Homerischen Helden empören: sie wird niemals Tadler, als nur in Menschen finden, die keiner Empfindung fähig sind: die übrigen Leser, von eben dem Gefühle, wie der Held, durchdrungen, werden seine Vertheidiger und die geheimen Mitschuldigen seiner Rache werden. Dies sind die siegreichen Mittel, deren sich das Genie bedienet: es greift die Herzen an und unterwirft sie sich: und wenn der Kunstrichter seine Stimme darwider erhebt, so erstickt sie die weit mächtigere Stimme der Empfindungen und Leidenschaften, die in der Seele des Lesers aufgeweckt, laut wider sie schreyet. Wenn Homer aus seinem Helden keinen vollkommnen Menschen geschildert hat, so kömmt es blos daher, weil Homer das menschliche Herz kannte: er wußte, daß große Eigenschaften, mit Schwachheiten verbunden, das vorzügliche Recht es zu interessiren haben: die erhabne und vollkommne Tugend betäubt: wir bewundern sie einige Zeit, aber wir lieben nur diejenigen, die uns ähnlich sind, und diese haben Schwachheiten: das ist also der Zoll der Unvollkommenheiten, den große Männer der Menschlichkeit bezahlen, durch den wir uns ihnen nähern, und wir lieben sie, wenn ich so sagen darf, in ihren Fehlern. Daher kömmts, daß Aristoteles, dieser erleuchtete Philosoph, wenn er über die Werke

des

des Geschmacks und Genies nachgedacht, den dramatischen Dichtern das Gesetz vorschreibt: Eure Helden müssen groß seyn, aber nicht ohne Fehler. In diesem Ausspruche redete er nach dem Homer, und wenn man aufmerksam seyn will, so wird man finden, daß Achilles vielleicht die dramatischste Person ist, die man jemals erdacht hat. Wir wollen ihn in den verschiednen Auftritten betrachten, in die ihn Homer gestellt hat: er mag nun sich in sein Lager entfernt haben, oder Thränen des Schmerzens und der Wuth weinen, oder innerlich einen stummen und schweigenden Haß nähren, oder die Gesandten des Agamemnons mit Güte aufnehmen und ihnen die Briseis ausliefern, oder die Heerführer mit Würde aufnehmen, und sie mit Nachdruck abweisen, überall ist er groß, überall ist seine Stellung der Schaubühne vortheilhaft: aber Hektor siegt, die Griechen unterliegen, das ist der Augenblick, wo Achilles alle Süßigkeiten der Rache in vollem Maaße schmeckt: Patrokles erscheint und fleht für seine Mitbürger: im Augenblicke verschwindet jeder Gedanke der Rache; dieser schreckliche und wütende Haß, der durch die Zeit gewachsen war, und den nichts hatte erschüttern können, weichet den ersten Thränen, die ein Freund vergießt, und der Augenblick, in dem das vernichtete Griechenland den Zorn des Achilles befriedigen sollte, ist derjenige, wo es von der Gefahr zum Siege übergeht, und diesem Helden seine Erhaltung und seine Triumphe danket. Wir mögen nun die Herablassung des Achilles gegen seinen Freund Schwachheit oder Tugend nennen,

man muß allezeit zugeben, daß sie interessant ist, und nichts dramatischer seyn könnte, als die Veränderungen und Ueberraschung, die sie hervorbringt. Aber wir wollen durch unsre Anmerkungen nicht den reissenden Gang des Dichter's aufhalten: schon steht sein Held auf dem Schlachtfelde, den Patroklus zu rächen: hier ist seine wahrhaftige Schaubühne, hier entwickeln sich seine erhabnen Eigenschaften, und die Trojaner vom Schrecken getroffen, weichen bey seinem Anblicke, und werfen einer den andern selbst über den Haufen, wie die Wellen des Meers. Achilles, der mitten unter ihnen seine Blitze wirft, (um mich des Homerischen Ausdrucks selbst zu bedienen,) gleicht einem verzehrenden Feuer, das im Getraide wütet, oder einen Wald verheert; die Gewalt des Windes vermehrt und verbreitet die Verwüstung, die halb verbrannten Zweige glänzen mit Geprassel und fallen zur Erde: so und noch weit schrecklicher sind die Wirkungen des Zorns des Achilles, auf die bestürzten, niedergeschlagenen und über den Haufen geworfenen Trojaner. . . Doch hier ist der Punkt, wo die strengen Verfechter der Sittenlehrer hauptsächlich Anlaß nehmen, den Homer anzugreifen: aber dieser Punkt ist für die dramatischen Dichter einer der kostbarsten: Hektor ist nicht mehr, Achilles, der ihn aufgeopfert, verfolgt ihn auch noch im Tode, er schleppt ihn im Blute, Koth und Staube daher, und als er wieder in sein Lager kömmt, verspricht er sich das grausame Vergnügen, ihn von Geyern fressen zu sehen. Im Augenblicke, da ihn der Gedanke erhitzt und entzückt, erscheint Priamus,

fällt

fällt zu seinen Füßen, und fleht um den Leichnam seines Sohns: der gerührte Held zerschmilzt in Thränen, hört ihn, nimmt ihn auf und tröstet ihn. Man kann es nicht genug wiederholen, nichts kann theatralischer seyn, als die ungeheuren Ungleichheiten: es sind dieses gleichsam eben so viel Knoten zu Entwickungen, die einen Theil der tragischen Kunst ausmachen, und die glücklichsten Wirkungen hervorbringen. Wir wollen noch einige Worte über den Homer und Virgil hinzusetzen. Die Aeneis stellt nur eine dramatische Person auf, und dies ist die Dido: in der Iliade hingegen sind es alle: ich darf zum Beweise nur die Menge von Stücken anführen, wo Achilles, Ajax, Agamemnon, Ulysses mit Vortheile erscheinen, und wechselsweise eine wesentliche Rolle spielen, nachdem es der Innhalt erfodert. Endlich sind die Charaktere des Homer so bestimmt gezeichnet, und ich möchte sagen gestempelt, daß der Name seiner Helden das Synonim der Eigenschaften geworden, die er ihnen gegeben hat: die Namen des Achilles, Ulysses, Nestors, zeigen Hitze, List und Klugheit eben so an, als seit der Zeit des Moliere, die Namen des Harpagon, Tartüffe, Agnese, Geiz, scheinheiliger Betrug und Unschuld bedeuten.

Die Vergleichung des Homer mit dem Virgil, läßt uns in ihren Werken dasjenige, was zum Drama gehört, von dem was sich blos die Epopee zueignen kann, unterschieden. Es ist die Verschiedenheit der Rede zur Handlung, so wie es schon die Namen anzeigen: die reichen Gemälde von den größten Wirkungen der Natur, wie sie der Pinsel des Homer

uns geschildert hat, gehören in das Feld der Epopee: Virgil, der hierinnen sein Nachahmer und Nebenbuhler ist, hat nichts gethan, als sie in seiner Sprache wiederholet: aber in der Erfindung und Wahl der Charaktere, die so viel zur Handlung beytragen, hierinnen ist Homer, wie wir gesehen haben, vortrefflich, und hierinnen hat der lateinische Dichter gefehlet.

Es gehört ohne Zweifel viel darzu, glückliche Charaktere zu wählen, aber man muß sie außerdem auch zu nutzen wissen: in dem ordentlichen Laufe des Lebens zeigen sich meistentheils die Menschen unter einer Gestalt, die ihnen allgemein ist, und sie haben fast nur eine Art es zu seyn. Die Stille der Seele ist fast durchgängig eins, und die Menschen sind alsdenn nur merklich von einander unterschieden, wenn sie die Selbstliebe reizet, entgegen gesetzte Empfindungen aufwecken, oder die Leidenschaft hinreißt. Der Contrast der Charaktere ist die gemeinste Quelle dieser Bewegungen der Seele, und man hat ihn beym Theater zu einem Fundamentalgesetze gemacht.

Die Perspektiv der Scene leidet nichts als große Züge, die leicht zu fassen sind: jemehr die Charaktere, die man aufs Theater bringt, gegen einander abstechen, desto deutlicher fallen sie ins Auge. Ein Charakter in Ruhe, wie wir schon bemerket haben, saget also so viel als nichts: ein andrer, wenn er ihm nahe gebracht wird, spornt ihn auf, und zwingt ihn mit Gewalt, sich zu zeigen. Ovid, in einem seiner Ge[illegible], zeiget uns diese Wahrheit in einem sehr sinn-

lichen

lichen Bilde. Der Neid lieget in seiner innersten Höhle: da hier seine Laster nichts finden, das sie aufbringen könnte, so ruhen sie in einer tiefen Unthätigkeit. Minerva erscheint; und sogleich geräth der Neid in Unruhe und Bewegung, sein langsames und kaltes Gift wird in seinem Busen erwärmt, und fängt an zu gähren, und blasses und bläulichtes Feuer färbt seine Augen; so gar die Schlangen, von denen sein Haupt bedeckt ist, fahren zischend herab und suchen ihr Gift zu verbreiten. Der allegorische Sinn dieses Gemäldes ist eine Wahrheit, die sich aufs Theater anwenden läßt: braucht man wohl den Charakter des Neides erst zu entwickeln? man stelle neben ihm die Tugenden, die ihm im Wege stehen. Nach dieser Vereinigung der Personen, die gemacht sind, einander hervorstechend zu machen, liebt der Misantrop eine kleine Buhlerinn, hat der Ruhmrädige einen armen und bescheidnen Vater, machet die Rechtschaffenheit des Severus, in Polieukt, die mißtrauische Politik des Felix zu Schande. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aus den Werken für die Schaubühne, Beyspiele dieses Contrasts, der ihre Zierde ausmachet, anführen wollte; ich will also im Homer welche aufsuchen und zeigen, daß dieses ein Theil der dramatischen Kunst ist, die er gekannt und in Ausübung gebracht hat.

Achilles ist der Held der Iliade: wenn ihn Homer bloß als Sieger aufgestellet hätte, so hätte er blos von ihm einzelne Theile, Herzhaftigkeit, Stärke und Geschicklichkeit gezeiget, er hätte ihn blos leicht und als epischer Dichter gemalt: aber er geht wei-

ter, und als ein tiefforschender Herzenskündiger entwickelt er die Seele seines Helden bis auf die äusserste Falte: er zeiget darinnen so wohl den Geist der Independenz, als auch einen Ungestüm, der gerade mit der Stirne auf alle Gegenstände zuläuft, um sie übern Haufen zu werfen und sich Bahn zu machen; er läßt endlich darinnen eine beständige Fluth von Leidenschaften, von aufeinander folgenden Bewegungen der Zärtlichkeit und der Wuth, des Zorns und der Schwachheit sehen, lauter charakteristische Züge eines so zügellosen Menschen, als Achilles ist. Aber wir müssen auch sehen, welcher Kunst sich der Dichter bedient, um seinen Helden uns auf diese Art kenntbar zu machen. Agamemnon, der weniger jung und weniger hitzig, als der Held, aber eitel und stolz ist, suchet die höchste Gewalt, die ihm anvertrauet ist, und die damit verbundnen Rechte geltend zu machen: die unumschränkte Macht in seinen Händen macht zu den Eigenschaften des Achilles, der ihn ohne dies Erhaltungsmittel zermalmet hätte, das Gegengewicht aus. Was für ein Meisterzug liegt schon in der Entgegensetzung dieser beyden Männer, der eine mit dem Scepter belästiget, unter dem sich alles biegen soll, der andre mit dem Schwerdte bewaffnet, vor welchem alles zittert. Da sie in dieses richtige Gleichgewichte gestellet, keiner den andern aufreiben kann, so treffen ihre Charaktere stets mit Getöse auf einander. Achilles immer von einem gebietrischen Herrn beunruhiget, nähert sich stets der Wuth, und dies ist eins von den Gesichtern seines Charakters, das wir auf einmal entwickelt sehn; es

ist

ist aber noch ein andres zu beleuchten übrig, ich meyne jene äußerste Empfindlichkeit, der Antheil grosser Seelen, die über die andern durch ihre Eigenschaften erhaben, sich ihnen durch Empfindungen voller Sanftmuth nähert und an sie verbindet. Der Charakter des Patroklus dienet in dem Achilles diese kostbare Empfindlichkeit zu entwickeln: seine bescheidne Tugend glänzt von einem sanften und stillen Lichte, welches den Helden nicht verdunkeln kann: die Billigkeit des Patroklus hat ihn zum ersten Bewunderer der Eigenschaften des Achilles gemacht, die Freundschaft machet ihn zum eifrigsten Anhänger von dem Interesse seines Ruhms; er dienet der geliebten Leidenschaft seines Herzens, und beut ihm überdieß, um ihn zu verführen, den ganzen Reiz von Tugenden dar. Welche Rechte auf die empfindliche Seele dieses Helden! so sehr ihn Agamemnon beleidiget und erzürnet, so sehr gefällt und fesselt ihn Patroklus: Achilles liebt und haßt zu gleicher Zeit aufs äußerste, man sieht den ungestümen Menschen in seinen Extremen, der ganze Achilles steht da, jedem Auge sichtbar. Diese Personen sind nicht die einzigen in der Iliade, die auf einander treffen, alle sind darinnen mit Einsicht gestellet, um verschiedne Wirkungen hervorzubringen: würde aber unter so vielen Kriegern, die die Liebe des Ruhms erhitzt, sich die Weisheit jemals haben können hören lassen, wenn Homer nicht ihnen den Nestor als die Mittelsperson zugegeben? ihm verschafft die Erfahrung seiner hohen Jahre eine Ehrfurcht, welche die Weisheit, von diesem Vortheile entblößt, sehr oft nicht erhält.

Die Umwege und politischen Irrgänge des Ulysses machen für den Charakter des Achilles einen neuen Gegensatz aus: der listige Mann möchte sich gern vermittelst seiner Anschläge und seines Raths den glücklichen Fortgang zueignen: der Held kennet blos den Weg der Waffen, wo er die höchsten Belohnungen der Ehre zu finden glaubt. Was sollen wir von der ganzen Menge Krieger sagen, die alle empfehlungswürdig, obgleich alle unter dem Achilles sind? er ragt über sie, wie ein Coloß empor, der sie drückt, und ihre Tapferkeit, voll Ungeduld, ihn über sich zu sehen, wirkt unaufhörlich gegen ihn zurück, und ihre ganze Bestrebung gehet dahin, ihm von dieser Höhe herabzustürzen. So haben alle Personen dieses Gedichts, eine auf die andre einen Einfluß, und geben einander gegenseitige Bewegung und Wärme. Was folget aber aus dieser weisen Verbindung, aus dieser bewundernswürdigen Anordnung? Alle Leidenschaften auf einmal, von denen die Iliade von einem Ende zum andern gleichsam die Laufbahn und der Kampfplatz ist: Hochmuth, Ehrgeiz, Rache, Neid, Wildheit, Zärtlichkeit, alles was das menschliche Herz nur von Neigungen hat, die es beherrschen, alles was es von Affekten fühlt, die es tyrannisiren, alle convulsivische Bewegungen der Seele, die sie quälen, zerrütten und zerreissen: und unter diesen gewaltigen Mitteln ist kein einziges, daß Homer verabsäumet, und der Erfolg, mit dem er sich dessen bedienet, gewinnet ihm vorzüglich den Titel eines dramatischen Dichters.

Da

Da die Liebe wenig oder keinen Antheil an der Zusammensetzung der Iliade hat, so muß Homer wohl seine Ursachen gehabt haben, warum er sie ausgeschlossen: dieser Punkt verdient noch einige Anmerkungen. Die Alten haben schon lange nach dem Homer und selbst zu der Zeit, da der Luxus und die Künste ihre Sitten mußten erweicht haben, die Galanterie nicht gekannt, oder wenn sie sie auch kannten, sie keiner Schilderey gewürdiget; in ihren Werken wird die Liebe als eine Wuth vorgestellet, und diese despotische Empfindung legt in der Seele dessen, den sie beherrschet, allen übrigen Leidenschaften Schweigen auf, oder verbannet sie gänzlich daraus. Die Franzosen, die andre Begriffe davon haben, geben die Liebe den übrigen Leidenschaften zur Gesellschaft: es kömmt mir nicht zu, zu entscheiden, ob diese Vereinigung von der Natur verkannt wird, oder ob die Schriftsteller, die es gewagt, nicht vielmehr ihren eignen Geschmack, als Leidenschaften, geschildert haben; aber wenn man sie auch in gewissen Fällen zulassen kann, so giebt es doch gewiß auch andre, wo man sie verwerfen muß. So ist es gewiß unschicklich, wenn man in dem Augenblicke einer gefährlichen Unternehmung einen verliebten Helden aufstellen wollte: denn wer fühlet nicht, daß der weiche Eindruck der Liebe auf unsre Seelen die muthige Thätigkeit zerstöret, die so nöthig ist, wenn man sich zu großen Unternehmungen erheben will? für ein verliebtes Herz ist der Ruhm nichts mehr. Will man auch die Ehrbegierde des Helden siegen lassen, so findet seine Liebe bey mir weder Glauben noch

Mit-

Mitleid; behält die Liebe die Oberhand? so erniedriget sich der Held, es ist ein Antonius, der mit der Cleopatra entflieht, es sind die Krieger des Tasso, die haufenweise Armiden folgen: ich lache über ihre Kleinmüthigkeit, und diese verachte ich. Rinaldo interessiret mich blos, weil er von dem Lager Gottfrieds entfernt ist, und ich ihn in einer Insel sehe, wo alles die Zauberey der Liebe einflößt und ihre Schwäche rechtfertiget: aber nimmt Armidens Name, wenn er dieser Zauberey entrissen und dem Ruhme wieder gegeben ist, noch sein Herz ein? Nein, ihn rufet der Ruhm, er fliegt ihm zu, und behält von seinen vergangenen Verblendungen nur die Empfindung der Schaam und Reue. Dies aber zu ersetzen und seinem Gedichte nicht diesen interessanten Reiz zu rauben, der so sehr mit diesen Bedürfnissen der Seele, die die Menschen einander näher bringen, verbunden ist, so sucht er die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen: allein diese Empfindung wird in dem Herzen eines Achilles Leidenschaft, dies Herz ist der Scheiterhaufen, wo sich alles entzündet. Auf diese Art verbindet Homer die zärtlichsten Convenienzen mit dem lebhaftesten Interesse, und findet in seinen Charakteren zu dieser schweren Uebereinstimmung die nöthigen Hülfsmittel.

In den Betrachtungen, die ich bisher über die Iliade angestellet, habe ich zuerst die glückliche Wahl der Charaktere, und die nicht weniger glückliche Anordnung gezeiget, durch die sie sich unter einander selbst beseelen und Leidenschaften hervorbringen: aus diesen entstehen die Handlungen, und ohne mich dabey

länger

länger aufzuhalten, will ich nur bemerken, daß der erste Theil der Iliade blos den Zorn des Achilles mit seinen Wirkungen enthält: der zweyte ist ein bloßes Gemählde seiner Zärtlichkeit gegen den Patroklus, den er wider Willen in Streit gehen läßt, in der Folge bitterlich beweint, und endlich als ein Held an den Trojanern und dem Hektor selbst, den er ins Grab stürzet, zu rächen suchet. Hat aber Homer aus zwo so behandelten Leidenschaften, ein ganzes Heldengedicht zu ziehen gewußt, warum sollten eben diese Leidenschaften zur Entwickelung der verschiedenen Punkte der Iliade, nicht Anlaß zu eben so viel interessanten dramatischen Stücken geben? Was ist denn der Innhalt unserer schönsten Trauerspiele, wenn man die kleinen Umstände wegnimmt, die sie mehr ins Licht setzen, und die bloßen Entwürfe übrig läßt? Was ist der Innhalt von der Athalie, in dem Josephus und in den heiligen Büchern? Eine sehr gemeine Geschichte, die niemanden in Bewunderung setzet, noch intereßiret: die Krönung eines Königs, der, durch den Tod des Usurpateurs, auf den Thron gesetzt wird, den ihm derselbe geraubt hatte: aber dieser Usurpateur ist eine große, rachsüchtige, gebieterische Frau; dieser König ist ein Kind, dessen Tugenden von den Schwachheiten seines Alters einen Glanz erhalten; derjenige, der ihn unterstützet, ist ein heiliger Priester, den der Eifer für seinen Gott entflammet und begeistert: das ist schon genug, dies Subjekt tragisch zu machen, und die bloße Entwickelung dieser Charaktere bringt unter der Feder des Racine ein Wun-

man muß allezeit zugeben, daß sie interessant ist, und nichts dramatischer seyn könnte, als die Veränderungen und Ueberraschung, die sie hervorbringt. Aber wir wollen durch unsre Anmerkungen nicht den reissenden Gang des Dichters aufhalten: schon steht sein Held auf dem Schlachtfelde, den Patroklus zu rächen: hier ist seine wahrhaftige Schaubühne, hier entwickeln sich seine erhabnen Eigenschaften, und die Trojaner vom Schrecken getroffen, weichen bey seinem Anblicke, und werfen einer den andern selbst über den Haufen, wie die Wellen des Meers. Achilles, der mitten unter ihnen seine Blitze wirft, (um mich des Homerischen Ausdrucks selbst zu bedienen,) gleicht einem verzehrenden Feuer, das im Getraide wütet, oder einen Wald verheert; die Gewalt des Windes vermehrt und verbreitet die Verwüstung, die halb verbrannten Zweige glänzen mit Geprassel und fallen zur Erde: so und noch weit schrecklicher sind die Wirkungen des Zorns des Achilles, auf die bestürzten, niedergeschlagenen und über den Haufen geworfenen Trojaner. . . Doch hier ist der Punkt, wo die strengen Verfechter der Sittenlehrer hauptsächlich Anlaß nehmen, den Homer anzugreifen: aber dieser Punkt ist für die dramatischen Dichter einer der kostbarsten: Hektor ist nicht mehr, Achilles, der ihn aufgeopfert, verfolgt ihn auch noch im Tode, er schleppt ihn im Blute, Koth und Staube daher, und als er wieder in sein Lager kömmt, verspricht er sich das grausame Vergnügen, ihn von Geyern fressen zu sehen. Im Augenblicke, da ihn der Gedanke erhitzt und entzückt, erscheint Priamus,

fällt

fällt zu seinen Füßen, und fleht um den Leichnam seines Sohns: der gerührte Held zerschmilzt in Thränen, hört ihn, nimmt ihn auf und tröstet ihn. Man kann es nicht genug wiederholen, nichts kann theatralischer seyn, als die ungeheuren Ungleichheiten: es sind dieses gleichsam eben so viel Knoten zu Entwicklungen, die einen Theil der tragischen Kunst ausmachen, und die glücklichsten Wirkungen hervorbringen. Wir wollen noch einige Worte über den Homer und Virgil hinzusetzen. Die Aeneis stellt nur eine dramatische Person auf, und dies ist die Dido: in der Iliade hingegen sind es alle: ich darf zum Beweise nur die Menge von Stücken anführen, wo Achilles, Ajax, Agamemnon, Ulysses mit Vortheile erscheinen, und wechselsweise eine wesentliche Rolle spielen, nachdem es der Innhalt erfodert. Endlich sind die Charaktere des Homer so bestimmt gezeichnet, und ich möchte sagen gestempelt, daß der Name seiner Helden das Synonim der Eigenschaften geworden, die er ihnen gegeben hat: die Namen des Achilles, Ulysses, Nestors, zeigen Hitze, List und Klugheit eben so an, als seit der Zeit des Moliere, die Namen des Harpagon, Tartüffe, Agnese, Geiz, scheinheiliger Betrug und Unschuld bedeuten.

Die Vergleichung des Homer mit dem Virgil, läßt uns in ihren Werken dasjenige, was zum Drama gehört, von dem was sich blos die Epopee zueignen kann, unterschieden. Es ist die Verschiedenheit der Rede zur Handlung, so wie es schon die Namen anzeigen: die reichen Gemälde von den größten Wirkungen der Natur, wie sie der Pinsel des Homer

uns geschildert hat, gehören in das Feld der Epopee: Virgil, der hierinnen sein Nachahmer und Nebenbuhler ist, hat nichts gethan, als sie in seiner Sprache wiederholet: aber in der Erfindung und Wahl der Charaktere, die so viel zur Handlung beytragen, hierinnen ist Homer, wie wir gesehen haben, vortrefflich, und hierinnen hat der lateinische Dichter gefehlet.

Es gehört ohne Zweifel viel darzu, glückliche Charaktere zu wählen, aber man muß sie außerdem auch zu nutzen wissen: in dem ordentlichen Laufe des Lebens zeigen sich meistentheils die Menschen unter einer Gestalt, die ihnen allgemein ist, und sie haben fast nur eine Art es zu seyn. Die Stille der Seele ist fast durchgängig eins, und die Menschen sind alsdenn nur merklich von einander unterschieden, wenn sie die Selbstliebe reizet, entgegen gesetzte Empfindungen aufwecken, oder die Leidenschaft hinreißt. Der Contrast der Charaktere ist die gemeinste Quelle dieser Bewegungen der Seele, und man hat ihn beym Theater zu einem Fundamentalgesetze gemacht.

Die Perspektiv der Scene leidet nichts als große Züge, die leicht zu fassen sind: jemehr die Charaktere, die man aufs Theater bringt, gegen einander abstechen, desto deutlicher fallen sie ins Auge. Ein Charakter in Ruhe, wie wir schon bemerket haben, saget also so viel als nichts: ein andrer, wenn er ihm nahe gebracht wird, spornt ihn auf, und zwingt ihn mit Gewalt, sich zu zeigen. Ovid, in einem seiner Gemälde, zeiget uns diese Wahrheit in einem sehr sinnlichen

lichen Bilde. Der Neid lieget in seiner innersten Höhle: da hier seine Laster nichts finden, das sie aufbringen könnte, so ruhen sie in einer tiefen Unthätigkeit. Minerva erscheint; und sogleich geräth der Neid in Unruhe und Bewegung, sein langsames und kaltes Gift wird in seinem Busen erwärmt, und fängt an zu gähren, und blasses und bläulichtes Feuer färbt seine Augen; so gar die Schlangen, von denen sein Haupt bedeckt ist, fahren zischend herab und suchen ihr Gift zu verbreiten. Der allegorische Sinn dieses Gemäldes ist eine Wahrheit, die sich aufs Theater anwenden läßt: braucht man wohl den Charakter des Neides erst zu entwickeln? man stelle neben ihm die Tugenden, die ihm in Wege stehen. Nach dieser Vereinigung der Personen, die gemacht sind, einander hervorstechend zu machen, liebt der Misantrop eine kleine Buhlerinn, hat der Ruhmrädige einen armen und bescheidnen Vater, machet die Rechtschaffenheit des Severus, in Polieukt, die mißtrauische Politik des Felix zu Schande. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aus den Werken für die Schaubühne, Beyspiele dieses Contrasts, der ihre Zierde ausmachet, anführen wollte; ich will also im Homer welche aufsuchen und zeigen, daß dieses ein Theil der dramatischen Kunst ist, die er gekannt und in Ausübung gebracht hat.

Achilles ist der Held der Iliade: wenn ihn Homer bloß als Sieger aufgestellet hätte, so hätte er blos von ihm einzelne Theile, Herzhaftigkeit, Stärke und Geschicklichkeit gezeiget, er hätte ihn blos leicht und als epischer Dichter gemalt: aber er geht wei-

ter,

ter, und als ein tiefforschender Herzenskündiger entwickelt er die Seele seines Helden bis auf die äusserste Falte: er zeiget darinnen so wohl den Geist der Independenz, als auch einen Ungestüm, der gerade mit der Stirne auf alle Gegenstände zuläuft, um sie übern Haufen zu werfen und sich Bahn zu machen; er läßt endlich darinnen eine beständige Fluth von Leidenschaften, von aufeinander folgenden Bewegungen der Zärtlichkeit und der Wuth, des Zorns und der Schwachheit sehen, lauter charakteristische Züge eines so zügellosen Menschen, als Achilles ist. Aber wir müssen auch sehen, welcher Kunst sich der Dichter bedient, um seinen Helden uns auf diese Art kenntbar zu machen. Agamemnon, der weniger jung und weniger hitzig, als der Held, aber eitel und stolz ist, suchet die höchste Gewalt, die ihm anvertrauet ist, und die damit verbundnen Rechte geltend zu machen: die unumschränkte Macht in seinen Händen macht zu den Eigenschaften des Achilles, der ihn ohne dies Erhaltungsmittel zermalmet hätte, das Gegengewicht aus. Was für ein Meisterzug liegt schon in der Entgegensetzung dieser beyden Männer, der eine mit dem Scepter belästiget, unter dem sich alles biegen soll, der andre mit dem Schwerdte bewaffnet, vor welchem alles zittert. Da sie in dieses richtige Gleichgewichte gestellet, keiner den andern aufreiben kann, so treffen ihre Charaktere stets mit Getöse auf einander. Achilles immer von einem gebieterischen Herrn beunruhiget, nähert sich stets der Wuth, und dies ist eins von den Gesichtern seines Charakters, das wir auf einmal entwickelt sehn; es

ist

ist aber noch ein andres zu beleuchten übrig, ich meyne jene äußerste Empfindlichkeit, der Antheil grosser Seelen, die über die andern durch ihre Eigenschaften erhaben, sich ihnen durch Empfindungen voller Sanftmuth nähert und an sie verbindet. Der Charakter des Patroklus dienet in dem Achilles diese kostbare Empfindlichkeit zu entwickeln: seine bescheidne Tugend glänzt von einem sanften und stillen Lichte, welches den Helden nicht verdunkeln kann: die Billigkeit des Patroklus hat ihn zum ersten Bewunderer der Eigenschaften des Achilles gemacht, die Freundschaft machet ihn zum eifrigsten Anhänger von dem Interesse seines Ruhms; er dienet der geliebten Leidenschaft seines Herzens, und beut ihm überdieß, um ihn zu verführen, den ganzen Reiz von Tugenden dar. Welche Rechte auf die empfindliche Seele dieses Helden! so sehr ihn Agamemnon beleidiget und erzürnet, so sehr gefällt und fesselt ihn Patroklus: Achilles liebt und haßt zu gleicher Zeit aufs äußerste, man sieht den ungestümen Menschen in seinen Extremen, der ganze Achilles steht da, jedem Auge sichtbar. Diese Personen sind nicht die einzigen in der Iliade, die auf einander treffen, alle sind darinnen mit Einsicht gestellet, um verschiedne Wirkungen hervorzubringen: würde aber unter so vielen Kriegern, die die Liebe des Ruhms erhitzt, sich die Weisheit jemals haben können hören lassen, wenn Homer nicht ihnen den Nestor als die Mittelsperson zugegeben? ihm verschafft die Erfahrung seiner hohen Jahre eine Ehrfurcht, welche die Weisheit, von diesem Vortheile entblößt, sehr oft nicht erhält.

Die

Die Umwege und politischen Irrgänge des Ulysses machen für den Charakter des Achilles einen neuen Gegensatz aus: der listige Mann möchte sich gern vermittelst seiner Anschläge und seines Raths den glücklichen Fortgang zueignen: der Held kennet blos den Weg der Waffen, wo er die höchsten Belohnungen der Ehre zu finden glaubt. Was sollen wir von der ganzen Menge Krieger sagen, die alle empfehlungswürdig, obgleich alle unter dem Achilles sind? er ragt über sie, wie ein Coloß empor, der sie drückt, und ihre Tapferkeit, voll Ungeduld, ihn über sich zu sehen, wirkt unaufhörlich gegen ihn zurück, und ihre ganze Bestrebung gehet dahin, ihn von dieser Höhe herabzustürzen. So haben alle Personen dieses Gedichts, eine auf die andre einen Einfluß, und geben einander gegenseitige Bewegung und Wärme. Was folget aber aus dieser weisen Verbindung, aus dieser bewundernswürdigen Anordnung? Alle Leidenschaften auf einmal, von denen die Iliade von einem Ende zum andern gleichsam die Laufbahn und der Kampfplatz ist: Hochmuth, Ehrgeiz, Rache, Neid, Wildheit, Zärtlichkeit, alles was das menschliche Herz nur von Neigungen hat, die es beherrschen, alles was es von Affekten fühlt, die es tyrannisiren, alle convulsivische Bewegungen der Seele, die sie quälen, zerrütten und zerreissen: und unter diesen gewaltigen Mitteln ist kein einziges, daß Homer verabsäumet, und der Erfolg, mit dem er sich dessen bedienet, gewinnet ihm vorzüglich den Titel eines dramatischen Dichters.

Da die Liebe wenig oder keinen Antheil an der Zusammensetzung der Iliade hat, so muß Homer wohl seine Ursachen gehabt haben, warum er sie ausgeschlossen: dieser Punkt verdient noch einige Anmerkungen. Die Alten haben schon lange nach dem Homer und selbst zu der Zeit, da der Luxus und die Künste ihre Sitten mußten erweicht haben, die Galanterie nicht gekannt, oder wenn sie sie auch kannten, sie keiner Schilderey gewürdiget; in ihren Werken wird die Liebe als eine Wuth vorgestellet, und diese despotische Empfindung legt in der Seele dessen, den sie beherrschet, allen übrigen Leidenschaften Schweigen auf, oder verbannet sie gänzlich daraus. Die Franzosen, die andre Begriffe davon haben, geben die Liebe den übrigen Leidenschaften zur Gesellschaft: es kömmt mir nicht zu, zu entscheiden, ob diese Vereinigung von der Natur verkannt wird, oder ob die Schriftsteller, die es gewagt, nicht vielmehr ihren eignen Geschmack, als Leidenschaften, geschildert haben; aber wenn man sie auch in gewissen Fällen zulassen kann, so giebt es doch gewiß auch andre, wo man sie verwerfen muß. So ist es gewiß unschicklich, wenn man in dem Augenblicke einer gefährlichen Unternehmung einen verliebten Helden aufstellen wollte: denn wer fühlet nicht, daß der weiche Eindruck der Liebe auf unsre Seelen die muthige Thätigkeit zerstöret, die so nöthig ist, wenn man sich zu großen Unternehmungen erheben will? für ein verliebtes Herz ist der Ruhm nichts mehr. Will man auch die Ehrbegierde des Helden siegen lassen, so findet seine Liebe bey mir weder Glauben noch

Mit-

Mitleid; behält die Liebe die Oberhand? so erniedriget sich der Held, es ist ein Antonius, der mit der Cleopatra entflieht, es sind die Krieger des Tasso, die haufenweise Armiden folgen: ich lache über ihre Kleinmüthigkeit, und diese verachte ich. Rinaldo interessiret mich blos, weil er von dem Lager Gottfrieds entfernt ist, und ich ihn in einer Insel sehe, wo alles die Zauberey der Liebe einflößt und ihre Schwäche rechtfertiget: aber nimmt Armidens Name, wenn er dieser Zauberey entrissen und dem Ruhme wieder gegeben ist, noch sein Herz ein? Nein, ihn rufet der Ruhm, er fliegt ihm zu, und behält von seinen vergangenen Verblendungen nur die Empfindung der Schaam und Reue. Dies aber zu ersetzen und seinem Gedichte nicht diesen interessanten Reiz zu rauben, der so sehr mit diesen Bedürfnissen der Seele, die die Menschen einander näher bringen, verbunden ist, so sucht er die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen: allein diese Empfindung wird in dem Herzen eines Achilles Leidenschaft, dies Herz ist der Scheiterhaufen, wo sich alles entzündet. Auf diese Art verbindet Homer die zärtlichsten Convenienzen mit dem lebhaftesten Interesse, und findet in seinen Charakteren zu dieser schweren Uebereinstimmung die nöthigen Hülfsmittel.

In den Betrachtungen, die ich bisher über die Iliade angestellet, habe ich zuerst die glückliche Wahl der Charaktere, und die nicht weniger glückliche Anordnung gezeiget, durch die sie sich unter einander selbst beseelen und Leidenschaften hervorbringen: aus diesen entstehen die Handlungen, und ohne mich dabey

länger

länger aufzuhalten, will ich nur bemerken, daß der erste Theil der Iliade blos den Zorn des Achilles mit seinen Wirkungen enthält: der zweyte ist ein bloßes Gemählde seiner Zärtlichkeit gegen den Patroklus, den er wider Willen in Streit gehen läßt, in der Folge bitterlich beweint, und endlich als ein Held an den Trojanern und dem Hektor selbst, den er ins Grab stürzet, zu rächen suchet. Hat aber Homer aus zwo so behandelten Leidenschaften, ein ganzes Heldengedicht zu ziehen gewußt, warum sollten eben diese Leidenschaften zur Entwickelung der verschiedenen Punkte der Iliade, nicht Anlaß zu eben so viel interessanten dramatischen Stücken geben? Was ist denn der Innhalt unserer schönsten Trauerspiele, wenn man die kleinen Umstände wegnimmt, die sie mehr ins Licht setzen, und die bloßen Entwürfe übrig läßt? Was ist der Innhalt von der Athalie, in dem Josephus und in den heiligen Büchern? Eine sehr gemeine Geschichte, die niemanden in Bewunderung setzet, noch intereßiret: die Krönung eines Königs, der, durch den Tod des Usurpateurs, auf den Thron gesetzt wird, den ihm derselbe geraubt hatte: aber dieser Usurpateur ist eine große, rachsüchtige, gebieterische Frau; dieser König ist ein Kind, dessen Tugenden von den Schwachheiten seines Alters einen Glanz erhalten; derjenige, der ihn unterstützet, ist ein heiliger Priester, den der Eifer für seinen Gott entflammet und begeistert: das ist schon genug, dies Subjekt tragisch zu machen, und die bloße Entwickelung dieser Charaktere bringt unter der Feder des Racine ein Wun-

der der dramatischen Dichtkunst hervor. Wie viel giebt es, auf eben diese Art, in der Iliade nicht Subjekte zu Tragödien, die ganz kurz angegeben und nur obenhin angezeiget sind, weil die verschiedenen Theile davon noch auseinander, und in der ganzen Masse des Gedichts umher zerstreuet liegen. Die Epopee selbst ist eine Tragödie, eine große Handlung, die der Dichter zu ihrem Ende führet: er würde seinen Gang aufhalten, und sich von seinem Ziele entfernen, wenn er sich bey jeder zufälligen Begebenheit, die ihm auf seinem Wege aufstößt, aufhalten wollte: er berühret sie also nur mit leichter Hand: es ist der Paktolus, der, indem er seinen Lauf verfolget, an seinen Ufern unzählige Schätze zurück läßt: sie sind daselbst zerstreut: dem Beobachter kommt es zu, sie zu sammlen, und daraus eine kostbare Masse zu bilden.

Ehe ich durch Beyspiele beweise, daß die Gedichte des Homers Subjekte zu Trauerspielen enthalten, so will ich zuvor in denselbigen den Theil der Rede prüfen, und den Lobspruch rechtfertigen, den dieser Dichter erhalten, daß er in dieser Absicht, der dramatischste unter allen Poeten sey.

Pope hat es gesagt, und das Ansehen eines berühmten Mannes, der von der Iliade voll war, die er mit gutem Erfolge unter seinen Landsleuten übersetzt hat, scheint die Ueberzeugung mit sich zu führen: dem ungeachtet ist es auch angenehm und nützlich, das Urtheil großer Männer zu prüfen, und den Verstand, in dem sie diesen Ausspruch gethan haben,

zu

zu untersuchen. Montesquieu wirft dem Titus Livius vor, daß er die Reden, die er seinen Helden in den Mund leget, mit allzuviel Blumen ausgeschmücket habe. Homer, sagt er, läßt, weit geschickter, die seinigen nur handeln: er hätte noch hinzu setzen können: und wenn er sie reden läßt, so geschieht es allezeit mit einer gewissen Simplicität: in Wahrheit, ist diese Simplicität im Homer vorzüglich bemerkungswürdig, und ohne Zweifel einer von den Hauptcharakteren der dramatischen Rede.

In den Werken, wo sich der Dichter unversteckt zeiget, nimmt er blos von seinem Genie Gesetze an: der Augenblick der Begeisterung reißt ihn fort, und die Poesie, diese Sprache der Götter, die er redt, wird nach seinem Willen zärtlich oder leicht, ernsthaft oder erhaben. So hat die Epopee in den beyden Werken dieser Art, die aus der Feder des Homer geflossen, einen verschiedenen Ton angenommen: Die Ode, die vom Pindar einen Charakter der Gewalt und des Enthusiasmus erhalten, zeiget im Anakreon nichts als die naife und scherzhafte Grazie, und die Elegie endlich, die die Entzückungen des verliebten und heitern Ovid ausgedrückt, nahm bald darnach die Traurigkeit des aus seinem Vaterlande vertriebenen Ovid an. Im Trauerspiele ist der Dichter nichts, sein ganze Kunst besteht, sich darinnen zu verbergen, sich ganz in die Personen zu verwandeln, die er auf die Schaubühne stellet: sind diese von allen Sorgen frey, so brauchen sie ihre Ideen blos simpel vorzutragen: zeigen sie sich im Anfalle einer Leidenschaft, so muß sich

ihre Sprache mit mehr Beredtsamkeit erheben: zween Gattungen der dramatischen Rede, die man im Homer studieren muß. Wir wollen hier seine beyden Gedichte durchlaufen, um darinnen durchgängig auf gleiche Weise die äußerste Simplicität zu zeigen, mit der seine Zwischenredner sich ausdrücken. Aus tausend Beyspielen brauchen wir nur eins zu wählen, welches sie sehr sinnlich machet: In derjenigen Stelle, wo die Heerführer aus dem Schlafe gewecket werden, im zehnten Buche der Iliade, drückt der Dialog die Verwunderung dieser Krieger, daß man sie mitten in der Nacht aus der Ruhe störet, auf das naifste aus. Im Vorübergehen müssen wir noch bemerken, daß Homer bis auf die Stellung schildert, in der die meisten von ihnen erwachen, und in diesem interessanten Augenblicke wird dieser Umstand schon für sich selbst interessant. In der griechischen Iphigenia, ist das Erwachen des Greißes, den Agamemnon aufrufet, eine Nachahmung von des Homers seinem, und man bemerket hierinnen eben dieselbe Simplicität: Der Alte scheint auf einen Augenblick mit dem Schlafe zu kämpfen; indem er auf die Bühne tritt, suchet er am Laufe der Gestirne zu sehen, ob es schon tief in die Nacht hinein ist: indessen, daß er mit diesen Gedanken beschäfftiget ist, schreibt Agamemnon, dieser unglückliche Vater voller nagenden Sorgen, die ihn dem Schlaf entrissen, beym Schimmer einer Lampe, an die Clytemnestra, daß sie die Iphigenia von Aulis entfernen solle: kaum hat diese Entschließung in seiner Seele Platz

genom-

genommen, so erhebt die Erinnerung seiner Pflichten in ihm einen Kampf; er zerreißt seinen Brief, bald darauf schreibt er ihn von neuen, und zerreißt ihn auch wieder. Der Alte sieht ihn voll Verwunderung an und fragt ihn. Alter, sagt hierauf Agamemnon weinend zu ihm, wie glücklich bist du, und wie beneide ich dein Schicksal! Wenn diese kleinen Umstände keine Schönheit haben, so muß die Wahrheit auf dem Theater ohne allem Reiz seyn.

Die griechischen Tragödienschreiber, und vorzüglich Euripides, haben ihren Werken diese Simplicität zu geben gesucht, von denen Homer für sie das Muster war. Vielleicht wäre es wohl der Mühe werth, den Glanz, die Pracht und die Figuren, mit denen sich nur die Epopee schmückt, in unsern neuern Tragödienschreibern zu bemerken, indessen, daß der Vater der epischen Dichter, Homer, sich selbst seiner Zierrathen beraubt, sich auf den simpeln Ton des Drama in dem Augenblicke einschränkt, so bald er selbst nicht mehr redet. Auf dem französischen Theater sind öfters ganze dramatische Stücke, wenigstens allezeit die ersten Auftritte, die von dem Subjekte noch nicht genug Interesse und Wärme angenommen haben, mit allem Glanze des Stils, mit allen Reichthümern der Poesie ausgeschmückt. Ohne daß wir hier eine Gewohnheit bestreiten wollen, welche das Ansehn großer Dichter eingeführet hat, könnte man wohl, nach dem Beyspiele der Alten, einen weniger glänzenden und desto

wahrern Dialog versuchen: die Wirkung davon würde mit den tragischen Eindrücken, die folgen sollen, mehr ein Ganzes ausmachen, und anstatt, daß der Wohlklang des Verses blos das Ohr kützelt, und der Einbildungskraft schmeichelt, würde die Tragödie in einem wahren Dialog ihre großen Operationen anfangen: sie würde den Zuschauer aufs Theater stellen, ihn mit dem Subjekte vereinigen, und ihn nach und nach zu den schrecklichen Streichen seiner Kunst vorbereiten, die ihn endlich überwältigen sollen.

Wir dürfen im Homer die große Uebereinstimmung der Rede mit dem Alter, dem Charakter und den Talenten der handelnden Personen nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Abgeschickten von dem Heere sollen den Zorn des Achilles besiegen: Ulysses nimmt zuerst das Wort und redet als ein sehr feiner Mann, der die Schwäche seines Helden fühlet und ihn dabey anzugreifen weiß, er kennt seinen Stolz: „Agamemnon, sagt er zu ihm, hat dich be„leidiget; es dauert ihn, und zur Genugthuung „bietet er dir seine Reue, seine Schätze, mächtige „Städte seines Reichs und sein Bündniß an.„ Ulysses weiß, daß Achilles empfindlich ist: „Ach! „sagt er zu ihm, als dich Peleus nach diesem Ufer „reisen sah, und dich zum letzten male umarmte, „empfahl dich dieser weise Greiß, indem er dich den „Göttern empfahl, hauptsächlich dir selbst, daß du „deine Leidenschaften überwältigen und über deinen „Zorn triumphiren möchtest.„ Ulysses weiß, daß Achilles, hungrig nach Ruhm, durch eine Hand-

lung

hung muß gereizt werden, die ihm einen nicht gemeinen verspricht. „Keiner unter den Griechen, „sagt er zu ihm, ist im Stande den Hektor, von „Göttern begünstiget, zurückzutreiben: erscheine und „demüthige den Stolz dieses Trojaners.„

So ist im Homer die Rede des beredten Mannes; er dringt in das Innerste seines Herzens, und des großen Interesse gewiß, daß ihn beherrschet, setzet er diese mächtigen Triebfedern in Bewegung: er bringt alle die Leidenschaften wider diejenige in Aufruhr, die seinen Absichten im Wege steht, und in diesem aufrührischen Streite, da der Held durch seine eigene Macht geschlagen und innerlich gequält wird, danket er blos der äusersten Standhaftigkeit seiner Seele den Vortheil, der siegreichen Beredtsamkeit, die ihn verfolget, zu entgehen. Wir wollen einmal die Antwort des Achilles hören: es ist ein anderer Mensch, der redet, ein ganz verschiedner Ton. „Ulysses, du sollst meine wahren Empfindungen erfahren, denn ich hasse die niedrige Seele, „die sich verstellt, wie die Hölle: die Schätze des „Agamemnons sind mir nichts, ich bin König, mein „Reich ist mir genug, tausend andre, so wie er, „würden sich um die Wette beeifern, sich mit dem „Blute der Thetis zu verbinden: ich vereinige mich „nicht mit dem, was ich hasse; er hat mich beleidi„get, der Zorn lebt in meinem Herzen, Agame„mnon verdirbt, nichts hält mich hier weiter, ich reise „nach Thessalien.„ Achilles vereiniget mit diesen Zügen eine beissende Ironie, die seinem Stolze angemessen ist und seinem Zorne eine völlige Gnüge thut. Der

 alte

alte Phönix soll ihm auch, da an ihm die Reihe ist, zureden, er wendet die seinem Alter gemäßen Mittel an, er bittet, er fleht, er stellt dem Helden den Eifer die Sorgfalt vor Augen, mit dem er seine Kindheit auferzogen. Diese Erinnerungen der vergangnen Zeit haben auf eine zärtliche Seele eine große Gewalt. Euripides hat sich derselben in der Rede der Iphigenia an ihren Vater bedienet. „Ach, sagt sie zu „ihm, die Erstgebohrne aller deiner Kinder! als „du mich noch, voll von einer väterlichen Zärtlich„keit in deinen Armen hieltest, da versprachst du „mir, daß eines Tages eine glückliche Verbindung „mein Schicksal beseligen sollte; die Zeit dieser Ver„bindung ist da, und du führst mich zum Altare, „wo ich umkommen soll!„ Dieß ist die rührende Sprache der simpeln Natur: Homer hat sie in seiner Gewalt, die tragischen Griechen haben sie nachgeahmt und dieser Ton der Wahrheit ist für ihre Werke das Siegel der Unsterblichkeit; denn die Natur ist unveränderlich, und der Mensch, der zu eben diesen Empfindungen gebildet ist, wird auch zu allen Zeiten gleicher Vergnügungen fähig seyn.

Wir haben den gemäßigten und stillen Dialog betrachtet, so wie man sich dessen zur Exposition eines Subjekts bedienet, mittlerweile daß der Dichter insgeheim die Fäden der Intrigue bindet, und die großen Begebenheiten anleget, die die Leidenschaften in Aufruhr bringen sollen. Dieser Augenblick kömmt, der Auftritt ändert sich, die Trunkenheit folget darinne der Nüchternheit, und der Dialog, der nun die Sprache der Leidenschaften annimmt,

muß

muß an dieser Berauschung Theil haben, und sie in die Seele der Zuhörer übertragen. Horaz lehret in wenig Worten die Kunst, die lebhaften Rührungen der Seele auszudrücken, man soll sich nehmlich selbst erst davon durchdringen. Nichts spricht zum Herzen, als das Herz selbst: die in der Seele des Zuschauers eingeschläferten Leidenschaften, bleiben darinnen gegen den Schimmer des Witzes und der Einbildungskraft unempfindlich, sie erwarten das Geschrey der Leidenschaften, um aufgewekt zu werden: gleich den Eumeniden des Aeschylus, die gegen die Verwünschungen der Pythia taub, nur dem Schatten der Clytemnestra antworten, welche aus dem Grabe steigt um sie zu rufen; aber bey diesen Tönen des Todes, die ihm bekannt sind, erwachet das Chor voller Empfindungen der Wuth, die ein mächtiges Organ ihm mitgetheilet hat.

Man kann sich nicht verbergen, daß in den neuern Werken, wo so viele Weisheit und Regelmäßigkeit herrschet, diese Eigenschaften sich nicht oft, auf Unkosten der Wärme finden sollten. Die Werke hingegen, die die entferntesten Zeiten hervorgebracht, wo das Genie einen viel freyern Schwung hatte, zeigen bisweilen mehr Fehler; aber auch weit mehr Enthusiasmus und Wärme. Die Wärme erhitzt hauptsächlich die Schriften des Homer, und ohne Zweifel dankt er sie dem rohen, männlichen und kräftigen Ausdruck der Leidenschaften, deren er sich bedienet: Witz und Einbildungskraft verunstalten sie nie, unter dem Vorwande, die Sprache auszuschmücken. Man sehe den Streit des Achilles und

Agamemnons im ersten Buche der Iliade nach; es ist hier nicht der Ton einer ausgeputzten Beredtsamkeit, in der diese Helden ihren Zorn ausdrücken: die Leidenschaft kennt keine Zierrathen: sie ist heftig und hart in ihrem Ausdrucke, übertrieben und ausgelassen in ihren Absichten, unordentlich und unterbrochen ihren Gedanken: so läßt sie Homer reden. In den Streitigkeiten, die sich auf unsern Schaubühnen zwischen den Helden erheben, spielet oft der Hochmuth die Rolle der Wuth: die Partheyen suchen mit hochtrabenden Ausdrücken ihre Vorzüge geltend zu machen, und sich einer über den andern zu erheben. In dem Streite des Achilles und Agamemnons der französischen Tragödie, so sehr er auch aus dem Homer nachgeahmt ist, sieht man mehr Größe und Würde, als Heftigkeit und Wuth: es scheint, als ob das französische Genie sich fürchtete, allzuungestümen Leidenschaften sich zu überlassen: es legt der Leidenschaft einen Zaum an, und verzögert dadurch ihren Gang, es ist nichts mehr als ein Pferd, das sich unter der Hand seines Führers brüstet; im Homer hat es alle Bande zerrissen, es stürzt sich fort, und das Auge kann ihm nicht folgen. Ich weiß, daß man dem griechischen Dichter die Schmähworte vorgeworfen, womit sich seine Helden unter einander belegen: aber, außerdem, daß es unbillig scheint, über das Unedle entscheiden zu wollen, das diese Schmähworte zu der Zeit hatten, so ist das sicherste Mittel, den Homer über diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so wie über viel tausend andre, die man ihm machet, daß man die Natur hierüber zu Rathe zieht.

Ich

Ich rede nicht von den Menschen aus der heroischen Zeit, so wie Agamemnon und Achilles waren, die zu simpeln und wilden Sitten gewöhnt, die Feinheiten einer oft kindischen Artigkeit nicht kannten; ich rede selbst von dem gesittetsten Menschen, und frage, wenn er in Wuth geräth, welches ist das erste Wort seiner Leidenschaft? die Schmähung. Homer hat also, indem er sich derselben bedienet, aufs Höchste nichts als das Wohlanständige aus den Augen gesetzet: aber kömmt es uns zu, zu beurtheilen, was Wohlanständigkeit bey den Griechen war? und soll unsre unzeitige Delikatesse, die sich nur mit Kleinigkeiten beschäfftiget, den freyen und kühnen Ausbruch der Leidenschaft, so wie ihn die Natur vorschreibt, und die Griechen billigten, so gerade zu verdammen?

Noch müssen wir bemerken, daß die Leidenschaften, nach Verhältniß der Umstände, verschiedene Grade der Lebhaftigkeit annehmen, die der geschickte Dichter sinnlich machen muß; Homer hats gethan. Achilles, da er sich in sein Lager zurückgezogen, voll von dem bittern Hasse, der in seiner Seele so tiefe Wurzeln geschlagen, schimpft nicht die Heerführer, er weigert sich sie zu sehen: selbst die Ironie, die sich in seiner Rede findet, zeiget eine ruhige Seele, die mit kaltem Geblüte hasset. Als eben dieser Held die beyden Herolde ankommen sieht, die ihm die Briseis rauben sollen, so bricht er doch noch nicht in Schmähungen aus, so empfindlich auch dieser Augenblick seinem Herzen ist; er droht: „die Griechen werden umkommen, sagt er, Agamemnon wird „mich

„mich ihnen zu Hülfe rufen, er wird mich nicht mehr „finden.„ Aber sobald Achilles und Agamemnon selbst zusammen kommen und ihr Haß, durch Reden, Minen und Blicke ausgedrückt, von beyden Seiten sich immer mehr und mehr entzündet und zur Wuth übergeht, alsdenn sind ihm zu seiner Erleichterung nichts als Schmähungen übrig, und in Ermangelung dieser, hätte Homer den äußersten Grad der Leidenschaft verfehlet.

Von dem Ausdrucke des Zorns gehen wir zum Ausdrucke des Schmerzens über, und auch hierinnen trifft Homer nicht weniger die Wahrheit: denn sein weites und fruchtbares Genie, seine biegsame und geschmeidige Seele überläßt sich allen Arten von Eindrücken, und er weiß sie so gut zu empfinden, als empfindbar zu machen. Nichts ist so selten, damit ich solches nur im Vorübergehen bemerke, als diese Biegsamkeit des Genies: jeder Schriftsteller wird mit einer Neigung gebohren, die ihm einen Hang zum Ausdrucke gewisser Leidenschaften zu geben, und ihm hingegen den Ausdruck jeder andern zu versagen scheinet. Corneille, zu voll von Independenz und einem republikanischen Stolze, faßte einen Stand der Schwachheit, wo die erweichte und kraftlose Seele sich an ein liebenswürdiges Joch binden ließ, sehr schlecht; wie elend hat er die Liebe geschildert! Aeschylus, den man in verschiedenen Absichten mit ihm vergleichen kann, bringt überall gewaltige Züge an, und ist blos in den Stellen vortrefflich, die dergleichen bedürfen. Racine, und Euripides sein Muster, haben von dem herrschenden Charakter ih-

rer Werke, die Beywörter zärtlich und pathetisch erhalten. Aber noch niemand hat es gewagt, den Homer durch ein Beywort zu bezeichnen, das die vorzüglichen Eigenschaften seines Genies andeutete: dasjenige würde ihm am meisten zukommen, welches die Allgemeinheit desselbigen schilderte. Inzwischen müssen wir allezeit die große Richtigkeit bemerken, mit der Homer die Lebhaftigkeit der Empfindungen nach den Charakteren und Umständen stufenweise zu behandeln weiß. Im Chryses erblickt man, im ersten Buche der Iliade, blos einen sanften und stillen Schmerz, indem sich dieser Greiß immer noch schmeichelt seine Tochter zu erhalten: ohne diese Hoffnung würde er sich nicht in das Lager der Griechen begeben haben: diese Hoffnung also muß durch seine Traurigkeit hindurch schimmern, es ist ein lichter Grund, der die finstre Schattirung des Schmerzens erhellet. Im Abschiede der Andromache, ist der Ton des Schmerzens verschieden, es ist nicht mehr Hoffnung, sondern Furcht, die darinnen herrscht; hieraus entsteht die interessante Unruhe einer betrübten Gattinn, die alle Schrecken einer traurigen Zukunft vorhersieht und empfindet. Priamus liegt dem Achilles zum Füßen: hier sehe ich einen heftigen und bittern Schmerz, so wie er einem Greiße zukömmt, dessen süßeste Hoffnung darinnen besteht, einen Sohn begraben zu dürfen, den er auf ewig verlohren hat. So bald Achilles den Tod seines Freundes vernimmt, so wirkt dieser Schlag die convulsivische Zerrüttung einer ganz empfindlichen Seele: es ist der äußerste Grad des

Schmer-

Schmerzens, er bringt nicht mehr Worte hervor, er weint, er schreyt, er verzweifelt; Achilles wälzt sich im Staube, er reißt sich die Haare aus und will sich durchbohren. Ich glaube hier mit Recht das beredte Schweigen, als einen energischen Ausdruck der äußersten Trostlosigkeit anführen zu können: dieser Ausdruck ist hernach aufs griechische Theater übergegangen und hat daselbst die heftigsten Wirkungen hervorgebracht. Uns, die wir sie nicht auf unserm Theater zulassen, kömmt es zu, einzuräumen, daß sie in der Natur gegründet ist, sie in den Werken unserer Meister zu bewundern, und sie vielleicht um das glückliche Recht zu beneiden, daß sie sich dessen bedienen durften.

II.

Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst. Der Königlichen Großbritannischen Gesellschaft der Wissenschaften auf der berühmten Universität zu Göttingen zugeeignet. Dresden, 1766. 4.

Noch niemanden ist es geglückt, an einer Sammlung und Beurtheilung allegorischer Bilder mit so vielem Erfolge zu arbeiten, als Herr Winkelmannen, dem berühmten Verfasser der gegenwärtigen Schrift, der seine Vorgänger an Bekanntschaft mit der Knnst in ihrem ganzen Umfange, eigner Entdeckung, Sorgfalt, Geschmack und Genie weit übertroffen hat. Blos der Vorsatz, eine Arbeit zu übernehmen, bey der die andern verunglückt waren, verdient unsre Hochachtung, und je leichter es ist, auf einem Wege zu irren, der durch beständige Muthmaßungen sehr verführerisch wird, desto dankbarer muß man gegen den seyn, der sich aus Liebe zu den Wissenschaften doch nicht abschrecken läßt. Aber der Nutzen dieser Schrift vermehrt den Ruhm ihres Verfassers merklich. Ist schon das Vergnügen schätzbar, das Leser von Geschmack und Kenner des Alterthums daraus schöpfen müssen: wie viel erheblicher muß der Vortheil seyn, den sich Dichter, Künstler und Ausleger alter Schriftsteller davon versprechen können! Zwar ist es guten Dich-

Dichtern natürlich, in der Hitze ihrer Einbildungskraft neue Bilder zu schaffen; aber sie müssen diese Kraft der Seele bilden, wo sie nicht zuweilen durch eine wilde Hitze auf unglaubliche Einfälle und Spielwerke verfallen soll. Was wird sie aber besser bilden, als der geläuterte, regelmäßige und ernsthafte Geschmack der berühmtesten Künstler des Alterthums, zu deren Bekanntschaft ihnen einer der größten Kenner verhilft? Auch diejenigen Dichter, die sich immer so ähnlich sind, mögen aus dieser Sammlung den Reichthum der Natur bewundern lernen. Man würde ferner so manche unerwartete Fehler großer Meister nicht zu bedauern haben, wenn sie ihr Urtheil durch Muster genug geschärft hätten: viele gute Köpfe, denen es blos an Entwickelung fehlt, um große Künstler zu werden, würden nicht so unthätig geblieben seyn, wenn sie nur einen Wink von andern erhalten hätten, wie sie ihr Vermögen brauchen könnten. Und wie oft martern nicht Ausleger sich und die schönsten Stellen, weil sie die Kunst nicht kennen; weil sie das, was man empfinden muß, durch finstres Nachdenken erzwingen wollen, weil sie aus Büchern und Nachrichten, nicht aus Bildern und Denkmälern erklären. Für diese alle ist gegenwärtige Schrift außerordentlich nützlich. Man würde übrigens sehr unbillig handeln, wenn man bey der unglaublichen Menge Bilder verlangen wollte, sie alle gesammlet zu finden, zumal da sich der Verfasser selbst im Anfange der Vorrede darüber entschuldigt, und eine Furcht vor diesem Vorwurfe verräth. Noch weniger kann man, bey

der

der großen Dunkelheit vieler unbestimmten Allegorien, überall die genaueste und richtigste Deutung erwarten. Wir geben selbst nicht allen Erklärungen in diesem Buche Beyfall: aber wie undankbar würden wir seyn, wenn wir, an statt den Inhalt einer Schrift zu erzählen, über alles richten wollten.

Da es des Verfassers Absicht war, seine Leser zur Beurtheilung alter Bilder und Erfindung neuer Allegorien zu führen, so war es sehr natürlich, die Ordnung der Kapitel so einzutheilen, daß man durch die Geschichte und Beyspiele aus dem Alterthume nach und nach dazu gelangen könnte, und zu seiner Zeit vor den Fehlern der Nachahmer eben so freundschaftlich gewarnet, als auf das Gute, das sie haben, aufmerksam gemacht würde. Man könnte manches Bild mit eben dem Rechte in eine andre Classe bringen, als es H. W. in diese Classe gesetzt hat, wovon man das Bild des Rufs (S. 75.) nachsehen kann, welches sich eben so gut, als das Bild der Nothwendigkeit (S. 145.), zum letzten Kapitel rechnen ließe: besonders würde man die zweifelhaften und ungegründeten Allegorien im siebenden und achten Kapitel, durch viele Zusätze aus dem vorhergehenden vermehren können: aber die genauste Richtigkeit in Classen und Exempeln findet hier nicht Statt. Vielleicht aber hätte man zwischen gewissen Erklärungen und Muthmaßungen den Unterschied fühlbarer machen können, wenn man Exempel von jeder Art insbesondere abgehandelt, und nicht allerley Gattungen so oft vermischt

 hätte.

hätte. Die Bekanntschaft mit dem Richtigen und Gewissen macht unser Urtheil von dem übrigen dreister und entscheidender. Doch das ist blos für unaufmerksame Leser eine Schwierigkeit. Die Druckfehler sind so häufig und grob, daß man sie ohnmöglich mit Gleichgültigkeit übersehen kann.

Das erste Kapitel von der Allegorie überhaupt, erläutert den Begriff und die Geschichte derselben. Sie begreift alles in sich, was durch Zeichen und Bilder angedeutet und gemahlet wird, und ist also eine Abhandlung über die Allegorie (und so ist der etwas dunkle Titel dieses Buches zu verstehen,) so viel, als eine Ikonologie. Die Natur ist die Lehrerinn der Allegorie, daher man einige Länder von ihrer Gestalt benennt hat. So hieß Sardinien ἰχνοῦσα, von ἴχνος, weil man in seiner Lage die Aehnlichkeit eines eingedruckten Fußstapfens (denn so würden wir ἴχνος lieber erklären, als Fußsohle) zu finden glaubte. Die Gedanken mahlen, ist älter, als sie schreiben. Das männliche Geschlecht in den Sprachen, wenn sie von der Natur entlehnte Bilder ausdrücken, zeigt eine Wirkung an; das weibliche ein Leiden. So brauchen die meisten die Wörter Sonne und Mond; die deutsche weicht davon ab. H. W. erkennt daraus die in Bildern redende Natur und Spuren biblischer Begriffe: uns scheint diese Anmerkung zu metaphysisch und doch nicht allgemein genug. Nach einer Betrachtung S. 6. über die Allegorie der Aegypter, die Erfinder davon sind, schlüßt H. W. daß die Erklärung der Hieroglyphen itzt eine vergebne

Arbeit

Arbeit seyn würde, da ihre Dunkelheit Schuld war, daß sich diese Bildersprache verlohr, so bald Aegypten nicht mehr eigne Könige hatte. Diese Schrift beschäfftiget sich daher blos mit der Allegorie der Griechen, obgleich viel römische und einige christliche Bilder gelegentlich mit erläutert sind. Sie folgten den Aegyptern, doch fiengen sie an, deutlichere Bilder zu gebrauchen, da ihre Sitten gebildeter wurden. Homer ist hierinnen der größte Lehrer: denn die Iliade sollte für Könige und Regenten, die Odyssee für das häusliche Leben ein Lehrbuch seyn: der Zorn des Achills und die Abentheuer des Ulysses waren nur das Gewebe zur Einkleidung. Unserer Meynung nach hat man diese Absicht mehr aus dem Nutzen, den dieses Gedichte haben können, gefolgert, als daß sie Homer selbst sollte gehabt haben, wie man etwa die Geschichte magistram vitae nennet, welches gewiß nicht allemal, wenigstens nicht, da man anfieng, Begebenheiten aufzuschreiben, die Absicht der Geschichte war, ob sie es gleich zufälliger Weise werden konnte. Die Griechen blieben in ihrer Allegorie blos bey der Fabel, und nur ein Paar griechische Werke stellen Alexanders Thaten vor. Die Römer beschäfftigten sich in Werken der Kunst, mit wirklichen Begebenheiten aus ihrer Geschichte. Allgemeine Begriffe, wie Tugend und Laster, wurden in den ältesten Zeiten nicht bildlich vorgestellt: selbst das Wort dazu fehlte, denn ἀρετη heißt im Homer die Tapferkeit. Diese ganze Untersuchung verdient nachgelesen zu werden. (S. 13.).

Man darf nicht in allen Bildern der alten Künstler Lehre und Unterricht suchen, sie waren zuweilen bloße Verzierungen. (S. 18.). Alle Bilder lassen sich in zwo Classen theilen. Sie sind entweder abstrakte, die außer der Sache, auf die sie sich beziehen, angebracht sind, nicht als mitwirkende Bilder zur Bedeutung dienen, sondern vor sich bestehen, und diese könnte man im engern Verstande Sinnbilder nennen: oder sie sind concrete, die theils in Figuren, theils in andern Zeichen mit denjenigen Bildern verbunden sind, auf welche jene eine Beziehung haben. Zur ersten Art rechnet H. W. die mehresten Bilder auf Münzen, sonderlich griechischer Städte, die uns auf die Sache führen, auf die sich das Bild bezieht, und einem augenblicklichen auf einem Gemälde ausgedrückten Punkte gleichen, der uns das Vorhergegangne und Nachfolgende ergänzen heißt. Von der andern Art sind Bilder auf römischen Werken, z. B. eine Allocution des L. Verus, der auf einem Suggestu sitzt, und von der Diana und dem Frieden begleitet ist. Ob die Wörter abstrakt und concret hier gut sind, überlassen wir andern zu entscheiden. Man ist gar zu sehr an ihre bestimmte Bedeutung gewöhnt, als daß man auf den Begriff, den H. W. damit verbindet, fallen sollte: wenigstens haben sie hier blos eine etymologische und grammatische Bedeutung: es ist aber überaus nöthig, alle mögliche Sorgfalt und Richtigkeit S. 25. zu gebrauchen, wenn man Kunstwörter einführt.

Herr Winkelmann geht zur Allegorie der Neuern fort, und beurtheilt den Pierius, Cäsar, Ripa,

Ripa und Boudard. Der erste hängt den Muthmaßungen zu sehr nach und ist zugeschwätzig: der zweyte hat fast alles aus dem ersten entlehnt, seine Bilder sind aus seiner eignen Einbildungskraft genommen, lächerlich, in Gemälden nicht brauchbar, und gar nicht nach alten Denkmälern eingerichtet: der dritte hat wenig neue Bilder, und ist in ihrer Beschreibung und Untersuchung nachlässig. Die Künstler selbst folgten mehr ihrem eigenen Dünkel, als der Vorschrift des Alterthums: denn sie erhoben alle den Ripa, und mußten folglich einerley Geschmack mit ihm haben. Ferner schlägt H. W. S. 26. drey Wege zu neuen Allegorien vor, die uns das Alterthum geben kann, auf welchen Umstand er seine Vorschläge einschränkt. 1) Man gebe alten Bildern eine neue Bedeutung, wie man zuweilen Verse aus alten Dichtern in einem andern Verstande braucht. 2) Man mache Bilder aus alten Gebräuchen, Sitten und Sprüchwörtern. So könnte ein Steuerruder nach dem Sprüchworte: Ἁγνότερος πηδαλίου, (Reiner als ein Steuerruder,) ein Bild von der Lauterkeit der Sitten seyn. 3) Man wähle aus der heroischen und wahren Geschichte eine Begebenheit, die dem gegenwärtigen Falle ähnlich ist: doch muß jene Begebenheit keine ihres gleichen haben, oder die Hauptfigur des Bildes aus alten Denkmälern bekannt seyn. Ein Bild S. 29. muß einfältig, deutlich und lieblich seyn. Es muß also die Sache mit sehr wenig Zeichen andeuten. Ist es nicht allen gleich deutlich, so wird es doch Gelehrten kenntbar, wenn

es sich wirklich auf das Alterthum bezieht. (Man könnte dieses durch das Räthsel erläutern, welches in der Sprache aus der Metapher und Allegorie entstand, und auf eben die Art, wie H. W. von Bildern urtheilet, verhältnißweise deutlich ist.) Hat ein Bild nichts häßliches, fürchterliches und unanständiges, so ist es lieblich. Dieß ist der Inhalt des ersten Kapitels, den wir desto sorgfältiger angezeigt haben, weil es Grundsätze zur ganzen Abhandlung enthält. Wir wollen noch einige Anmerkungen darüber machen. Von der Schlange an den Mützen der ägyptischen Könige und Priester S. 5. die nach Diodors Meynung andeuten sollte, daß ein Verräther so gewiß würde gestraft werden, als wenn ihn eine giftige Schlange gebissen hätte, giebt uns Aelian (hist. animal. 6, 38.) eine weit wahrscheinlichere Erklärung, daß sie nämlich die Dauer der Herrschaft, τὸ ἀκίνητον τῆς ἀρχῆς, anzeige, wie sie überhaupt ein Sinnbild der Zeit und Dauer war. Aus Casaubons Anmerkung über den Strabo (1. p. 67.) folgt nicht, wie H. W. S. 7. meynet, ὑπογράφειν bedeute, Gedanken in die Bildersprache einkleiden; sondern daß ὑπογράφειν τὰς ἐλπίδας so viel sey, als ὑπαγορεύειν, ὑποφαίνειν, ὑποδεικνύειν, wie es auch Polyb und Plutarch gebrauchen. Man schlage den Wesseling über den Diodor nach (XIX. 46. 15.) Der Dichter Pampho, welcher den Vater der Götter in Pferdemist eingewickelt vorstellte, wollte die alles erzeugende Kraft des Jupiters vorstellen, (Gregor. Nazianz. in Iulian. orat. 3. p. 104. A)

nicht

nicht aber, wie H. W. vermuthet, daß er Jupiters Gegenwart auch in der unwürdigsten Materie dadurch angedeutet hätte.

Auf der 9ten S. sagt der Herr Verf. „Ja „selbst die Anklagen neuer und besorglicher Lehren „wurden aus Behutsamkeit unter Bildern eingegeben, wie Cleanthes, des Zenons Schüler und „Nachfolger, wider den Aristarchus von Samos verfuhr, welcher von jenem beschuldiget wurde, der „Vesta die gebührende Ehrfurcht nicht bezeiget, und „dieselbe in ihrer Ruhe gestöret zu haben. Der „wahre Sinn dieser Anklage aber war, nach dem „Plutarch, daß er die Erde aus dem Mittelpunkte „unsers Weltgebäudes weggenommen, und sie um „die Sonne drehen lasse.„ Wir müssen gestehen, daß wir in diesen Zeilen viel Unrichtigkeit finden. Cleanth ist hier nicht der Schüler des Zeno, sondern ein andrer Philosoph aus Samos: nicht er, hat den Aristarch, sondern dieser den Cleanth angeklaget: es ist von keiner wirklichen Anklage, sondern blos von einer rednerischen Vergrösserung in den Vorwürfen, die Aristarch jenem macht, die Rede: Aristarchs Worte haben nicht den Sinn: „Cleanth habe der Vesta nicht die gehörige Ehrerbietung bezeigt, und dieselbe in ihrer Ruhe gestöret,„ sondern er habe den Heerd und Grund des Weltgebäudes verrückt, ὡς κινοντα του κοσμου την ἑστιαν. An das Drehen der Erde um die Sonne, hat auch Cleanth nicht gedacht, sondern er nahm blos an, der Himmel stehe stille, und die Erde wälze sich in einer schrägen Cirkellinie fort, während daß sie sich

gleich um ihre Achse drehe. Man s. Plutarch. de facie in ore lunae. p. 923. A. Opp. T. II. Frf.

Das zweyte Kapitel S. 33. ist von der Allegorie der Götter überschrieben, und enthält eine weitläuftige Sammlung von Bildern, in alphabetischer Ordnung, die größtentheils in Werken der Kunst, zuweilen auch nur in Schriften, Göttern und Göttinnen beygefügt, von wenigen alten Schriftstellern erklärt, von neuen selten oder gar nicht berührt sind. Juno mit einem Spieße (Juno Curitis) findet sich nicht in Marmor. S. 48. Auf Münzen steht ein Hirsch neben ihr, der ihr heilig war. Juno Martialis hält eine Schmiedezange vorwärts mit beyden Händen. Zu ihren Füssen lag zuweilen eine Löwenhaut. Hebe macht beym Homer den Wagen zurechte, auf dem Juno fährt. Bacchus hat ein purpurfarbnes Gewand, um die Farbe des Weins anzudeuten, S. 41. Man findet ihn in völliger Rüstung, wie er nach Indien zieht, und zum Zeichen des Sieges mit Lorbeern bekränzt. Auf den Achseln eines kleinen Bacchus von Erz kniet ein geflügelter Genius, auf dessen Haupte ein langer Gänsehals ist, und gießt dem Bacchus etwas in den Mund. Eine einige Münze der Insel Samos stellt ihn vor, wie er eine Amazone erlegt hat. Nur Plutarch hat sie von der Flucht der Amazone von Ephesus nach Samus erklärt, wohin sie Bacchus verfolgte. Seinen Wagen ziehen Tieger und Parder, beständig durstige und nach Wein lüsterne Thiere. Die Bänder am Thyrsus (lemnisci) sind lange und enge Schläu-

che.

che. Bacchus mit einer Fackel, wie er der Ceres leuchtet, da sie die Proserpina sucht (Paulian. 1. p. 6.) findet sich nicht mehr. Verhoffentlich werden sich unsre Leser von der mühsamen Sammlung in diesem Kapitel, das ohnehin keines Auszugs fähig ist, schon einen Begriff machen können. Nur ein paar Anmerkungen müssen wir noch hinzu fügen. Wenn Hr. W. noch keine Ceres mit einem Schlüssel gesehen, wie doch beym Callimachus in der Hymne auf die Ceres 45. vorkömmt, so wundern wir uns darüber gar nicht. Einmal müssen ja nicht alle Attributa der Gottheiten bey den Dichtern auch auf Werken der Kunst vorkommen, wie Hr. Lessing sehr wohl im Laokoon Abschn. VIII. f. ausgeführet. Zweytens legt ihr der Dichter selbst an angeführter Stelle den Schlüssel bey, da sie die Gestalt einer Priesterinn Nicippe, angenommen hat. S. 36. Z. 9. ist für θαύμασις, θαυμαστις zu lesen, so wie weiter unten Apollo ἀγοραιος für αἰγεοιος gesetzt ist. Wenn H. W. sagt, daß der erstere Name jemanden, der vor Hunger Lorbeerblätter kaute, gegeben worden, so ist dies blos Casaubons Einfall, der durch gar nichts unterstützt wird. S. 40. heißt es: „Merkur — mit Mohnhäuptern „in der Hand und in der rechten ein Horn, aus wel„chem er die Träume gießt.„ Wir waren begierig, uns aus den angeführten Stellen Hom. Odyss. η. v. 138. davon zu überzeugen. Allein beym Homer ist die Rede vom σπενδω zu Ehren des Merkurs und in der Description. de Pierres grav. p. 95. n. 408. steht eben das wieder, was

hier befindlich ist, ohne daß angedeutet ist, wie die Träume aus dem Horne fliegen.

Das folgende Kapitel S. 56. handelt von bestimmten Allegorien, vornämlich allgemeiner Begriffe, und enthält also bekannte, doch Künstlern nutzbare Bilder, daher auch die mystischen übergangen sind. Wir zeichnen wieder etliche Beyspiele aus. Psyche, die sich auf eine Hacke (bidens) stützt, ist ein Bild des Ackerbaues. Colonien sind auf Münzen durch eine Biene abgebildet, weil Bienen einen Schwarm ausschicken. Das Heupferd oder die Grille (cicada) stellt einen schlechten Dichter vor. Eine Hand, die ein Ohrläppchen berührt, mit der Aufschrift μνημόνευε, deutet die Erinnerung an. Anderwärts ist es eine junge Weibsperson, die das Kinn mit der Hand stützet, daher H. W. schlüsset, daß das Bild der Erinnerung nicht bestimmt genug sey. Mohnhäupter, und zuweilen ein Stier oder Gerstenkorn wie auf Münzen der Stadt Posidonia, sind Bilder der Fruchtbarkeit. Schwäne zwischen Blumenkränzen zeigen, auf einem silbernen Gefäße im Herkulanischen Museum, den Gesang an. Die Mittagshitze wird durch den Prometheus abgebildet, S. 68. welchen (vielmehr, welcher) die Thetis mit einer brennenden Fackel berührt, weil die Hitze, die diese Göttinn überfiel, endlich verursachte, daß sie Peleus übermannte, dem sie in der angenommnen Gestalt verschiedner Thiere einigemal entgangen war." Die Stelle aus dem Bartolus, die H. W. anführt, ist nicht richtig angegeben, und Ovid (Metam. 11. 257.)

257.) hat auch nichts vom Prometheus, und redet von nichts weniger, als der Sonnenhitze, sondern von der Abendkühle. Was er ferner aus dem Sophokles (Oed. col. v. 56.) schlüßt, daß Prometheus die Sonne sey, weil ihm der Poet den Beynamen Titan giebt, kömmt uns verdächtig vor. Sophokles nennet ihn blos Prometheus Titan, gewiß nicht, um ihn für die Sonne auszugeben, sondern weil er aus dem Geschlechte der Titanen war. Wir sind also von der rechten Erklärung dieses Bildes noch nicht gänzlich überzeugt. Das Lauberhüttenfest der Juden ist auf Münzen des Königs Herodes Agrippa durch ein Gezelt in Form eines Sonnenschirms angegeben. Pietas im engern Verstande, oder die Ehrfurcht gegen die Götter, wird auf kaiserlichen Münzen ohne Figur blos durch Opfergeräthe abgebildet. Wespen auf des Archilochus Grabe, zeigen auf den beissenden Scherz. Den frühzeitigen Tod stellt bald eine Rose auf Grabsteinen, bald Aurora vor, die ein Kind in den Armen fortträgt (Hom. Od. o. 250.). Vielleicht ließ auch Dinokrates aus dieser Absicht die Arsinoe, vom Zephyr entführt, auf einen von ihm erbauten Tempel setzen. Daß man das Absterben der Jünglinge den Pfeilen des Apollo, und den Tod unverheyratheter Frauenzimmer der Diana Schuld gegeben, folgert H. W. aus dem Callimachus (in Cer. 102.) und Apollonius Rhod. (3, 773.) Dort wünscht Erisichthons Mutter, daß ihr Sohn lieber durch des Apollo Pfeile möchte umgekommen seyn, als verhungern: hier begehrt Medea, lieber

durch

durch der Diana Pfeile zu fallen, als vor Liebe zu verschmachten. Kann man aber daraus, weil hier der Tod eines Jünglings und einer Jungfrau dem Apollo und der Diana zugeschrieben wird, den Schluß ziehen, daß das eine allgemeine Meynung des Alterthums gewesen sey, oder eine Allegorie daraus machen? Wie man alles, wovon man die Ursachen nicht kannte, den Göttern zuschrieb, so schob man auch, ohne Rücksicht aufs Alter, einen plötzlichen Todesfall auf den Apollo. Die Stelle im Homer. (Il. α, 50.) ist bekannt. Und so gut er Ursache an der Pest war, konnte man die Meynung auch auf andre unerwartete Todesfälle ausdehnen. Die dritte Stelle (Hom. Od. η. 64.) beweiset eben so wenig. Wir können auch nicht billigen, daß H. W. die Fabel von der Niobe unter die Gründe seiner Meynung rechnet. Dies war ja ein ganz eigner Fall. Apollo und Diana, um ihre Mutter zu rächen, nicht weil es vor sie gehörte, oder weil es die Alten glaubten, tödteten die Söhne und Töchter der Niobe. Wie folget also hieraus, daß nach einer Meynung des Alterthums die Pfeile dieser Gottheiten an dem Tode unverheyratheter Personen überhaupt Schuld sind? Weit richtiger merkt H. W. im folgenden an: „Die Pfeile des Apollo und der Diana sind überhaupt ein Bild des Todes.„ Doch wir müssen diesen Auszug abbrechen. So viel Gelehrsamkeit, Witz und Geschmack sich in diesem Kapitel findet, so muß man es doch zum Theil behutsam gebrauchen: denn zuweilen trägt er blos andrer Muthmaßungen vor, wie bey dem Bilde der Beredtsamkeit, S. 58. das

das einige in einer Biene zu finden geglaubt haben: zuweilen sind es bloße Nachrichten alter Schriftsteller, wie Pausanias meldet, daß die Arzneywissenschaft auf dem Kasten des Cypselus durch zwo Weibspersonen sey vorgestellt worden, die Mörsel und Stössel halten. Einige gründen sich auf Einfälle der Poeten: S. 75. wie der Ruf mit langen Flügeln, die unterwärts voll Augen sind, aus der bekannten Stelle beym Virgil, wo wir aber weder die langen Flügel, noch das unterwärts finden, und also vermuthen, daß H. W. das Bild mit Fleiß geändert habe, um die Augen sichtbar zu machen. Man müßte also die Bilder genau unterscheiden, um nicht Gedanken der Poeten oder Muthmaßungen der Ausleger für Bilder aus dem Alterthume zu halten. Wo sie noch auf alten Denkmälern vorhanden sind, hat es H. W. angezeiget. Am Ende dieses Kapitels sind einige Allegorien angegeben, die auf christlichen Denkmälern vorkommen.

Das folgende S. 88. erklärt Allegorien, die von Begebenheiten und von Eigenschaften oder Früchten der Länder hergenommen sind. Bilder der ersten Art sind selten, weil sich große Thaten nicht so leicht, als Erfindungen, durch ein eignes Bild bezeichnen lassen. Man kann Gassends Erfindungen eher kenntlich machen, als Carls des Zwölften Thaten. Auf Homers Grabe war eine weisse Ziege (Gell. N. A. 3, 11.) vielleicht, wie H. W. muthmaßet, weil er ein Geweyhter des Apollo war, denn diesem Gotte opferte man weisse Ziegen (S. Liu. 25, 12. mit Drakenborchs Anmerkung.)

kung). Der Drache auf einem Schilde, das an dem Grabmaale des Epaminondas befindlich war, zeigte seine Abkunft von den so genannten Spartis an. Was von den zween Füchsen auf dem Grabsteine des spartanischen Königs Anaxodamus S. 89. und dem Wolfskopfe auf Argivischen Münzen S. 91. gesagt wird, ist für einen Auszug zu weitläuftig. Ueberhaupt kömmt hier alles auf die Geschichte an. Von der andern Art sind nur Beyspiele angeführt, und diese Bilder sind bekannt genug.

Weit leichter ist es, ein Bild zu erklären, das von dem Namen einer Person oder Sache hergenommen ist, als das, welches sich auf die Eigenschaften einer Sache gründet. Das fünfte Kapitel S. 93. enthält Allegorien der Benennung der Sachen oder Personen. Die Beyspiele hievon sind mehrentheils zu natürlich, als daß wir ihre Erklärung hier wiederholen sollten. Die Stadt Aege führt auf ihren Münzen eine Ziege, Ankona einen gekrümmten Arm. Ein Elephant auf Cäsars Münzen, soll seinen Namen bedeuten, weil Cäsar im Punischen ein Elephante heißt. H. W. führt den Bochart an; doch dieses Bild ließe sich wohl anders erklären. Von Portugall, Lusitanien, ist als eine Vermuthung vorgetragen, daß man es durch eine Mandel bezeichnen könnte, weil לִיץ eine Mandel heißt, welche Frucht sich dort häufig findet. Doch auf einem so schlüpfrigen Wege, als der etymologische ist, kann man, ohne zuverläßige Nachrichten und einen unstreitigen Sprachgebrauch, nicht sicher gehen. Auf Schilden findet man

den

den Anfangsbuchstaben von den Namen der Völker.

Wir gehen zu den Allegorien in der Farbe, S. 101. imgleichen in der Materie der Geräthe und Gebäude. Dies ist der Inhalt des sechsten Kapitels. Auch die Farbe kann der Allegorie dienen, um die Eigenschaften einer Sache kenntlich zu machen. Homer gab der Morgenröthe einen gelben Schleyer. Die blonden Haare des Apollo könnte man auf die Farbe der Sonne ziehen: doch er mußte sie schon als ein schöner Jüngling haben: und dieser Grund scheint natürlicher. Die nackenden Theile des Jupiters sind allemal bräunlich und dunkel. S. 103. Diese eben nicht angenehme Farbe, könnte man auf die von Blitzen schwangere, und alsdenn in Dünste verhüllete Luft deuten. (Aber ist es denn nöthig, auch der Farbe des Jupiters eine physische Deutung zu geben?) Eine Statue des Bacchus auf der Insel Naxus, war aus einem Weinstocke geschnitzt. S. 104. Die Geräthe der Alten, sagt H. W. sind allegorisch, von den Lampen bis zu den Rüstungen. Oliven an den Lampen, oder eine Figur, die Feuer anzublasen scheinet, lassen sich sehr natürlich auslegen. Trinkhörner, bezogen sich auf diejenigen Hörner, aus denen man in den ältesten Zeiten soll getrunken haben. S. 106. Zwey Gefässe in der Villa Albani, die auf viereckigten Säulen (cippis) liegen, und Wasser ausgiessen, sollen andeuten, daß Bäume in ihren Behältern fleißig müssen begossen werden. Unter denselben sind Störche, Vögel, die wässerichte

Orte

Orte und Wiesen lieben. Bilder auf Waffen sind zum Theil aus alten Schriftstellern bekannt genug; H. W. hat sie kürzlich S. 109. angezeigt. Die Anlage der Gräber war zuweilen allegorisch, wie das Grabmaal einer Amazone in Form eines Amazonenschildes: doch weit öfterer die Bilder auf den Gräbern. S. 110. Bilder an einzelnen Theilen der Gebäude haben oft eine Bedeutung, z. B. Leyern, Harpyen, Schilder, Opferschalen, Helme, Hirschgeweihe, Mohnhäupter, u. s. f. von welchen allen Erklärungen angegeben sind. S. 113. Auf Schiffen findet man Flügel statt der Ruder, Delphine, die vielleicht den ersten Begriff von der Schifffarth gegeben, und über ihnen manchmal Schmetterlingsflügel, die man sonst dem Zephyr gab. Ein Kranich an einem Schiffe auf einem Steine kann die bequemste Zeit der Schifffarth ausdrücken, denn er kommt und zieht fort, wenn Tag und Nacht gleich ist.

Zweifelhafte Allegorien im siebenden Kapitel S. 115. sind die, die neuere, wegen Mangel ächter Nachrichten aus eignem Witze erklärt haben: doch empfehlen sie sich durch einige Wahrscheinlichkeit. So hält man einen Delphin oder Frosch auf Hetrurischen Münzen für das Zeichen einer Seestadt. —— Doch wir wollen lieber H. W. eigne Vermuthungen anführen, die sich am Ende dieses Kapitels finden. Figuren verstorbner Personen, sonderlich weiblichen Geschlechts, auf hetrurischen Begräbnißurnen, halten eine Schnur trockner Feigen: S. 119. vielleicht hatten sie an den Mysterien des Bacchus

Theil

Theil gehabt, an dessen Festen man Feigen an einem Faden trug. Oder es bezieht sich darauf, daß man in Athen noch vor des Theseus Zeiten eine Schnur trockner Feigen, als ein Amulet wider Krankheiten am Halse trug: die sie trugen, hießen συμβακχοι, und waren also initiati. Es könnte sich dieser Aberglaube leicht auf die Hetrurier fortgepflanzt haben.

Die erzwungnen und ungegründeten Erklärungen, die im achten Kapitel vorkommen, S. 121. unterscheiden sich von denen im siebenden Kapitel dadurch, daß jene doch noch einen Schein der Wahrheit haben. Wir finden aber nicht nöthig, andrer hier widerlegte Irrthümer zu wiederholen, ob sie gleich sorgfältig gesammlet sind, und das ganze Kapitel denen, die sich mit der Auslegung solcher Bilder beschäfftigen, oder sie nachahmen wollen, zur Warnung dienen kann.

Das neunte Kapitel, S. 130. enthält verlorne Allegorien. Von einigen hat sich die Bedeutung verloren, und sie war schon den Alten unbekannt: von andern findet man eine bloße Anzeige, aber nicht, wie sie ausgeführt gewesen. Ein ausgebreitetes und mit allen Adern ausgearbeitetes Blatt auf leontinischen Silbermünzen, eine Diana auf einem Gemälde, die ein Greif in der Luft trägt, Sparta in weiblicher Figur mit einer Leyer, gehören zur ersten Art. In der Villa Albani ist ein Hase auf einem erhabnen Werke, das einen Komikus vorstellt. Vielleicht hieß der Herr des Grabmaals

Lagus, oder vielleicht zeig' der Hase das scharfe Gehör, und dieses bezieht sich auf das Anhören theatralischer Stücke. H. W. verwirft aber selbst die letztere Auslegung als gezwungen, und zweifelt an der Erklärung des Bildes. S. 132. Von der andern Art sind das Bildniß des Lachens in Sparta, der τελετη, das in Delphos neben des Orpheus Statue stand, der Leichtglaubigkeit und Meeresstille, die im Plutarch und Pausanias angegeben sind, S. 133. Die Anmerkung über das Bild der Tugend läuft endlich da hinaus, daß wir nicht wissen, wie sie die Alten durch ein eignes Bild vorgestellet haben. Denn eine aufgeschürzte Figur, die einige hieher rechnen, kann vielerley bedeuten: das Wort ἀρετη, auf der Vergötterung des Homers kann man nicht mit Gewißheit auf eine von den vielen Figuren ziehen: eine ringende mit Oel gesalbte Figur würde nur bey den Alten einen Begriff gegeben haben. (Wir wären geneigt, in diesem Falle ἀρετη durch robur zu erklären, wie in dem ersten wenn sie durch weiter nichts näher bestimmt wäre, durch industria.)

Im zehnten Kapitel, S. 135. stehen einige gute, und brauchbare Allegorien der Neuern. Ihre Anzahl hält H. W. für sehr geringe, und führet auch nur dreyzehn an. Holzer stellte an einem Hause in Augspurg, das zween Brüder bewohnten, die brüderliche Liebe unter dem Bilde des Castors und Pollux vor, weil sie die Unsterblichkeit theilten. Die Erziehung der Kinder gab Pietro von Cortona, durch einen Bär, der seine Jungen leckt, zu erkennen.

nen. Raphael bildete eine ansteckende Krankheit und den üblen Geruch der Kranken durch eine Figur ab, die andern die Hand reichet, und sich die Nase zuhält. Eine weibliche mahlende Figur mit zugebundenem Munde ist die Mahlerey, die stumme Dichtkunst. Der Erfinder war Chambray. Mengs bildete die Mnemosyne: sie sitzt auf einem Sessel, die Füsse stehen auf einem niedrigen Schemmel, sie berührt ihr Ohrläppchen, (ein bekanntes Bild der Erinnerung bey den Alten,) ihr Haupt ist gesenkt, sie schlägt die Augen nieder, um durch nichts gestört zu werden. H. W. setzt hinzu, daß sie in der andern Hand, die nachläßig im Schooße liegt, einen Wurfspieß halten könnte, den ihr Homer (Hymn. in Merc. 457.) beylegt. Doch da wir die Stelle nachschlugen, war die Rede vom Apollo, nicht von der Mnemosyne, wie aus dem 433. und 461. V. unwidersprechlich erhellet.

Der Versuch neuer Allegorien im eilften Kapitel, S. 139. ist eins der wichtigsten Stücke in diesem Buche, und enthält einen neuen Beweis von des Verfassers fruchtbarem Genie. Ueberhaupt aber erinnert er, daß nicht alle hier vorgetragene Allegorien wirkliche Bilder sind, sich aber dazu machen lassen. Man könnte das Bild eines Kritikus von Jupiters Wagschaalen hernehmen, womit er Hektors und Achillis Schicksal abwägt; oder deutlicher von einem Apollo, der es auf einer hetrurischen Patera durch den Merkur abwägen läßt, weil die Gelehrten unter dem Schutze dieser Gottheit standen. Beydes scheint uns sehr dunkel

Zwo Personen, die beyde ein Bild des Merkurs halten, könnten zween vermeynte Erfinder einer, und eben derselben Sache vorstellen. Κοινὸς Ἑρμῆς, ist ein bekanntes Sprüchwort. Ein Schiff mit vollen Segeln würde das Bild der Glückseligkeit seyn, und ein Heupferd auf einem Baume die größte Hitze vorstellen, wie Nikander sagte: Ehe die Heupferde schreyen, d. i. ehe die Hitze kömmt. Aber so bleibt ja der Baum noch unbestimmt? Um den Begriff der Nachahmung in der Mahlerey sinnlich zu machen, könnte man dem oben (S. 135.) angebenen Bilde der Mahlerey eine junge schöne Larve auf den Kopf legen, an die Brust Grazien, wie Münzen hängen. Dem Alterthume, das von Farbenbretern nichts wußte, würde es gemäßer seyn, kleine Gefäße mit Farben auszudrücken. Den Mahlstab, auf dem die Hand im Arbeiten ruht, kannten auch die Alten. Die Nothwendigkeit ließe sich durch das Horazianische Bild bezeichnen, vielleicht könnte man ihr auch ein Joch in die Hand geben.

Durch eine Figur ohne Hände, könnte man einen gerechten Richter vorstellen, der kein Geschenk nimmt: so sahen die Statuen der Richter zu Theben in Aegypten aus. Uns scheint auch dieses Bild dunkel zu seyn. Eine Larve vor einem Helme auf einem Siegeszeichen würde bedeuten, daß der Sieg mehr der List, als Tapferkeit zu verdanken sey. Das bekannte Μηδὲν ἄγαν, Ne quid nimis, auf einem Täfelchen würde einigermaßen die Tugend anzeigen, die im Handeln die Mittelstraße hält.

Sollte

Sollte nicht statt dieser philosophischen Erklärung einem jeden vielmehr der Begriff der Mäßigung einfallen? Sind auch einige von den Bildern in diesem Kapitel dunkel, so könnten sie, wie viele alte, nach und nach durch öftere Erklärung deutlich werden. S. 149. Etliche Fälle, die oft vorkommen, sucht H. W. Mahlern und Bildhauern am Ende dieses Kapitels durch Vorschläge zu Bildern zu erleichtern. Zwey alte Denkmäler geben ein reiches und edles Bild zu Grabmälern für Prinzen. Das eine ist die Vergötterung des Antoninus Pius, und der ältern Faustina. Ein Genius, der in der linken Hand eine von einer Schlange umwundene Himmelskugel hält, trägt den Kaiser und seine Gemahlinn in die Luft: blos ihre Brustbilder sind sichtbar, das übrige bedecken die Flügel des Genius. Zu beyden Seiten fliegt ein Adler, unten zur Rechten sitzt Rom, und erhebt aus Verwunderung den rechten Arm: zur Linken, aber etwas niedriger, sitzt eine halbnackende männliche Figur, die einen Obelisk, als ein Zeichen eines ewigen Denkmaals, hält. Bey uns würde der Genius ein Engel seyn, und die Figur der Stadt Rom das Land oder die Hauptstadt andeuten. Das andre stellt die Vergötterung der jüngern Faustina vor. Auf einem Altare brennt Feuer, welches ein Bild der Dankbarkeit seyn kann, die dem Prinzen opfert. Hierdurch könnte man das erste Bild verändern, wenn man nicht alles davon behalten wollte. Sollte das Bild gemahlt werden, so könnte das Gewand des Genius himmelblau, und nach Art der

 Alten

Alten mit goldnen Sternen besetzt seyn; das Gewand der Verstorbenen weiß, um das reine ätherische Wesen anzudeuten. Der Figur der Stadt kann man ein weisses Unterkleid und rothen Mantel oder Gewand geben. Die in unsrer Bibliothek von H. W. bekannt gemachte Beschreibung von dem Torso des Herkules ist am Ende dieser Schrift wiederholt.

Man wird uns erlauben, diesen Auszug mit einer allgemeinen Anmerkung zu beschliessen. Das Wort Allegorie ist uns in diesem Buche oft beschwerlich gewesen, weil H. W. seine Bedeutung viel weiter ausgedehnt hat, als es der bestimmte Sprachgebrauch erlaubt. Wir können unmöglich alle hier angeführten Bilder für allegorisch halten. Das wahre Kennzeichen der Allegorie ist ohnstreitig dieses, daß nebst dem, was man sieht, auch ein der Sache ähnlicher Nebenbegriff angedeutet wird, (ἄλλο ἀγορεύεται,) den man durch die Erklärung hinzusetzen muß. Wer die Rose auf dem Grabmaale sieht, setzt zu dem, was er sieht, noch einen Nebenbegriff oder die Deutung hinzu. Daher muß ein jedes allegorisches Bild erklärt werden, aber nicht jede Erklärung ist allegorisch, und man kann nicht alles, was eine Erklärung braucht, darum für Allegorie halten. Bilder, die Begebenheiten vorstellen, werden erklärt, nicht so, daß man einen Begriff zu der Begebenheit fügt, sondern eben die Geschichte, die die stumme Hand des Künstlers von einer Seite vorgestellt hat, durch Worte, und zugleich von mehrern Seiten zeiget: aber Sinnbil-

der und Allegorien werden so erklärt, daß man nicht eben den Körper, den man ausgedrückt sieht, beschreibet, (denn daran denkt man bey der allegorischen Erklärung gar nicht, weil jeder das Bild der Rose nach seiner Gestalt kennet,) sondern mit diesem körperlichen Gegenstande einen Nebenbegriff (vom frühzeitigen Tode) verbindet. Folglich ist die historische Erklärung eine Wiederholung dessen, was man auf dem Bilde sieht, die allegorische aber ein Zusatz zu dem, was man auf dem Bilde sieht, und als ein sinnlicher Gegenstand vor sich selbst kenntlich ist: beym historischen Bilde soll man nur das denken, was man sieht, beym allegorischen noch etwas dazu denken, das man nicht sieht. Zwar urtheilt H. W. sehr richtig (S. 19.), daß der augenblickliche Punkt einer auf einem Bilde ausgedrückten Begebenheit uns das Vorhergehende und Nachfolgende ergänzen heißt: aber die allegorische Erklärung ergänzt nicht, sondern setzt zu einem Ganzen noch etwas hinzu, das von gar andrer Natur ist, als das Ganze, z. E. eine Eigenschaft, Wirkung, Kraft: und wie die Allegorie etwas ähnliches hinzuthut, so setzt die Geschichte nichts ähnliches; sondern Theile des Ganzen dazu: die Geschichte wird erklärt, die Allegorie wird gedeutet. So, wie wir jetzt den Begriff der Allegorie angenommen, und den Unterscheid der historischen und allegorischen Erklärung angemerkt haben, urtheilten alle die, die irgend einen Schriftsteller allegorisch erklärten. Homer erzählte die Verwandlung der Gefährten des Ulysses in Thiere: so lange man

dieses als Erzählung liest, (oder als Begebenheit auf einem Bilde sieht,) behalten alle Stücke derselben ihre eigne Bedeutung: so bald man aber mit dem Sokrates zu der Erzählung den Nebenbegriff von den mächtigen Reizungen der Wollust hinzusetzt, entsteht eine Allegorie, denn es wird zugleich was anders gesagt (ἄλλο ἀγορεύεται) als die Worte im eigentliche Verstande ausdrücken. Wir würden daher alle blos historischen Bilder aus einem Versuche der Allegorie weglassen; Bacchus, wie er nach Indien zieht, ist ohne Allegorie das Bild einer Geschichte, sein Lorbeerkranz aber allegorisch. Unter den Bildern vom Herkules (S. 45.) ist keines allegorisch, als das von den hesperischen Aepfeln. Die Federn auf der Stirne der Musen (S. 35.) bedürfen eine historische Erklärung.

Man hätte also vielleicht den Namen Ikonologie behalten, oder das Buch eine Sammlung und Erklärung von Bildern nennen können, da es Bilder mit und ohne Allegorie enthält: weil aber die meisten allegorisch sind, und H. W. Absicht war, den Weg zu neuen Allegorien zu eröffnen, so kann man dies als den Grund ansehen, den Titel von dem größten Theile und seiner Absicht herzunehmen. Wir maßen uns überhaupt nicht an, andre zu lehren, wie sie ihre Schriften nennen sollen; aber wir können auch unsern Wunsch nicht bergen, daß ein jeder Schriftsteller, der mit unter die

besten

bessten in seiner Art gehöret, und den man doch zum Muster machen muß, in der Wahl der Hauptworte so sorgfältig, als in der Sache selbst, seyn möge. Eine philosophische Betrachtung von dem Wesen und Grunde der Allegorie würde den Begriff genauer bestimmt, und die ganze Schrift mehr einer Abhandlung, als Sammlung ähnlich gemacht haben: ja selbst die Erfindung neuer Bilder würde glücklicher von statten gehen, oder doch wichtiger und gegründeter seyn, wenn sie nicht blos durch Beobachtung geleitet würde, sondern auch den doppelten Grund der Allegorie, Gleichheit und Verhältniß, kennete.

III.

Delle Comedie di Carlo Goldoni, Avocato Veneto, Tomo VIII. In Venezia, 1761. Per Giambatista Pasquali, (Pag. 344.)

In diesem neuen Bande der großen Ausgabe der theatralischen Werke des Goldoni, fähret der Dichter in seiner Lebensbeschreibung fort: sie liest sich wegen der Freymüthigkeit, mit der er seine Jugendstreiche erzählt, artig genug, ob sie gleich zu einem Auszuge zu wenig wichtig ist. Der Hauptinnhalt ist, wie Goldoni endlich 1722 in dem Collegio Ghislieri zu Pavia aufgenommen, nach drey Jahren aber, wegen einer dialogirten Satyre, il Colosso betittelt, worinnen er viele angesehene Personen angegriffen, weggejagt wird, und wieder bey seinem Vater ankömmt; er vergißt nicht, bey den kleinen Begebenheiten, die ihm aufgestoßen, anzuzeigen, wie er eine oder die andere in seinen dramatischen Werken genuzt habe? Die vier Comödien, die diesen Band einnehmen, sind 1) La donna di Maneggio, die kluge Hausfrau in Geschäfften. 2) L'avocato Veneziano, der Venetianische Advocat. 3) Il Feudatario, der Lehnserbe. 4) La figlia obbediente, die gehorsame Tochter.

Von

Von dem ersten Stücke, welches in diesem Bande zum erstenmale erscheinet, und in Prosa und in drey Akten abgefaßt ist, fället der Verfasser in einem kleinen Vorberichte selbst folgendes vortheilhafte Urtheil: „Dieses Lustspiel enthält viel Ernsthaftes mit vielem Lächerlichen vermischt: zwey Dinge, die sich schwer mit einander auf eine vollkommne Art vereinigen lassen. Die zwey großen Gegenbilder, einer klugen Frau und eines närrischen Mannes, würden schon zu einer lustigen Comödie zureichend seyn, und es fehlt dazu nicht an Originalen. Alle episodische Personen tragen das ihrige bey; beydes, sowohl das Ernsthafte als das Lächerliche zu befördern, und die Zwischenfälle unterhalten das Interesse und die Erwartung. Es fehlt dieser Comödie auch nicht an lehrreichem Unterrichte. Die Liebe wird darinnen auf verschiedene Art behandelt: die Eitelkeit auf ihrer lächerlichsten Seite gezeigt, und der Geiz, im Gegensatz einer edelmüthigen Freygebigkeit, machet das Helldunkle aus. Der Dialog ist den spielenden Personen angemessen. Man findet darinnen einige Proben von Gelehrsamkeit, einige Briefformulare, es ist Politik, es ist Oeconomie darinnen; kurz . . . es scheint daraus gar richtig zu folgen, daß dieses eine vollkommene Comödie ist. Aber (möchte eines sagen) du bist nicht gescheut. Du hältst dieser Comödie die größte Lobrede, eine Sache, die sonst kein Mensch gethan hat. Wißt ihr, warum ichs thue? Weil diese Comödie sonst keinen Lobredner gefunden hat; und wenn ich davon nichts gutes

sagte,

sagte, so möchte es vielleicht sonst niemand thun. Leset sie nur und saget auf euer Gewissen, alles was Euch gut dünket.„ — Wir unterschreiben gern dasjenige, was der Dichter vortheilhaftes von ihr saget: sie hat alle die Tugenden der Goldonischen Stücke, lustige und nach der Natur geschilderte Charaktere, ein lebhaftes und feuriges Colorit, und einen vortrefflichen Dialog: aber auch die ihnen gewöhnlichen Fehler, eine schlechte Fabel, eine elende Verwickelung und übel verbundne Scenen.

Die Donna Giulia, welches die kluge Frau ist, unterhält sich in den ersten Auftritten mit ihrem Secretair, dem sie verschiedne Briefe diktiret, in dem einen wird unter andern ein Brief aus Rußland beantwortet, worinnen von ihr ein dramatischer Dichter verlanget wird: ihr Gemahl, ein geiziger Dummkopf ist sehr unzufrieden, daß sie so viel Postgeld ausgiebt, und spielet allerhand närrische Streiche in Ansehung der Bedienten: alles dies gehöret aber nicht zur Sache. Die Hauptfabel ist, daß ein gewisser junger Mensch Don Allessandro, der von seinem Vater nach Neapolis geschickt und der Donna Giulia empfohlen ist, um eine Heyrath mit der Donna Aspasia zu schließen, sich in ein armes Mädchen, die Donna Aurelia verliebt: durch die kluge Veranstaltung der Giulia aber wird Alessandro wieder zur Erkenntniß seiner Pflicht gebracht, die verabredete Verbindung mit der Aspasia zu vollziehen und der Aurelia zu entsagen: zu dieser leztern ihrer Vergütung verheyrathet sie Giulia mit einem Poeten, dem sie

den

den Posten als Hofpoeten in Rusland verschafft. Man sieht daraus leicht, wie sich der Verfasser winden müssen, drey lange Akte davon auszufüllen: aber durch die vielen Zwischenscenen sich zu helfen gewußt, die der unterhaltenste Theil dieses Stücks sind. Wir wollen einen einzigen Auftritt hersetzen, um den Lesern zu zeigen, wie er die beyden Hauptpersonen, die Giulia nebst ihrem Manne dem Don Properzio, charakterisiret hat. Dieser findet sie mit dem Sekretair und einem Menschen, der ihr als Kammerdiener empfohlen worden:

Don Properzio. Donna Giulia. Fabrizio, Sekretair, und Orazio.

Don Properzio. Unterthäniger Diener, Signora Donna Giulia.

Donna Giulia. Ihre Dienerinn, mein Herr Gemahl.

Don Prop. Verhindere ich Sie etwan?

Donna Giulia. O im geringsten nicht.

Don Prop. Man kann also kommen?

Donna Giulia Nach Ihrem Gefallen.

Don Prop. Sie schreiben zuviel, Signora.

Donna Giulia. Ich hoffe nicht, daß es Ihnen missfällig ist.

Don Prop. Der allzugroße Fleiß kann ihrer Gesundheit nachtheilig seyn.

Donna Giulia. Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! ganz wohl.

Don Prop. Es geht auch hernach so viel Zeit mit Schreiben verlohren.

Donna

Donna Giulia. Wäre die Zeit nicht noch mehr verlohren, wenn ich sie am Spieltische, oder mit Spaziergehen zubrächte?

Don Prop. Ich habe itzt eben das Briefgeld vom vorigen Monate bezahlen müssen.

Donna Giulia. Sehr gut.

Don Prop. Sechs Scudi, vier Paoli, und sieben Bajocchi.

Donna Giulia. Ich hoffe nicht, daß uns diese Ausgabe ruiniren wird.

Don Prop. Ich sage nicht, daß es eben viel ist. Aber damit ich mich nicht in meinen Rechnungen verirre, könnten Sie wohl die Güte haben, und es von Ihrem Monatsgelde bezahlen.

Donna Giulia. Von Herzen gerne: wenn es Ihnen zuviel ist, so will ich es von dem meinigen ohne viel Umstände ersetzen.

Don Prop. Wollen Sie also diese 6 Scudi, 4 Paoli und 6 Bajocchi bezahlen, oder soll ich sie bezahlen?

Donna Giulia. Wie es ihnen beliebt.

Don Prop. Ich kann es Ihnen also abziehen, ohne daß Sie sich weiter bemühen dürfen.

Fabrizio. (Was für ein niederträchtiger Geiz!)

Donna Giulia. Es machet Ihnen aber in Ansehung meiner Monatsrechnung doppelte Schreiberey.

Don Prop. O das ist eine kleine Rechnung.

Donna Giulia. Machen Sie es wie Sie wollen. Lassen Sie mir nur meine Freyheit auf meinem Zimmer.

Don Prop. Es ist nicht mehr als billig, und ist auch alles, was ich Ihnen zu sagen habe.

Donna Giulia. Vergeben Sie mir. Ich habe einen Brief, der ein wenig eilig ist, fortzuschaffen.

Don

Don Prop. Aber Sie geben auch den ganzen geschlagenen Tag meinem Sekretair zu thun.

Donna Giulia. Wollen Sie, daß ich ihn auch von meinem Monatsgelde bezahlen soll?

Don Prop. Das eben nicht. Aber ich habe seiner auch nöthig.

Donna Giulia. Das ist schon genug! Sie können ihn abrufen, wenn sie wollen.

Don Prop. Apropos. Da Sie eine so große Correspondenz haben, so könnten Sie mir den Gefallen thun, und etwa an jemanden nach Rom schreiben, daß er mir einen guten Kammerdiener verschaffte?

Donna Giulia. Für Sie?

Don Prop. Für mich.

Donna Giulia. Sie haben ja schon einen?

Don Prop. Ich habe beschlossen, ihn fortzujagen.

Donna Giulia. Warum?

Don Prop. Weil er ein Spitzbube ist.

Donna Giulia. Hat er ihnen etwas gestohlen?

Don Prop. Er hat mir nichts gestohlen, aber er hat es Willens gehabt, mich zu bestehlen.

Donna Giulia. Und woraus muthmaßen Sie es?

Don Prop. Ich war diesen Morgen ausgegangen, und hatte die Schlüssel auf meinem Tische liegen lassen. Er hatte mich gehen lassen, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Ohne Zweifel hat er mich also bestehlen wollen.

Donna Giulia. Um Vergebung! es kann ja seyn, daß er es auch nicht ist gewahr worden.

Don Prop. O nur allzugut! denn er ist ihrer so sehr gewahr worden, daß, als ich wieder nach Hause kam, er die Schlüssel in der Tasche hat.

Donna

Donna Giulia. Vermuthlich hat er sie aus Vorsicht weggenommen.

Don Prop. Nein, sage ich, er hat sie weggenommen, um mich zu bestehlen.

Donna Giulia. Es fehlt doch nichts?

Don Prop. Nein, nichts.

Donna Giulia. Also hat er Sie gewiß nicht bestehlen wollen.

Don Prop. Also, also, stets haben Sie das Also auf der Zunge, und wollen meine Beweisgründe mit Ihrem Also widerlegen, und mich mit Ihrem Also zum Kinde machen: Also, also: er hat mich also bestehlen wollen, und wenn ichs sage, so muß es also so seyn, mit aller Ehrfurcht Ihres Also gesprochen. (zornig)

Donna Giulia. (bey Seite) dazu gehört Geduld!

Fabrizio. (bey S.) Wenn ich ihm nur ein Also an Hals geben dürfte.

Don Prop. Verzeihen Sie, Sign. Giulia. Verzeihen Sie. Es ist nicht mein Wille Sie zu beleidigen: aber Sie kennen mein Temperament. Ich habe sonst alle Hochachtung und Ehrerbietung für Sie.

Donna Giulia. O ja, ich kenne Ihre Galanterie.

Don Prop. An wen könnten wir wohl eines Kammerdieners wegen schreiben?

Donna Giulia. Hier ist einer (sie zeigt auf den Orazio) wenn Sie den wollen, so steht er zu Ihren Diensten.

Orazio. (macht eine tiefe Verbeugung.)

Don Prop. Und wer ist er denn?

Donna Giulia. Er ist mir von dem Grafen de Trepani empfohlen worden.

Don Prop. Und zu was Ende?

Donna Giulia. Daß ich ihn wo als Kammerdiener unterbringen möchte.

Don Prop. Als Kammerdiener? Sie weiß, daß ich einen brauche, und läßt mich immer reden, und nimmt sich nicht die Mühe mir ihn gleich vorzustellen, und an statt mir den Vorzug vor jemanden anders zu geben, wirft sie sich zur Beschützerinn des Spitzbuben auf, und beehrt mich mit ihrem also? (zornig)

Donna Giulia. Sign. Properzio! (hitzig) vergessen Sie nicht, daß ich die Ehre habe, Ihre Frau zu seyn, daß ich aber auch eine Dame bin, daß ich meinen Kopf so gut wie sie habe, und nicht Willens bin, Ihre harte Begegnung beständig zu ertragen.

Don Prop. Wir wollen doch hören, ob man mit der Geschicklichkeit dieses Ihnen empfohlnen Kammerdieners zufrieden seyn kann.

Donna Giulia. Dies können Sie thun. Nehmen Sie ihn mit sich, und untersuchen Sie es?

Don Prop. Ich soll gewiß mit ihm auf den Saal gehen?

Donna Giulia. Können Sie nicht mit ihm in Ihr Zimmer gehen?

Don Prop. In meine Zimmer führe ich niemanden, den ich nicht kenne.

Donna Giulia. Ich habe aber einen Brief zu endigen, der fort soll.

Don Prop. Sie können immer schreiben: (zum Orazio) Kommt doch ein wenig näher, guter Freund!

Donna Giulia. Wollen Sie also hier bleiben?

Don Prop. Ja, wenn Sie es nicht übel nehmen.

Donna Giulia. Wenn ichs aber übel nähme?

Don Prop. So würde ich desto eher bleiben, um Ihnen zu zeigen, daß der Mann Herr ist zu bleiben, wo er will, und die Frau, mit allem Respekt gesprochen, mir nicht sagen darf, daß ich gehen soll.

Donna Giulia. (bey S.) Er macht mir den Kopf sehr warm! — Ich kann also gehen, wenn ich will.

Don Prop. Ein großes Wunder also! es steht Ihnen frey.

Donna Giulia. (steht zornig auf) Kommen Sie, Fabrizio.

Donna Giulia. Lassen Sie mir den Sekretair hier.

Donna Giulia. Sie wollen ihn für sich behalten?

Don Prop. (mit einer demüthigen Verbeugung) Wenn Sie mirs erlauben?

Donna Giulia. Gut! behalten Sie ihn. Sie sind Herr, und ich gelte hier nichts. Ich kann mir nichts von Ihnen, als leere und elende Complimente versprechen. Es gehe, so lange es gehen will. Aber ich sage Ihnen, daß wenn ich einmal zu der Entschliessung komme, ein Also zu sagen, so soll es gewiß ein Also seyn, das ihnen den Kopf zurecht rücken soll.

(geht ab.)

Die Leser werden aus dieser kleinen Probe sehen, wie wahr die Farben sind, mit den der Verf. seine Charaktere schildert.

Das zweyte Stück ist Avocato Veneziano: da aber bereits in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, dessen nach der bettinellischen Ausgabe Erwähnung geschehen, so verweisen wir unsere Leser dahin.

Das folgende Stück ist Il Feudatario, und steht sowohl als das letzte in der Turiner Ausgabe. Der Innhalt ist folgender: Ein gewisser junger Marchese Florindo soll das Guth Montefosco in

Lehn

Lehn nehmen: es ist aber noch die rechtmäßige Erbin Rosaura vorhanden, die sechs Monate nach ihres Vaters Tode erst zur Welt gekommen war. Da der Vater nicht vermuthet, daß er die Wittwe schwanger hinterließ, und ziemlich unordentlich gelebt, hatte er das Guth an den Marchese Ridolfo, Vater des Marchese Florindo, veräusert, der aber auch gestorben ist. Während des letzten Minderjährigkeit, hat Pantalon, ein ehrlicher Mann, die Güter verwaltet, und die Rosaura nach ihrer Mutter Tode erzogen. Nunmehro, da die Zeit der Minderjährigkeit des Florindo vorüber ist, erscheint er mit seiner Mutter Beatrice, einer sehr würdigen Frau, das Guth in Besitz zu nehmen, und sich huldigen zu lassen. So bald Beatrice aber das Recht, das Rosaura als rechtmäßige Erbin auf Montefosco hat, erfähret, saget sie auf eine sehr großmüthige Art zum Nachtheile ihres eignen Sohnes sich von dem Besitze los: Rosaura aber aus Erkänntlichkeit und Großmuth, heyrathet den Florindo, den sie dadurch zum Besitz von Montefosco verhilft.

Das Stück ist ausnehmend lustig und fällt nicht selten, durch die eingewebten Auftritte von Bauern, die ihren neuen Herrn bewillkommen, die er aber bald sehr wider sich aufbringt, indem er ihnen bey ihren Weibern ins Gehege geht, ins Burleske: die beständige Abwechslung des Ernsthaften und Komischen, die nach der Natur gezeichneten Charaktere, die hier wegen der verschiedenen Sitten einen artigen Contrast machen, und der leb-

hafte Dialog machen das Stück ungemein unterhaltend, und wir zweifeln nicht, daß es gefallen würde, wenn man es, mit gehöriger Veränderung der verschiedenen Gebräuche und Sitten, auf deutschen Boden verpflanzte.

Den Innhalt des letzten Stücks, La Figlia obbediente, giebt der Verfasser in seinem Vorberichte folgendermaßen an. „Rosaura findet sich zwischen zwo gefährlichen Klippen, der Pflicht und der Liebe: sie liebt auf einer Seite, und aus Gehorsam soll sie es nicht thun: auf der andern haßt sie, und soll ihren Haß in Liebe verwandeln. Der Graf Ottavio, den ihr der Vater zur Heyrath bestimmt, besitzt nicht diejenigen Eigenschaften, die ihn liebenswürdig machen könnten. Der Reichthum, sein einziges Verdienst, ersetzt nicht die unanständige Art, mit der er ihr begegnet. Könnte Rosaura diese übersehen, in der Hoffnung, künftig nach ihrem eigenen Kopfe zu leben, so würde sie nicht diejenige Tugend besitzen, die sie zur Sklavinn des Gehorsams macht; und wäre sie ihrem Vater nicht gehorsam, so würde sie die Hand ihrem angebeteten Florindo reichen. Sie kann aber solches auf keine Weise thun, und ob sie sich gleich dieser verhaßten Verbindung zu entreissen sucht, so entschließt sie sich doch aus Gehorsam gegen ihren Vater dazu, ja sie schlägt so gar die Mittel aus, die ihr eine eifrige Freundinn anbietet, sich dem Joche der Unterwürfigkeit und kindlichen Ehrfurcht zu entziehen.

Dieser

Dieser Gehorsam wird aber durch die Heyrath mit dem Florindo endlich belohnt, nachdem Ottavio, ein feigherziger Narr, auf die Ausforderung und Drohungen des Florindo, sein Wort selbst wieder zurück nimmt."

Da die Erfindung dieser Fabel, wie viele des Verfassers, ebenfalls in sich selbst nicht sehr fruchtbar an Situationen ist, so hat er als eine Episode ein paar lächerliche Personen, nehmlich eine Tänzerinn mit ihrem Vater, eingeschoben, auf die er sich viel zu Gute thut: in der That sind es diejenigen, die den größten Theil des Stücks ausmachen, und ohne welche die Zuschauer leicht hätten zum Gähnen gebracht werden können. Goldoni bleibt übrigens immer ein großer Meister, und unser Jahrhundert wird keinen aufstellen, den man ihm mit Recht an die Seite setzen kann. Muß man sich nicht wundern, wenn er von dem größten Theile seiner Landsleute, wie wir sicher wissen, so verachtet wird, daß ihm so gar viele einen faden Abbate Chiari mit seinem elenden moralischen Gewäsche vorziehen? Aber es giebt überall schale Köpfe, die das Genie nach dem Maaßstabe gewisser Regeln abmessen, und wo sie eine Abweichung davon finden, gleich den kritischen Stab brechen.

IV.

Ovids Verwandlungen ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Samuel Saft, Pred. zu Mariendorf, u. s. w. Berlin 1766.

Wie sehr würden wir uns über die Erfüllung so sehnlicher, aber oft betrogner Wünsche erfreuen, wenn wir viele Uebersetzungen griechischer und lateinischer Autoren ankündigen könnten, die wahrhafte und getreue Vorstellungen ihrer Originale wären, die den unphilologischen, aber doch nicht geschmack- und verstandlosen Liebhaber oder Beflissenen der schönen Künste, für seine Unwissenheit in der alten Litteratur, schadlos halten, und es ihm begreiflich machen könnten, wie würdig diese Werke des Genies des Alterthums der Lobsprüche sind, welche so viele Jahrhunderte hindurch, immer einer dem andern nachgesprochen hat, und welche jetzt von jedermann, als ausgemachte und eigene Erfahrungen (leider mit wie wenig Wahrheit!) nachgesprochen werden müssen. Wie stolz würden wir auf solche Uebersetzungen seyn! Denn ohne zu unserer Demüthigung an die unserm Zeitalter so saure Kunst des Uebersetzens zu denken; wie allgemein nothwendig ist der Gebrauch dieser alten Autoren, die nicht weniger in den schönen Künsten über-

überhaupt, als in den gelehrten Sprachen, klassisch sind.

Ovids Verwandlungen ins Deutsche übersetzt, werden von mancherley Lesern, aus verschiedenen Absichten gesucht werden. Wir werden ihnen dienen, wenn wir es ausmachen können, welcher Art Liebhäbern, und zu welchem Gebrauche wir sie anpreisen können.

Für den Künstler, dem zur Erfindung und zum Ausdruck in seinen Gemälden und Statuen die Mythologie bekannt seyn muß, ist der fleißige Ovid das nächste und leichteste Handbuch. Seine Erzählungen sind nicht nur Materialien zur historischen Wissenschaft der Fabel; sein Witz, seine Erfindung, sein Ausdruck leiten selbst den Witz, die Erfindung und den Ausdruck des Künstlers, so sehr als es ein Dichter thun kann. Man setze zum Werthe der ovidischen Erzählung noch dieses hinzu, daß sie, nebst der glücklichsten Nachahmung, auch zugleich der vollständigste Auszug der griechischen mythologischen Poesie ist. Mit welchem Vergnügen wollten wir den studierenden Künstlern diese Uebersetzung empfehlen, wenn wir überzeugt genug wären, daß ihnen mit der Arbeit des Hrn. Saft hinlänglich gedient wäre. Anfängern in der Latinität nützen wohl deutsche Uebersetzungen nicht; es müßten denn solche seyn, die ihnen als Muster in der deutschen Einkleidung ihres Autors, den sie schon genug verstehen, dienen könnten. Für die deutschen Leser, welche zu ihrer Unterhaltung lateinische Poesie suchen, fragen wir bey der Uebersetzung nicht

nicht weniger nach eben den Verdiensten, als für die Künstler. In Absicht auf diese, ist es also vornehmlich, daß wir unsere Nachricht abfassen. Der H. S. hat auch besonders zu ihrem Dienste, seine Uebersetzung unternommen. (Vorrede S. 25.)

In der Vorrede hat der H. S. seinen ungelehrten Lesern von der Beschaffenheit der Mythologie einige Begriffe geben wollen. Er trägt ihnen einen Discours über die begreifliche Entstehungsart der Fabel vor. Die wahrhaften Begebenheiten, oder die Geschichte, die Betrachtung der Natur, und der Witz der Dichter, sind ihm die Quellen der Mythologie. Wider die Möglichkeit der Sache wollen wir nichts einwenden; es läßt sich ganz wohl lesen. Es ist das, was man überhaupt von dem Sinne der heydnischen Fabellehre zu sagen und zu hören gewohnt ist. Aber hätte nicht H. S. der „seinen Lesern von der allgemeinen Beschaffenheit „der Mythologie, und der Götterfabeln überhaupt, „so wohl als den Fabeln unsers Dichters insonderheit, einige Kenntniß und Vorschmack geben „wollte,„ sie von den wirklichen Qellen der lateinischen Mythologie unterrichten sollen. Ovid schrieb seine Erzählungen nicht aus eigner Erfindung, er hatte die alten griechischen, und ihre Vorgänger die ägyptischen und phönicischen Theologen (Cicero de N. D. III, 21.) und Dichter vor sich, an welche er sich, so wie der Geschichtschreiber an seine historischen Quellen, halten muste. Die Ueberlieferung ist in der Mythologie eine Hauptsache;

von

von der hätten die ungelehrten Leser der Verwandlungen etwas wissen sollen. Aber zur Sache —

Wir fürchten uns ein wenig gegen die Arbeit des H. S. undankbat zu seyn, wenn wir über die Mängel seiner Uebersetzung gar zu empfindlich wären; doch haben wir sie nicht unangezeigt lassen können. Sollte nicht die Uebersetzung billig ihrem Original würdig seyn? und ist es nicht eine Ungerechtigkeit gegen den Dichter, wenn der deutsche Leser über die Fehler der Uebersetzung, gegen das Original Ekel und Gleichgültigkeit empfindet? Haben wir zu strenge geurtheilet, so bedauren wir, daß die Seltenheit vollkommner, oder auch nur guter Uebersetzungen der alten Autoren, uns mehr Nachsicht hätte empfehlen sollen. Doch, was nöthigt die Leser mit einer mäßigen Uebersetzung zufrieden zu seyn, und dazu mit einer Uebersetzung des Ovids; sie sollte sich wenigstens billig, über eine Schulübung merklich erheben?

Die Uebersetzung haben wir mit dem lateinischen Text verglichen; aber auch ohne Vergleichung, wird der Leser bey manchen Stellen anstoßen, die ihn auf die Richtigkeit der Uebersetzung (und dieß dingen wir uns bey jedem deutschen Leser, der den lateinischen Ovid nicht liest, ausdrücklich aus) mißtrauisch machen müssen. Wie nöthig diese Vorerinnerung zur Empfehlung dieser Uebersetzung ist, mögen folgende Stellen zeigen. Sie sind nichts weniger als gesucht, oder mühsam aufgetrieben; wir wollen auch unsere Leser mit keinem vollständigen

Fehlerverzeichnisse ermüden. Bloß z. E. S. 5. „Das um sie herumfließende Wasser, nahm den untersten Platz ein, und setzte dem dichten Erdkreiß die letzten Schranken„

circumfluus humor
Vltima possedit, solidumque coercuit orbem.

Vltima heißt nach dem gemeinen lateinischen Sprachgebrauche die äußersten Gränzen. So verhält sich auch die Sache nach der poetischen Kosmographie; aber auch der Widerspruch zwischen herumfließende Wasser, und den untersten Platz hätte den Uebersetzer warnen können.

S. 7. Astra tenent coeleste solum, formaeque Deorum

„so erwählten die Gestirne, und Bilder der Götter am hohen Himmelsgewölbe ihren Sitz;„ formae Deorum, sind die epikurischen Götter in den unendlichen Räumen außerhalb unsers Erdkreißes (εἰδωλα Lucret. V. 147.). Wie soll der Leser dieß errathen?

S. 9. „Selbst die freye und weder von der Hacke zerrissene noch von der Pflugschar verwundete Erde, brachte alles von selbst hervor.„ Immunis terra, setzt der Dichter für illaesa, das Vocabularium giebt es: frey.

S. 10. „Und keinem unerneuerten Acker mangelte es an schwangern Aehren„

Nec renouatus ager gravidis canebat aristis.

Warum

Warum mußte der Ueb. carebat für canebat lesen? — fast sollte man vermuthen, daß er die Construktion nicht verstand? Etiam ager non renovatus etc. das hieße wohl: Auch das Feld, welches niemand im Frühlinge bearbeitet hatte, war von vollen Aehren weiß.

S. 13. „Der vorsichtige Feldmesser theilte mit weiten Gränzen die Erde„ kaum wird jemand dieß verstehen, am wenigsten wird man das lateinische

Cautus humum longo signauit limite mensor

dabey denken. Longus limes ist die Furche, durch welche bey den Alten die Felder, und Grundplätze der Städte, Festungen und Läger abgestochen wurden: das heißt signauit humum.

Die Menge nöthigt uns viele undeutsche, undeutliche, falsch verstandene Ausdrücke zu übersehen, und weite Sprünge zu machen; wir lesen nur hin und wieder nach dem Uebersetzer auf:

P. I. v. 125.

Obsidis unius iugulum mucrone resoluit
Atque ita semineces partim feruentibus artus
Mollit aquis, partim subiecto torruit igne.

Es ist wahr, die Kritik wird diese Umschreibung, feruentibus mollit aquis, auch bey dem Ovid etwas unnütz finden; aber in solchen (sonst, und überhaupt poetisch vortrefflichen) Umschreibungen und Figuren, und in der Leichtigkeit im Gebrauche derselben, besteht der Charakter der ovidischen Erzählung.

zählung. Dies gilt aber nur im Lateinischen; im Deutschen wird wohl niemand dies dulden: „er löset ihm mit einem Schwerdte die Gurgel ab, und erweichet die halbtodten Glieder, theils im siedenden Wasser, theils bratet er sie auf untergelegtem Feuer„ — S. 22. „Es fiel ihm ein, daß im Buche des Schicksals geschrieben stehe:„ Wo hat der kurz vorher so sklavische Uebersetzer diese Freyheit hergenommen? es ist beym Ovid kein geschriebenes Buch des Schicksals: Esse in fatis reminiscitur. — S. 23. Warum heißt Neptun, Jupiters blaubekleideter Bruder? Ovid sagt coeruleus frater. Keiner der alten Dichter haben den Seegöttern blaue oder grüne Kleider gegeben. Sie selbst, ihre Haare, die Theile ihres Körpers, haben diese Farben. — S. 24. Hätte der H. Ueb. nicht wissen sollen, was für mannigfaltige Metaphern die Redensarten: habenam immittere, effundere u. s. w. geben? Mußte fluminibus vestris totas immittite habenas, übersetzt werden: „lasset euren Strömen den ganzen Zügel schiessen.„ — S. 48. ist

Hoc mihi concilium tecum dixisse manebit.

übersetzt: „Diese Vergnügung mit dir, soll ewig dauren.„ Ganz falsch! Das Rathen hat hier schlecht geglückt. Concilium heißt Vereinigung, und manere übrig bleiben. Jene konnte die Syrinx, als Nymphe nicht erlangen. Itzt wird sie als ein Rohr die Seinige. Er sagt: (Dum ibi suspirat, et moti in arundine venti —

Effe-

Effecere sonum tenuem, similemque querenti.) So bleibt doch noch diese Vereinigung unter uns, oder; so bleibt doch noch dies Mittel deiner zu geniessen übrig. — S. 49.

falcato nutantem vulnerat ense

„Er verwundet ihn u. s. w. in der Uebersetzung muß die uns ganz fremde poetische Figur durchaus gemildert werden. Noch seltsamer ist das sed immedicabile vulnus — Ense recidendum, ne pars sincera trahatur: gegeben: (S. 17.) „eine unheilbare Wunde muß man mit dem Schwerdte abhauen„ — S. 50. „Du Nil aber warst zuletzt das Ende ihrer unermeßlichen Beschwerden„

Vltimus restabas immenso Nile labori,

labor ist hier die Reise, Flucht und restabas ist obstabas. Ovid sagt: Du Nil! hieltest ihre (der Jo) unendlich weite Flucht auf: (nämlich indem er ihr den Weg weiter zu kommen abschnitt. — S. 55. Ambiguum Protea, „den zweifelhaften Proteus.„ Soll der deutsche Leser von selbst darauf fallen, wandelbaren, für den ganz sinnlosen zweifelhaften zu lesen? — —

In die vielfachen Bedeutungen, und im Deutschen nothwendigen Umschreibungen des Wortes auctor, hat sich der Ueb. nicht finden können, — liceat periturae viribus ignis — Igne perire tuo, clademque auctore leuare. „Warum lässest du mich nicht lieber durch dein Feuer umkommen, und erleichterst mein Unglück durch seinen

nen Urheber„ und S. 620. in der Rede des Ulysses wider Ajax. Ille (Agamemnon) potest auctore suam defendere causam. „Er kann auch seine Entschliessung mit einem großen Urheber vertheidigen„ — Die (S. 70.) in Reimen abgefaßte Grabschrift Phäetons, wollen wir uns gefallen lassen. — S. 79. — quae (Calliste) restitit Arcade viso — Et cognoscenti similis fuit — „Die ließ sich merken, daß sie ihn kenne„ cognoscenti similis fuit schildert die ganze Stellung der Bärinn; aber wie läßt eine Bärinn sich etwas merken? — Ebd. Arcuit Omnipotens pariterque ipsos nefasque sustulit. — „Er schafft sie und alle Möglichkeit künftiger Beleidigungen bey Seite„ Hier war keine Möglichkeit künftiger Beleidigungen, sondern ein gegenwärtiges Verbrechen; der Sohn wollte die Mutter erschießen. Jupiter hinderte es; er nahm sie und mit ihnen das Verbrechen weg. —

Nur noch einige Anmerkungen aus dem letzten Theile unserer Uebersetzung.

S. 556. Qualia succinctis ubi trux insibilat Eurus
Murmura pinetis fiunt.

Warum hat der Ueb. das Beywort succinctis, ausgelassen. Es heißt so viel als armatis. Statt der Blätter haben die Fichten mucrones; daher succincta pineta. — S. 569. „Als er aber (es ist der Zweykampf Achills mit dem Cygnus) bemerkte,

bemerkte, daß sein Schild und Helm nicht undurchdringlich waren.„ Die Freyheit die der H. Ueb. sich hier nimmt, können wir ihm nicht erlauben: parmam gladio, galeamque cauari — Cernit: heißt: er bemerkt, daß auf dem Schilde und Helme von seinem Schwerdte Beulen eingeschlagen wurden; und so muß es wegen der folgenden Opposition heißen; et in duro laedi quoque corpore ferrum. — Ebd. Vincla trahit galeae, quae presso subdita mento —. Elidunt fauces, et respiramen iterque — Eripiunt animae. „Darauf zieht er mit Gewalt an den Banden des Helms, welche unter dem Kinn liegen, dergestalt, daß er ihm dadurch den Hals zuschnüret, und der Seele das Athemholen, sowohl als den Weg zur Entweichung abschneidet.„ Ganz falsch: quae presso s. m. gehört zu elidunt fauces, es ist keine überflüßige Beschreibung von vincla galeae. Achilles zieht die Riemen des Helms an, welche sich unter das Kinn feste anpressen, den Hals zuschnüren, und (wie nun?— läßt Ovid die Seele Athem holen? und was wird Achill mit der armen Seele, die ihm nicht entwischen kann, anfangen? — von dem allem hat Ovid kein Wort) ihm die Luft benehmen. Respiramen und iter animae sind Synonymen. In solchen lateinisch poetischen Tavtologien muß die Freyheit der Uebersetzung gelten; sie ist keine Untreue — S. 571. foemina natus erat. „von Geburt ein Frauenzimmer war„ — S. 575. felicem diximus illa — Conjuge Pirithoum; quod

quod pene fefellimus omen. „Wir preisen also den P. glücklich wegen einer so reizenden Gemahlinn, und unsre Muthmaßungen betrügen uns beynahe„ Omen ist nicht Muthmaßung, sondern bona verba dicere, fauere linguis, und hier, das was gleich vorhergeht: Festaque confusa resonabat regia turba — Ecce canunt Hymenaeum, et ignibus altaria fumant. (Dieß giebt unser Ueb. „die feyerliche Residenz des Königs erschallete vom Freudengeschrey und Getümmel des Volkes. Die Hochzeitlieder ließen sich hören, und in den Vorhöfen stieg der Dampf des Weyhrauchs gen Himmel„) Omen fallere, heißt: Unwahrheit prophezeyen, und pene, wie penitus und penissime nicht beynahe, sondern gänzlich. — S. 576. „verfolgt das Gesicht des Retters mit seinen verwegenen Händen„ vindicis ora proteruis insequitur manibus. — Ebd. signis exstantibus asper — Antiquus crater. „ein alter Becher von erhabner Arbeit, und der von außen ziemlich rauh und scharf war.„ Schlechte Künstler! wird der deutsche Leser denken, die von Poliren nichts wußten; nein, schlechter Uebersetzer, der es nicht gemerkt hat, wie gewöhnlich dieser Ausdruck asper signis, asper signis exstantibus, asper caelo, beym Ovid das haut oder bas relief ist. Nicht zu gedenken, wie andre Dichter ihn brauchen. z. E. Horat. Od. I. 5. v. 6. aspera aequora ventis. — S. 583. semiferi (von den Centauren) „halbwilde„ nein! halb Thier. — — S. 627. immunemque aequoris

quoris Arcton. „den vom Meere befreyeten Bär.„ —

Unsere Leser werden mit uns des Commentirens überdrüßig seyn. Wir wollen, zu unserer Erholung und vielleicht zur Rechtfertigung unsers Dichters, denen die ihn nur übersetzt lesen können, eine Probe der ovidischen Poesie deutsch geben. Es mag die Klage der Hekuba (oder vielmehr Ovids eigene Trauerrede) über den Leichnam der hingerichteten Polyxene seyn. l. 13. v. 488.

„Hekuba vergießt in den Umarmungen des Leichnams, den jetzt die große Seele verlassen hatte, bittre Thränen. Die Thränen, welche sie so oft über ihr Land, ihre Kinder und ihren Mann geweint hat, weint sie jetzt über ihre Tochter, und badet mit denselben die Wunde. Küssend ruht sie über dem erblaßten Gesichte; bald schlägt sie an ihre an diese Schläge schon gewöhnte Brust, bald trocknet sie mit ihren grauen Haaren, das geronnene Blut auf. Wer kann alle die Klagen erzählen, die ihr durchgrabenes Herze ausstieß. Da liegst nun auch du, meine Tochter! (so sprach sie) noch du mußtest die Schmerzen deiner Mutter, (denn was kann mir jetzt weiter bevorstehen) vollenden. So sehe ich denn auch deine Wunde — meine Wunde. O! damit alle die Meinigen, die ich verlohren habe, durchaus lauter Ermordete seyn möchten, so hast auch du deine Mordwunde. Ich glaubte dich, als Frauenzimmer, vor dem Schwerdte sicher — Aber auch als Frauenzimmer, bist du durchs Schwerdt

umgekommen. Er, das Verderben von Troja, der Mörder meiner Kinder, Achilles, der dir so viel deiner Brüder, ach! — der hat auch dich hingerichtet. Als er durch die Pfeile des Paris und des Phöbus gefallen war, da sprach ich: Endlich einmal dürfen wir den Achilles nicht mehr fürchten; und noch hätte ich vor ihm zittern sollen. Selbst in der Gruft wütet noch seine Asche wider dieß arme Geschlecht; noch fühlen wir ihn, als Feind, im Grabe noch — Für den Aeaciden also, bin ich eine so fruchtbare Mutter gewesen! — Das große Ilium ist gefallen; die allgemeine Verstörung ist durch diesen großen Fall vollendet; (wäre sie doch gewiß vollendet!) für mich einzige ist Pergamus noch übrig; mein Jammer geht noch immer fort. Ich, vormals eine so mächtige Königinn, Gattinn, und Mutter eines so großen Geschlechts, so vieler Söhne und Töchter, ich — werde dahin geschleppt, ferne von meinem Lande, verlassen von allen, weggerissen von den theuren Gräbern der Meinigen — ich ein Geschenk für Penelope! Die wird mich, wenn ich über meiner zugetheilten Arbeit sitze, den ithälschen Weibern zeigen: Das ist (wird sie sprechen) Hektors berühmte Mutter, das ist Priamus Gemahlinn — Du, welche von so viel verlohrnen Kindern, mir allein übrig, die Schmerzen deiner Mutter linderteſt, du mußteſt über dem Grabe des Feindes ein Schlachtopfer werden! ich habe unserm Feinde ein Todtenopfer gebohren! Wozu bin ich so eisern noch da? worauf warte ich? verwünschtes Alter! wozu spareſt du mich noch auf? Grausame

Götter!

Götter! wozu sparet ihr dies zähe Alter noch auf? gewiß, daß ich noch mehr Leichen sehen soll? — Wer hätte es gedacht, daß man den Priamus nach der Zerstörung Trojens glücklich preisen könnte? Glücklich ist er, weil er starb und dich, meine Tochter, nicht ermordet sieht. Er verlohr erst mit seinem Leben sein Reich — — Aber man wird dich doch vielleicht, dich eines Königs Tochter, mit einem Leichenbegängnisse beehren; und deine Leiche in den Gräbern deiner Väter aufbewahren! Nein, so glücklich ist unser Haus nicht. Für Opfer nimm die Thränen deiner Mutter, und eine Handvoll fremden Sandes an.„ — —

Jetzt wollen wir die Uebersetzung des Hrn. S. hersetzen, bey der wir uns aller Anmerkungen enthalten.

(S. 643.) „Diese unglückliche Fürstinn umarmet den Leib ihrer Tochter, nachdem ihre großmüthige Seele denselben verlassen hatte. Eben die Thränen, die sie schon so oft ihren Kindern, ihrem Gemahl und dem Vaterlande geweihet hat, opfert sie auch dieser, und läßt sie in ihre Wunden rinnen. Sie küsset zum öftern ihren Mund als eine betrübte Mutter, und schlägt mit Wehklagen an die Brust, die leider! solcher Schläge mehr als zu gewohnt ist. Endlich aber, nachdem sie ihr graues Haupthaar mit dem Blute ihrer Tochter ganz besudelt, und tausend Thränen vergossen hat, so läßt sie, unter vielen andern, auch folgende Klagen hören: So bist du denn nun endlich auch dahin, spricht sie, geliebte

 Tochter,

Tochter! und verursachst durch deinen Tod deiner unglückseligen Mutter die letzten Schmerzen, indem nichts mehr vorhanden ist, welches dieselbigen noch vervielfältigen könnte! So muß ich denn auch dich erblaßt vor mir liegen sehen, und in deinen Wunden die meinigen fühlen? Auch du hast nicht können ohne Wunden sterben, und hast durchs Schwerdt umkommen müssen; damit ich ja keinen der Meinigen anders als durch Mord und Blutvergießen verlieren möchte; ohngeachtet ich glaubte, daß du als Frauenzimmer vor dem Schwerdte sicher seyn würdest! Derselbe Achilles, der Zerstörer von Troja, und Räuber meiner Kinder, welcher so viele deiner Brüder ermordet hat, hat endlich noch dich müssen ermorden, da ich es am wenigsten vermuthete. Ach! dieser schreckliche Feind (wer hätte es denken sollen? da er von den Pfeilen des Paris und des Phöbus zu Boden gestreckt ward; da ich am sichersten zu seyn glaubte, und sprach: Nun ist Achilles wenigstens nicht mehr zu fürchten) war damals am meisten zu fürchten. Noch jetzt, da er schon Asche und Staub ist, wütet er wider mein Geschlecht. Noch im Grabe müssen wir ihn als einen unerbittlichen Feind empfinden, und ich bin nur darum eine fruchtbare Mutter gewesen, damit ich den Aeaciden Schlachtopfer zur Welt brächte. Das große Ilium ist gefallen, und das allgemeine Unglück hat sich durch ein hartes Schicksal geendiget. Nur für mich ist Troja, mit allem seinen Unglück noch vorhanden, und meine Schmerzen haben noch ihren völligen Lauf. Ich Unglückselige, die vor kurzem

noch

noch eine mächtige Königinn, eine fruchtbare Mutter eines ansehnlichen Geschlechts, reich an Söhnen, Töchtern, Schwiegertöchtern, und eine königliche Familie war, muß mich jetzt als eine Verbannete, armselig, und von den Gräbern der Meinigen getrennet, dahin schleppen lassen, damit ich eine Sklavinn der Penelope sey, und sie mich, wenn ich an dem Rocken sitze und spinne, den Damen von Ithaca zeige, und spreche: Dies ist die berühmte Mutter des Hektors! dies ist die Gemahlinn des Priamus! Und endlich hast auch du, geliebte Tochter! die mich nach so vielem Verluste, jetzt bey meiner mütterlichen Betrübniß allein noch hätte trösten können, einem im Grabe liegendem Feinde zum Versöhnopfer dienen müssen, und ich habe an dir einem Feinde ein Todtenopfer zur Welt gebracht. Ach wozu muß ich Eisenharte denn euch alle noch überleben? oder worauf warte ich noch in dieser Welt? Wozu hat mein beweinenswürdiges Alter mich aufgehoben, und wozu verschonet, ihr grausamen Götter! das zähe Leben einer alten Frau? Ist es etwa dazu, damit ich noch neue Leichen sehe? Wer sollte es glauben, daß man den Priamus noch werde glücklich preisen können, nach der Zerstörung von Troja? und unterdessen ist er durch seinen Tod mehr als zu glücklich. Denn er siehet nicht, wie ich, geliebte Tochter! deinen Untergang, und beschließt sein Leben zugleich mit seiner Regierung. Von dir glaubte ich wenigstens, man würde dich als eines Königs Tochter, königlich zur Erde bestatten, und deinen Leichnam in den Begräbnissen deiner Vorfah-

 ren

ren beysetzen. Aber nein, ich irre mich, ein solches Glück, ist dir und meinem Hause zu groß, und du wirst von deiner Mutter nichts weiter als Thränen, und eine Handvoll Sandes zu gewarten haben.„ —

Es sollte doch wohl jedem Uebersetzer ein längst ausgemachtes Gesetz seyn, das Edle und Rührende des Tons in seinem Original, in seiner Sprache zu zeigen und fühlbar zu machen? Aber was setzt dieß voraus? Unstreitig Bekanntschaft mit der Sprache seines Autors, und der alten Litteratur? zum wenigsten und durchaus die Bemühung, sich von dem rechten Wortverstande des Textes belehren zu lassen. Soll man es dem Uebers. verzeihen, der nach so fleissigen und vollständigen Erklärungen des Heinsius, Burmann, Farnabius, sich hin und wieder so sehr unwissend in der Latinität, die sie lehren, zeigt? — doch genug von der Uebersetzung; noch ein Wort von den Anmerkungen.

Der Hr. S. hat die allegorischen Erklärungen der Fabeln, die man zu machen gewohnt ist, kurz zusammengezogen; er hat Ovids verkürzte Erzählungen ergänzt, und seinen Lesern vollständig geliefert. Denen, welche zur Befriedigung ihrer Wißbegierde die Mythologie lesen, wird hiermit ganz wohl gedient seyn. Auch die Schüler der Maler- und Bildhauerkünste finden hier einen guten Anfang zur historischen Kenntniß der Mythologie. So ist z. E. die Geschichte der trojanischen Helden recht gut gesammlet.

In

In den allegorischen Erklärungen scheint uns der H. S. (vielleicht nach Banier) dem freyen Witz, Wahrscheinlichkeiten zu dichten, zu viel einzuräumen. Er ist auch zuweilen gar zu sorgfältig, seinen Lesern das Wunderbare und Außerordentliche begreiflich zu machen, und in lauter alltägliche und moderne Sachen zu verwandeln. Er hat in seinen Anmerkungen Marquisinnen, Herzoginnen, Fräuleins, Hofcavaliers. Orpheus ist auf dem Schiffe Argus, Capellmeister u. s. w. Tages der erste hetrurische Wahrsager (im 15. B.) „mag aus einem schlechten Bauerknaben ein berühmter Mann geworden seyn, wie aus einem Perretti ein Sixtus 5.„ Die (S. 635.) über den Trotz des Ajax, wider die Erinnerung seines Vaters den Beystand der Götter zu suchen, angebrachte Belesenheit (etwa aus den Gesprächen im Reiche der Todten) von dem deutschen Fürsten „der bey der Belagerung von St. sprach: Großer Gott, stehe mir nur dies mal bey. Ich komme ja nur so selten zu dir„ — — würden wir dem Hrn. S. geschenkt haben. Die Erklärung der möglichen Wahrscheinlichkeit in den poetischen Fabeln, ist, wenn es nicht darauf ankommt, die allerersten Spuren der Geschichte zu suchen, und wenn sie nur bloße Uebung des Witzes im Errathen ist, nicht die Hauptsache in der Mythologie. Nützlicher und nothwendiger wäre der Dienst des Herausgebers der Verwandlungen, für angehende Künstler gewesen, wenn er ihnen zur Bekanntschaft mit der mythologischen Bilderkunst des Alterthums einige Anleitung gegeben

ben hätte. Schon sehr frühe ahmten die Künstler in Statuen, Marmorn, Gemmen und Münzen bisweilen die Erzählungen und Beschreibungen der Dichter nach; und seitdem haben diese Werke der Kunst den Dichtern zu ihren Erfindungen gedienet. Beyde Künste haben einander gegenseitig geholfen. Des Philostratus Imagines erinnern uns daran, wie gewöhnlich es bey den Auslegern der alten Autoren war, aus den aufbehaltenen Mustern der Bildhauerkunst und Mahlerey, die Dichter zu erklären, und hinwiederum aus den Dichtern über diese Künste Kritiken zu machen. Zu unsern Zeiten haben es die guten Herausgeber der Autoren eben so wenig vergessen; und wie viel liegt dem Künstler, der aus der Mythologie arbeiten soll, an der Wissenschaft der alten Allegorie, und der Kenntniß des wahren Schönen und des guten Geschmacks in den Erfindungen und Figuren, aus den Statuen, Marmorn und Gemmen? Und, jeder andere Studierende, wird ohne sie seine Autoren nur halb verstehen. Doch wozu sollen wir von einer Sache so viel sagen, die seit so langer Zeit so allgemein zugestanden und bekannt ist, und die fast ein Lieblingsstudium unsers Jahrhunderts ist? Bloß dieß wollten wir (wie wohl jetzt zu spät) dem H. S. zumuthen, daß er zu seinen Anmerkungen, nur in dem Montfauconschen Werke, die dahin gehörenden Antiquen gesucht hätte; er würde sich mit ihnen allenfalls haben behelfen können.

IV.

III.

Grundsätze der Critik, in drey Theilen, von Heinrich Home. Aus dem Englischen übersetzt. Dritter Theil. Leipzig, in der Dyckischen Handlung, 1766. (489. S.)

Wir haben, bey unserer Anzeige der vorigen Theile dieses vortrefflichen Buchs in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, genug zu seinem Lobe gesagt, als daß wir bey Ankündigung des dritten Theils uns lange dabey aufzuhalten nöthig haben. Wenn dieser vielleicht manchen nicht so unterhaltend, als die ersten scheinen, so muß man bedenken, daß zum Theil die Materien z. E. von Figuren, weniger wichtig sind. Man trifft inzwischen auch in ihnen immer ein gleiche Gründlichkeit an. Diese Grundsätze sind aus der lautersten Quelle, nehmlich aus der Natur des Menschen hergeleitet, und man kann sicher behaupten, daß vor ihm wenige so tief geschöpfet haben. Ein Glück für uns, daß die Uebersetzung einem Manne in die Hände gefallen ist, der alle die Eigenschaften besitzt, die wir von dem Uebersetzer eines solchen Buchs wünschen konnten: Sprachen, Philosophie, Gelehrsamkeit, feine Empfindung und ein richtiger Geschmack. Wie angenehm muß es uns seyn, daß uns eben dieser Uebersetzer auch die Grund-

sätze der Moral von eben dem englischen Verfasser verspricht, ein Buch, das mit dem vorhergehenden in einer nicht geringen Verhältniß steht, und in seiner Art eben so vortrefflich ist. Wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, sondern sogleich den Innhalt des gegenwärtigen Theils anzeigen.

Der Verf. kömmt im 19ten Kapitel auf die Vergleichungen. Diese werden entweder für den Verstand, oder für das Herz gebraucht: für jenen ist ihr Endzweck, zu unterrichten, für diesen, zu ergötzen. Im letztern Falle können sie verschiedene Arten von Vergnügen durch verschiedne Mittel wirken. Erstlich, wenn sie zwey Dinge in einer ungewöhnlichen Aehnlichkeit, oder in einem ungewöhnlichen Contrast zeigen: zweytens, wenn sie einen Gegenstand in sein stärkstes Licht stellen: drittens, wenn sie einen Gegenstand mit andern vergleichen, die angenehm sind; viertens, wenn sie den Gegenstand erheben: und fünftens, wenn sie ihn erniedrigen. Der Verfasser erläutert dieses durch die ausgesuchtesten Beyspiele: vorher aber schickt er folgende allgemeine Anmerkungen voran. Der Gegenstand eines Sinnes kann nicht mit dem Gegenstande eines andern verglichen werden. — Der beste Vorrath von Vergleichungen, liegt in den Gegenständen des Gesichts, weil die Ideen von sichtbaren Gegenständen lebhafter, als von den Gegenständen eines andern Sinnes sind — Wenn ein Volk einmal auf die schönen Künste aufmerksam wird, mithin auch die Schönheiten der Sprache entdeckt, so werden die Gleichnisse durch die Wirkung der Neuheit über alle Schranken getrieben:

trieben: deswegen findet man in den ältesten Poesien einer jeden Nation Metaphern und Gleichnisse, die auf die schwächsten und entferntesten Aehnlichkeiten sich gründen — so bald mit der Neuheit die Anmuth verschwunden, so fallen sie in Verachtung, und der feinere Geschmack läßt nur Gleichnisse von der stärksten Art zu. — Dinge von derselben Art zu einem Gleichnisse zu brauchen, oder Dinge von verschiednen Arten in Contrast zu setzen, thut keine gute Wirkung, eben so wenig, als abstrakte Worte nie der Gegenstand einer Vergleichung seyn können, wenn sie nicht personificiret werden. — Um einen vollständigen Begriff von Vergleichungen zu haben, muß man die gemeinen und gewöhnlichen, wo z. E. ein Tapferer mit einem Löwen verglichen wird, von denen unterscheiden, die feiner und entfernter sind, wo zwey Dinge, die nichts ähnliches oder entgegengesetztes in sich selbst haben, in Ansehung ihrer Wirkungen mit einander verglichen werden. —

Der Verf. zeigt nun die Mittel in besondern Fällen an, durch welche die Vergleichung ergötzen kann: er führt also 1) Beyspiele an, wo die Vergleichung durch die Vorstellung irgend einer unbekannten Aehnlichkeit oder eines unbekannten Contrastes angenehm wird. 2) Beyspiele von Vergleichungen, die einen Gegenstand in ein helleres Licht stellen — Milton hat ein eignes Talent, den Hauptgegenstand zu verschönern, indem er ihn mit angenehmen Gegenständen verbindet, welches ein drittes Mittel der Vergleichung ist; —

Die

Die Vergleichungen, welche vergrößern oder erheben, wirken stärker auf uns, als alle die andern. — Aus dem bekannten des Lukan: die Götter schützten die Sieger, aber Cato die besiegten, zeigt der Verf. daß der Contrast eben so wohl, als die Aehnlichkeit, das Große und Erhabene in einer Vergleichung hervorbringen könne. — Die Vergleichungen der letzten Art sind diejenigen, die einen verhaßten oder unangenehmen Gegenstand verkleinern oder erniedrigern.

Ein schwerer Punkt bey dieser Materie ist, Regeln zu geben, welche bestimmen können, wenn eine Vergleichung schicklich, oder unschicklich ist, unter welchen Umständen sie darf vorgebracht, und unter welchen sie muß weggelassen werden: dieß unternimmt nunmehro der Verf., indem er zeigt, daß wenn irgend eine belebende Leidenschaft, sie mag ergötzend oder verdrüßlich seyn, der Einbildungskraft einmal den Schwung gegeben, wir in diesem Zustande zu jeder Art von figürlichem Ausdruck, und besonders zu Vergleichungen, wunderbar aufgelegt sind. Im Kaltsinne und in der Gelassenheit, ingleichen, wenn einen Menschen Sorgen beschweren, oder wenn er von einem wichtigen Unternehmen voll ist, ist er selten dazu geneigt. — Es werden Beyspiele von schicklichen und unschicklichen Gleichnissen angeführet. — Eingewurzelte Betrübniß, tiefer Kummer, Schrecken, Gewissensangst, Verzweiflung, alle die traurig entseelenden Leidenschaften, sind, vielleicht nicht aller figürlichen Sprache überhaupt, aber ohne Zweifel der Feyerlichkeit und dem Gepränge

pränge der Vergleichung gänzlich zuwider. — Aber auch wenn eine Vergleichung am rechten Orte angebracht wird, ist sie deswegen nicht immer ohne Fehler. So ist nichts fehlerhafter, als 1) wenn man eine zu schwache Vergleichung anstellt. Eine entfernte Aehnlichkeit oder ein weit von einander stehender Contrast, ermüdet die Seele durch seine Dunkelheit, statt sie zu ergötzen. 2) Wo das Subjekt erhaben ist, muß der Scribent nie ein Gleichniß auf ein niedriges Bild bauen, welches allemal unausbleiblich das Hauptsubjekt erniedriget: der entgegengesetzte Fehler ist, wenn man einen erhabenen und großen Gegenstand zum Gleichnisse wählt, daß er gar keine Verhältnisse mit dem Hauptgegenstande hat. 3) Wird sich ein delikater Scribent hüten, seine Gleichnisse von Bildern zu ziehen, die ekelhaft, häßlich, oder merklich unangenehm sind. 4) Die fehlerhafteste Vergleichung ist, die blos auf die Worte nicht auf den Gedanken sich gründet. Solcher unächter Witz ist vortrefflich in Burlesken, aber unter der Würde eines ernsthaften Gedichts: Dieß führt den Verf. auf die Beobachtung, daß es eine Gattung von Gleichnissen giebt, deren Endzweck ist, Lustigkeit zu erregen.

Es folgt das 20ste Kapitel von Figuren. Der Verfasser schränket sich blos auf die Figuren ein, die die wichtigsten sind, und von seinen erklärten Grundsätzen abhängen. Er macht den Anfang mit der Prosopopöie, oder der Personification. Unbelebte Dinge in empfindende Wesen zu verwandeln, ist

ist eine so kühne Figur, daß sie unter sehr eignen Umständen, wie man sich vorstellen sollte, vorgebracht werden müßte, wenn sie den Leser verblenden soll. Gleichwohl bedient man sich in der Sprache der Poesie einer Menge von Ausdrücken, die man auch ohne Vorbereitung gebraucht: z. E. durstiger Boden, hungriger Kirchhof, wütender Pfeil. Er untersucht also, welche Wirkung sie haben, wenn diese Eigenschaften empfindender Wesen unbelebten Dingen beygelegt werden. — Die Seele ist dazu geneigt, wenn diese gewaltsame Handlung zu Befriedigung einer Leidenschaft nöthig ist. — Klagende Leidenschaften sind äuserst nach Luft begierig: und ein Selbstgespräch erfüllt gemeiniglich dies Verlangen. Aber wenn eine solche Leidenschaft zur äußersten Stärke gelangt, so ist sie durch nichts, als durch die Sympathie anderer zu befriedigen, und kann sie diesen Trost sich nicht auf eine natürliche Weise verschaffen, so wird sie selbst unbelebte Dinge in sympathisirende Wesen verwandeln. In den dunkelsten Zeiten und entferntesten Ländern finden sich solche Personificationen; ein sichrer Beweis, daß diese Figur natürlich ist: Sie ist bisweilen so vollständig, daß sie eine wirkliche Ueberzeugung, obgleich nur auf einen Augenblick, von einem Leben und einer Vorstellungskraft der Gegenstände voraussetzet: bisweilen aber ist sie eine bloße Figur der beschreibenden Poesie, wenn ein unbelebter Gegenstand als ein empfindendes Wesen eingeführt wird. Aus diesem Grunde, theilt er sie in die paßionirte und in die beschreibende Personification. Diese Figur

gur erscheint sehr oft in Miltons Allegro und Penseroso. Auch abstrakte Worte werden in Werken, die an die Einbildungskraft gerichtet sind, oft personificiret: diese Personification gründet sich bloß auf die Einbildung, nicht auf die Ueberzeugung. Der Verf. dringt noch tiefer: er zeiget, daß die Ausdrücke durstiger Boden, wütender Pfeil nicht wahre Personificationen sind, sondern heimliche Vergleichungen, durch die der Ausdruck mehr Stärke oder Erhabenheit bekömmt. Endlich bestimmt er dieser Figur ihr eigenthümliches Gebiete, indem er zeiget, welche Fälle sie annehmen, und welche sie nicht annehmen. —

Die Regeln sind kürzlich folgende: Die niederschlagenden Leidenschaften sind zu paßionirten Personificationen nicht geschickt. Diese müssen genau in den Gränzen ihres Endzwecks gehalten, und sehr vorsichtig gebraucht werden: die Personificationen eines niedrigen Gegenstandes sind lächerlich: es ist allezeit eine Vorbereitung nöthig, um die Seele vorher in Bewegung zu bringen, denn die Einbildungskraft hält ihren Beystand zurück, wenn sie wenigstens nicht erregt worden. Aus diesem Grunde wird Thomson getadelt, der jede Jahrszeit, ohne die geringste Vorbereitung als ein empfindendes Wesen erscheinen läßt. Die beschreibende Personification darf nie weiter getrieben werden, als so weit sie dienen kann, das Subjekt zu beleben.

Die Apostrophe: Wenn wir eine klagende Leidenschaft zu befriedigen, einen unbelebten Gegenstand auf einen Augenblick beleben können, so ist es nicht

nicht schwer, ein empfindendes Wesen, das abwesend ist, uns auf einen Augenblick als gegenwärtig vorzustellen. Diese Figur erfordert, wie alle die andern, eine Bewegung der Seele. In der simpeln Erzählung also thut sie keine gute Wirkung. Die Hyperbel hat eben diesen Grund. Ein Gegenstand, der in Ansehung seines Umfangs außerordentlich, entweder sehr groß oder sehr klein in seiner Art ist, setzt uns in Erstaunen: und diese Bewegung, die gleich allen andern Bewegungen der Seele nach ihrer Befriedigung strebt, dringt uns einen Augenblick die Vorstellung auf, daß der Gegenstand größer oder kleiner ist, als er wirklich ist; und eben dieselbe Wirkung folgt aus dem figürlich Großen oder Kleinen. — Ein Scribent ist meistens glücklicher, wenn er durch die Hyperbel vergrößert, als wenn er verkleinert. — Ein Hauptfehler ists, diese Figur in die Beschreibung einer gewöhnlichen Sache oder Begebenheit zu bringen. Der Ton einer niederschlagenden Leidenschaft stimmt nicht dazu. Ferner muß der Scribent seinen Leser beständig vor Aug'n haben, und nie einen Ausdruck wagen, ehe der Leser Feuer gefangen und vorbereitet ist. — Genau bestimmte Gränzen dieser Figur anzugeben, ist schwer, wo nicht unmöglich. Endlich muß eine Hyperbel, nachdem sie unter allen Vortheil angebracht worden, in so wenig Worten, als möglich ist eingeschlossen werden.

Der Verf. kömmt nun auf die Figuren, wo die Mittel oder das Werkzeug für die handelnde

delnde Person genommen wird — Ferner, die bey Gegenständen, welche in Verhältnissen stehen, die Eigenschaften des einen dem andern mittheilt. So sagt man schwindliches Ufer, fröhlicher Wein, kühne Ufer rc. Er untersucht den Grund dazu, und giebt eine Liste von den verschiedenen Verhältnissen, welche diese Figur veranlassen können. Ohne die Beyspiele würden sie unverständlich seyn, wir müssen sie also übergehen.

Von der Metapher und Allegorie. Die erste wird als eine Wirkung der Einbildungskraft beschrieben, die sich ein Ding unter dem Bilde eines andern vorstellt: sie ist vom Gleichnisse nur in der Form, nicht im Wesen verschieden. In jenem werden die zwey verschiedenen Subjekte sowohl im Ausdrucke als in Gedanken abgehandelt erhalten: in der Metapher aber, nur in Gedanken, nicht im Ausdrucke. — Die Allegorie erfodert keine Wirkung der Einbildungskraft, sie stellt nicht ein Ding unter dem Bilde eines andern vor: sie entsteht, wenn man ein Subjekt wählet, in welchem sich Eigenschaften oder Umstände finden, die den Eigenschaften oder Umständen des Hauptsubjekts ähnlich sind, und wenn man das erstere so beschreibt, daß es das letztere vorstellt. Sie ist in jeder Absicht der hieroglyphischen Mahlerey ähnlich, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie statt der Farben Worte braucht. Die Regeln, unter denen die Metapher und die Allegorie steht, sind von zwo Arten: die von der ersten Art betreffen die Einrichtung dieser Figu-

Figuren, und bestimmen, welche richtig und welche unrichtig sind. Die von der andern Art betreffen ihren Platz: sie zeigen, wo sie schicklich, und wo sie unschicklich, wo sie wohl oder übel angebracht sind. So vortrefflich dieses hier ausgeführt wird, so verbieten es doch die Gränzen eines Auszugs, dem Verf. darinnen zufolgen, zumal da die meisten Regeln nicht unbekannt sind. Nur eine Bemerkung, die die Allegorie betrifft, müssen wir anführen. Nichts giebt mehr Vergnügen als diese Figur, wenn das vorstellende Subjekt in allen seinen Umständen mit demjenigen, das vorgestellet wird, analogisch ist. Aber man trifft selten eine so glückliche Wahl; die Analogie ist meistens so schwach und dunkel, daß sie mehr verwirrt, als ergetzt. In der Mahlerey ist die Allegorie noch schwerer, als in der Poesie: denn jene kann nur solche Aehnlichkeiten zeigen, die ins Auge fallen, da diese weit mehr Mittel hat, die Aehnlichkeit zu zeigen. — Der Verfasser unterscheidet von der Metapher und Allegorie noch die Figur der Rede, wo weder eine Fiktion der Einbildungskraft gebraucht, noch ein vorstellendes Subjekt eingeführet wird: sie betrifft blos den Ausdruck, nicht den Gedanken: sie braucht ein Wort in einem andern Verstande, als dem, der ihr eigen ist. So wird die Jugend figürlich der Morgen des Lebens genennet. Der Verf. bemüht sich die wichtigsten Schönheiten und Vorzüge dieser Figur der Rede zu entwickeln, und legt dem Leser ebenfalls ein Verzeichniß der verschiedenen

schiedenen Verhältnisse vor, auf welche die Figuren der Rede sich gemeiniglich gründen.

Die Fortsetzung folgt künftig.



VI.

Choix de Poésies Allemandes, par M. Huber, *Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen. Bodmer.* Tom. I II. III. IV. à Paris, chez Humblot, Libraire 1766.

Wem die Ehre seines Vaterlandes bey auswärtigen gesitteten Nationen lieb ist, der muß gewiß über diese Sammlung des von uns schon so oft gepriesenen Herrn Hubers eine wahre Freude haben. Es sind noch nicht sechzehn Jahr, sagt er in seiner Vorrede, daß die deutsche Dichtkunst in Frankreich gänzlich unbekannt war, und man davon nur mit Verachtung sprach: aber, fährt er fort: dès que les Poésies de Mr. *de Haller* eurent parû, on en conçut l'idée la plus avantageuse, & on revint de l'injuste prévention que les Allemands n'étoient pas capables d'enfanter des Ouvrages d'imagination. Depuis ce tems quelques autres traductions, & sur tout celles qui ontû par dans le Journal étranger, ont beaucoup contri-

but à répandre le goût de nôtre littérature: Aujourd'hui les meilleurs esprits semblent faire une attention singuliere à nos Poètes & ils leur donnent le plus bel éloge que les Poètes puissent recevoir: celui de Peintres de la Nature. Ein jeder unter uns weiß, daß Herr Huber selbst zu diesem vortheilhaften Urtheile das meiste beygetragen hat. Freylich mußte es auch ein Uebersetzer, wie er, seyn, der den Geist beyder Sprachen vollkommen kannte, der Genie und Geschmack, und eine unermüdete Geduld besaß, die unglaublichen Schwierigkeiten zu überwinden. Unsere Sprachmeister, die in Deutschland mit Uebersetzungen bisweilen hervorgetreten, hätten es freylich nicht gekonnt: aber mancher deutsche Uebersetzer wird sich auch herzlich wundern, wenn er hört, wie viel Jahre Hr. Huber darauf verwandt, daß, ehe er sie noch der Presse übergeben, sie eines Toussaint, Diderot, Thomas, Abt Arnaud und anderer witzigen Männer Urtheilen unterworfen worden. Die Sprachen sind selbst in Absicht auf eine Uebersetzung so verschieden, daß man niemals von der Leichtigkeit der einen auf die andere, zumal bey poetischen Uebersetzungen schließen darf: da die französische Sprache mehr, als irgend eine der lebenden, in die engen Gränzen gewisser festgesetzter Regeln eingeschränkt ist, und ohne Verletzung derselbigen lange nicht mit dem metaphorischen Ausdrucke, mit Versetzung der Wörter, mit den Bindungen und Wendung der Perioden, so kühn als die unsrige umgehen darf; so fällt es in die Augen, wie schwer

es ist, einer in diesem Punkte so delikaten Nation Uebersetzungen aus unsern nordischen Sprachen vorzulegen, wenn sie ihren Beyfall erhalten sollen. Doch aus eben diesem Grunde verdient Hr. Huber desto mehr Ruhm. Ein noch grösserer aber gebühret ihm in Ansehung der Wahl, da wir über den Geschmack unserer Dichter selbst nicht allezeit einig sind, und der Schweizer den Berliner, Leipziger, Koppenhagner vom Parnasse stößt, der wieder eben soviel Recht zu haben glaubt, ihm den Zutritt dazu zu versagen. Was würde Paris von uns gedacht haben, wenn sich Hr. Huber hätte einfallen lassen, ihm den Herrmann, wie es uns in England gegangen ist, oder eine Sündfluth, oder einen Julius Cäsar statt Geßners Idyllen oder den Tod Abels vorzulegen? Es kömmt viel auf den ersten Eindruck an, den man bey einer Nation macht, und wenn die Spanier den Mexicanern zuerst ohne Pferde und dem Donner der Feuerröhre erschienen wären, so würde man sie schwerlich für Götter gehalten haben: kömmt ja alsdenn was elendes hinter drein zum Vorschein, so folgt daraus weiter nichts, als daß es auch Menschen giebt, oder, daß wenn wir Klopstocke haben, auch wir unsere Cotins und Pradons haben. Die Dichter, die Hr. Huber sich gewählet, sind die Hagedorne, Gellerte, Uze, Kleiste, Rabener, Lessinge, Gleime, Schlegel, Lichtwehre, Wielande, Roste und andre, deren Werke der gute Geschmack bereits gestempelt hat. Wenn viele Stücke durch die Uebersetzung verlohren haben, (und wie kann man es anders vermuthen, da schon

die ganze Harmonie des Verses ein mehr als zu wichtiger Verlust ist, und manches kleine Lied, mancher Gedanke durch die Art der Wendung und die Leichtigkeit der Versification erst ihren Werth bekömmt) so haben doch auch verschiedne dabey gewonnen.

Hr. Huber hat noch mehr gethan. Um die Franzosen mit der Geschichte der Dichtkunst unter den Deutschen noch bekannter zu machen, hat er einen Discours preliminaire sur l'histoire de la Poésie Allemande vorgesetzt, in welchem er ihre verschiednen Epochen bestimmt, und eine kurze, doch hinlängliche Nachricht davon giebt. Sollte es nicht uns zur Beschämung gereichen, daß ein Mann, der in gewisser maßen ein Fremdling und beynahe in Fankreich naturalisiret ist, uns darinnen zuvorkömmt? Schon längst hat, wo wir uns nicht irren, der Prof. Gottsched eine Geschichte der deutschen Poesie versprochen, und es wäre wohl zu wünschen, daß er vor seinem Ablehen noch damit zu Stande möchte gekommen seyn. Nach den vieljährigen Bemühungen, die er darauf verwandt, könnte man nichts anders, als viel gute und interessante Nachrichten von ihm erwarten, die einem andern Mann zu einer vollständigen Geschichte der deutschen Poesie Materie an die Hand geben könnten. Doch wieder auf Hr Hubern. Er theilt diese Geschichte in vier Perioden: die erste begreift die Zeit der alten Deutschen, oder der Barden: die zweyte der Minnesinger ihre, oder der Dichter, die im 13ten Jahrhunderte unter der Regierung

gierung der schwäbischen Kayser blühten: die 3te rechnet er vom Opiz an, dem Wiederhersteller der wahren Dichtkunst, der den Rythmus in der Versification eingeführet: und die 4te und letzte endlich die Zeit von Hallern, und worunter diejenigen Dichter gehören, die seit 40 Jahren erschienen sind. Von den ganz alten Barden, ist uns außerdem, was Tacitus davon meldet, wenig bekannt. Doch können die Ueberbleibsel der alten Scandinavier, die dem allgemeinen Ruin noch entgangen, uns eine Idee davon geben. Die Gedichte der Skalden, die von einigen gelehrten Dänen aufbehalten worden, und die schönen Ueberbleibsel der hersischen Poesie, die vor einiger Zeit in London zum Vorschein gekommen sind, zeigen, daß Tapferkeit und Kriegstugenden, der Hauptinnhalt ihrer Gesänge gewesen. Der Kaiser Karl der Große hatte eine Sammlung der Gesänge unsrer alten Barden veranstaltet, die aber vermöge eines Testaments, in dem er verordnet hatte, daß sie verkauft und das Geld unter die Armen vertheilet würde, wieder zerstreuet worden. Albert Kranz, der zu Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte, sagt inzwischen, daß ihm die alten deutschen Gedichte bey seiner Geschichte der Sachsen und Vandalen viele Dienste geleistet, so wie auch Johann Aventin solches von seinen bayerischen Annalen sagt. Die ältesten, die uns übrig geblieben, sind unstreitig Otfrieds, eines Benedictiners des Klosters Wissembourg in Elsaße, der gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts lebte. Er hat von den 4. Evangelisten eine Ueber-

setzung in Versen geschrieben: diese hat Flacius Illyricus entdeckt, und es ist unstreitig das älteste Buch, das wir in deutscher Sprache haben.

Es folget die Zeit der Minnesinger, oder der Liebessänger, die unter den Kaisern des schwäbischen Hauses blühten, und eben das, was die Troubadours in Frankreich, waren, eine Zeit, die der Dichtkunst sehr günstig schien. Der Minnesinger waren an der Zahl 140. unter ihnen waren Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen, Baronen und Edle, die alle im 13ten Jahrhunderte lebten. Man hat ihre Werke sonst nur aus einigen Fragmenten gekannt, die Goldast und Scherzius im vorigen Jahrhunderte bekannt gemacht, bis man erfuhr, daß sich eine vollständige Handschrift der Minnesinger, auf der königl. französischen Bibliothek in Paris befände. Hr. Pr. Bodmer, nachdem er vom Hrn. de Maurepas dies Manuscript erhalten, hat sich nicht wenig um die Geschichte der deutschen Dichtkunst verdient gemacht, daß er sie durch eine Ausgabe dem Untergange entrissen.

Mit dem tragischen Tode des jungen Conrad, des letzten Zweiges aus dem schwäbischen Stamme, wurde die Dichtkunst vernachläßiget und der Nahme der Minnesinger verfiel in Vergessenheit. Sie verfiel in die Hände des Pöbels; unter dem Nahmen der Meistersänger entstunden ganze Gesellschaften von Poeten, die von den Kaisern die größten Privilegien erhielten. So elend diese Reimer waren, erhob sich doch zu Anfange des 14ten Jahr-

hunderts

hunderts ein gewisser Hugo von Trimberg, dem es nicht ganz an Genie fehlte; er schrieb ein satyrisch moralisches Gedicht, der Renner, worinnen er die Laster ziemlich freymüthig angriff, ohne selbst der Geistlichen zu schonen. Nach ihm zeigte Sebastian Brandt und Johann Fischart, die zu Ende des 15ten und Anfange des 16ten Jahrhunderts lebten, und beyde Doktores der Rechte in Straßburg waren, die meisten Talente. Brandt schrieb das bekannte Narrenschiff: eben derselbe gab ein Gedicht, über die Bescheidenheit heraus, von dem ein gewisser Freydank aus dem 13ten Jahrhunderte Verfasser war. Von Fischart hat man ein Gedicht, das glückliche Schiff, das in einem Tage von Zürich nach Straßburg fuhr. Man hat auch ein Gedicht von ihm, die Flöhjagd und eine Uebersetzung von dem Pantagruel des Rabelais, der mit ihm zu einer Zeit lebte.

Mit weit weniger Genie als dieser, erwarb Melchior Pfinzing einen weit größern Ruhm durch seinen Theuerdank, den er zu Ehren Maximilian des Ersten schrieb, und Karln dem Fünften vor seiner Wahl zum Reiche zueignete. In eben diesem Jahrhunderte erschienen verschiedene satyrische Gemälde über die Sitten dieser Zeit, als Reinicke der Fuchs, ein altes Gedichte, das in niedersächsischer Sprache Heinrich Ackmar verfertigte, und Nic. Baumann bekannt machte, und der Froschmäusler von Gabriel Rollenhagen. Es folgte Hans Sachs, der bekannte poetische Schuster. Endlich erschien zu eben der Zeit D. Luther, der

sehr viel beytrug, der deutschen Sprache und Dichtkunst eine neue Gestalt zu geben. Seine Uebersezung der Bibel, sagt der Verf. hat eine Kürze und Richtigkeit, und eine naife Zierlichkeit, die man vor ihm nicht kannte. Parmi ses Cantiques, fährt er fort: il s'en trouvent qui décelent un genie vraiment Poëtique; sa versification est beaucoup plus coulante que celle des Poëtes ses contemporains & même il avoit l'oreille si délicate, que souvent dans plusieurs strophes de suite, il observoit naturellement le rhythme, introduit long-tems après par Opitz. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man auf seinem Pfade fortgegangen. Zu Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, thaten sich Paul Milissus, Peter Denaisius und Rudolph Weckerlein durch ihre Gedichte hervor.

Zulezt kam Opitz, und man nennet ihn mit Recht den Vater der deutschen Dichtkunst. Seine guten Nachfolger waren Paul Flemming, Friedrich von Logau, Simon Dach, Andreas Tscherning, und die Gryphii, Vater und Sohn, die aber alle weit hinter ihm zurücke blieben. Hofmannswaldau und Lohenstein wollten einen neuen Weg betreten und verlohren sich: dem leztern kann man das Genie nicht absprechen, und unter seiner Schwulst findet man die erhabensten Gedanken. Canitz führete die deutsche Dichtkunst wieder zur Quelle des Schönen, die vom Opitz eröffnet worden. Il est un de nos premiers Poëtes, sagt Hr. Huber, qui ait montré de la correction dans le stile.

stile. Besser befliß sich der Reinigkeit des Styls, aber es fehlte ihm an Genie. Um diese Zeit blühete Wernicke, der sein gebührendes Lob bekömmt. Hr. Huber führet bey dieser Gelegenheit eine Stelle aus des berühmten Jean le Clerc Mercure historique & Politique, vom October 1699 an, wo er bey Gelegenheit folgendes Epigramms von Wernicke:

Avis au Peintre du Roi.

Peins l'Hibernois soumis, le Flamand rassuré,
Lorsque tu vois Guillaume armé.
Parle-t-il? Peins alors, attentif & content,
Tout son Auguste Parlement.
Mais peins le monde entier, ses intérêts, son bien,
Lorsque Guillaume ne dit rien.

hinzusetzet: „Si l'on doit juger de l'Epigramme Allemande à la louange du Roi de la Grande Bretagne, par les traductions qu'on en voit, c'est une piece qui mérite les applaudissemens qu'on lui donne. L'Auteur a su attraper le vrai caractere de ce Monarque. On entrevoit bien, qui s'exprime d'une maniere aussi fine qu'elle est naturelle & naïve: Si le Pere *Bouhours* la voyoit, il ne mettroit point en question, je m'assure, si un Allemand peut être Bel-esprit, comme il fait dans ses Entretiens d'Ariste & d'Eugene. Il avoueroit, que l'Esprit est de tout pays. — Den Heräus, Pietsch, Amthor und Neukirch, prophezeyet

glantés à travers les bocages & les prairies. Son cor donne le signal: on accourt & soudain tous les buissons retentissent de cris de chasse.

Mais le coeur de Philis frissonne à l'aspect de ces plaisirs: la seule tendresse anime son coeur sensible. O ma chere Philis, visitons ces lieux entourés de montagnes & de bosquets touffus.

Reconnois-toi dans les objets qui l'environnent. Ainsi que cette campagne, ne sois belle que par la nature; sois ravissante comme l'Aurore, douce comme ses rayons, & tranquille, comme ses vallons solitaires.

Man wird freylich sehen, wie viel dieß Lied durch den Verlust der schönen Versification, die durch die Abwechslung der langen und kurzen Zeilen eine vorzügliche Harmonie hat, in der Uebersetzung gelitten: aber wie war es anders möglich? Nur müssen wir einen kleinen Druckfehler in der letzten Zeile erinnern, wo für *ses* vallons, ces zu lesen ist. — Noch ein andrer fällt zu sehr in die Augen, als daß wir ihn nicht bemerken sollten, zumal da er zu einem Mißverstande Anlaß giebt: Auf der 137. S. T. II. heißt es: Frederic marchant pour la première fois dans l'armure de la bataille, vit en esprit la ruine *des combats* de ses peres, anstatt de la cité.

V.

VII.

Biblioteque des Artistes & des Amateurs: ou Tablettes Analytiques, sur les sciences & les beaux Arts; Ouvrage utile à l'Instruction de la Jeunesse, à l'usage des Personnes de tout âge & de tout état, orné de Cartes & d'Estampes en Taille douce: avec une Table raisonnée des Auteurs, sur l'usage & le choix des Livres, par l'Abbé *de Petity*, Prédicateur de la Reine, T. I. II. III. 1. & 2de Partie 4to à Paris, Chez P. G. Simon.

Dieß Buch soll ein Innbegriff aller möglichen Künste und Wissenschaften in der Welt werden; wir haben die drey ersten ziemlich grossen Quartbände vor uns, denen, dieser Anlage nach, sehr viele folgen müssen: allein wird nicht die Kostbarkeit dieses Buchs schon gewissermaßen den grossen Nutzen aufheben, den sich der Verf. davon verspricht? Das seltsamste in diesem Buche ist die Methode, die der Verf. gewählet, und auf die er sich doch ganz ausserordentlich viel zu Gute thut. Er giebt diese in der Vorrede an, und wir können ihrer Seltenheit wegen nicht besser thun, als wenn wir ein Stück daraus übersetzen. „Alle Welt, sagt er, giebt zu, daß der kürzeste Weg zur Erlernung einer Wissenschaft

senschaft dieser ist, wenn man öfters davon spricht, hauptsächlich die Bezeichnungen (les Termes) davon kennet, sie fleißig vor Augen hat, und daß man auf diese Art in wenig Monaten weiter als in vielen Jahren durch den Weg des Studierens und Unterrichts kommt. (Das werden feine Gelehrte werden, und ungefähr solche, wie viele von des Verf. Landsleuten, die von allem schwatzen, ohne von irgend einer Sache etwas gründliches zu verstehen). Dies ist, fährt er fort, eine Wahrheit, die man greifen kann: So werden hier durch die bloße Erklärung und natürliche Abtheilungen von sechs allezeit wiederhohlten Bezeichnungen (Termes) nehmlich: (Einheit, zwiefache, gedritte, gevierte, siebenfache, und zwölffache Zahl, (Unité, Binaire, Quaternaire, Septenaire & Duodenaire) die schönen Künste und Wissenschaften entwickelt, analysiret und demonstriret, wenn ich mich so ausdrücken darf: jede Wissenschaft ist eine, wie die andere in 1, 2, 3, 4, 7 und 12, wie eine genealogische Tabelle abgetheilet; so daß alles, was man nur von einer Sache weiß, und noch so abstrakt ist, sich darinnen eingeschlossen findet. Wie viele Kenntnisse kann man nicht durch diese Arbeit erlangen? Die Kürze, die Ordnung und Simplicität machen das ganze Verdienst davon aus. Diese methodischen Tabellen, sind so gar einem Kinde begreiflich. Das Gedächtniß wird allezeit durch unstreitige Punkte angeheftet, die in jeder Wissenschaft gleichförmig sind. Was für ein Vortheil! welcher Nutzen! lasset euch nicht durch die Schmü-

rigkeiten

rigkeiten abschrecken, die ihr im Anfange finden werdet: sie werden bald verschwinden. Die obbesagten Bezeichnungen (Termes) werden im Anfange fürchterlich, unbekannt, und barbarisch scheinen. Ich erkläre sie also, und ihr werdet bald damit bekannt seyn.

Einheit Unité, bedeutet Eins. Die Simplicität des Ausdrucks und der bezeichneten Bedeutung ist der wahre Charakter, durch den man sich allein die Einheit vorstellet.

Jede Wissenschaft hat ihre Einheit; erstes Kapitel. Diese Einheit ist die ursprüngliche, vor alles vorhergehende und erste Kenntniß derselbigen: z. E. In der Rechenkunst, ist es die Zahl, (Nombre) in der Chronologie die Zeit, in der Astronomie, der Himmel.

Binaire, bedeutet zwey oder eine Ambe, d. i. zwo Kentnisse die mit einander so genau verbunden sind, daß mir die erste die zweyte gleichsam entdeckt, und mich auf eine natürliche Art drauf weiset. Jede Wissenschaft hat ihr Gezweytes (Binaire) und das ist allezeit das zweyte Kapitel. Z. B. In der Arithmetik ist es die Quantität und Qualität einer Sache. In d r Chronologie ist es das astronomische und bürgerliche Jahr. In der Astronomie, der Stern und der Planete.

Ternaire, bedeutet drey, d. i. eine Abtheilung in 3 Theile, so methodisch abgesondert, so allgemein angenommen, so bestimmt bezeichnet, daß

man nichts dazu und nichts davon nehmen kann. Jede Wissenschaft hat ihr Gedrittes, und das machet das 3te Kapitel. z. E. In der Arithmetik, Livre, Sou und Denier. In der Chronologie, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. In der Astronomie, die drey Systeme, des Ptolomäus, Copernicus, und Tycho de Brahe rc.

Quaternaire bedeutet viere, die Wurzel und den Anfang aller Zahlen, weil durch die Zusammensetzung, von 1, 2, 3, 4 die gezehnte heraus kömmt. — Jede Zahl hat ihr Geviertes, und das ist allezeit das 4te Kapitel. Z. E. In der Arithmetik, die Addition, Substraktion, Multiplication und Division. In der Chronologie, die vier Jahrszeiten. In der Astronomie, Nord, Süd, Ost und West.

Septenaire, bedeutet sieben: diese Zahl ist die simple und natürliche Addition des Gedritten und Gevierten, denn 3 und 4 macht 7. Jede Wissenschaft und schöne Kunst hat ihre wesentliche Abtheilung in Sieben: z. E. In der Astronomie 7. Hauptgestirne, Saturn, Jupiter, rc. In der Chronologie 7 Tage in der Woche; 7 freye Künste, 7 mechanische u. s. w.

Duodenaire, bedeutet zwölfe; diese Zahl nimmt ihren Ursprung von der gedritten Zahl, welche durch die gevierte, oder umgekehrt multipliciret wird, denn 3 mal 4 macht 12, oder 4 mal 3 macht 12. Die schönen Künste und Wissenschaften freuen sich auch der gezwölften Zahl, und sind daraus wesentlich zusammengesetzt: Z. E. die 12 himmlischen

schen

schen Zeichen in der Astronomie: die 12 Monate des Jahres in der Chronologie u. s. w.„

Wir wollen nichts von den herrlichen Folgen sagen, die sich der Verf. von dieser großen Entdeckung verspricht, und es den Lesern selbst überlassen, ob sie Lust haben, nach dieser Methode sich die Wissenschaften bekannt zu machen? nur müssen wir noch diejenigen angeben, von denen wir in diesen 3 Bänden Unterricht erhalten: dies sind die Grammatik. Die Fabel. Die Rhetorik. Die Poesie. Der Ackerbau. Die Weisheit oder philosophische Moral. Die Mythologie der Hölle. Die Arithmetik. Die Schreibkunst. Die Architektur. Die Buchdruckerkunst. Vor jeder dieser Abhandlungen steht ein schönes allegorisches Kupfer in Form eines Medaillon mit der Erklärung, von Gravelot gezeichnet, und verschiedenen Künstlern gestochen: drauf folget: die genealogische Tafel der Wissenschaft nach obgedachten Zahlen. Wir müssen nur eine kleine Probe beyfügen, wie er alles unter diese Zahlen zu bringen weiß: Z. E. die Buchdruckerkunst. Einheit. Die Charaktere. Gezweytes. Der schwarze Druck, der rothe und schwarze. Gedrittes. Zusammensetzung, Correktur, Vertheilung. Geviertes. Papier, Pergamen, Pappe, Atlaß. Gesiebendes. Die 7 Formate, in folio, 4. 8. 12. 18. 24. 32. Gezwölftes. Die 12 Muttersprachen. Das Hebräische, Arabische, Aethiopische, Armenische, Griechische, Römische, Isländische,

ländische, Rußische, Tartarische, Georgische, Malabarische. — Wie viel hätte man hier nicht Gelegenheit sich lustig zu machen, und das Gezwungne und Willkührliche zu zeigen, wenn es nicht ohnedieß in die Augen fiel. Unter allen Abhandlungen, ist die von der Buchdruckerey, die vollständigste, gelehrteste, und für neugierige Leser die interessanteste; man findet die Alphabete fast von allen Sprachen in der Welt, und sie schreibet sich größtentheils von dem Hrn. le Roux des Hautesrayes, Professor der arabischen und königlichen Dollmetscher der orientalischen Sprachen her. Am Ende jedes Bandes steht noch ein kurzer Begriff der vorhergehenden Abhandlungen, nebst einem Verzeichnisse der in die abgehandelte Kunst und Wissenschaft einschlagenden Bücher, aber der V. kennt wenig andere, als die in seiner Muttersprache geschrieben sind.

VIII

VIII.

Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur. — Erste und zweyte Sammlung. Schleßwig und Leipzig bey Joh. Friedr. Hansen 1766. 334 Seiten in 8.

Unter der Gestalt einer vertrauten Correspondenz unsichtbarer und weit zerstreuter Freunde, liefern die ungenannten Sammler und Herausgeber dieser Briefe, vermischte Nachrichten, Bemerkungen, Urtheile oder freye Unterhaltungen einer geflissentlich geistreichen Muße, über neue Bücher, Schriftsteller, und die gegenwärtige Verfassung der Wissenschaften und Künste. Die Gesellschaft der vorgegebenen Sammler oder Verfasser dieser Briefe, läßt sich ohne große Ungewißheit in Dännemark entdecken. Doch die Neuheit, von daher eine deutsche Quartalschrift anzukündigen, ist es nicht allein oder so sehr, als die Schreibart und der Charakter, eines Theils auch die Materien, durch die wir unsere Leser auf diese Briefe neugierig zu machen oder für sie zu intereßiren gedenken. Wir wollen gleich eine Anzeige der einzelnen Briefe liefern. Zwar es wäre wohl hier der Ort aus dem Vorberichte, über die Absicht und Bestimmung dieser Schrift, und dem was sie verspricht, etwas zu folgern oder zu errathen. Ob nämlich ihre vorausgesetzten Leser, nur die einheimischen

Virtuosen seyn solten, zu deren kunstverständigen Begleitern sich die Briefsteller anbieten u. s. w. In der Furcht aber, daß es uns nicht gelingen möchte, beyde diese vielbedeutenden Wörter recht, das heißt, in wahrscheinlicher Vergleichung mit dem durchgängigen Charakter der Briefe, zu verstehen, wollen wir es ihren Lesern selbst überlassen.

Wir für unsere Person wollen sie sehr gern zu unsern Begleitern annehmen; denn nach dem Anfange des Weges, auf den sie uns führen, dürfen wir weder lange Weile, noch Mangel des Unterrichts über die Dinge, die ihnen aufstoßen, besorgen.

Der erste Brief also aus Freyburg ist über des Hrn. Abbts Buch vom Verdienste. Die kleine Ausschweifung, oder vielmehr die Pensees über den Einfluß des Unterrichts weiser und wohl genützter Schriftsteller auf die Bildung und Richtung der Denkungsart eines Volkes und vornämlich des Fürsten, zeigt einen nicht unähnlichen Nachahmer des rechtschaffenen und freyen Geistes, der über dem Verdienste philosophiret. Doch dieser Brief enthält auch Kritik. Die Definition des Verdienstes leidet Verbesserung. Wir erinnern uns daß schon in der allgemeinen deutschen Bibliothek wider sie etwas eingerücket worden. Der gegenwärtigen möchten Leser, die um des Verbesserns willen nicht nachsinnen, immer widersprechen. Die verbesserte Definition heißt; „Handlungen oder Thätigkeit andern zum Nutzen, aus reinen Motiven durch Seelenkräfte ausgeübt„ oder; der Werth unserer Tugend, in Absicht auf andere Menschen.„

Wir

Wir können uns nicht darauf einlassen, über das Unerhebliche und eigentlich Unrichtige in derselben zu demonstriren. Wir müßten sonst von dem Verfasser des Briefes Rechenschaft verlangen, warum er nicht, mit einigermaßen ähnlicher Subtilität, sich mit Untersuchung und Bestimmung der fernern Abhandlung und der Technologie beschäfftiget hat. Nach der verbesserten Definition, würden die untergeordneten Abhandlungen sich nicht so haben entwickeln können, wie H. A. sie ausgeführt hat. z. B. von dem Wohlwollen in seinem Unterschiede, von dem guten Herzen, von der Steigerung und Ausartung der Empfindniß der Gegenstände, zur Leidenschaft. Dem Freunde des Correspondenten, wäre auch mit einer Vorbereitung und Erleichterung, in den scharfen Tiefsinn des H. A. einzudringen (wenn er selbst lesen soll) mehr gedient gewesen, als mit der Delikatesse seines Freundes in der Sprachkritik, die (nur nicht in einem so kurzen Diskurs über dieß originale und intereßirende Werk) etwa in dem siebenden Briefe am rechten Orte gewesen wäre. — Die Anmerkung über den Nervenast, an welchen der V. so hart angestoßen, ist uns sehr unverständlich, zumal weil wir in dem griechisch bunten Witz („ein fühlender Ast, im Deutschen — αισχυνομενην täglich vor Augen haben„) ungern eine schmutzige Zweydeutigkeit aufgetrieben, sehen wollten. Wäre der Hr. V. über die Stelle des Hrn. A. (oder etwa über den letztern Theil des Buches) nicht so schnell hingelaufen, so würde er vielleicht nicht so hart angestoßen seyn.

Der zweyte und vierte Brief geben mit ihrer Ueberschrift (London) einen englischen Verfasser an. Die muthige und freye Sprache des ganzen Briefes, die Zänkerey des Engländers über den Schulgeist der Deutschen, und die Anmerkung der Sammler über die dreisten Urtheile ihres Correspondenten, machen zusammen eine unterhaltende Erfindung, zu der sich die Materie des Briefes aus der englischen Litteratur recht wohl schickt. Das allegorisch-epische Gedicht des Spensers the Fairy Queen, wird in seiner Invention und fortgehendem Plan beleuchtet, und wider die Kritik des Hrn. Warton (in dessen Observations on the Fairy Queen) vertheidigt. Warton hat Unrecht, daß er Spensers Invention, die er aus der romantischen Feyendichtung hernahm, als eine, von dem wieder empor gekommenen Studium der griechischen und lateinischen Dichtkunst; noch ununterdrückte gothische Barbarey verwirft. Spenser mußte zu seinem Gedichte die Maschinen nehmen, die seinem Zeitalter bekannt und national waren; er folgte dem allgemeinen Geschmack, mit welchem der Orlando furioso aufgenommen war. Der vierte Brief behauptet die Einheit der Handlung und des Interesse in dem spenserischen Gedichte wider Warton. Spensers schöne und reiche Erfindung, die den Leser beständig reizt und belustigt, schützt ihn wider die Strenge des Kunstrichters. Beyläufig wird der Orlando furioso gerettet; er darf nicht als eine Epopee beurtheilt werden, und Hr. Warton hätte ihn nicht als eine epische Misgeburt herunter-

untermachen sollen. Die feine Schreibart und Kritik des Hrn. Warton, von dem ganze Stellen eingerückt sind, und die darzwischen kommenden ihnen an Schönheit und Heiterkeit ähnlichen Widerlegungen des Londners, geben diesen zweyen Briefen das Ansehen einer recht unterhaltenden Disputation. — In einer Antwort (vom Lande) bezeigt der Freund seinen Gefallen an dem Geschmack des Hrn. Londners.

Von einer Correspondenz aus der Schweiz geben die Sammler eine Probe (den dritten Brief aus Zürich); er enthält eine ironische Vertheidigung und parodirte Lobrede der Zürcher Trauerspiele, wider die Briefe die n. L. b. und die Bibliothek d. sch. W. Der Witz der Ironie wird den Lesern gefallen, denen erneuerte Züchtigungen der verdrehten, und lächerlich schwülstigen Sprache, die bisher aller Kritik so sehr als dem gesunden Geschmack trotzet, willkommen sind. —

Der sechste Brief (aus Kopenhagen) betrifft die in London gestifftete Gesellschaft zur Aufnahme der Künste Handwerke und des Handels; und ertheilt Nachricht von der gegenwärtigen Verzierung der neuen Friedrichsstatt in Koppenhagen, durch die aufzurichtende Ritterstatue des jüngstverstorbenen Königs, und eine Kirche in der modernen Bauart einer Rotonda, deren jede ihren Meistern viel Ehre und Nachruhm erwerben wird, so wie sie dem Andenken eines vortrefflichen Königs gewiedmet sind. —

Der siebente Brief (aus Freyberg) über die Probe des neuen deutschen grammatischen Wörterbuchs, zeigt kritische Einsicht in die Natur und gegenwärtige Verfassung unserer Sprache, die, wo wir nicht irren, uns einigermaßen schon bekannt ist.

Bey Gelegenheit des achten Briefes, müssen wir zu den letztern Stücken unserer Bibliothek eine Anzeige nachholen. Wir haben einen Auszug des sehr wahrscheinlichen Systems gegeben, durch welches Macpherson und der Dr. Blair das originelle Alterthum der oßianischen Gedichte, so wohl als die Ehre eines sehr alten Herkommens des schottischen Volkes, behauptet haben. Beydes ist von einem ungenannten Irrländer in dem Journal des sçavans 1764. so ausführlich und ernstlich, als vordem noch nicht geschehen, bestritten worden. Der alte Name Scoten, soll ursprünglich Irrland eigen seyn, woher die spätern Bewohner des nördlichen Britanniens eine Colonie erst des sechsten Jahrhunderts sind. Die vorgegebene alte Geschichte bey den schottischen Geschichtschreibern, ist theils Plünderung des irländischen Alterthums, theils geflissentliche Untreue und Verfälschung, aus Eitelkeit, und Partheylichkeit in den schottländischen Empörungen der Unterthanen wider ihre Könige, und der Bestreiter der Monarchie. Oßian und Fingal sollen aus irländischen Romanzen des achten oder neunten Jahrhunderts entlehnte und verdrehte Namen seyn; und das ganze Gedicht Fingal eine, von einem solchen irländischen Roman verstohlne Nachahmung. Der Irländer legt das Original vor,

und

und eben dies thut er mit den Gedichten Carthon und Darthula. Wir können uns hier weder über die Wahrscheinlichkeit in der Entdeckung des Irländers, noch über die zurückbleibenden Schwierigkeiten aufhalten, sondern verweisen unsere Leser auf die Abhandlung selbst, deren Uebersetzung sie in dem ersten Bande der Unterhaltungen eingerückt lesen können. —

In dem achten und eilften Briefe (aus Kopenhagen) sind zur Vergleichung mit der alt-englischen Dichtkunst einige Proben von den alten dänischen Kiempe-Viiser gegeben; in so fern sie nämlich unter dem Gebrauche der jüngern Zeiten nicht verstellt sind, und den Charakter ihres originellen Alterthums eingebüßt haben. Seit dem berühmten Olaus Wormius im vorigen Jahrhundert, hat das Studium der alt-dänischen Dichtkunst keinen weitern Fortgang gehabt; aus ihm werden von der Oekonomie des Reims dieser alten Poesien Nachrichten gegeben, und in einem mit eben so vielem Geiste als Sorgfalt übersetzten Stücke, die Zergliederung desselben gezeigt. Der V. hat seine alte Ode in ihrem poetischen Werthe recht gezeigt; aber das ist ein muthiges, originelles und neues Unternehmen, die alte celtische Dichtkunst, gleich griechischen Mustern hervorzuziehen, und deutsch modernisirt nachzuahmen. Wir haben neulich aus Dännemark, und wir würden uns vielleicht nicht irren, wenn wir es zu errathen suchten, von eben dem Verfasser, Gedicht eines Skalden erhalten, das ein ungemein poetisches Genie anzeigt.

In

In dem neunten Briefe (Berlin) werden die Abhandlungen des Hrn. Fäsi über wichtige Begebenheiten aus der alten und neuen Geschichte, in der charakteristischen Sprache eines ernsten und moralischen Eifers für den guten Geschmack der Schreibart, und des nutzbaren Fleißes in der Bearbeitung derselben empfohlen. Die Arbeit des Hrn. F. wird nach dem Maße der Achtung, die man für sie bezeugt, ziemlich strenge beurtheilt, und besonders die Abhandlungen über die Geschichte von Carthago zur Probe der Kritik, welche sich doch nur auf praktische und statistische Bemerkungen einschränket, vorgenommen, —

Der zehnte Brief enthält Anzeigen von ein Paar Büchern zur Naturgeschichte von dänischen Verfassern. — Der zwölfte Brief und dessen Fortsetzung (an Hrn. B. in Fez) ist eine kritische Unterhaltung über die Briefe die neueste Litteratur betreffend. Die Urtheile des Verfassers, die einige einzelne Punkte betreffen, gehen hauptsächlich dahin: Die berlinischen Kunstrichter hätten ihre Kritik weniger, zum Spiele einer witzigen Laune, an schlechte Schriften verschwenden sollen; gegen die Verdienste des Verfassers vom Grandison, haben sie zu wenig Achtung und zu viel Leichtsinn gezeigt: das außerordentliche Genie der Karrschinn, hat ihre gar zu finstre und gewisser maßen unbillige Kritik, unterdrückt und verscheucht: ihre Urtheile sind den großen Talenten, über welche sie zuweilen gerichtet haben, nicht immer würdig genug. In einem Zusatze der Sammler werden die angegriffenen Arbei-

ten

ten des Hrn. Pr. Cramers noch einmal vertheidigt; und die gar zu sehr gekränkten Verdienste des Hrn. Dusch in Schutz genommen. — Wir wollen zu diesem Briefe gleich den vierzehnten bis achtzehenten von Hrn. L. mitnehmen, und dann mit zwey Worten etwas über den Styl dieser Briefe sagen. Zum Anfang und Beschluß, hat der Kunstrichter die wielandsche Uebersetzung und Mishandlung der Werke Shakespears, zum Besten. In einer Vergleichung mit Youngs werden Shakespears Talente, die Leidenschaften mit aller Feinheit des sittlichen Charakters verbunden zu schildern, geschätzt. Die Wortspiele Shakespears werden vertheidigt, und sein Ausdruck der verschiedenen Sprachen, für die verschiedenen Lebensalter seiner Personen gerechtfertigt. Sh. Stücke werden nach ihrer dramatischen Composition, unter die Gattungen tragedy, comedy, history, pastoral, pastoral-comical, historical-pastoral geordnet, analysiret, und untersucht, wie fern sie dem Drama der Alten ähnlich sind. Es ist in diesen Briefen viel kritische Belesenheit im Englischen enthalten.

Das Lob scharfsinniger und moderner Kunstrichter, um welches die Verfasser dieser Briefe sich beeifern, werden ihre Leser ihnen nicht versagen; aber sie würden geneigter dazu seyn, wenn die Schreibart der Briefe nicht so emsig und geflissentlich ihren Beyfall und Bewunderung der Neuheit und des Schimmers derselben, abzufordern schiene. Das Urtheil über die Schreibart der Briefe die neueste Litteratur betreffend, sagt

es,

es uns, daß diese ihnen ihre Muster gewesen. Munterkeit und ein blühender Witz bleibt immer ein Verdienst eines Schriftstellers, aber was über dem hinaus ist, wird Kostbarkeit, Affectation oder Muthwille. Wir haben uns über die Parallele zwischen unsern neuern Schriftstellern gewundert (S. 165.) Ramler, Zimmermann, Winkelmann, Hagedorn, Mengs — vor denen Hr. Haman oder der königsbergische Philolog, oder wie er sonst heissen mag, an die Spitze gesetzet ist. Aber daß vier Seiten, mit dem verworrenen Geschwätze (die bis zum Abscheu gemißbrauchten biblischen Anspielungen übergangen) dieses abentheuerlichen Gelehrten angefüllt sind, und die höfliche Empfehlung dieses eingeschalteten Locus claßicus, scheint uns etwas unerwartetes von unsern Briefstellern zu seyn.

Zum guten Glück hat ihre Nachahmung der hamannischen Schreibart noch nicht die schreckliche Vollkommenheit erreicht, nach welcher wir sehr wünschen, daß sie nie trachten möchten. Aber das Aufsehen, welches ein sich jähling erhebender Witz, eine gezierte Munterkeit, eine, aus der Zusammendrängung der Gedanken, und der halben räthselhaften und schiefen Ausdrücke fast geflissentliche Unverständlichkeit, und die Parade, welche die eingestreuten griechischen und lateinischen Mottos, und die, in englischen und französischen, statt eben so guter und bedeutender deutschen Wörter, gesuchte Modensprache, machen sollen, machen, daß die Verfasser des Beyfalls verfehlen können, auf den sie sich übrigens Rechnung machen dürfen. Nur ein Paar

Proben:

Proben: der Anfang des zwölften Br. „Werden Sie sichs, der bittersüßen Geschichte von P. K. halber gefallen lassen, daß ich ihnen das Ende und den Tod der Briefe die neueste Litteratur betreffend, verkündige? Werden Sie vom Kaiserthume Marocco her Ihre Schleuder gegen einen todten Riesen schütteln, den Sie bey seinem Leben, ich weiß nicht, ob aus Großmuth, oder weil Sie es mit einem andern Wilden aufgenommen, frey herum schwärmen liessen? Oder werden Sie nicht vielmehr der Leiche des Helden, der sich an manches große Verdienst wagte, und immer seinen Kopf mit Anstand aus der Schlinge zu ziehen wußte, itzt da der Autor-Pöbel seine Manes mit einem lauten Hussah begleitet, einen Kranz von Feigenblättern und Datteln flechten und das Ilicet etc. oder nach Ihrer Art —

Marcus vertit barbare —

mit dem löblichen Schlusse der Standreden; Wir haben einen redlichen Bürger verlohren, über ihn aussprechen„ — S. 173. „Ich schreibe für Sie mein Freund,

Κλυθι ιδων αϊων τε, δικη δ' ιθυνε θεμιςας
τυνη — „

Zu Anfange des vierzehnten Br. S. 215. von Shakespear. „Auf der Welt hätte sich kein bequemerer Zeitpunkt dazu (den Deutschen bekannt zu werden) finden können, als itzt, da sein Name in allen Zeitungsläden, wie der Mondschein in einem Dickigt figurirt; und auf der Welt — Sie müssen

mir

mir nun schon eine Hyperbel lassen, die so viel Grund hat — hätte sich kein so wunderbarer Hodeget (fast hätte ich Pädagog geschrieben) für ihn finden können, als Hr. Wieland — — und diesem jungen königlichen Capricio zur Seite μετριος, επιεικης, αρμοδιος τω βιω, το δε μεγιστον, διπλως —„

Der dreyzehnte Brief hat von seinem würdigen Gegenstande einen eigenen Werth. Empfindungen von Verehrung und Zärtlichkeit für das Andenken des gepriesenen, und dem Wohl seiner Länder und den Wissenschaften zu früh weggestorbenen Königs in Dännemark, werden auch Ausländer, sich willig mittheilen lassen. In einer Fiction, deren Richtigkeit wir doch nicht leicht einsehen, liefert der V. die seitdem gedruckte Ode des Hrn. L. R. Klopstock, Rothschilds Gräber, als eine in den rothschildischen königlichen Begräbnissen unter dem Accompagnement einer antiken Lyra erschollene Geniusstimme.

Der neunzehnte Br. wird deutsche Leser, denen die neueste deutsche dänische Litteratur noch fremde ist, auf die Aufnahme der schönen Wissenschaften in der Residenz, und unter der milden Sorgfalt des Königs, aufmerksam machen. Ein neuer Periode für die schönen Künste fieng sich unter der vorigen Regierung an. Die bekannt gemachte Huld des liebenwürdigsten Königs Friedrichs, die er den Künsten versprach, und sein großer Wunsch für ihre Aufnahme in seinem Reiche, seine gemachten Anstalten, Stiftungen, Schenkungen, forderten

ten die Genie auf. Am längsten aber verzog es sich mit der Bearbeitung der Sprache zur Wohlredenheit. Es wurden über die Vereinigung der gründlichen und schönen Wissenschaften Schwierigkeiten gemacht, man stritt über den Vorzug und die Gränzen der Gelehrsamkeit für den Verstand, und für den Geschmack; eben dieser Streit war nur ein Vorspiel der glücklichen Einrichtung, die den Wachsthume der schönen Litteratur in Dännemark ein glückliches Zeitalter verspricht. Eine patriotische Gesellschaft zur Beförderung der schönen und nützlichen Wissenschaften, in Kopenhagen, liefert jährlich die eingesandten Versuche, und die Stücke, denen die ausgesetzten Preise zuerkannt werden. Von diesen enthält dieser Brief übersetzte Proben und Beurtheilungen. Wir haben die Originale mit ihnen verglichen. Der Kritik unserer V. geben wir größtentheils Beyfall; doch haben wir ein kleines Verzeichniß von Stellen vor uns, wo der Sinn des Dänischen theils verfehlt, theils nicht richtig, oder stark genug ausgedrückt ist. — Ohne lange Verweilung wollen wir mit ein Paar Proben unsere Anklage rechtfertigen. S. 313. die vierte Strophe aus des Hrn. Tullin Gedicht die Seefahrt: „Det stolte Element modwillig sig nedböier — Det kneiser trodsig op, men bukkes ned som för„; ist übersetzt: Das stolze Element sträubt sich unter dem Kampfe der Winde; trotzig erhebt es seinen Rücken, mächtiger wird es niedergebücket,„ das Dänische heißt; Das stolze Element biegt sich unwillig unter; trotzig hebt es sich wieder empor, und aber-

mal wird es niedergebeugt.„ S. 314. „Wer zwang die Orkane Schlösser in ihren Bund zu fassen, und sie pyrenäischen Wogen mit der Schnelligkeit, mit der ein Pfeil von der Sehne springt, zu entführen?„ Das Original läßt sich verstehen: „Wer zwang vermittelst einer in die Höhe gespannten Leinewand die Orkane, Schlösser über pyrenäische Wogen so geschwinde fortzuschieben, als der Pfeil, der von der Sehne abfliegt. S. 316. Das Dänische „Du Lyst til Meer„ wird übersetzt: „Du Hang zum Meere„ anstatt; „Du Begierde nach Mehrern, ungezügelter Geiz!„ hat die Aehnlichkeit des Lauts den Uebersetzer verführt, oder ist es ein Druckfehler? S. 331. „Zähle Sonnen und Welten dort, wo vorher nur Sonnen und Punkte stunden„ statt; „wo vorher nur Punkte stunden.„

Zuletzt ist eine Uebersetzung einer dänisch-mythologischen Erzählung, die neue Edda, von den Sammlern beygefügt. — Wir müssen über die Versuche der kopenhagener Gesellschaft noch die Anmerkung machen, daß wir unter ihnen bisher noch keine Rednerversuche finden, ungeachtet jährlich auch für die beste Lobrede auf einen berühmten Mann aus der dänischen Geschichte, ein Preis ausgesetzt ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Arbeiten der Dichter, vor den Meisterstücken der Redner vorangegangen sind. Hier ist es, wo man in Dännemark noch den Verlust des sel. Sneedorfs, ehemaligen Prof. der Ritterakademie zu Sorde und Lehrers Seiner Königl. Hoheit des Erbprinzen Friedrichs, bedauret. Die vortreffliche Wochen-

schrift,

schrift, den patriotiske Tilskuer, welche, nachdem der nordische Aufseher beschlossen war, in Kopenhagen an dessen Stelle trat, hatte ihn zum Verfasser. Doch müssen wir hier der Rednertalente des Hrn. Prof. Guldbergs gedenken, der dem sel. Sneedorf in seinen Aemtern gefolgt ist, und durch ähnliche Verdienste, auch eine seinem berühmten Vorgänger, ähnliche Hochachtung behaupten wird. Unter den Mitgliedern dieser verdienten Gesellschaft ist uns die Erinnerung des Hrn. Prof. Schlegels schätzbar; er ist Secretair der Gesellschaft. Seine Kritik und Fertigkeit in der dänischen Sprache, ist schon lange durch seine dänische Abhandlung über die Vortheile und Mängel der dänischen Sprache in Vergleichung mit der deutschen und französischen, bekannt.

Wir glauben unsere Leser werden mit dieser kleinen Ausschweifung über den gegenwärtigen Zustand der dänischen schönen Litteratur nicht unzufrieden seyn. Es scheint, daß sie künftig die Deutschen mehr intereßiren werde.

Diese Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur werden fortgesetzt; man verspricht jährlich vier Sammlungen zu liefern, und wir wünschen die Erfüllung dieses Versprechens.

IX.

Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten. Erster Theil. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch. 1766. (S. 224.)

Wenn wir auch nicht wissen, wem wir diese Sammlung zu danken haben, so wissen wir doch, daß der V. sehr viel Dank verdienet. Es scheint uns kein geringer Geschmack zu einer guten Wahl von Sinngedichten zu gehören, da der Geschmack selbst darinnen sehr verschieden ist. Manche suchen allezeit einen zugespitzten Gedanken, manche eine simple und naife Wendung. Der Hr. V. hat eine Wahl für alle veranstaltet, und führt uns wieder auf die Verdienste unserer ältern Dichter zurück, die wir beynahe zu verkennen angefangen haben. Opitz, Zeiler, Olearius, Tscherning, Flemming, Andreas Gryphius und Christian Gryphius, sind die Dichter, von deren Sinngedichten wir hier eine Auswahl finden, und die wir überhaupt dem Leser anpreisen können.

Inzwischen müssen wir gestehen, daß wir unter vielen vortrefflichen auch verschiedene antreffen, denen wir, unserm Begriffe vom Sinngedichte nach, kaum einen Platz in dieser Sammlung würden vergönnt haben: dergleichen sind eine Menge Sittensprüche, die nicht wenigstens durch eine witzige

Wen-

Wendung eine Art der Neuheit erhalten: dergleichen sind z. E.

Du sollt dich selber nicht noch loben, noch verachten,
Dies ist des Narren Thun, die blos nach Ruhme trachten.

*
* *

Gedenk in guter Zeit, das Glücke kann sich wenden;
Und hoff auch in der Noth, der Unfall wird sich enden.

*
* *

Die Weisheit findt man nicht an einem Ort allein,
Sie wohnet da und dort, und will gesuchet seyn.

Das Gewissen.

Du trägest bey dir Tag und Nacht
Den Zeugen, der dich schuldig macht.

*
* *

Wenn Unglück dir geschadet hat,
So denke nicht, es sey nun satt.

*
* *

Die süsse Lieb ist nichts, auch nicht der Schönheit Preiß,
Ein solches Weib ist schön, das Gott zu lieben weiß.

*
* *

Auf Traurigkeit kömmt Lust, auf Lust kömmt Traurigkeit:
Wir leben zwischen Trost und Furcht in dieser Zeit.

*
* *

Der Fried ist allem vorzusetzen,
Des Friedens Lob ist mehr als Kriegstriumph zu schätzen.

*
* *

Vertraue deinem Feinde nicht,
Wie sauer oder süß er spricht.

*
* *

Kein Mensch kann beßre Glückesgaben,
Als fromm und kluge Kinder haben.

*
* *

Vergieb es, hat sich der einst wider dich vergangen,
Von welchem du zuvor viel Wohlthat hast empfangen.

Uns dünkt, daß wenn wir diese und andre dergleichen Sprüchelchen für Sinngedichte wollten gelten lassen, es nicht schwer seyn würde, aus jedem moralischen Gedichte eine Menge Sinngedichte zu machen, zu geschweigen, daß es selbst einem schlechten Dichter nicht schwer fallen würde, einen moralischen Gedanken in ein paar Reime einzuschließen, und uns ganze Bände davon zu liefern. Wir rechnen auch hieher die Vierverse des von Pibrack, nach der Opitzischen Uebersetzung, und die meisten von Zeilern, und Olearius, denen wir höchstens, wie den vorhergehenden den Titel von Gedenksprüchen, zugestehen würden. Des Martin Opitz und A. Gryphs Sinngedichte sind unstreitig diejenigen, die in dieser Sammlung den Vorzug vor allen verdienen. Wir wollen aus dem erstern und letztern etliche anführen:

Auf das Alter.

Das Alter kränket mich, die jungen Jahr imgleichen.
Zwar jenes, weil es kömmt, und diese weil sie weichen.

Auf

Auf ungestalte Leute.

Dein Maul Olympius, verstellet dein Gesicht:
Ach schaue ja damit in keinen Brunnen nicht:
Narcissus sahe sich, und mußt aus Liebe sterben:
Dich wird, wenn du dich siehst, dein eigner Haß verderben.

Der geizige Almon.

Es wollte gestern sich der Geizhalz Almon henken.
Jedoch sechs Heller, Freund, die machten ihm Bedenken;
So theuer kam der Strang: der Preis schien unerhört:
Nein, fieng er an, der Tod ist nicht des Geldes werth.

Auf den Zoilus.

Vergebens lob ich dich, vergebens fluchst du mir;
Es glaubet, Zoilus, mir keiner, keiner dir.

Aus dem A. Gryph.

An Floren.

Du zeuchst als Jungfer auf, und meynst uns zu betrügen;
Dein Kind spricht noch kein Wort und straft dich dennoch Lügen.

An die Cassandra.

Ihr wünscht nur eigen Lob von meiner Hand zu lesen.
Ihr seyd die Schönheit selbst, Cassandra, doch — gewesen.

An den Philippus.

Man hält weit mehr von Euch als mir, und Jedermann
Lobt Euch: warum? Ihr lobt, was ich nicht loben kann.

An den Flaccus.

Du bist aus sehr grossem Stamm und sehr altem Blut
gebohren.
Recht! es ist kein Blut so alt und so mächtig als der
Thoren.

Auf den Bav.

Bav rühmt, daß alle Welt auf seine Schriften säh:
Bav hält für alle Welt zwey Städtlein in der Näh.

Der Sammler hat vor jeden oberwähnten Dichter eine kleine Lebensbeschreibung vorgesetzt, und seinen Charakter als Poet kurz aber bündig geschildert. Von Opitz sagt er z. B. „Er kannte die schöne Natur besser als viele seiner Nachfolger, er schrieb flüßig und rein, nach der Cultur der Sprache seiner Zeit. Er hat oft Gedanken von ehrlichen deutschen Schrot und Korne, sie haben aber Geist. Seine Bilder sind malerisch, und verrathen das poetische Genie, welches er wirklich besaß. Sein Geschmack war gut und neuer als seiner Zeitgenossen: jedoch bey den ersten Keimen der Dichtkunst arbeitete sein Genie noch unter den Banden der Zeiten, gleich einem Bach, der unter Eisrinden fortschleicht, die der Anbruch des Frühlings noch nicht völlig geschmolzen. Er war nicht Homer: so frühzeitig giebt nicht der Himmel Geister vom ersten Range gleich bey der Wiege der Künste: aber er war mehr als Ennius.„ — Wir sehen einer Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

X.

X.

Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen, von Fr. Wilh. Zachariä. Erster Band. Braunschweig, 1766. (416 S.) Im Verlage des fürstl. Waysenhauses Buchhandlung.

Der Hr. Prof. Zachariä leistet seinen Landsleuten durch das Unternehmen, ihnen eine kleine deutsche poetische Bibliothek, oder Chrestomathie in die Hände zu liefern, einen nicht geringen Dienst. Die Ausgaben der alten Dichter, Opitz, Tscherning, Flemming u. s. w. haben sich so vergriffen, daß man sie nur selten findet: die Anzahl der deutschen Dichter aber hat sich seit dem so vermehret, daß nicht jedermann im Stande ist, sich von denselben eine vollständige Bibliothek anzuschaffen: in vielen ist selbst eine so große Vermischung von guten, mittelmäßigen und schlechten, daß sich wenig die Mühe nehmen, das aurum e stercore herauszusuchen: alle diese und noch mehrere Ursachen machen diese Arbeit höchst empfehlungswürdig.

Der Plan, den sich der Hr. Prof dabey gemacht, ist vollkommen dieser guten Absicht gemäß. Er fängt mit dem Stifter und Vater der neuern Poesie, Martin Opitzen an, und rechnet die erste Epoche von ihm bis auf Günthern und seine Zeiten: die zweyte von Hallern und Hagedornen bis auf die unsrigen. Von jedem verspricht er die schönsten und vortrefflichsten Stücke zu wählen, und besonders diejenigen, in welchem sein ihm eigner poetischer Charakter am stärksten hervorleuchtet. Vor jedem soll eine kurze Lebensbeschreibung vorhergehen und seine ihm eignen poetischen Verdienste bestimmt werden. Unter dem Texte der ältern Poeten, sollen einige Anmerkungen und Erläuterungen beygefügt werden. Diejenigen Männer, die zu ihrer Zeit wenigstens für große Dichter gehalten worden, einen Lohenstein, Neukirch, Hofmannswaldau, sollen aus ihrem wahren Gesichtspunkte angezeiget, und ihre Fehler und Vorzüge durch einige kurze Stellen aus ihren Gedichten fest gesetzt werden. Auch aus den neuern Dichtern will der Hr. Zachariä eine Auswahl ihrer besten Stücke machen und ihren poetischen Charakter treu und unpartheyisch zu zeichnen, und jedem seine eigentliche Stelle anzuweisen sich bemühen. Aus großen Gedichten, wie z. E. der Meßias ist, will er solche Stücke nehmen, die auf gewisse Weise für sich ein kleines Ganze ausmachen, und in denen das Eigne und Originale des Genies am stärksten ausgedruckt ist. Auch zerstreute kleinere Werke sollen nicht aus der Acht gelassen

lassen werden, doch werden alle theatralische Stücke ausgeschlossen, weil sich aus denselben nicht wohl abgebrochene Auszüge machen lassen. Bey diesem allen wird er sich nicht fürchten, auch von lebenden Dichtern sein Urtheil zu fällen. —

Wenn der Hr. Pr. Z. so fortfähret, wie er mit dem ersten Bande angefangen, so sehen wir sein Versprechen auf das angenehmste erfüllet. Dieser enthält Martin Opitzens Leben und poetischen Charakter: seine wahre und ihm eigne Stelle sucht er ihm auf eine vorzügliche Weise unter unsern didaktischen Dichtern so wohl wegen der Anzahl, als auch wegen der Vortrefflichkeit seiner Lehrgedichte, anzuweisen. Die in diesem Bande von ihm angeführten Gedichte sind: Lob des Feldlebens. Zlatna, oder von der Gemüthsruhe. Vesuvius. Vielgut. Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs. Vier Bücher. Gedicht auf den Anfang des 1621 Jahres. Lobgedicht auf den König in Pohlen Uladislaus. — Als er sich aus Siebenbürgen zurückbegab. An Seußius. Unter des berühmten Maler Strobels Kunstbuch. Niemand wird an dieser Wahl etwas auszusetzen finden. Wir billigen es überdies gar sehr, daß der Hr. Zachariä nichts im Texte geändert: es wäre eben so, als wenn man guten alten Familiengemählden neue Trachten anziehen wollte. Wie viel würde nicht ein Ausdruck von seiner alten Energie und Naivetät durch diese vermeynten Verbesserungen verliehren?

ren? ja wir würden vielmehr unserer Sprache einen wirklichen Dienst leisten, wenn wir viele der veralteten Wörter bey dieser Gelegenheit aus der Dunkelheit hervor zögen und uns wieder eigen machten, die eine seltsame Delikatesse verdrungen, und doch nicht zu ersetzen gewußt. Die Leser werden bey Durchblätterung der Opitzischen Gedichte oft von dieser Anmerkung Proben finden. Hr. Prof. Zachariä weiset auch in seinen Noten selbst darauf: wenn inzwischen einige dieser letztern geübtern Lesern bisweilen unerheblich scheinen möchten, so entschuldiget ihn doch die Absicht, auch Ungelehrte dabey zu unterrichten.

Vermischte Nachrichten.

Ueber das Studium des Alterthums, von Hrn. Hofrath Klotz. Halle, bey Joh. Justin. Gebauer. 1766. (72 S.)

Es ist bisher nur ein allzugerechter Vorwurf für die meisten Gelehrten in Deutschland, hauptsächlich für die Lehrer auf Universitäten, gewesen, daß sie das Studium des Alterthums immer von einer Seite angesehen, wo es den wenigsten Vortheil gehabt. „Eine weitläuftige Be„lesenheit, eine Kenntniß vieler Schriftsteller, eine „bewundernswürdige Gedult, jede Seite ihrer „Schriften mit unzähligen Namen der gelesenen „und auch gar oft ungelesenen Bücher zu zieren, „und die Fertigkeit eine große Menge Stellen aus „alten und neuen Autoren in kurzer Zeit anzufüh„ren, machte ihr ganzes Verdienst aus.„ Um desto größer ist aber unser Vergnügen, daß wir itzt einen Gelehrten, der sich durch so viel schöne Schriften im Reiche der Wissenschaft bekannt gemacht, auftreten, und in seiner Muttersprache diesen Leuten sagen hören, daß das Studium des Alterthums noch höhere Absichten habe. „Eine Menge Wör„ter wissen, sagt er, die Beschaffenheit alter Ge„bräuche seinem Gedächtnisse eingeprägt haben, die „Kleidungen der Griechen und Römer vom Fuß „bis

„bis aufs Haupt kennen, alle ihre Speisen erzäh-
„len — welchen Einfluß kann diese Wissenschaft
„auf das Herz und den Verstand haben? wie wird
„der Geschmack durch dieselbe gebildet und berei-
„chert? und welchen Nutzen zieht der Künstler von
„ihr? Dieß ist des Hrn. Verf. Absicht, worauf
diese kurze Abhandlung geht. Sie ist mit eben
dem Geschmacke geschrieben, dessen Verbindung
mit der Gelehrsamkeit er von andern fodert. In
Hoffnung, daß die jüngern Freunde der Künste
sie selbst lesen werden, überheben wir uns einen Aus-
zug zu machen, und beschließen blos mit seinem eignen
Schlusse: „Sollte es jemals geschehen, daß man
die langweilige Unsterblichkeit der Schulpatriarchen
verachtete, daß die Gelehrten die Werkstätte der
Künstler und die Kunstsäle zu besuchen anfiengen,
und, wo nicht selbst die Reißfeder und den Grab-
stichel in die Hand nähmen, doch einen Ruhm dar-
inne suchten, mit Geschmack und Richtigkeit von
den Künsten zu urtheilen, daß das Licht der schö-
nen Wissenschaften die Gelehrten erleuchtete, und
nützliche Erkenntnisse das Schulgeschwätze von deut-
schen Universitäten endlich verdrängten, daß in un-
sern Hörsälen einsichtsvolle Lehrer Geschmack mit
Gelehrsamkeit verbänden und die Jugend zur Em-
pfindung des Schönen bildeten — so bin ich versi-
chert, daß der Enkel die Wiederherstellung der Ge-
lehrsamkeit, Wissenschaften und Künste in Deutsch-
land von dieser Zeit zu rechnen anfangen wird.„

Scher-

Scherze. Berlin und Stralsund, bey Gottl. Aug. Lange (92. S.) Wir möchten dem Verf. wohlmeynend rathen, daß er sich nicht einfallen ließ, in Liedern zu scherzen. Er hat Talente zu reimen, aber nicht zu scherzen. Er singt zum Beschluß an die Muse.

Muse, wenn ich sorgen will,
Lehrest du mich zärtlich denken;
Du gabst mir das Saitenspiel,
Dir will ich dies Liedchen schenken.

O verzeih, wenn oft mein Herz
Froh von Lieb und Wein gesungen,
Ich sang ja mein Lied aus Scherz,
Phyllis hatte mich gezwungen.

Nur ihr zärtlich Herz allein,
Dies erfand ja meine Lieder;
Muse, du wirst sie verzeihn,
Hier hast du die Leyer wieder.

Wie schlecht muß die Muse ihre Leute kennen, daß sie sich an ihn addreßiret! aber sie hätte auch nicht ärger, als durch dies Liedchen bestrafet werden können.

Gedichte eines jungen Frauenzimmers. Leipzig und Rinteln, verlegts Gotthelf Christ. Werth. Ein junges Frauenzimmer verdient schon einige Nachsicht, wenn die Gedichte, die sie unter ihren Freunden verfertiget, auch nicht allezeit die

schärfste

schärfste Probe der Kritik aushalten: als solche können wir die gegenwärtigen auch gelten lassen, ob wir sie gleich noch mehr loben würden, wenn sie nicht gedruckt wären. Die bescheidne Verfasserinn sagt in der ganz fein geschriebenen Vorrede davon: „Sie „sind weder so vorzüglich, noch so mangelhaft, einen „allgemeinen Neid oder Tadel zu verdienen.„ Wir unterschreiben ihr Urtheil, und müssen noch zu ihrem Lobe hinzusetzen, daß einige unter den kleinen Liedern, wo sie hin und wieder viel sapphische Empfindung ausdrückt, ganz artig sind. Hier sind ein paar Zeilen von ihr.

Auf eine Narcisse.

Voll Unschuld, wie ihr Weiß, voll Hoffnung, wie ihr Grün,
Voll Feuer, wie ihr Roth, soll meine Liebe glühn.

Schade! daß sich das glühn nicht recht zu dem Weiß und Grün schicket, so gut es sich auch aufs letzte reimt.

Aus England.

Leben des letzt verstorbenen Dr. Eduard Young.

Die schönen Wissenschaften haben im vergangnen Jahre einen nicht geringen Verlust durch den Tod des berühmten Young erlitten, dessen großes Genie, außerordentliche Talente, und vorzügliche Frömmigkeit, ihm fast durch ein halbes Jahrhundert einen nicht geringen Namen bey der witzigen und

und rechtschaffenen Welt verschafft hatten. Er war schon eines von den hellen Gestirnen, die die Regierung der Königinn Anna glänzend machten, indessen daß sein hohes Alter, welches sonst die Kräfte gewöhnlicher Menschen niederdrückt, sein Feuer immer mehr und mehr anzufachen, und bis auf den letzten Augenblick zu vermehren schien. Uebrigens wurde er doch im letzten Theile seines Lebens seinen Landsleuten fast unbekannt: ein sicherer Beweis, daß die Welt, wenn ein Mann, so groß er sonst auch ist, sie zu vergessen, anfängt, ihn wieder zu vergessen, mehr als zu bereit ist. Unser Dichter konnte also mit Recht von sich sagen, daß man sich seiner so lange erinnert, daß man ihn endlich drüber vergessen. Er starb so gar von den Musen unbeweint, und indessen, daß ganz Grub-street über den Tod eines weit kleinern Genies ganz in Trauer war, gieng er so stille zu seinem Grabe, als die Frömmigkeit und Bescheidenheit nur wünschen konnte. Inzwischen ist es billig, daß sich seiner die wenigen Edlen erinnern, das Andenken seines vortrefflichen Lebens zu erhalten suchen, und durch ihre Thränen eine undankbare Welt beschämen.

Eduard Young war der Sohn eines Geistlichen bey der englischen Kirche gleiches Namens, der sich so wohl durch seine Frömmigkeit als Gelehrsamkeit hervorthat. Von diesem würdigen Manne hat man zween Bände geistlicher Reden über verschiedene Materien, die man in England unter die besten dieser Art zählet. So viel Wissenschaft und

ein so treffliches Beyspiel, waren hinlänglich unserm jungen Dichter einen edlen Nacheifer einzuflößen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst in der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften. Als er ihn für tüchtig genug hielt, die Universität zu beziehen, ließ er ihn beym Collegio Aller Seelen in Oxford einschreiben, und indem er ihn den Rechten widmete, ließ er ihn hierinnen einen Gradum annehmen. In dieser Verfassung schrieb er ein Gedicht, der letzte Tag, welches ein allgemeines Vergnügen machte, da es von einem Layen kam: diesem schickte er bald ein gleiches Gedicht nach, die Stärke der Religion, oder die besiegte Liebe: auch dies wurde mit vielem Beyfalle aufgenommen, vorzüglich aber von derjenigen Familie, zu deren Unterhaltung es vornehmlich aufgesetzt war. Aber da dieser geistreiche Dichter andere und noch größere Rechte auf das Lob der Nachwelt, als durch diese Gedichte hat, so brauchet die Kritik ihr Urtheil desto weniger zurückzuhalten. In beyden ist eine gewisse mühsame und steife Versification, über die man sich um desto mehr verwundern muß, jemehr Young sich Mühe gab sie auszubessern und geschmeidiger zu machen: so daß der Verfasser dieser Lebensbeschreibung gehört zu haben, vorgiebt, daß er ganze Wochen darauf verwandt, um etlichen wenigen Zeilen eine sanftfließende Modulation zu geben, und oft ohne glücklichen Erfolg. Beyde besagte Gedichte sind deswegen steif, unsanft und oft uncorrekt, anstatt der Bemühung das Herz zu rühren, scheint er oft mehr besorgt gewesen zu seyn, bloße Zierrathen des

Witzes

Witzes aufzusammeln, wodurch er die erstere Absicht nicht selten verfehlet.

Uebrigens war doch der Erfolg dieser beyden Gedichte zu einer Zeit, da die edelsten Werke des Witzes sehr gemein waren, und auch die geringsten belohnet wurden, für ihn so vortheilhaft, daß sie von verschiedenen der angesehensten Personen bemerkt wurden. Da ihn seine Neigung zum geistlichen Stande zog, trat er zu diesem über und wurde einer von des Königs Kapellanen: hierauf erhielt er die Pfründe von Welwyn in Hertfordshire, die jährlich ungefähr 500 Pfund eintrug, und ob er gleich im größten Ansehn stand, so hatte er doch nicht das Glück es weiter zu bringen, da unter der letzten Regierung Poesie und Beredsamkeit wenig galt. Einige Jahre vor dem Tode des verstorbenen Prinzen von Wallis, stand er bey diesem in besondern Gnaden, und war stets um ihn: aber mit seinem Tode verschwand die Hoffnung zu höhern Würden in der Kirche, und gegen das Ende seines Lebens schien er auch alle Wünsche dafür aufgegeben zu haben. Denn in seinen Nachtgedanken, da er seiner selbst gedenket, bemerket er, daß es einen gebohrnen Britten gäbe, der, unter den Hofleuten erzogen, glaubte, daß der Reichthum selbst eines Tages zu spät kommen möchte. Doch nahm ihn, nach dem Tode des verstorbenen D. Hales, die verwittwete Prinzeßinn von Wallis, als ihren Hauskaplan in Dienste.

Er war schon ziemlich in die Jahre, als er die Lady Elisabeth Lee, Tochter des verstorbenen Grafen

ſen von Lichtfield heyrathete. Dieſe Dame war eine Wittwe, und hatte zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die beyde die größte Hoffnung von ſich gaben, aber beyde in ihrer ſchönſten Blüte und kurz auf einander ſtarben. Wie ſehr ihm der Verluſt ſowohl dieſer Kinder, als ſeiner Gemahlinn zu Herzen gieng, kann man aus ſeinen vortrefflichen Nachtgedanken ſehen, wo des jungen Frauenzimmers unter dem Nahmen Narciſſa, ihres Bruders unter Philanders Nahmen, und ſeiner Gemahlinn, obgleich ohne einen erdichteten Nahmen oft gedacht, und ihre Charaktere geſchildert werden. Er beweinet ſeinen Verluſt in folgender Apoſtrophe an den Tod:

Inſatiate archer, could not once ſuffice?
Thy ſhaft flew thrice, and thrice my peace was ſlain,
And thrice, ere thrice yon moon renew'd her horn.

„Unerſättlicher Bogenſchütze, war einmal nicht genug! dreymal flog dein Pfeil ab, und dreymal ward mein Friede getödtet, und dreymal, ehe noch zum drittenmale jener Mond ſein Horn erneuerte.„

Aber wir kommen wieder zu ihm: Auch in ſeinem gegenwärtigen Stande, fuhr er fort die Muſen zu lieben und gab zu verſchiedenen Zeiten ſeine Trauerſpiele und Gedichte heraus, von welcher jedes in ſeiner Art für vortrefflich gehalten wurde. Seine Satyre, die Ruhmbegierde oder die herrſchende

schende Leidenschaft wird von vielen für sein vorzüglichstes Werk gehalten, und gehöret zu den ersten Früchten seines Genies. Wenn die Reinigkeit des Styls, ein glänzender Witz, oder die Simplicität des Subjekts auf den Beyfall einigen Anspruch machen können, so hat ihn Dr. Young bey dieser Gelegenheit verdienet: aber man weiß nicht, wie es zugeht, daß sie, in so grosser Achtung sie sonst waren, jetzt gleichsam aus der Mode gekommen sind, und vielleicht, wie Swift davon geurtheilet, hätte der Satyrenschreiber zorniger oder lustiger seyn sollen: in der That haben sie einen epigrammatischen Ton, der, da er immer einerley Gegenstand hat, endlich den Leser ermüdet, ehe er zu Ende kömmt.

Nun aber da wir auf seine Gedichte kommen, wollen wir sie nach der Reihe nennen, wie sie in der letzten Ausgabe seiner Gedichte erschienen sind. In dieser finden wir eine Ode an den König, deren Werth nicht groß ist: eine Paraphrase über das Buch Hiob, die sehr fromm, aber von mittelmäßigem Werthe, in Absicht auf die Poesie, ist: zwey Sendschreiben an Pope, die ein gleiches Verdienst mit seinen Satyren haben; und zwo oder drey Oden, in welcher Dichtungsart er den wenigsten Beyfall verdienet.

Aber er zeigte sich als ein dramatischer Dichter desto vorzüglicher. Sein Trauerspiel, die Rache, wie ein neuerer Kunstrichter erzählet, fand mit Recht den größten Beyfall. Den Plan dazu scheint er theils aus des Shakespears Othello, theils aus der Miß

triß Behn Abdalazar geborgt zu haben. Die Verwickelung trägt verschiedne Merkmaale des erstern und der Hauptcharakter, Zanga, von dem letztern. Doch sagt man gewiß nicht zuviel, wenn man behauptet, daß Dr. Young, in gewissen Stücken, weit über seine Originale ist. Wenn man den Jago in dem einen Trauerspiele mit dem Zanga in dem andern vergleichet, so wird man die Bewegungsgründe verschieden und des Dr. Youngs seine der Natur weit gemäßer, und weit edler finden, als die im Shakespear. Jagos Ursache zur Rache wider den Othello gründet sich blos darauf, daß dieser einen jungen Officier ihm bey einem besondern und einzelnen leeren Posten vorgezogen, ungeachtet er selbst den gerechtesten Anspruch auf eine gleiche Stelle hatte. Hierzu kömmt ein leichter Verdacht einer Vertraulichkeit des Othello mit seiner Frau. Aber Zangas Ursachen sind von größerer Wichtigkeit. Der Tod seines Vaters, den Alonzo ermordete, der Verlust eines Königreichs im Verfolge seines glücklichen Fortgangs, und die niedrige Beleidigung eines Schlags, den er von derselbigen Hand empfangen; alle diese gehäuften Beleidigungen, nebst der Unmöglichkeit edlere Mittel der Rache ausfündig zu machen, reizen ihn wider seinen Willen zu den schlauen Ränken, deren er sich bedienet. Othellos Eifersucht wird durch Kleinigkeiten angefacht, und wegen seiner allzugroßen Leichtgläubigkeit verscherzet er das Mitleid, auf den seine Verzweiflung einen Anspruch machen konnte. Alonzo hingegen kämpft lange Zeit mit der Ueberzeugung, und thut nicht

nicht eher den äußersten Schritt, als bis Proben über Proben sich erheben, und wovon immer die letzte die stärkste ist. Mit einem Worte, dieses Stück verdienet mit Recht eine Stelle unter den ersten dramatischen Werken der englischen Dichtkunst, und nach zwey oder drey andern, vorzüglich angepriesen zu werden.

Wir setzen die Tragödie Busiris nach der Rache, ob sie gleich vor ihr und schon im Jahre 1719 aufgeführet worden; aber ihr Verdienst ist weit unter der erstern, und rechtfertiget unsere Rangordnung. Auch in diesem Stücke, wie in allen Youngischen Schriften, findet man hier und da vortreffliche Stellen: aber sie sind mit so viel Bombast und Schwachem vermischt, daß man sich nicht genug wundern kann, wie ein Genie, das sich zum stolzesten Fluge erhoben, wieder so tief zu fallen vermögend ist.

Sein letztes Trauerspiel, sind die Brüder, das nach dem Plan eines französischen Stücks verfertiget ist. Dr. Young aber verdienet noch mehr Empfehlung wegen der Absicht in der er dieß Stück aufführen lassen, als wegen dessen poetischen Verdienstes. Denn er bestimmte den ganzen Gewinnst, den dieses Stück einbrachte, für die Armen. Es ist genug, wenn man saget, daß, wenn es auch kein Werk war, das seinem Ruhme als Dichter, einen großen Zuwachs verschaffte, es seinem edlen Herzen desto mehr Ehre machte.

Doch wir wollen ihn auf seiner dramatischen Laufbahne verlassen, auf welcher er ohne Zweifel von andern übertroffen worden, und ihn als den sittlichen und melancholischen Dichter betrachten, der die Nachtgedanken schrieb, eine Dichtungsart, die ihm ganz eigen ist, und wo ihn kein einziger seiner Nachahmer erreichet. Der Beyfall, den er durch sie erhalten, ist unbegränzt: der unglückliche Barde, dessen Schmerzen in schmelzenden Tönen dahin fließen, und melancholische Freuden rund um sich her ergießen, ist von dem bösen so wohl als dem frommen Manne gelesen worden. Diese, wie wir schon bemerkt, schrieb er unter den frischen Wunden seines Kummers über den Verlust seiner Gemahlinn, seiner Tochter und seines Stiefsohns; sie sind an den Lorenzo gerichtet, einen Freund der eiteln Welt und ihrer Freuden, und der, wie einige nicht ohne Grund vermuthen, sein eigner Sohn ist, der damals seines Vaters Unwillen sich zugezogen hätte. In diesem bewundernswürdigen Gedichte erhebt er oft seinen himmlischen Flug fast über den Gesichtskreis der Menschen. Dahin gehöret seine Beschreibung des Todes, wie er auf seinem geheimen Stande, die Thorheiten einer wüsten Gesellschaft aufzeichnet, das Epitaphium auf die abgeschiedene Welt, die Flucht des Satans aus seinem Kerker am Tage des Gerichts: u. s. w. inzwischen ist nicht zu läugnen, daß er bisweilen zu witzig ist, und sich in Wortgeklängel verliehrt: viele seiner schönsten Gedanken jagt er zu sehr ab, und spielet bisweilen, wie Ovid, mit

mit den Metaphern, bis er sie ihres Schmucks entblößet.

Seiner prosaischen Schriften sind wenig und unter diesen sein nicht fabelhafter Centaur und seine Muthmaßungen über die Originalschriften, die wichtigsten. Wenn wir die letztere als das Werk eines 80 jährigen Greises ansehen, so dürfen wir uns weniger über seine Fehler, als vielmehr über seine Schönheiten verwundern. In der That ist es erstaunend, daß die Last eines so hohen Alters diese muthige Einbildungskraft nicht niederdrücken können, sondern alle Fesseln desselbigen durchbricht und sich oft selbst über die Urtheilskraft empor schwingt. Dieß war der letzte Glanz seines Genies vor seinem Tode: denn in dem Gedichte die Gelassenheit, sieht man es nur noch glimmen, und seinem Untergange nahe.

So viel er aber auch Ruhm durch seine Schriften eingeerndtet hat, so verdienet er doch weit mehr durch sein vortreffliches Leben. Als Dichter sah man ihn noch als das einzige Palladium an, das England von seinem vorigen poetischen Glanze noch übrig hatte; und als ein Christ, war er eines der herrlichsten Beyspiele der Gottseligkeit aus den ersten Zeiten der Christenheit. Er hatte von Natur eine sehr feyerliche Gemüthsart, und wenn er, wie gewöhnlich, zu Hause auf dem Lande war, gieng er täglich einige Stunden auf seinem Kirchhofe unter den Gräbern umher: sein Umganz, seine Schriften, alles hatte eine Beziehung auf jenes zukünftige Leben, und diese christliche Gesinnung suchte er

 selbst

selbst bey den Verzierungen seines Gartens anzubringen. Er hatte z. E. nahe an seinem Hause eine Vertiefung mit einer Bank mahlen lassen, die jedes in der Entfernung für eine wahre hielt: so bald man sich aber näherte, fand man den Betrug und diese Ueberschrift: Invisibilia non decipiunt: „das Unsichtbare täuschet uns nicht.„ Ungeachtet dieser ernsthaften Gemüthsart, war er ein Freund unschuldiger Freuden und Spiele: er stellte in seinem Kirchspiele kleine Zusammenkünfte, und legte einen Kegelschub an, wo er oft in Person die Gesellschaft aufzuheitern suchte. Sein Witz war überhaupt beissend und allezeit auf diejenigen gerichtet, die gegen die Religion und Tugend einige Verachtung bezeigten. Sein Sinngedicht, das er aus dem Stegreif auf Voltairen machte, der in seiner Gegenwart den Milton und dessen allegorische Personen der Sünde und des Todes verspottete, ist bekannt. Young sagte zu ihm:

Thou art so witty, profligate and thin,
You seem a Milton with his Death and Sin.

„Du bist so witzig, gottlos und mager, daß du ein Milton mit seinem Tod und seiner Sünde scheinst.„

Als er eines Tages zu S. James predigte, fand er, daß alle seine Bemühungen seine Zuhörer aufmerksam zu machen, vergeblich waren. Sein frommer Unwille über ihre Thorheit wurde dadurch so gerühret, daß er sich niedersetzte und in eine Fluth von Thränen ausbrach.

Gegen

Gegen das Ende seines Lebens, kannte er seine Schwachheiten und überließ sich der Fürsorge seiner Haußhälterinn: denn er glaubte, daß die zweyte Kindheit des Lebens dieselbe erforderte. Seinen Sohn, der durch seine jugendlichen Thorheiten sich die gerechte Strenge seines Vaters zugezogen, vergab er in seinem letzten Willen, und er starb von allen Menschen bedauret, die ihn gekannt haben, nachdem er alle Pflichten aufs strengste erfüllet, die einem Sterblichen obliegen, wenn er seinen Posten mit Würde begleiten will.

* * *

Hogarth. Moralized. No. I. & II. 4to Pr. 2s. Hingeston. Dieß Werk wird die Hogarthischen Kupfer ins Kleine gebracht enthalten: zwo Lagen sind bereits davon erschienen, wovon die erste The Harlot's Progress in 6 Blättern, die zweyte The Rake's Progress in 8 Bl. enthält; die Ausführung davon ist nicht übel gerathen, ob man wohl die hinzugefügten moralischen Erklärungen dabey entbehren könnte: diese beyden Lagen kosten zusammen 5 Schilling.

The New Bath Guide: Or Memoirs of the B—r—d Family. In a Series of Poetical Epistles 3d. Edit. 8vo Pr. 5s. Dodsley. Diese neue Ausgabe enthält, außer denen in der ersten Ausgabe befindlichen Sendschreiben, die wir zu seiner Zeit angezeiget haben, einen Auftrag an die Poeten, oder einen Gesang auf den Hrn. Gill, einen angesehenen Koch in Bath. 2) Kritiken, und

des Wegweisers Unterhaltung mit drey frommen, gelehrten und verschwiegenen Frauenzimmern. 3) Ein Brief an Miß Jenny W — d — r in Bath von der Lady M — d — ß, ihre Freundinn auf dem Lande, ein junges Frauenzimmer, das nicht die Moden kennet, und weder Geschmack noch Verstand hat. 4) Die Unterhaltung wird fortgesetzt: der Lady Recept zu einem Romane, und der Geist des Hrn. Qvin. Das Launische und Drollige, das in diesem Buche herrschet, schafft ihm viel Leser: zu Befriedigung der Neugierde der Leser, die den Gegenstand dieser Memoiren kennen wollen, dienet zur Nachricht, daß die Rede von der Familie der Blunderheads ist.

An Eſſay on Patriotiſm; in the Style and Manner of Mr. Pope's Eſſay on Man. In four Epiſtles. Inſcribed to the Right. Hon. the Earl of Chatam. By a Member of a reſpectable Society. 4to Wilkie. Diese Parodie hat die Absicht den Hrn. Pitt wegen seiner Erhöhung lächerlich zu machen: es ist kaum glaublich, wie sehr sich die englischen Musen mit diesem Gegenstande beschäfftigen: seit einigen Monaten haben sie nichts als Pasquille auf die Standeserhöhung eines Mannes ausgeschüttet, den sie kurz vorher bis zu den Wolken erhoben: es würde nicht schwer seyn, eine ganze Bibliothek davon anzuführen, wenn wir glauben könnten, daß unsere Leser dabey einiges Interesse fänden.

Nachricht von neuen Engl. Kupferstichen.

Der Kupferstecher und Händler, Boydel, fährt fort, seine, von uns mehrmalen erwähnte, große Sammlung rühmlichst zum Ende zu befördern. Das siebende Heft davon ist in voller Arbeit und wird nächstens zu haben seyn. Die 37ste Nummer desselben ist vorläufig ausgegeben, und uns zugekommen. Sie stellet den vom Hirten gefundenen Cyrus vor, nach Benedetto Castiglione, und kann als ein Nebenstück zu Num. 18, der Aussetzung des Cyrus, von eben diesem Meister, angesehen werden; obwohl die Größe verschieden ist. Boydel hat auch dieses selber gestochen, und man kann es mit Recht für eines seiner besten Stücke in dieser Sammlung halten. Haltung, Ausdruck und das Helldunkle sind meisterlich angebracht. Die Kunst des Castiglione in Schäfer- und Viehstücken ist bekannt, und hier vollkommen anzutreffen. Der junge Cyrus wird von einer Wölfinn gesäuget, welche bey einem alten Monumente sitzet, das mit erhabener Arbeit von kriegerischen Vorstellungen gezieret ist, und oben Krone und Scepter zeiget, am Fuße eines alten Baumes aber einen Harnisch und Säbel neben sich liegen hat. Das Erstaunen des Schäfers, seiner Schäferinn und eines aus der Ecke hervorragenden Hirten über den Anblick, wie auch das herumstehende Vieh, sind mit vieler Wahrheit vorgestellet. Uebrigens hat Boydel seinen Vorsatz, den zweyten Theil dieser Sammlung in geätzten Stücken zu liefern, auf Verlangen der Liebhaber, geändert, und will denselben nun-

nunmehro auch in gänzlich ausgearbeiteten Kupferstichen herausgeben. Obgleich die Kosten dadurch erhöhet werden, so muß doch die Kunst dabey gewinnen, da allerdings große Gemälde, bey allem Fleiße im radiren und ätzen, immer nur halb ausgedrücket bleiben, und nie das Weiche des Grabstichels, wenn er auch schon nachhero zu Hülfe kommt, erreichen.

Von einzelnen neuen Stücken ist sonsten noch bekannt worden:

Absalom, wie er seinen Vater David, wegen des Brudermords Ammon um Vergebung bittet, nach Ferdinand Bol, in schwarzer Kunst, von J. G. Haid, einem Deutschen, der sich seit einiger Zeit zu London aufhält, und schon mehrere schöne Sachen geliefert hat. Auch dieses Stücke ist stark, jedoch noch etwas in der Augspurgischen Härte, und von der Vollkommenheit entfernet, wozu Smith, Frye und Mac Ardell, die schwarze Kunst in diesem Lande gebracht haben.

Celadon und Amelia, wie letztere an des erstern Seite vom Donner erschlagen wird, nach der Erzählung Thomsons in seinem Sommer, von Wilson gemahlet und von Woollett gestochen. Die Landschaft, der bezogene und mit Blitzen erfüllete Himmel, auch ein bewegeter Strom unter einer eingeschlossenen alten Brücke, die Ruinen eines vom Strahle gezündeten, verfallenen Castells, alles dieses ist von einem wundervollen Fleiße und Ausdrucke. Amelia lieget todt zur Erden, und ihr Liebhaber, Celadon, stehet, wie der Dichter saget:

Speechless

Speechless and fix'd in all the Death of woe.

Ein Bauerhaus und ein Hirte, der sein Vieh nach Hause treibet, füllen die Landschaft, welche überhaupt in der Poußinschen Manier gefertiget, und darinnen noch insonderheit die Rinde der alten Bäume auf eine unterscheidende starke Weise, vorgestellet ist. Kostet eine halbe Guinee.

Das Portrait des itzigen Großkanzlers Lord Camden, von Ravenet, nach dem Gemälde des Reynolds, so in Guild-Hall, dem Rathhause zu London, aufgestellt ist. Eine ganze stehende Figur in der richterlichen Kleidung, die Rechte auf einen Sessel lehnend, und in der Linken ein großes Buch haltend, das auf einem mit Büchern und Schreibezeuge versehenem Tische ruhet, unter dessen, an einer Seite aufgeschlagenem Teppiche noch mehrere Bücher hervorscheinen. Wer das Original kennet, erstaunet über die Aehnlichkeit, und Liebhaber werden den Griffel allemal bewundern müssen. Der Preis ist 7 Schill. 6 P.

Ein Portrait des berühmten William Pitt, itzo Grafen von Chatam, nach einem Originalgemählde, so der Graf Temple, sein Schwager, besitzet, von Richard Houston in schwarzer Kunst gestochen. Auch hier ist Aehnlichkeit und Kunst vereiniget, so daß es unter vielen Kupferstichen von diesem großen Manne und Lieblinge der Nation billig die erste Stelle behauptet. Kostet eine halbe Guinee.

Aus

triß Behn Abdalazar geborgt zu haben. Die Verwickelung trägt verschiedne Merkmaale des erstern und der Hauptcharakter, Zanga, von dem letztern. Doch sagt man gewiß nicht zuviel, wenn man behauptet, daß Dr. Young, in gewissen Stücken, weit über seine Originale ist. Wenn man den Jago in dem einen Trauerspiele mit dem Zanga in dem andern vergleichet, so wird man die Bewegungsgründe verschieden und des Dr. Youngs seine der Natur weit gemäßer, und weit edler finden, als die im Shakespear. Jagos Ursache zur Rache wider den Othello gründet sich blos darauf, daß dieser einen jungen Officier ihm bey einem besondern und einzelnen leeren Posten vorgezogen, ungeachtet er selbst den gerechtesten Anspruch auf eine gleiche Stelle hatte. Hierzu kömmt ein leichter Verdacht einer Vertraulichkeit des Othello mit seiner Frau. Aber Zangas Ursachen sind von größerer Wichtigkeit. Der Tod seines Vaters, den Alonzo ermordete, der Verlust eines Königreichs im Verfolge seines glücklichen Fortgangs, und die niedrige Beleidigung eines Schlags, den er von derselbigen Hand empfangen; alle diese gehäuften Beleidigungen, nebst der Unmöglichkeit edlere Mittel der Rache ausfündig zu machen, reizen ihn wider seinen Willen zu den schlauen Ränken, deren er sich bedienet. Othellos Eifersucht wird durch Kleinigkeiten angefacht, und wegen seiner allzugroßen Leichtgläubigkeit verscherzet er das Mitleid, auf den seine Verzweiflung einen Anspruch machen konnte. Alonzo hingegen kämpft lange Zeit mit der Ueberzeugung, und thut

nicht

eher den äußersten Schritt, als bis Proben
Proben sich erheben, und wovon immer
letzte die stärkste ist. Mit einem Worte,
Stück verdienet mit Recht eine Stelle unter
rsten dramatischen Werken der englischen Dicht-
, und nach zwey oder drey andern, vorzüglich
riesen zu werden.

Wir setzen die Tragödie Busiris nach der Ra-
ob sie gleich vor ihr und schon im Jahre 1719
führet worden; aber ihr Verdienst ist weit
der erstern, und rechtfertiget unsere Rangord-
Auch in diesem Stücke, wie in allen Youn-
n Schriften, findet man hier und da vortreffli-
tellen: aber sie sind mit so viel Bombast und
achem vermischt, daß man sich nicht genug
ern kann, wie ein Genie, das sich zum stol-
Fluge erhoben, wieder so tief zu fallen ver-
d ist.

Sein letztes Trauerspiel, sind die Brüder, das
dem Plan eines französischen Stücks verferti-
. Dr. Young aber verdienet noch mehr Em-
ng wegen der Absicht in der er dieß Stück
ren lassen, als wegen dessen poetischen Ver-
s. Denn er bestimmte den ganzen Gewinnst,
eses Stück einbrachte, für die Armen. Es
ug, wenn man saget, daß, wenn es auch
Werk war, das seinem Ruhme als Dichter,
großen Zuwachs verschaffte, es seinem edlen
r desto mehr Ehre machte.

Doch wir wollen ihn auf seiner dramatischen Laufbahne verlassen, auf welcher er ohne Zweifel von andern übertroffen worden, und ihn als den sittlichen und melancholischen Dichter betrachten, der die Nachtgedanken schrieb, eine Dichtungsart, die ihm ganz eigen ist, und wo ihn kein einziger seiner Nachahmer erreichet. Der Beyfall, den er durch sie erhalten, ist unbegränzt: der unglückliche Barde, dessen Schmerzen in schmelzenden Tönen dahin fließen, und melancholische Freuden rund um sich her ergießen, ist von dem bösen so wohl als dem frommen Manne gelesen worden. Diese, wie wir schon bemerkt, schrieb er unter den frischen Wunden seines Kummers über den Verlust seiner Gemahlinn, seiner Tochter und seines Stiefsohns; sie sind an den Lorenzo gerichtet, einen Freund der eiteln Welt und ihrer Freuden, und der, wie einige nicht ohne Grund vermuthen, sein eigner Sohn ist, der damals seines Vaters Unwillen sich zugezogen hatte. In diesem bewundernswürdigen Gedichte erhebt er oft seinen himmlischen Flug fast über den Gesichtskreis der Menschen. Dahin gehöret seine Beschreibung des Todes, wie er auf seinem geheimen Stande, die Thorheiten einer wüsten Gesellschaft aufzeichnet, das Epitaphium auf die abgeschiedene Welt, die Flucht des Satans aus seinem Kerker am Tage des Gerichts: u. s. w. inzwischen ist nicht zu läugnen, daß er bisweilen zu witzig ist, und sich in Wortgeklängel verliehrt: viele seiner schönsten Gedanken jagt er zu sehr ab, und spielet bisweilen, wie Ovid,

mit

den Metaphern, bis er sie ihres Schmucks ent-
iet.

Seiner prosaischen Schriften sind wenig und
r diesen sein nicht fabelhafter Centaur und
Muthmaßungen über die Originalschrif-
die wichtigsten. Wenn wir die letztere als
Werk eines 80 jährigen Greises ansehen, so dür-
wir uns weniger über seine Fehler, als viel-
r über seine Schönheiten verwundern. In der
t ist es erstaunend, daß die Last eines so hohen
rs diese muthige Einbildungskraft nicht nieder-
ken können, sondern alle Fesseln desselbigen durch-
it und sich oft selbst über die Urtheilskraft em-
schwingt. Dieß war der letzte Glanz seines
ies vor seinem Tode: denn in dem Gedichte
Gelassenheit, sieht man es nur noch glimmen,
seinem Untergange nahe.

So viel er aber auch Ruhm durch seine Schrif-
eingeerndtet hat, so verdienet er doch weit mehr
h sein vortreffliches Leben. Als Dichter sah
ihn noch als das einzige Palladium an, das Eng-
von seinem vorigen poetischen Glanze noch
z hatte; und als ein Christ, war er eines der
ichsten Beyspiele der Gottseligkeit aus den er-
Zeiten der Christenheit. Er hatte von Natur
sehr feyerliche Gemüthsart, und wenn er, wie
öhnlich, zu Hause auf dem Lande war, gieng
glich einige Stunden auf seinem Kirchhofe un-
en Gräbern umher: sein Umgang, seine Schrif-
alles hatte eine Beziehung auf jenes zukünf-
Leben, und diese christliche Gesinnung suchte er

 selbst

selbst bey den Verzierungen seines Gartens anzubringen. Er hatte z. E. nahe an seinem Hause eine Vertiefung mit einer Bank mahlen lassen, die jedes in der Entfernung für eine wahre hielt: so bald man sich aber nähertte, fand man den Betrug und diese Ueberschrift: Invisibilia non decipiunt: „das Unsichtbare täuschet uns nicht.„ Ungeachtet dieser ernsthaften Gemüthsart, war er ein Freund unschuldiger Freuden und Spiele: er stellte in seinem Kirchspiele kleine Zusammenkünfte, und legte einen Kegelschub an, wo er oft in Person die Gesellschaft aufzuheitern suchte. Sein Witz war überhaupt beissend und allezeit auf diejenigen gerichtet, die gegen die Religion und Tugend einige Verachtung bezeigten. Sein Sinngedicht, das er aus dem Stegreif auf Voltairen machte, der in seiner Gegenwart den Milton und dessen allegorische Personen der Sünde und des Todes verspottete, ist bekannt. Young sagte zu ihm:

Thou art so witty, profligate and thin,
You seem a Milton with his Death and Sin.

„Du bist so witzig, gottlos und mager, daß du ein Milton mit seinem Tod und seiner Sünde scheinst.„

Als er eines Tages zu S. James predigte, fand er, daß alle seine Bemühungen seine Zuhörer aufmerksam zu machen, vergeblich waren. Sein frommer Unwille über ihre Thorheit wurde dadurch so gerühret, daß er sich niedersetzte und in eine Fluth von Thränen ausbrach.

Gegen

Gegen das Ende seines Lebens, kannte er seine chwachheiten und überließ sich der Fürsorge seiner ußhälterinn: denn er glaubte, daß die zweyte ndheit des Lebens dieselbe erforderte. Seinen Sohn, durch seine jugendlichen Thorheiten sich die gehte Strenge seines Vaters zugezogen, vergab er seinem letzten Willen, und er starb von allen enschen bedauret, die ihn gekannt haben, nachn er alle Pflichten aufs strengste erfüllet, die ein Sterblichen obliegen, wenn er seinen Posten t Würde begleiten will.

* * *

Hogarth. Moralized. No. I. & II. 4to 25. Hingeston. Dieß Werk wird die Hothischen Kupfer ins Kleine gebracht enthalten: Lagen sind bereits davon erschienen, wovon die e The Harlot's Progress in 6 Blättern, die yte The Rake's Progress in 8 Bl. enthält; Ausführung davon ist nicht übel gerathen, ob n wohl die hinzugefügten moralischen Erklärun- dabey entbehren könnte: diese beyden Lagen en zusammen 5 Schilling.

The New Bath Guide: Or Memoirs of B—r—d Family. In a Series of Poe- d Epistles 3d. Edit. 8vo Pr. 5s. Dodsley. se neue Ausgabe enthält, außer denen in der en Ausgabe befindlichen Sendschreiben, die wir einer Zeit angezeiget haben, einen Auftrag an Poeten, oder einen Gesang auf den Hrn. Gill, einangesehenen Koch in Bath. 2) Kritiken, und

des

des Wegweisers Unterhaltung mit drey frommen, gelehrten und verschwiegenen Frauenzimmern. 3) Ein Brief an Miß Jenny W — d — r in Bath von der Lady M — d — ß, ihre Freundinn auf dem Lande, ein junges Frauenzimmer, das nicht die Moden kennet, und weder Geschmack noch Verstand hat. 4) Die Unterhaltung wird fortgesetzt: der Lady Recept zu einem Romane, und der Geist des Hrn. Qvin. Das Launische und Drollige, das in diesem Buche herrschet, schafft ihm viel Leser: zu Befriedigung der Neugierde der Leser, die den Gegenstand dieser Memoiren kennen wollen, dienet zur Nachricht, daß die Rede von der Familie der Blunderheads ist.

An Essay on Patriotism; in the Style and Manner of Mr. Pope's Essay on Man. In four Epistles. Inscribed to the Right. Hon. the Earl of Chatam. By a Member of a respectable Society. 4to Wilkie. Diese Parodie hat die Absicht den Hrn. Pitt wegen seiner Erhöhung lächerlich zu machen: es ist kaum glaublich, wie sehr sich die englischen Musen mit diesem Gegenstande beschäfftigen: seit einigen Monaten haben sie nichts als Pasquille auf die Standeserhöhung eines Mannes ausgeschüttet, den sie kurz vorher bis zu den Wolken erhoben: es würde nicht schwer seyn, eine ganze Bibliothek davon anzuführen, wenn wir glauben könnten, daß unsere Leser dabey einiges Interesse fänden.

Nachricht von neuen Engl. Kupferstichen.

Der Kupferstecher und Händler, Boy-
l, fährt fort, seine, von uns mehrmalen er-
ähnte, große Sammlung rühmlichst zum Ende zu
fördern. Das siebende Heft davon ist in voller
rbeit und wird nächstens zu haben seyn. Die
ste Nummer desselben ist vorläufig ausgegeben,
d uns zugekommen. Sie stellet den vom Hir-
i gefundenen Cyrus vor, nach Benedetto Ca-
glione, und kann als ein Nebenstück zu Num. 18,
Aussetzung des Cyrus, von eben diesem Meister,
gesehen werden, obwohl die Größe verschieden
. Boydel hat auch dieses selber gestochen, und
in kann es mit Recht für eines seiner besten Stücke
dieser Sammlung halten. Haltung, Ausdruck
d das Helldunkle sind meisterlich angebracht.
e Kunst des Castiglione in Schäfer- und Vieh-
cken ist bekannt, und hier vollkommen anzutref-
. Der junge Cyrus wird von einer Wölfinn
äuget, welche bey einem alten Monumente sitzet,
s mit erhabener Arbeit von kriegerischen Vorstel-
gen gezieret ist, und oben Krone und Scepter
zet, am Fuße eines alten Baumes aber einen
rnisch und Säbel neben sich liegen hat. Das
staunen des Schäfers, seiner Schäferinn und
es aus der Ecke hervorragenden Hirten über den
blick, wie auch das herumstehende Vieh, sind
vieler Wahrheit vorgestellet. Uebrigens hat
ydel seinen Vorsatz, den zweyten Theil dieser
mmlung in geätzten Stücken zu liefern, auf Ver-
gen der Liebhaber, geändert, und will denselben
nun-

nunmehro auch in gänzlich ausgearbeiteten Kupferstichen herausgeben. Obgleich die Kosten dadurch erhöhet werden, so muß doch die Kunst dabey gewinnen, da allerdings große Gemälde, bey allem Fleiße im radiren und äzen, immer nur halb ausgedrücket bleiben, und nie das Weiche des Grabstichels, wenn er auch schon nachhero zu Hülfe kommt, erreichen.

Von einzelnen neuen Stücken ist sonsten noch bekannt worden:

Absalom, wie er seinen Vater David, wegen des Brudermords Ammon um Vergebung bittet, nach Ferdinand Bol, in schwarzer Kunst, von J. G. Haid, einem Deutschen, der sich seit einiger Zeit zu London aufhält, und schon mehrere schöne Sachen geliefert hat. Auch dieses Stücke ist stark, jedoch noch etwas in der Augspurgischen Härte, und von der Vollkommenheit entfernet, wozu Smith, Frye und Mac Ardell, die schwarze Kunst in diesem Lande gebracht haben.

Celadon und Amelia, wie leztere an des ersten Seite vom Donner erschlagen wird, nach der Erzählung Thomsons in seinem Sommer, von Wilson gemahlet und von Woollett gestochen. Die Landschaft, der bezogene und mit Blitzen erfüllete Himmel, auch ein bewegeter Strom unter einer eingeschlossenen alten Brücke, die Ruinen eines vom Strahle gezündeten, verfallenen Castells, alles dieses ist von einem wundervollen Fleiße und Ausdrucke. Amelia lieget todt zur Erden, und ihr Liebhaber, Celadon, stehet, wie der Dichter saget:

Speechless

Speechless and fix'd in all the Death of woe.

in Bauerhaus und ein Hirte, der sein Vieh nach
ause treibet, füllen die Landschaft, welche über-
upt in der Poußinschen Manier gefertiget, und
rinnen noch insonderheit die Rinde der alten
äume auf eine unterscheidende starke Weise, vor-
tellet ist. Kostet eine halbe Guinee.

Das Portrait des itzigen Großkanzlers Lord
mden, von Ravenet, nach dem Gemälde des
eynolds, so in Guild-Hall, dem Rathhause zu
don, aufgestellt ist. Eine ganze stehende Fi-
in der richterlichen Kleidung, die Rechte auf
n Sessel lehnend, und in der Linken ein großes
ch haltend, das auf einem mit Büchern und
reibezeuge versehenem Tische ruhet, unter des-
an einer Seite aufgeschlagenem Teppiche noch
rere Bücher hervorscheinen. Wer das Origi-
kennet, erstaunet über die Aehnlichkeit, und
haber werden den Griffel allemal bewundern
sen. Der Preis ist 7 Schill. 6 P.

Ein Portrait des berühmten William Pitt,
Grafen von Chatam, nach einem Original-
ählde, so der Graf Temple, sein Schwager, be-
, von Richard Houston in schwarzer Kunst
chen. Auch hier ist Aehnlichkeit und Kunst
niget, so daß es unter vielen Kupferstichen von
m großen Manne und Lieblinge der Nation
die erste Stelle behauptet. Kostet eine halbe
nee.

Aus

Aus Italien.

Rom. In sepulchralem Lapidem Sexti Varii Marcelli in agro Velletrino nuper effossum, Observationes. Bernabes & Lazerini 1765. Die Aufschriften dieses Steins sind in griechischer und lateinischer Sprache dabey in Kupfer gestochen, und die Auslegung verräth einen geschickten Alterthumskenner.

Florenz. Bey Andreas Bonducci, sind erschienen: Lezioni di Antichità Toscane, e specialmente della Città di Firenze recitate nell. Academia della Crusca da Giov. Lami Publico Professore. 1766. 4to (718. Pag.) Diese Vorlesungen an der Zahl 18, enthalten viele angenehme Nachrichten, von hetrurischen Alterthümern, die der Verf. beybringt, indem er zu beweisen sucht, daß Florenz eine alte hetrurische Stadt sey: er geht auch noch andere toscanische Städte durch, und suchet dabey verschiedene wichtige Dinge in der Geschichte zu erläutern. Diesen ist eine weitläuftige Vorrede von 195 Seiten vorgesetzt, in welcher von den Florentinischen Amphitheatern, Inscriptionen und andern Monumenten, von dem alten Laufe des Arno u. s. w. geredet wird, und die Kupfer, deren das Buch eine ziemliche Anzahl enthält, erläutert werden. Es ist Sr. K. H. dem Großherzog zugeeignet, dessen Brustbild vorgesetzet ist.

Eben-

Ebendaselbst. Francesco Moucke hat gedruckt: ...re Dramatiche di Carlo Giuseppe Lanchi Rossi, nobil Patrizio Pisano, da esso ...liate a S. A. R. Pietro Leopoldo, Arci... d'Austria etc. 1766. 8vo (200. pag.) ... Sammlung dramatischer Stücke enthält: ...a consolata, eine Cantate auf die Ankunft ...chen Vermählten des Erzherzog Leopolds und Donna Maria Luigia, Infantinn von Spa... 2) Il Muzio Scevola. 3) Tito e ...nice. 4) La saggia Britanna, o La ...iva combattuta.

Ebend. bey dem vorher angezeigten Andreas ...ducci, sind zu finden, Delle Poesie dal ce... Sign. Dottore Mattia Damiani, Volter... Tomo primo 1765. 8vo. (187. pag.) ...o II. (222. pag.) Diese Gedichte bestehen ...ns aus Cantaten, deren eine große Menge ...nd etlichen philosophischen Gedichten, Del ...o; Della Vita e della Fecondazione delle ...e; Dell' Azione de' corpi celesti; Della ...lità de' Mondi; Dello Scioglimento de' ...i in fiamma; Della natura dell' acqua, und ...n Madrigalen und Liedern.

Neapolis. Bey Simoniani sind gedruckt ...avole di Fedro, tradotte in Verso To... 4to grande (289. pag.) Der Verf. ...Uebersetzung, ist der Marchese Azzolino ...spina de' Marchesi di Fosdinuovo, der ... verwittweten Churfürstinn zu Sachsen K. H.

 ...ge-

zugeeignet: sie sind in gereimten Versen, welches bey dieser Dichtungsart eben keine gute Wirkung macht: z. B. mag folgende Fabel dienen.

Perde il suo meritamente
Dell'altrui chi hà sete ardente.
Per lo fiume un Can natando
Carne in bocca iva portando;
E nell'onda cristallina,
Ch'altro Cane altra rapina
Porti ancor, chioro il riflesso
Gli fa credere di se stesso.
Mentre ingordo si dispone
A rapir l'altro boccone,
Quanto inganni voglia avara
Il suo danno il Cane impara,
Poiche il cibo in bocca chiuso
Pronto lascia cader giuso;
L'altro poi, che il cor gli punse,
A toccare nè pur giunse.

Florenz. Dell' Errore che persiste di attribuirsi le Pitture al Santo Evangelista, Lezione di Domenico Maria Manni stata recitata nel mese di Settembre 1765, nell'Accademia de'Sepolti di Volterra etc. 1766. 4to (24. Pag.) Firenza della stamperia di Pietro Gaetano Viviani. Wir haben schon im 1. B. der N. B. S. 394. die Schrift des Hrn. Manni angezeiget, worinnen er zu beweisen suchte, wer

der

Mahler Lucas gewesen, mit dem man mit Un-
)t den Evangelisten vermenget: in dieser neuen
hrift, die eine Zugabe der ersten ist, zeiget der-
e noch mehrere Irrthümer an, die diesfalls von
Gelehrten begangen worden.

Perugia. Von dem Buche Iconologia del
v. Cesare Ripa, Perugiano, notabilmente
resciuta de' Immagini, di Annotazioni e
Fatti, dall'Abbate Cesare Orlandi, Patri-
di Città della Rive. 4to, von dem wir den
Theil im 1ten B. unsrer N. B. angezeiget ha-
, ist nunmehro der zweyte und dritte Theil, und
r der erste von diesen auf 447 und der andere auf
. Seiten erschienen.

Neapolis. Rotta hat gedruckt: Le Satire
lenedetto Manzini Poeta Fiorentino, con
ote postume dell' Abbate Rinaldo Maria
ci, publicate da un Academico immo-
e del medesimo arrichete etc. vol. 4to
. Diese vortreffliche Ausgabe der Manzini-
Satyren, die eine Stelle neben den Juvena-
n verdienen, ist man dem Marchese di Guasco
dig, dessen Anmerkungen den Freunden des
)macks fast so werth, als die Satyren selbst,
Dieser sind an der Zahl zwölfe. Die
handelt vom Verfalle der Poesie und der unge-
n Verachtung der Großen gegen dieses göttli-
Geschenk und die Dichter selbst. Die 2te, von
Raserey und Thorheit der meisten Menschen, die
in einem glänzenden Müßiggange leben, der

sie durch die Schwelgerey zur Armuth führet, als nützliche Künste treiben. In der 3ten greift Manzini einen Mann aufs heftigste an, der von seinen Talenten und Versen übel geredet hatte. Die 4te handelt vom Verfalle der Italiänischen Dichtkunst. Die 5te ist wider die Heuchler jeder Gattung, wider die falschen Gelehrten und Philosophen gerichtet. Die 6te, wider das Frauenzimmer, schildert dieß Geschlecht mit den schwärzesten Farben. Die 7te beleuchtet den lächerlichen Stolz der Großen, die weder Tugenden noch Talente besitzen. Die 8te machet einen Großen lächerlich, der in seinem Pallast eine außerordentliche Versammlung hält, um zu berathschlagen, was er seinem Sohne für einen Hofmeister geben soll. Die 9te Satyre, die sehr heftig ist, greift die Geistlichen an, die sich von Stolz, Geldgeiz, Eifersucht, und andern unchristlichen Neigungen beherrschen lassen. Die 10te ist wider die Gottlosen und Ungläubigen gerichtet: In der 11ten schildert M. die Höfe der Fürsten und die schimpfliche Begegnungen, denen die Gelehrten, hauptsächlich die Dichter, daselbst ausgesetzt sind. In der 12ten wird der Irrthum der meisten Menschen lächerlich gemacht, die stets wünschen, und in der Erfüllung ihrer Wünsche niemals glücklich sind.

Neapolis. In den Ruinen der Stadt Pompeji hat man seit kurzen einen Tempel der Isis, ingleichen einen Bacchus von ungefähr drey Palmen hoch mit Epheu und Weinblättern umkränzt, gefunden: das seltsamste ist, daß er nach dem Leben gemahlt und seine

Haare

...nure vergüldet sind. Auf der Seite steht ein Ty... r, der ebenfalls nach der Natur gemahlt ist, mit unter eingegrabenen Worten: N. Popidius mpliatus Pater P. S. Ein schönes Gemählde, s gleichfalls ausgegraben worden, stellt eine alte aleere vor, und eine Weibsperson in ägyptischer acht.

Aus Frankreich.

Richardet. Poëme en douze chants, 2 ties in 8vo à Paris chez Lacombe, 1766. hon im Jahr 1764. erschien eine freye Uebersetg in 6 Gesängen, von dem bekannten italiäni... n Gedichte Riciardetto. Der französische hter hatte schon dazumal viel weggelassen, und s geändert, wodurch er den Geschmack seiner dsleute zu beleidigen glaubte. Seit der Zeit er ein ganz neues Gedichte daraus gemacht: at eine neue Zeichnung, neue Gruppen und uren gemacht, neue Episoden eingeschoben, kurz erste Nachahmung in ein neues Gemählde umgemolzen, das vielen Beyfall erhalten. In der rede handelt er von dem Ursprunge und der hichte der Dichtungsart, die man Genre lesque nennet und giebt Regeln an, die man y zu beobachten hat. Wer sich übrigens gern Geschichten aus der Ritterzeit unterhält, wird Gedichte, das viel naife Stellen enthält, sehr haltend finden: es ist in fünffüßigen Versen ieben, doch hat der V. die ottave rime, oder

oder Strophen in 8 Zeilen, die sich in seiner ersten Uebersetzung fanden, ebenfalls aufgehoben.

Les Ennemis reconciliés, Piece dramatique en trois actes, en prose, dont le sujet est tiré d'une des anecdotes les plus intéressantes du temps de la ligue; par M. de *Merville*. A Paris chez Duchesne, Pancouke & la Combe. Dies Stück hat ungemein rührende Situationen: Der Verfasser hat zum Innhalt eine Begebenheit genommen, die sich an dem schrecklichen Bartholomäustage zugetragen: der Dialog ist lebhaft und unterhaltend, und es würde auf dem Theater große Wirkung thun: das Stück ist durch eine sehr wohlgezeichnete Vignette von Hr. Eisen gezieret.

La Sagesse & la Folie, poesies diverses. A Paris chez Vincent. 1766. vol. in 12 de 200 pages. Nichts könnte diese artige Sammlung besser als der Titel charakterisiren. Man findet darinnen ernsthafte Stücke, die mit artigen und witzigen Kleinigkeiten, untermenget sind.

Paris. Lacombe hat gedruckt: Dictionaire portatif des arts & mêtiers; contenant en abregé, l'histoire & la police des arts & mêtiers, des fabriques & manufactures de France & des Païs étrangers. 2 vol. in 8vo. Man sieht schon aus dem Titel dieses Werks, von was für einem weitläuftigen Innhalt es ist. Es ist keine geringe Sache, die Mechanik, die fast unzähligen

Werkzeuge, die Art sich derselben zu bedie-
die Handgriffe und Methode, deren man sich
net, bey den Künsten und Handwerken, die
lles zum Nutzen und Vergnügen der menschli-
Gesellschaft beytragen, kennen zu lernen. Der
asser zeiget in der Vorrede an, wie viel Mühe es
ekostet, ehe er sich von Gelehrten, Künstlern und
werkern diesfalls unterrichtet, und man wird
esto eher glauben, wenn man die Menge der
reibungen, die sich auf 200 belaufen, in Be-
tung zieht. Dies Wörterbuch soll, wie man
dem Avertissement sieht, eine Art von Fortse-
von dem Dictionaire raisonné d'histoire
relle und dem Dictionaire de Chemie
wovon das erstere dem Leser alle Reich-
er der Natur in ihrer ursprünglichen Simpli-
, das zweyte die Auflösung, der Kräfte Ge-
isse, Triebfedern und Erscheinungen; das letz-
hre Awendung durch die Wirkung des Genies,
rbeit und des Fleißes zeiget.

Les Traits de l'Histoire Universelle Sa-
& Profane. Wir haben diese Sammlung
r Kupferstiche, deren Innhalt allezeit durch
ateinischen Text nebst der französischen Ueber-
g erläutert war, zu seiner Zeit angezeiget. Hr.
laire, Kupferstecher und der Abt Aubert fien-
e im Jahre 1760 an. Man hatte sich im An-
bey den Figuren blos auf die Hauptlinien
Zeichnung eingeschränkt: und das ganze
ch Mosis, das 130 Subjekte enthielt, von

Erschaffung der Welt an bis auf den Tod Josephs, war auf diese Art gestochen. Diese Manier war zwar nach dem Geschmacke der Künstler, die in einem Kupferstiche vorzüglich auf die Anordnung und Zeichnung sehen, aber sie verfehlte die Absicht, die man hauptsächlich dabey auf die Erziehung der Jugend von beyderley Geschlechte gehabt hatte: diese wollen hauptsächlich etwas fürs Auge haben: die bloßen Umrisse und Hauptlinien, waren ohne die Farben und Schattirungen nicht reizend genug. Also fieng man beym 2ten Buche Mosis an, auch die Schatten hinein zu setzen, und die Figuren in den Gewändern völlig auszuführen: man hohlte auch dieses bey den ersten Platten nach, so daß das Werk nun eine neue und einförmige Gestalt bekam, und vielen Beyfall erhielt. Allein verschiedne Reisen und Familiengeschäffte, die dem Hrn. Le Maire vorfielen, hinderten das Werk, bis endlich Mr. Le Bas, Königl. Kupferstecher, die Fortsetzung desselbigen übernahm, unter dessen Händen es noch weit mehr, in Ansehung des Stichs gewann. Endlich ist er so weit gekommen, die heilige Geschichte vollständig zu machen, und sie bis zur Apostelgeschichte auszuführen. Dieser Theil machet nun 4 Bände aus, welche 632 Blatt enthalten. Die poetische Geschichte, die nach dem vorhergehenden Plan mit dem Jahre 1761. ihren Anfang genommen, ist gleichfalls zu Ende gebracht und besteht aus 2 Bänden, die 223. Subjekte enthalten. Die Subscribenten werden also benachrichtiget, die Blätter oder Lagen, die ihnen fehlen, abzuholen. Der

Preis

s des vollständigen Werkes, für diejenigen, die
unterschrieben haben, kömmt auf 75. Liv.
S. Man kann die heilige und poetische Ge-
hte entweder zusammen, oder auch jede beson-
, oder auch nach den Bänden, oder auch so gar
den Lagen, wovon jede 20 Stücke enthält,
en. Man hat diese nützliche Sammlung mit
Kupferstichen vermehret, wofür die Subscriben-
i Liv. 4. S. mehr bezahlen.

Man findet auch beym Hrn. Le Bas, die 12
rten der Häfen von Frankreich, die zusammen
Liv. jede zu 9 Liv. kosten.

Histoire des Philosophes modernes, avec
s portraits dans le goût du crayon: par
Savérien, publiée par M. François, Gra-
r des desseins du Cabinet du Roi. Tom.
Histoire des Mathématiciens. A Paris
56. Wir haben jeden Theil dieses Werks bey
r Erscheinung, hauptsächlich wegen der nach
hnungsart hinzugekommenen Bildnisse des M.
nçois, angezeiget. Dieser 5te Band enthält den
ernicus, Viette, Tycho de Brahe, Galiläus,
pler, Fermat, Caßini, Huygen, La Hire und
rignon, nebst ihrer Lebensbeschreibung. Man
et dabey eine kleine Geschichte der Mathematik
der Wiederherstellung der Philosophie.

Le Goût de bien des gens, ou Recueil
Contes Moraux, pour servir de supplé-
nt à tout ce qui a paru jusque là en ce genre;

Chez L'Esclapart & chez la veuve Duchesne. Diese Sammlung enthält eine Menge artiger Aufsätze in Versen und in Prosa, unter denen sich vorzüglich etliche Erzählungen des M. d'Arnaud ausnehmen.

Fabliaux & contes des Poetes François des XII, XIII, XIV & XV. siécles, tirés de nos meilleurs Auteurs. Nouvelle edition 3. vol. in 12. à Paris, chez Vincent. 1766. Man findet unter diesen Erzählungen und Fabeln, die schon das erste mal im Jahre 1755 erschienen, die Quellen, woraus die besten neuen französischen Schriftsteller geschöpft haben. Die Einleitung enthält eine Geschichte der französischen Dichtkunst, und ein Wörterbuch der veralteten Wörter, das zum Verständnisse derselbigen unentbehrlich ist. Man kann sicher behaupten, daß die meisten dieser alten Gedichte, wegen ihrer ausnehmenden Naivetät, vor vielen der Neuern einen großen Vorzug haben.

Lettre en vers de *Gabrielle de Vergy* à la Comtesse *de Raoul*, soeur de *Raoul de Coucy*, par *Mailhol*; suivie de la romance sur les amours infortunés de *Gabrielle de Vergy* & de *Raoul de Coucy*, attribuée à M. le Duc de ***. A Paris, chez la veuve Duchesne. 1766. in 8. Diese Heroide die mit allen Schönheiten des Drucks und des Grabstichels verzieret ist, verdienet einen Platz unter der Sammlung, die aus der Druckerey des Jorry gekommen und mit so reizenden

Kupfern gezieret sind. Hieher gehört

.égulus, tragédie en trois actes & en vers,
dé d'une lettre au solitaire du Guélaguet.
. edit. à Paris de l'Imprimerie de Seba-
Jorry. 1766. avec des figures en taille-
e. Ueberhaupt hat dieß Trauerspiel durch
nzugekommenen Verbesserungen einen Vorzug
er ersten Ausgabe. Es ist von dem Hrn.
at, sowohl als Théagéne, ein Trauerspiel
Aufzügen; beyde sind mit den angenehmsten Ku-
ichen ausgeschmücket.

Le Genie, le Goût & l'Esprit, poëme
uatre chants, dédié à M. le Duc de ...
'Auteur du Poëme sur les Sens. A Paris,
Desaint. 1766. Dies Gedichte, das voll
einsten Bemerkungen ist, machet dem Geschmack
der lebhaften Einbildungskraft des M. de Ro-
icht weniger Ehre, als sein Gedicht über die
ne, das wir zu seiner Zeit angezeigt haben.

Mêlanges de littérature & de poésies par
le V * * *. Chez Vincent. vol. in 12.
verschiednen Stücken, die diese Sammlung ent-
sind der Aufmerksamkeit der Leser würdig. Auf
prosaischen Aufsätze, die in einer Abhandlung
den Geschmack, die viel feine Anmerkungen ent-
, in 4 Gesprächen über verschiedne moralische
erien und in 7 Allegorien besteht: les Fourmis,
Champs Elysées, voyages dans le Mi-
crocos-

crocosme: par un disciple de Pythagore, le Songe, la Simplicité de la vie, le véritable Amour, & l'Origine du respect que les hommes témoignent aux femmes: auf diese folget der poetische Theil, der aus poetischen Sendschreiben, Oden, Liedern und Sinngedichten besteht.

Paris. Man kündiget hier eine Histoire générale & Philologique de la Musique proposée par Souscription: par C. H. de Blainville an. Das Werk wird in 4 Theile abgetheilet und soll eine vollständige Geschichte der Musik, von den Hebräern an bis auf unsre Zeiten, enthalten. Es wird in 4t gedruckt, ungefähr 300 Seiten und 60 Kupfertafeln enthalten. Die Subscription besteht aus 12. Liv. wovon 6 vorher und eben so viel nach der Ablieferung bezahlet werden.

L'Europe illustre, ouvrage contenant les Portraits & les vies abrégées des Souverains, des Princes, des Ministres, des Généraux, des Magistrats, des Prélats, des Sçavans, des Artistes, & des Dames, qui se sont distingués en Europe depuis le 15me Siécle jusqu'à présent. Six Vols. in 4to de differens formats & sur papiers de differentes grandeurs etc. Wir haben wohl nicht nöthig noch etwas zu diesem weitläuftigen Titel hinzuzusetzen, als daß diejenigen, die diese Sammlung unternehmen, alles mögliche versprechen. Die Bildnisse sollen von den größten Meistern gestochen seyn, von einem Wille,

Ficquet,

quet, Schmidt, Balechou, Dupuis, Tardieu,
rnique, Düchange u. a. m. und nicht mehr als
Exemplare abgezogen werden.

Neue französische Kupferstiche.

Junius. M. Greuze hat dem Hrn. Wille
ѕe von verschiedenen Charakter zugeeignet, die
es Künstlers würdig sind, und macht zu einer
tsetzung Hoffnung.

Mr. Le Bas hat ein neues Stück nach Ber-
n, unter dem Titel: L'embarquement des
res geliefert, welches einen Hafen vorstellet,
man Vieh einschiffet: es ist das Gegenbild von
ancien port de Genes des Mr. Aliomet,
wir in dem letztern Stücke unsrer Bibliothek
ezeiget haben.

Mr. Littret hat, nach dem Gemählde des Mr.
gee, das Bildniß des M. de Sartine, Gene-
ieutenant der Policey, mit der Unterschrift aus
Horaz gestochen: res urbanas — mori-
s ornat, legibus emendat.

Die Gebrüder Varin Kupferstecher zu Rheims
en sich vorgenommen, eine Sammlung herauszu-
en, welche die Vorstellungen des Platzes, wo
Statue des letzigen Königs von Frankreich ge-
t worden, nebst den Hauptgebäuden, die dazu
ren, den prächtigen Festen, die bey der Einwei-
g in selbiger Stadt gefeyert worden, und end-
den Thoren und Springbrunnen, die noch das
st, nach dem Entwurfe des M. Le Gendre, Ge-
neral-

neralaufseher der Brücken, Wege und Seehäfen, sollen aufgeführet werden, enthalten soll.

Mr. Le Gendre wird ihnen die Zeichnungen der Thore und Fontainen mittheilen: Mr. Le Febre Sous Ingenieur der Brücken und Chausseen der Provinz, sowohl als M. Clermont, Professor der Malerakademie von St. Lucas und der Schule zu Rheims, wird ihnen die Vorstellungen der Feyerlichkeiten liefern, und Mr. Cochin wird die Aufsicht bey dieser Unternehmung habe. Die vollständige Sammlung wird aus 12. Platten bestehen.

Die 1ste wird die Einweihungsceremonie vorstellen, wo alle verschiedene Collegien auf den Plaße sich versammeln, um den König zu bewillkommen. Die 2te wird den Tempel der Erkänntlichkeit zeigen, der auf dem Plaße de la Conture aufgeführet war. Die 3te die Eröffnung des Balls, der in dem auf den öffentlichen Promenaden errichteten Saale gegeben worden: die 4te die Tänze des gemeinen Volks bey der erleuchteten Pyramide, die auf der Esplanade bey dem Thore des Mars aufgestellet war, nebst der Austheilung des Brodes, Weines und Fleisches. Von den übrigen 8ten, sollen 6 die Thore, und 2 die Fontainen aus sehr interessanten Gesichtspunkten, mit allen nur anzubringenden Nebenziernathen vorstellen, denen man zugleich die geometrischen Plane, und eine ausführliche Beschreibung der Feyerlichkeiten beyfügen wird.

Die

Die Subscription wird vom ersten April künftigen Jahres angehen und bis zu Ende des Julius dauern: man bezahlt darauf 9 Livres und beym Empfange der ersten beyden Platten in besagtem Julius wieder so viel: u. s. f. so daß das ganze Werk auf 36 Liv. zu stehen kommt, wer aber die bloßen Feyerlichkeiten verlangt 24 Liv. an diejenigen, die nicht darauf unterschrieben haben, wird das ganze Werk für 50 Liv. und das leztere für 36 Liv. verkauft. In Paris nimmt der Buchhändler Jombert und in Rheims M. Callou, der Stadteinnehmer, die Subscriptions an.

La Science de l'Arpenteur dans toute son étendue, par Mr. *Dupain de Montesson*, Capitaine d'Infanterie, Ingénieur Géographe des Camps & Armées du Roi. A Paris chez *Jaillot*, Géographe ordinaire du Roi; un vol. in 8vo. Dies Werk ist ganz in Kupfer gestochen, und überdies mit Vignetten und Kupferstichen gezieret, die eine Beziehung auf Zimmerarbeiten haben.

Mr. Le Beau verkauft einen sehr schönen Kupferstich nach Mr. Vernet, unter dem Titel: Les Amans à la pêche, den er diesem würdigen Künstler selbst zugeeignet.

Jul. Mr. Patour, ein junger Künstler, hat, nach einem Gemählde des Mr. Halle', einen Kupferstich geliefert, le doux sommeil. Es stellt eine Mutter vor, die ihr Kind, das auf ihrem

Schooße

Schooße eingeschlaffen ist, mit zärtlichen Augen ansieht.

Von Schettius, einem berühmten Kupferstecher, der verschiednes nach Rubens und Vandyck gestochen, erscheint ein sehr schönes Blatt nach J. Jordans, das den gekreuzigten Heiland vorstellet. Es wird vom Hrn. Le Bas. dem zum Glück die Platte in die Hände gefallen, für 6 Liv. verkaufet, da es vorher wegen seiner Seltenheit sehr theuer bezahlt wurde.

Die beyden Gemählde des Mr. Greuze La jeune fille qui pleure son serin, und la petite fille qui tient une poupée habillée en Capucin, welche bey der letzten Gemähldeausstellung im Louvre so vielen Beyfall erhalten, sind nunmehr auch in Kupfer erschienen. Das erstere ist von Mr. Flipart, der alle Schönheiten des Originals zu erreichen gewußt: das 2te ist von M. P. C. Ingouf, einem Schüler des vorigen. Dessen Bruder, F. R. Ingouf, auch ein Zögling des Mr. Flipart, hat ebenfalls ein Bild nach Greuze: Le petit Mousse Napolitain, gestochen.

Mr. Quillau, der Buchhändler, verkauft einen sehr reizenden Kupferstich: L'Amour conduit par la Fidelité. Cupido in einer Kleidung, wie diejenigen im Hospitale der Quinze-vingt zu tragen pflegen, wird von einem Hunde, den er an einem Bande hält, in ein Gebüsche von Rosen und Lilien geführt. Die Erfindung ist von Hrn. Schönau und der Stich vom Mr. Littret.

M. Le

Mr. Le Bas giebt ein neues grosses Blatt aus, Galères de Naples, welches er dem regieren-
erzog von Zweybrücken zugeeignet hat, und die
Nummer seiner Blätter nach Vernet ist.

Mr. Franzois, Erfinder des Kupfer-
auf Zeichnungsart, kündiget eine sehr
Skize nach Parocel an, welches einen
ch der Cavalerie, die zu einer Armee stößt,
hwarzer Kreide vorstellt. Dieser Stich
der mit dem Hammer noch mit dem Ciselet ge-
, so wie er ihn auf Zeichnungsart den übrigen
lern mitgetheilet hat, sondern auf eine Weise,
Geheimniß er sich noch zur Zeit vorbehalten
blos den Künstlern der Königl. Malerakade-
wird er sie mittheilen: man verfährt nicht so
misch darbey wie bey jener Art, sondern or-
ich, als ob man zeichnete. Er wird seine Ori-
e nach den größten Meistern wählen. Die-
en, die das angezeigte Blatt gesehen haben,
en ein, daß man die Zeichnungen nicht genauer
ahmen können, und die größten Meister haben
äuschen lassen; indem sie dieselbe mit der Ori-
zeichnung zusammen gehalten haben.

Nach Dieterich hat C. Le Basseur gestochen
proche du Camp, & les Soldats en repos.

Mr. l'Empereur verkauft ein Blatt: la
ha en promenade nach P. Mettay.

„Nach eben demselbigen sind, von Mr. de Longueil ein paar vortreffliche Blätter gestochen worden: das erste ist: Naufrage près de Naples, und ist dem Hrn. Wille, so wie das zweyte: Vuë des Environs de Naples der Mad. Wille zugeeignet.

Mr. Moitte hat nach der Zeichnung des Mr. Monnet ein allegorisches Kupfer geliefert, wozu folgende Geschichte den Anlaß gegeben. Wenig Tage nach dem Tode des Grafen von Brionne, wurde der junge Prinz von Lambesc von Kinderblattern überfallen. Die Gräfinn von Brionne, ob sie dieselben gleich noch nicht gehabt hatte, ließ sich doch die Gefahr nicht abhalten, ihm in seiner Krankheit so lange beyzustehen, bis sie sich durch dieselbigen ergriffen fühlte: sie überstand sie aber glücklich. Auf dem Kupferstiche sieht man ein Kind auf einem stürmischen Meere: ein Ungeheuer naht sich es zu verschlingen: dieses breitet mit einer kläglichen Mine seine Hände gegen eine Frau aus, die am Ufer steht, und sich sogleich, ungeachtet der Bemühung, die sich verschiedene Personen geben, sie zurückzuhalten, ins Meer stürzet: das Ungeheuer kehret sich gegen sie mit wütenden Blicken: auf dem Ufer gegen über stehen einige andre Personen, die vor Schrecken ganz außer sich scheinen: und um den kurz vorhergegangenen Tod des Grafen v. Brionne anzuzeigen, sieht man im Hintergrunde den Donner in das Gebäude der Ställe zu Versailles einschlagen.

den grossen Schauspieler Lekain hat ein ge-
Fäsch in der Rolle des Zamor, aus dem
htnisse, aber mit der vollkommensten Aehn-
t gezeichnet, welches Mr. Evesque in Kupfer
ht. Dieß niedliche Blättchen wird bey Au-
verkauft.

Mr. Littret hat nach der Zeichnung des Hrn.
nun die Büste der Mamsell Clairon in einem
ı Oval, welches mit den Kennzeichen der Tra-
verzieret ist, gestochen.

Mr. Bresson de Maillard verkauft Vignet-
Kupfer, die verschiedne Subjekte vorstellen,
: auf die Feste der Heiligen eine Beziehung
.

Hr. Mellini nimmt Subscription auf die 4
ilde des Hrn. Loutherburg an, die die 4 Ta-
ten vorstellen und bey der letzten Gemählde-
llung im Louvre viel Beyfall erhalten haben.
unterschreibt sich auf 24 liv. 12 liv. vorher
12. bey der Auslieferung. Sie werden zu
des 1768. Jahres erscheinen.

Basan, Kupferhändler verkauft ein sehr wohl-
henes ähnliches Bildniß von dem verstorbenen
Vanloo, nach dem Gemählde des Mr. Mi-
Vanloo.

August. Wir haben zu seiner Zeit die Fabeln
a Fontaine von Mr. Fessard gestochen, an-
ndiget: von diesen ist nunmehr der 2te Band

 erschie-

erschienen, der noch Vorzüge vor dem erstern hat. Er giebt darauf eine neue Subscription für diejenigen aus, die sich daran versäumet. Das ganze Werk kommt auf 72 Liv.: 36 Liv. die beyden ersten: 18 Liv. werden bey dem 3ten, und 6 Liv. bey Ablieferung der übrigen 3 Bände bezahlet. Nach der Zeit soll es nicht anders als 120 Liv. gegeben werden.

M. de B * * ein Officier, hat ganz neuerlich auf dem Schlosse von Fernoy, das Bildniß des Hrn. v. Voltaire gezeichnet, und im Geschmack des Rembrandt radiret: er sitzt mit einer sehr nachdenkenden Mine vor seinem Schreibepulte, die eine Hand liegt auf einem Papier und in der andern hält er eine Feder, als ob er schreiben wollte. Eine vollkommene Aehnlichkeit, eine leichte und interessante Stellung, eine feine und wahre Ausführung geben diesem Kupfer einen nicht geringen Werth. Der Kupferhändler, Chargoit verkauft es um 40 Sous.

September. Mr. Charpentier, Königl. Kupferstecher, hat auf Art des Getuschten verschiedene vortreffliche Zeichnungen bekannt gemacht. Eine ist von Boucher: Les Graces jouant avec les Amours. Ferner l'Esquisse d'un Tombeau, von eben demselbigen. La Culbute nach Mr. Fragonard. Das 4te La mort d'Archimede, nach Cirofer. Das 5te L'education de la sainte vierge, nach Boucher: endlich, eine Bachanale und Repos de Chasse, nach F. Wick.

Von Mr. Le Beau sieht man zween neue Kupferstiche, die einander zu Gegenbildern dienen nach La Croix einem Schüler des Mr. Vernet: La Cascade de Tivoly & la vue de Pouzzol.

October. Mr. Littret hat nach Schönau gestochen: L'Amour distribuant ses dons. Es erscheint der Amor mit verbundnen Augen, der seine Pfeile verschießt: verschiedene junge Mädchen empfangen und bitten um seine Wohlthaten. Eine junge Amerikanerinn schleicht sich bis zu seinem Köcher, und entwendet ihm, aus Furcht, daß sie möchte vergessen werden, einen seiner Pfeile.

November. Mamsell Boizot, Tochter des Königl. Malers dieses Namens, hat nach Greuze ein reizendes Blatt, la Liseuse, gestochen. Es stellt ein junges Mädchen vor, die ihre Lektion lernet. Das Gemählde ist in der Verlassenschaft des Mr. de Julienne.

Nach Albrecht Dürer hat Mr. Patoür, ein Blatt unter dem Titel geliefert: Le petit Menteur. Ein Frauenzimmer zeiget mit einer spöttischen Mine, wie wenig sie dem glaubt, was ihr ein junger Schwätzer vorplaudert: ein Herr, der dabey steht, drückt ebenfalls durch Geberden seine Verachtung aus. Das Originalgemälde befindet sich bey dem Chevalier de Faucourt.

Eben derselbe hat nach dem Gemählde des Hrn. Halle, zwey andre Blätter von guter Wirkung

gestochen: Le pauvre dans son reduit, und le doux Repos.

December. Nach einem Gemälde von van Tilburg einem Niederländer, hat Hr. Danzel ein sehr mahlerisches Blatt unter dem Titel gestochen, Le Roi boit. Die Hauptpersonen sind in ziemlich großer Anzahl und stehen um einen Tisch herum, die übrigen sitzen. Der gewählte Augenblick ist derjenige, wo der Bohnenkönig, der der älteste Sohn vom Hause scheint, das Glas an Mund setzet, und die übrigen ein Geschrey erheben: dies Blatt kostet 6. Liv. und ist in der Form des Pere de Famille von Greuze.

Tems du Brouillard. Unter diesem Titel erscheint ein Kupferstich nach Vernet, von Mr. Aliamet: es ist ein Seestück und machet das Gegenbild der Italiennes laborieuses.

Verschiedene Nachrichten die Künste betreffend.

Paris. Die Kaiserinn von Rußland hat seit kurzem den berühmten Bildhauer Falconet nach Petersburg berufen, um eine Bildsäule zu Pferde vom Czar Peter dem Großen verfertigen zu lassen.

Die Architectur des Hrn. Dümond, welches die Erhöhungen von den schönsten Gebäuden in Rom, viele prächtige Ruinen, Vorschläge zu Theatern

u. s. w. enthält, die wir zu seiner Zeit angezei-
haben, ist nunmehro vollständig, und wird um
iv. in zween Bänden verkauft.

Hr. Robert, ein junger Künstler, der seit kur-
aus Rom zurückgekommen, ist nach Vorlegung
r Gemählde einmüthig zu einem Mitgliede der
nigl. Malerakademie aufgenommen worden. Sein
ick zur Aufnahme ist eine Aussicht von dem Ha-
in Rom, wo man in der Perspektiv die Ro-
de, einen Flügel des Kapitols, und viele be-
nnte Ruinen sieht.

Man liefert letzt in der französischen Porcellain-
rik zu Sevres Gemählde, wovon ihrer seit kur-
dreye verfertiget worden, die bey Kennern ei-
großen Beyfall erhalten haben. Zweye, die
efähr 8 Zoll breit und 7. hoch sind, stellen die
igödie und Comödie nach ein paar Gegenbildern
verstorbenen Carl Vanloo vor: ihre Attri-
e sind in den Händen kleiner Genien in verschie-
en Gruppen, die die Hauptfiguren begleiten.
s 3te, 12 bis 14 Zoll hoch, und 9 - 10 breit, ist nach
niederländischen Mahler Pater, einem Schü-
des Watteau verfertiget. Es stellt verschied.
galante und ländliche Auftritte vor. Haupt-
lich frappiret eine Gruppe auf dem Vorder-
nde, welche einen jungen Menschen vorstellet,
einem jungen Mädchen auf der Zitter vorspielet:
sich bücket um einen Hund zu streicheln. Das
sch ist so frisch und lebhaft darauf als in der schö-
Natur: und hat aus vielen Ursachen vor der
t.

Email-Malerey einen Vorzug. Die Emailmahler haben viel Mühe die nöthige Folge von Farben vollständig zu machen, und wenn sie dieselbe haben, so bleibt ihnen immer die Furcht übrig, daß eine oder die andere Farbe, von der sie nicht die Zusammensetzung genau kennen, ihnen fehlschlägt. Einige Linien mehr oder weniger auf den Diameter eines Stückes, das über eine gewisse Größe ist, machet einen ungeheuren Unterschied in der Ausführung. Wenn hallweg ein Stück groß ist, so ist es fast unmöglich, bey ihm die Gleichheit der Oberfläche zu erhalten, die allein erlaubet, eines Gemäldes auf gleiche Art zu genießen, von welcher Seite man es ansieht. Hier fällt aber diese Unbequemlichkeit weg. Da ferner das Email fast so flüßig als die Farben sind, so hält es bisweilen schwer, sie vollkommen in einander zu verschmelzen: dies verursachet nicht selten eine Trockenheit, die sie der Miniatur gleich machet. Das Porcellain hingegen hat einen festen Grund, welcher ein Feuer aushält, auf dem sich alle Farben vollkommen verschmelzen lassen.

Die Freunde des verstorbenen Maupertuis haben ihm zu Ehren ein Monument in der Kirche zu St. Roch errichten lassen. Der Grund ist eine Pyramide von dunkelm Marmor. Auf dieser hängt dessen Bildniß in Medaillonform; drunter stehe die ziemlich weitläuftige Grabschrift: die Tafel davon dienet dem Genius der Astronomie zur Stütze, die durch eine Flamme auf dessen Stirne, und eine

Ster-

Sternenkrone, die er in der Hand hält, angezeiget wird. Auf der andern Seite der Tafel ist ein andrer Genius, der mit seiner Hand auf eine Erdkugel zeiget, die gegen ihre Pole platt ist. Zwey Volumina, die der Erdkugel zur Seite liegen, deuten auf die beyden vornehmsten Werke, die er geschrieben hat. Die ganze Zusammensetzung ist simpel und edel, und die Ausführung machet dem Mr. d'Hürez Ehre: das Bild ist ungemein ähnlich, und von einer Büste des Mr. Lemoinè genommen.

Wir haben schon ein paarmal die verschiednen Beschreibungen der Handwerker, welche in Paris stückweise von einigen Gliedern der Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben werden, angezeigt. Im IIten Bande auf der 360 u. folg. Seite sind 21. Stücke anzutreffen: seit der Zeit sind folgende erschienen, die wir noch nach zu hohlen haben.

Im Jahr 1764.

22) Der Gerber von Hrn. De la Lande. 3. Platten.

23) Die Kunst aus Kupfer Meßing zu machen, von Hrn. Galon, 18 Platten.

24) Das Tuchmachen, vom Hr. Duhamel du Monceau, 15. Pl.

Im Jahr 1765.

25) Der Weißgerber, (Megissier), 2 Platten von Hrn. de la Lande.

26) Der Hutmacher, von Hrn. Abt Nollet, 6 Platten.

Im Jahr 1766.

27) Die Kunst Decken zu machen: L'art de faire les Tapis façon de Turquie, connus sous le nom de Tapis de la Savonnerie, von Hrn. Duhamel du Monceau. 4 Pl.

28) Die Kunst das Tuch zu kraußen: Art de friser ou ratiner, les Etoffes de Laine, von Hrn. Duhamel du Monceau. 5 Pl.

Register.

A

Biblio-

Gentle-

J.

Ossian,

Rava-

Scherz

T.

U.

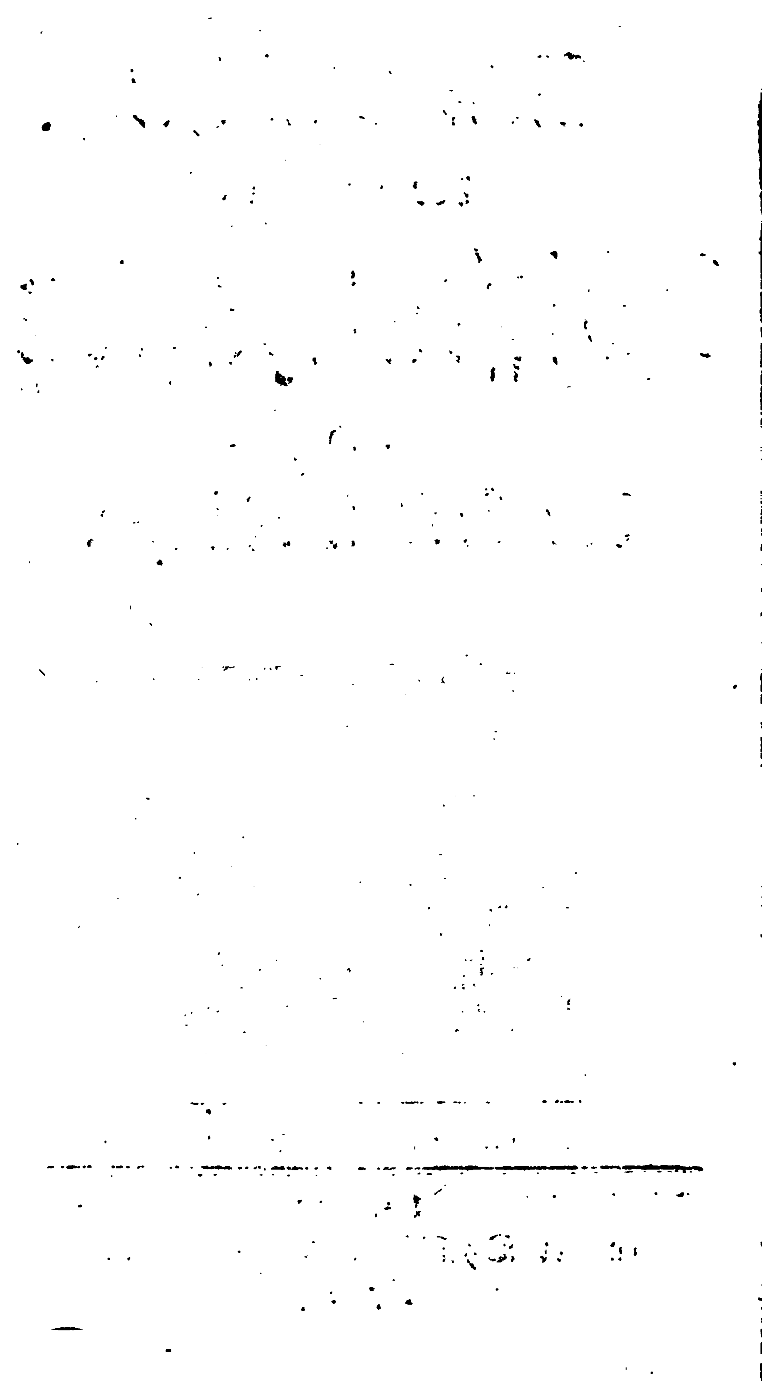

IOHANN GEORGE WILLE

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Vierten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1767.



Innhalt.

Neue Schriften aus Frankreich.

Innhalt.

Neue theatralische Stücke.

I. Von

I.

Von dem Einflusse der offenen Vocalen in die Stärke und Lebhaftigkeit des poetischen Ausdrucks. *)

Daß zusammenstoßende offne Vocalen nicht immer blos für eine poetische Freyheit gehalten werden, sondern auch zuweilen, wenn sie den Ton in eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Gedanken bringen, den Namen einer Schönheit verdienen, ist wohl zum Theil bekannt; aber was man bisher davon

*) Diese Abhandlung ist aus dem Dänischen übersetzt, und befindet sich im fünften Stücke der Sammlungen, die die Gesellschaft der schönen Wissenschaften daselbst herausgiebt. Der Verf. ist, wie wir von guter Hand wissen der Hr. Etatsrath Carstens, ein Mann voll Einsicht und Gefühl, der, unter seinen vielen und wichtigen Geschäfften, den Musen doch getreu geblieben. Er hat bereits viel geschrieben, und in der Historie, als Mitglied der Dänischen Societät der Wissenschaften, welche

davon gesagt hat, besteht vornehmlich in einzelnen Anmerkungen über gewisse Stellen im Virgil oder Ovid, besonders über solche Verse, deren künstliche Harmonie sehr kenntlich, und vielleicht auch wohl etwas übertrieben ist.

Nichts destoweniger ist es eine ausgemachte Sache, daß bey allem, was die Vollkommenheit des poetischen Ausdrucks angeht, die feinern Annehmlichkeiten, die keinen Vorbedacht verrathen, und oft auch wirklich blos der Hitze der Ausarbeitung und einer gewissen glücklichen Eingebung zuzuschreiben sind, es am meisten bedürfen, und vielleicht auch am meisten verdienen, entwickelt und aufgekläret zu werden. Es wird also, wie ich hoffe, nichts überflüßiges seyn, wenn ich diese Blätter anwende, die Liebhaber der Poesie an das feine Verhältniß zu erinnern, welches bey den größten alten

die mathemathischen, physikalischen und historischen Schriften herausgiebt, wichtige Entdeckungen gemacht, die sowohl, als seine mündliche und schriftliche Kritik ein Hauptleitfaden für den Hrn. Mallet in dessen Histoire de Danemarc, gewesen. Es wäre zu wünschen, daß diese historischen Abhandlungen in die deutsche Sprache übersetzt würden. Die gegenwärtige Uebersetzung hat, durch die eigenen Zusätze des Hrn. Verfassers, die er so gütig gewesen, seinem und unserm Freunde, dem Uebersetzer, mitzutheilen, Vorzüge vor dem Originale.

ten und neuern Dichtern zu bemerken ist, zwischen
m Gedanken und gewissen offenen oder gleichsam
ähnenden Vocalen. Doch ist darum nicht mein
Vorsatz, ihre augenscheinlich mit Fleiß angebrachten
Hiatus zu übergehen, da sie beydes das Ohr vor-
reiten, die andern wahrzunehmen, und selbst
ich nachahmungswürdige Muster in denenjenigen
ällen seyn können, in welchen der lebendige Aus-
uck eine besondere Stärke haben muß. Es sind
eylich nur Kleinigkeiten, wovon ich schreibe. Aber
as sonst, als vereinigte Wirkung mühsamer Klei-
gkeiten, macht wohl die Schönheit der Versifica-
in aus? Und warum sollten die schönen Wissen-
haften nicht auch ihre Reaumürs und Leuwen-
ʒks haben?

Eigentlich sollte ich mit dem Homer anfangen, die-
n großen Nachahmer der Natur, welchem Aristote-
s den wahrhaften Ruhm beygelegt, daß er allen
Dingen Leben und Bewegung giebt; diesem
ater der epischen Poesie, in dessen abwechselungs-
llen Verse sich alle Annehmlichkeiten der Har-
onie vereinigt finden, und bey dem insonderheit
vielen offnen Vocalen, welche die Beschaffen-
t seiner Sprache erlaubte, beständig den Ton be-
en, und ihm behülflich sind, den Inhalt auszu-
icken. Aber da diese Sprache bey weitem nicht
bekannt ist, als sie es verdiente, so soll Virgil
r in die Stelle des griechischen Dichters treten;
irgil, der es in der Nachahmung der Natur und
mers so hoch gebracht, der zwar nur selten die
calen offen stehen läßt, aber uns doch dadurch,

 als

als in einem kurzen Begriffe, die glücklichsten Hiatus der griechischen Poesie vorstellt. *)

Zur Sache! Von dem hohlen Laute, welchen gähnende Vocalen machen, von ihrem kleinen Geheule oder Gewinsel, kann man eben nicht sagen, daß es das Ohr einnimmt. Aber diesen Mißklang selbst, wenn er anders so zu heissen verdient, bringt Virgil so an der rechten Stelle an, daß er dadurch, wie Dissonanzen in der Musik, zu lauter Harmonie wird. Dergleichen glückliche Hiatus (denn es wird sich hernach zeigen, daß diese Gattung nichr die einzige ist) nenne ich in Absicht auf ihre Wirkung wiederschallende, da sie bald einen Wiederhall vom Rufen und Schreyen zu geben scheinen, bald gleichsam ein Weinen oder Heulen wiederholen, bald auch mit ihrem ächzenden Laute einen Sehnsuchts-Kummer- oder Liebesseufzer nachahmen. Der Ausdruck der rufenden ist der

stärkste

*) Die Hiatus des Virgils findet man in der Abhandlung des Nic. Erythräus de licentia et diligentia carminis Virgiliani gesammelt, welche vor seiner Ausgabe von diesem Dichter steht. Er führt sie aber in einer blossen grammaticalischen Ordnung an, und mit der allgemeinen Anmerkung, daß sein Autor diese Hiatus nicht allein um der Veränderung willen anbringt, sondern daß er auch oft, aufmerksam auf die Annehmlichkeit seiner nachahmenden Harmonie, das Ohr vergnügen und seine Verse gleichsam damit würzen wollen.

kste. Wir wollen gleich einen Versuch mit ih-
machen:

Clamassent, ut litus, *Hyla, Hyla*, omne sonaret
Eccl. VI, 44.

— It clamor ad alta *A*tria.

a atria steht zwar nicht in Einem Verse, macht
: wenigstens einen halben Hiatus *) aus, theils
l das letzte Wort mit eben dem hochlautenden
cal anfängt, mit welchem das erste sich endigt,
ls auch weil der Verstand sich damit schließt,
also der Ruhepunkt zwischen beyden Versen für
o kürzer anzunehmen ist.

Das folgende Zusammenstoßen zweener Vo-
n ist nicht völlig so schallend, gleicht aber um
viel mehr dem Geschreye der Seeleute, wenn
unter Segel sind:

Nauticus exoritur var*io ho*rtamine clamor;
Hortantur socii, Cretam proavosque petamus!
Aen. III, 128. 129.

man insgemein liest vario certamine, und
andre Lesart nur auf einiger Gelehrten Muth-

A 3 maßung

*) Gellius, Noct. Att. VII, 20. scheint sogar einen
vollen Hiatus in diesen Worten des Virgil zu finden:
. . Et vicina Vesevo Ora jugo.
Vocalis, sagt er, in priore versu extrema, eademque in sequenti prima, canoro simul atque jucundo
hiatu tractim sonat.

maßung beruht, so nehme ich die folgende Linie mit, in welcher hortantur kenntlich seinen Nachdruck dem vorhergehenden hortamine zuzuschreiben hat; Aufmunterung unter den Seeleuten des Aeneas gegen einander, *) Aufmunterung durch das Zureden seiner Gefährten, und solchergestalt Antrieb und Wirksamkeit auf der ganzen Flotte. Wie matt und unbestimmt, und wie kenntlich ausgesonnen, um den Hiatus wegzuschaffen, ist hingegen das angenommene certamine! War es im Rufen oder im Arbeiten, daß der eine den andern zu übertreffen strebte? das erste war ein allzukleiner Umstand in einem epischen Gedichte, und das leztere, welches man wohl vorziehen müßte, hätte ein sorfältiger Schriftsteller ganz gewiß besser ausgedrückt.

Mit den rufenden Hiatus unsers Dichters sind diejenigen am nächstenden verwandt, die ein Weinen oder Heulen nachahmen:

Lamen-

*) Wie genau das Wort hortamen, sich auf die Aufmunterung und den Antrieb beziebt, wovon hier die Rede ist, sieht man aus einer andern Stelle in demselben Gedichte:

> Ipse gubernaclo rector subit, ipse magister,
> *Hortaturque* viros, clavumque ad litora torquet.
> Aen. V. 176. 177.

Eben so Ovid. Metam. III. 618. 619.

> —— Et qui requiemque modumque
> Voce dabat remis, animorum *hortator* Epopeus.

Lamentis, gemituque et foemineo ululatu.
Aen. IV. 667.

Evolat infelix et foemineo ululatu.
Ibid. IX. 477.

diesem foemineo ululatu erkennet man des
mer μεγάλῳ ἀλαλητῷ, (mit großem Ge-
ey) Il. XIV. 393. so gleich wieder; nicht
Aehnlichkeit zu gedenken, welche sein πνοιῇ
ὑπ᾽ ἀλεγεινῇ (durch das unmilde Blasen des
rdwindes) eben daselbst v. 395. und das noch
kere Ζεφύρου ὑποκινήσαντος (aufgerührt vom
stwinde) IV, 423. und andre von seinen Ver-
mehr, damit haben. Ueberhaupt läßt Homer
Vocalen so oft ohne Elision zusammenkommen,
ihr glückliches Zusammenstoßen unzählbar ist.
n daher schließe ich, daß er diese kleinern
hönheiten nicht gesucht hat, wie Virgil, der sie
enscheinlich von ihm und andern griechischen
htern erborgt, sondern daß sie, etliche wenige
genommen, Blumen waren, die von selbst un-
seinen Tritten hervorschossen.

Ich fahre fort:

Si pereo hominum manibus, periisse juvabit.
Aen. III. 606.

Erläuterung dieses Verses muß ich erinnern,
Achamenides, einer vom Gefolge des Ulysses,
in der Höle des Cyklopen zurückgeblieben war,
Worte mit Weinen und Aechzen ausruft, in-
er die Knie des Anchises und Aeneas umfaßt.

 Einige

Einige lesen zwar: Si pereo manibus hominum. Aber dieses ist nichts anders als den Ton und Affekt schwächen, um einen eingebildeten Fehler abzuhelfen.

> Nam neque Parnassi vobis juga, nam neque Pindi,
> Vlla moram fecere, neque *Aonia* Aganippe. *)
> Illum etiam *lauri*, *etiam* flevere myricae.
>
> Ecl. X. 11 - 13.
>
> — — Flerunt Rhodopeiae arces
>
> Georg. IV. 461.
>
> Phyllida amo ante alias; nam me discedere flevit,
> Et longum, formose, vale, vale, inquit, Iola!
>
> Ecl. III. 79. 80.

Hier ertappen wir gleichsam den Virgil auf der That. So viele weinende Hiatus muß er nothwendig mit Wahl und Ueberlegung angebracht haben. Er verstärkt noch darzu ihr Aechzen durch die vielen Vocalen, die in den einzelnen Worten Aonia,

*) So hat bereits Servius gelesen, und daß Virgil hier den letzten Buchstaben in Aonia, der an sich kurz ist, und noch dazu vor einem Vocale steht, um des Tones willen lang macht, scheint nach Art der Griechen zu geschehen:

Οὐδέτι ἀμφάσθαι δύνατο ὄπος. Homer.

onis, Rhodopeïae, vorkommen; ein Mittel,
ch welches der Poet dem griechischen Dichter
desto mehr zu nähern suchte, und worzu er auch,
es seiner eignen Sprache an dergleichen tönenden
örtern fehlte, sich hier und sonst immer der Grie-
schen bedient. Doch war es ihm eine Unmög-
keit, völlig in diesem Falle einen Homer, einen
heokrit, einen Apollonius zu erreichen. Eine
prache, die zugleich Musik war, gab denselben
ein einen allzustarken Schritt voraus. Wie be-
lflich sind nicht, um bey dem ersten zu bleiben,
vielen zusammenstoßenden Vocalen in den fol-
nden Versen, um die Wehklage der Androma-
e über den Tod des Hektors auszudrücken:

Αμβλήδην γοόωσα, μετὰ Τρῳῆσιν ἔειπεν
Ἕκτορ, ἐγὼ δύστηνος. ἰῇ ἄρα γεινόμεθ' αἴσῃ.
Ilias XXII. 476. 477.

ie malend ist nicht ihr Klang in dem lautschallen-
n Σμερδαλέα ἰάχων (fürchterlich schreyend) Il.
302. oder in dem eben so tönenden ἀοιδιάουσ'
ὶ καλῇ (mit einer schönen Stimme singend)
dyß. V. 61. Und welche Mitwirkung haben sie
ht in dieser süßen, den Gesang der Nachtigall
lieblich nachahmenden Zeile:

ἥτε θαμὰ τρωπῶσα χέει πολυηχέα φωνήν
Odyss. XIX. 521.

Ich sollte meine Leser mit allzu vielem Grie-
isch verschonen. Doch kann ich nicht der Versu-
ung widerstehen, noch in eben der Absicht einige

 Verse

Verse auszuzeichnen, die mit einer in andern Sprachen unnachahmlichen Lebhaftigkeit den Laut vorstellen, der von einem empörten Meere verursacht wird. Wer hört nicht sein Brausen in diesen Linien:

> κύματα παφλάζοντα πολυφλεύσβοιο θαλάσσης
> κυρτὰ φαληριόωντα — —
>
> Ili. XIII. 798. 799.

In einer andern:

> Ὡς δ' ὅτ' ἐν αἰγιαλῷ πολυηχέϊ κῦμα θαλάσσης
>
> Il. IV. 422.

kommt zwar eben das Wort vor, das uns in der Zeile von der Nachtigall so lieblich klang. Aber was thut nicht eine andre Verbindung? Die andre Linie bemerkt das starke Getöse der Wellen, wenn sie vom Lande zurückschlagen:

> Οὔτε θαλάσσης κῦμα τόσον βοάᾳ ποτὶ χέρσον,
>
> Odſ. XIV. 394.

Und diese Linie ahmt den dunkeln Wiederhall nach, welchen die Ufer auf beyden Seiten von sich geben, beym Zusammenstoßen und Brechen der Wellen in der Mündung eines Stroms:

> Ἠιόνες βοόωσιν ἐρευγομένης ἁλὸς ἔξω.
>
> Odſ. XVII. 265.

Dem

Dem einen von diesen Versen, und dem darin
ngebrachten lautschallenden *βοάα* hat doch Virgil
ch zu nähern gesucht, in folgender Nachahmung:

— — Scopulis illisa *reclamant*
Aequora.

Georg. III. 260. 261.

Aber der anhaltende dumpfe Laut, welchen das
glückliche *βοόωσιν* in dem letzten Verse von sich
iebt, war ihm nicht möglich auszudrücken, wo
an nicht etwa die Stelle

— — *Reboant* sylvaeque et magnus
Olympus.

Ib. 223.

ür eine schwache Copie und gleichsam einen Schat-
n davon ansehen will. Sonst ist der Vers, von
em ich rede, einer von denen, die am meisten im
Homer bewundert werden, und wegen seiner Vor-
refflichkeit soll Plato oder Solon (denn die Scho-
asten des Homer sind über die Person nicht einig)
lle die seinigen verbrannt haben. Ich schreibe
ier mehr nach andern, als ich selbst glaube. Die
Sprache hatte unfehlbar den größten Antheil an
en drey zusammenstoßenden O, und ihrem so aus-
rückenden Laute; und das Verdienst des Dichters
aber bestand eigentlich nur darinn, daß er gerade
asjenige Wort und die Mundart wählte, die am
esten mit der Sache übereinstimmten, die er be-
chreiben wollte. Doch genug, oder vielleicht zu-
viel,

viel von dieser Materie. Ich wende mich wieder zu dem ausdrückenden Hiatus des Virgil.

Den schwächsten, aber darum nicht den mindest angenehmen Laut von dieser Gattung geben die Vocalen, deren Zusammenstoßen er anbringt; um Seufzer der Sehnsucht, des Kummers oder der Liebe nachzuahmen:

Flumina amem sylvasque inglorius. *O ubi*
campi

Georg. II. 486.

— *Te Amice*, nequivi —
Conspicere!

Aen. VI. 507. 508.

Kein Wort kann bequemer seyn als dieses Te, um mit einem Seufzer ausgestoßen zu werden. Eben daß der Vocal darin nicht elidirt wird, bestimmt den Grad des Affectes, und weist, daß er hier schwächer ist, als in der Klage der Mutter des Euryalus, wo nur der Consonant zu hören ist:

Hunc ego *t'*, Euryale, aspicio?

Aen. IX. 481.

Indessen hat doch hier der Ausdruck des Kummers immer eine gewisse Stärke und läßt nicht undeutlich fühlen, daß des Deiphobus blutiges Ende und scheußlicher Anblick den Aeneas ungleich empfindlicher rühret, als den Proteus die Verkäntniß des seiner Eurydice beraubten Orpheus, wenn er von ihren Wirkungen folgendes erzählt:

Ipse

Ipse cava solans aegrum testudine amorem:
Te dulcis conjux, *te* solo in littore secum,
Te veniente die, *te* decedente canebat.

Georg. IV. 463-465.

Die schildernde Harmonie ist überhaupt nicht Werk eines Lehrlings; aber so in jedem Falle feinsten Schattirungen zu treffen, ist allein ge- en vorzüglich begünstigten Genies vorbehalten.

Te Corydon, o Alexi

Ecl. II. 65.

Credimus? an *qui amant*, ipsi sibi somnia fingunt?

VIII. 108.

i amant! Wie viele von denen, die den Virgil n, sind wohl auf die Lieblichkeit dieses zärtli- n Tones achtsam? Etwas ähnliches hat dieser rs des Horaz:

Si *me amas*, inquit, paulum hic ades.

L. I. Sat. IX. 47.

er bittende Ton konnte nicht natürlicher ausge- ückt werden.

Bisher habe ich diejenigen Hiatus beym Vir- betrachtet, die gewissen Tönen in der Natur chahmen, und die ich daher wiederschallende nne. Aber das ist noch nicht alles. Man fin- auch bey diesem großen Dichter eine andre Art n offnen Vocalen, deren glückliche Wirkung ht denselbigen Grund hat. Ich muß mich deut- licher

licher erklären. Da in der sehr weichen und fliessenden römischen Sprache alle Vocalen und Diphthongen ordentlich durch einander elidiret wurden, so mußte es einen kenntlichen Anstoß und eine Aufhaltung in der Aussprache verursachen, wenn sie einander ohne eine solche Vermischung begegneten. Vocalium concursus quum accidit, hiat et intersistit, et quasi laborat oratio, sagt Quintilian *).

Diese Eigenschaft der zusammenstoßenden Vocalen hat sich Virgil mit einer kenntlichen Sorfalt zu Nutze gemacht, indem er oft Hiatus da anbringt, wo der Sinn eine kleine Pause erfordert, als:

Et vera incessu patuit *dea*. Ille ubi matrem ...

Aen. I. 404.

Addam cerea pruna; honos erit huic quoque pomo

Ecl. II. 53.

Insbesondere thut er es gerne, wenn der Abschnitt oder die Cäsur ohne dieß eine solche Pause anweist:

Posthabita coluisse Sam*o*. *Hic* illius arma

Aen. I. 20.

Concilia, Elysiumque col*o*. *Huc* casta Sibylla ...

V. 735.

Maeonia generosa dom*o*; *ubi* pinguia culta:

Aen. X. 141.

Geringe

*) Institut. Orat. IX. 4.

Geringere Freyheiten, könnte vielleicht jemand
en, aber darum noch nicht Schönheiten. Es sey so,
h will eben nicht behaupten, daß alle inne haltende,
r stockende Hiatus (so nenne ich diese Gattung)
wirkliche Schönheiten angesehen werden müs-
. Aber sollten nicht wenigstens diejenigen, die sich
dem kleinen Stillschweigen schicken, das der Af-
t des Redenden mit sich führt, für schön und
hlangebracht gehalten werden? Man höre nur,
Euryalus seine Bitte an den Ascanius schließt,
ß dieser in seiner Abwesenheit, und wenn er über
iem Unternehmen umkommen sollte, Sorge für
re Mutter tragen möchte:

> Hanc sine me spem ferre *tui*; audentior ibo
> In casus omnes
>
> Aen. IX. 291. 292.

Mit demselben Glücke macht der Dichter an
er andern Stelle eine nachdenkliche Verweilung
seiner eignen Erzählung.

> — Iuxtaque comes Lavinia virgo,
> Causa mali tanti, oculos deiecta decoros.
>
> Aen. XI. 479. 480.

ige lesen Causa malis tantis; nicht von dem
eppenden atque zu reden, welches andre nach
ti einflicken. Aber ein Gelehrter von Geschmack
d Einsicht*) hat ohnlängst in einer besondern Ab-
handlung

*) Dissertation sur un vers du livre XI. de l'Enei-
de in den Memoires de Trevoux, August 1760.

Nach

handlung über diesen Vers seine rechte Lesart bestätigt, indem er ihre Uebereinstimmung mit den besten Handschriften erwiesen. Und Virgil selbst versichert uns noch mehr davon, indem er die Sibylla von der bevorstehenden Vermählung des Aeneas sagen läßt:

— — — Bella, horrida bella,
Et Tybrim multo spumantem sanguine cerno.
Caussa mali tanti coniux iterum hospita Teucris;
Externique iterum thalami.

Aen. VI. 86 - 94.

Diese Stelle, auf welche sich der angeführte Verfasser nicht besonnen, setzt mich zugleich in Stand, dem erwähnten Verse etwas mehr Licht mitzutheilen, als derselbe thun können. Nach seiner Meynung hat der Poet durch die Verweilung in der Aussprache, welche das Zusammenstoßen der Vocalen verursacht, eine besondre Aufmerksamkeit erwecken wollen, auf den letztern halben Vers oculos deiecta decoros; welcher, indem er die Schamhaftigkeit der Lavinia zeigt, die ihr nicht erlaubte, selbst eine Wahl zwischen dem Aeneas und Turnus zu thun, dem Leser die Hoffnung benimmt, von ihrer Zuneigung unterrichtet zu werden. Diese Erklärung ist sinnreich, und ich bin weit entfernt sie zu verwerfen. Aber sollte nicht auch die Absicht

Nach dem Berichte der Journalisten, ist Herr Grosley der Verfasser dieser Schrift.

des Dichters gewesen seyn, indem er hier das
a mali tanti wiederholet, welches er vorhin der
ylle in den Mund gelegt, seine Leser an ihre Weis-
ng zu erinnern, und sie zu der Betrachtung
ühren, daß alles, was sie vorausgesagt, nun
lich geschähe; sollte man nicht auf solche
beyde Auslegungen annehmen können, ohne des-
en jenen alten Scholiasten zu gleichen, die ihrem
or sehr nahe zu treten glaubten, wenn sie nicht in
Linie, die er geschrieben, die tiefsten Heim-
eiten ausfindig machten?

So viel von den stockenden Hiatus bey unserm
ter, deren eigentlicher Laut bey ihrem bedeuten-
Ausdrucke nicht in Betrachtung kömmt. Eine
e Beschaffenheit hat es mit denenjenigen, welche
Ton so nachahmend machen in dem bekannten
se:

Ter sunt conati imponere Pelio Ossam.

Georg. I. 281.

Daß diese Hiatus so genau die Schwierigkeit
rücken, und die Bestrebung sie zu überwinden,
mt nicht allein von der Verweilung her, welche
ende Vocalen in der römischen Sprache mit sich
ten, sondern auch von der unmittelbaren Wie-
olung desselben Vocals wodurch die Rede noch
r aufgehalten, und die Aussprache gleichsam
hzend wird. Sonst findet man wohl nichts
leichen in Homers Erzählung von dem Streite
Riesen mit den Göttern, da hingegen die Worte,

die Virgil eigentlich vor Augen gehabt, in einem Strom von Daktylen hinfließen *); vielleicht weil es in den Gedanken des ältern Dichters dergleichen Ungeheuern nicht schwer fallen konnte, Berge zu versetzen. Ohne Zweifel aber ist der Inhalt dieser Stelle in der Virgilischen Nachahmung mit dem Laute und Rhythmus einer andern zusammengeschmolzen. Ich ziele auf die Linie im Homer, die mit dem Sisyphus zu arbeiten scheint, welcher sich bestrebt einen Stein den Berg hinauf zu wälzen:

λᾶαν ἄνω ὤθεσκε ποτὶ λόφον —

Odyss. XI. 593.

Ein vortreflicher Vers, dessen mühsamen Gang Virgil mit aller seiner Kunst nicht ganz zu erreichen vermögend gewesen, sondern hier in der That erfahren hat, was er selbst von der Nachahmung des griechischen Dichters überhaupt gesagt haben soll, daß es leichter sey, seine Keule dem Herkules zu entwenden, als einen Vers dem Homer. Desselben

*) Siehe Odyss. XI. 314. 15. In eben so fließenden Versen erzählt Homer vom Diomedes (Il. 5.) vom Ajax (Il. 14.) und von der Minerva (Il. 21.) daß sie übermäßig große Steine auf ihre Gegner warfen. Er versichert auch ausdrücklich von dem ersten, daß es ihm etwas Leichtes war, allein den Stein zu regieren. Ganz anders drückt sich in eben dem Falle Virgil aus, sowohl was den Gang der Verse, als ihren Inhalt angeht, vom Aemon (Aen. 10.) und vom Turnus (Aen. 12.)

selben ganze Beschreibung vom Sisyphus, der stets einen Stein den Berg hinauf wälzt, und nicht so bald damit bis an den Gipfel gekommen ist, ehe er plötzlich wieder herab rollt, ist, was den Laut der Wörter und ihre rhythmische Zusammenfügung betrifft, eine so vollkommene Malerey, daß man sich nie satt daran lesen kann. Der römische Dichter hat auch ein solches Wohlgefallen an diesem Meisterstücke gefunden, daß er sich nicht begnügt, wie wir gesehen haben, einen Zug davon zu entlehnen, sondern auch in demselben Gedichte *) es sich ganz zueignet; obgleich, nach seiner Gewohnheit, mit der Veränderung, daß es bey ihm einen Menschen abbildet, der gegen den Strom anrudert, drauf die Ruder sinken läßt, und daher mit großer Gewalt zurücke fährt. Es wird nicht unangenehm seyn, das Original und die Copie gegen einander zu halten. Den Anfang in beyden kann man kaum hervorstoßen:

λᾶαν βαστάζοντα πελώριον ἀμφοτέρῃσιν.
ἤτοι ὁ μὲν σκηριπτόμενος χερσίν τε ποσίν τε,
λᾶαν ἄνω ὤθεσκε ποτὶ λόφον

Non aliter, quam qui adverso vix flumine
lembum
Remigiis subigit —

Hernach fließen die Worte sanft:

*) Virg. Georg. I. 201-203.

— ἀλλ' ὅτε μέλλοι
Ἄκρον ὑπερβαλλέειν

— — Si brachia forte remisit . . .

Aber dem Schluße bey beyden Dichtern kann die Zunge kaum folgen:

— τότ' ἀποστρέψασκε κραταῒ ἰς
αὖτις, ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀ-
ναιδής.

Atque illum in praeceps prono rapit alveus
amne.

Bey dem widerwärtigen Quam *qui ad*verso etc. muß ich noch erinnern, daß hier sowohl als in dieser eigentlich den Sisyphus angehenden Zeile:

Sax*um in*gens volvunt alii —
Aen. IX. 611.

die harte Elision, die in sich selbst nur eine Zusammenziehung ist, in Absicht auf die Mühe und Arbeit angebracht ist, welche die Worte beschreiben, und daß sie ungefähr von gleicher Wirkung mit den Hiatus sind in: Ter sunt conati etc.

Die Schönheit, auf deren Betrachtung wir nun kommen, unterscheidet sich, wie die vorige, von andern blos innehaltenden Hiatus durch den Antheil, der dem Laute der Vocalen dabey zugehöret. Quintilian hat schon bemerkt, daß gewisse gähnende Vocalen, die Dinge, von denen gehandelt wird, vergrößern. Non nunquam sagt er,*) hiulca

*) Instit. Orat. IX. 4.

hiulca etiam decent, faciuntque ampliora quaedam, ut: *pulchra oratione acta omnino iactare.* Dasselbe hat auch seine Richtigkeit in der Poesie. Wir finden gemeiniglich beym Homer, und eben so bisweilen beym Virgil, daß die Verweilung, welche die Hiatus mit sich führen, ihnen behülflich sind große Begriffe zu bezeichnen, wenn es zugleich starke und helle Vocalen oder Diphthongen sind, (besonders das vergrößernde O) die an einander kommen. Nach meinem Entwurfe bleibe ich bey dem römischen Dichter:

Aut Atho, aut Rhodopen, aut alta Ceraunia —

Georg. I. 332.

— Sub Ilio alto

Aen. V. 261.

— Et turrigerae *A*ntemnae

VII. 631.

Besonders läßt gern der Poete dergleichen tonreiche Vocalen zusammenkommen, wenn er von den Göttern, oder von Helden redet, die mit ihnen verwandt sind:

Sacra mari medio colitur gratissima tellus
Nereidum matri et Neptuno *Agaeo.*

Aen. III, 73. 74.

Votaque servati solvent in litore nautae
Glauco et Panop*eae et Inoo* Melicertae

Georg. I. 436. 437.

Bey diesem Verse muß ich etwas stehen bleiben. Die alten Dichter, beydes die griechischen und römischen, behandelten die offnen Vocalen nicht nach eignem Gutdünken, sondern folgten in solchen Fällen gewissen Regeln, und vornehmlich dieser: Ein Vocal, der an sich selbst lang ist, und eben so ein Diphthongus, wird in den Hexametern kurz, wenn ein Vocal darauf folgt, und dabey der vörderste Vocal oder Diphthongus in der zweyten oder dritten Sylbe des Fußes steht. Z. E.

Credimus | an q*ui* a | mant.
Fle | runt Rhodo | pe*iae* | arces

Steht hingegen ein solcher Vocal oder Diphthongus in der ersten Sylbe des Fußes, die in den Hexametern allezeit lang seyn muß, weil der Ton darauf fällt, so behält sie ihre Quantität, indem der Ton dasjenige erstattet, was in Betrachtung des nachfolgenden Vocals abgehen sollte. Z. E.

Et | Neptu | *no* Ae | gaeo.
Et | turrige | *rae* An | temnae.

Homer scheint die an sich langen Monosyllaba von dieser Regel auszunehmen, und sie als gleichgültig in der andern Sylbe des Fußes zu betrachten. Er braucht auch wohl zuweilen die Freyheit, diese Regel ganz beyseite zu setzen. Daß aber unser Dichter hier Glauco zu einem Spondäus macht, ungeachtet die Endsylbe nach der Regel verkürzt werden sollte, das ist die einzige Abweichung davon, die bey ihm gefunden wird. Sollte die Veranlassung

issung zu dieser Ausnahme nicht darinn bestehen, . der Ton im Anfange des Verses vermittelst des ängerten dunkeln O so feyerlich wird?

Wir kommen nun auf die Stellen, wo Helden eben die Art angeführt werden, als Götter in vorhergehenden:

Canto, quae solitus, si quando armenta vocabat,
Amphion Dircaeus in Actaeo Aracyntho.
Ecl. II. 23. 24.

— Hic Dardanio Anchisae
Armiger ante fuit.
Aen. IX. 647. 648.

Tunc ille Aeneas, quem Dardanio Anchisae . .
Aen. I. 621.

letzte Stelle drückt recht lebhaft die Verwunde- ng der Dido aus über die Gegenwart eines so hmten Helden. Die andern zwo, und eben so vorhergehenden, haben nur einen Schein, ein isses Ansehen oder eine Mine von der Verwun- ng und dem Nachdenken, welches große Perso- oder Dinge, natürlicher Weise, bey uns wirken. ; die häufigen Spondäen in den meisten vieles ragen, den Inhalt auszudrücken, läugne ich . Mir ist es genug, daß doch die Vocalen iderſprechlich einige Mitwirkung hierbey haben. n so wenig thut dies etwas zur Sache, daß die dung dieser Verse um der Namen willen unge- so seyn mußte, wie sie ist. Ihr Laut bleibt

an sich selbst vergrößernd, er mag nun mit Fleiß gesucht seyn, oder nicht. Und warum sollte die Absicht des Poeten hierbey nicht gewesen seyn, die Nothwendigkeit selbst unter der Anmuth der Zusammenfügung zu verstecken? wie Dionysius von Halikarnaß es ausdrückt *). Warum sollte man in diesem Falle etwas für ein Ungefähr halten, was unläugbar der Vorsatz des Dichters in einem andern gewesen? Ich ziele hiermit auf gewisse kaum vermeidliche Elisionen, die, wie hier die Hiatus, oft seine Verse verzögern und erweitern, so daß die Größe des Begriffs zugleich im Laute abgebildet wird; eine Wirkung, welche in Porta adversâ ingens; in Monstrum horrendum, informe, ingens und sonst an vielfältigen Stellen mit kenntlichen Ueberlegung hervorgebracht ist.

Der rauhe Vers vom Polyphem, den ich eben anführte, erinnerte mich, daß ich noch eine Art von innehaltenden Hiatus zu erläutern habe, ehe wir diese Materie verlassen. Sie ist nahe mit den vergrößernden verwandt, und bezeichnet bey unserm Dichter, sowohl als dieselben, doch mit Vocalen, die einen dunklern Laut von sich geben, die Verwunderung oder das Nachdenken, das mit einem unangenehmen Gefühle begleitet ist, und sich gern in einem tiefen und etwas gedehnten Tone äußert.

Quid

*) In seiner Abhandlung von Zusammenfügung der Wörter.

Quid struit, an qua *spe in*imica in gente moratur?

Aen. IV. 235.

Et succus pec*ori*, *et* lac subducitur agnis.

Ecl. III, 6.

Vt vidi, vt per*ii*, *ut* me malus abstulit error!

VIII, 41.

In diesem letztern Verse ist der Affect am stärksten, und die Verwunderung mit Wehmuth vermischt *); eine Gemüthsverfassung, welche eigentlich das so bedeutungsvolle Eheu auszudrücken bestimmt ist.

Eheu, quid volui misero mihi?

Ecl. II. 58.

Eheu quam pingui macer est mihi taurus in arvo!

III, 100.

Noch ein Hiatus, der unsere Aufmerksamkeit verdient, ist im Virgil übrig. Ich habe ihn bis zuletzt aufbehalten, als den einzigen in seiner Art; da er weder zu der wiederschallenden, noch zu der innehaltenden Gattung kann gerechnet werden.

*) Scaliger Poetic. IV. 47. findet hier admirantis superciliosum hiatum. Sonder Zweifel will er damit sagen, daß der Hirte des Dichters unwillig auf sich selbst ist, und seinem eignen Herzen Vorwürfe über seine Schwäche und geschwinde Uebergebung macht.

— Strophades Grajo stant nomine dictae
Insul*ae* Ionio in magno —

Aen. III. 210. 211.

Daß die Endsylbe in Insulae um des folgenden Vocals willen kurz, und gleichsam halb davon verschluckt wird, ist das erste, was man beobachtet. Aber nicht ein jeder bemerkt sogleich den Contrast, welchen das auf solche Art geschwächte Insulae gegen das tönende Ionio in magno macht. Der Poet redet von zwo kleinen Inseln auf der Westseite des Peloponnesus, und seine Worte sind so abgepaßt, daß für die Leser, die den Gegensatz in denselben empfinden, diese Inseln in dem großen weiten Meere, darinn sie liegen, zu unkennbaren Flecken werden. Diese Anmerkung kann nicht anders als uns auf den Gedanken bringen, daß es Hiatus giebt, die den Begriff vermindern, vermittelst des schwachen Lautes des Vocalen, wie wir im Gegentheile gesehen haben, daß starke und laut tönende ihn vergrössern. Und ein flüchtiger Blick in den Homer, diese unerschöpfliche Quelle einer jeden poetischen Harmonie, ist zureichend, uns allen Zweifel hierüber zu benehmen. Wir wollen in dieser Absicht nur den Anfang seiner Ilias und Odyßee zusammenstellen, oder bestimmter zu reden, den vergrössernden Hiatus in der ersten mit den vermindernden in den letzten. Das eine Gedicht fängt so an:

Μῆνιν ἄειδε, θεὰ, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Man

Man hat sehr wohl angemerkt, daß der Poet hier gleich seinen Helden nennt, weil er es nicht, wie in der Odyßee, schon durch die Ueberschrift des Gedichtes gethan hatte. Aber der schallende Ton, in welchem die Benennung geschieht, ist nicht weniger betrachtungswürdig. Er füllt zugleich das Ohr und den Verstand, so daß Achilles selbst die angerufene Muse überschattet, und, wie er es seyn soll, der einzige Gegenstand unsrer Aufmerksamkeit wird. Ich zweifle nicht daran, daß Homer wirklich so etwas fühlte, ohne es eben selbst zu wissen, oder Rechenschaft dafür geben zu können. Nun zum ersten Verse in der Odyßee:

> Ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον, ὃς
> μάλα πολλὰ.

Das sonst lange μοι macht, indem man es hier verkürzt findet, daß die Person des Dichters gleichsam unsichtbar in den Augen der Leser wird. Ihm selbst eine bewußte Absicht hierinn beyzulegen, und mehr als ein dunkles Gefühl, ist auch in diesem Falle gar nicht mein Gedanke. Ich bin überzeugt, daß er mehr ein Lehrling der Natur als der Kunst war, und ich habe stets über den Aberglauben seiner abgöttischen Anbeter gelächelt, welche im Stande wären, auf diesen Vers eine ganze Abhandlung von Homers Bescheidenheit zu gründen. Meine Frage bleibt nur; ob es nicht so in sich selbst ist, daß das wegschwindende μοι, welches kaum halb in der Aussprache gehört wird, unsre Aufmerksamkeit vom Poeten zu seinem Helden hinwendet?

Doch

Doch wir müssen suchen, zu einer etwas tiefern Einsicht in die Beschaffenheit der solchergestalt gefundenen vermindernden Hiatus zu gelangen. Ein achtsames Ohr bemerkt gleich, daß das verkürzte *μοι* und die Endsylbe in Insulae geschwind ausgesprochen, und eben dadurch desto ausdrückender wird, da man natürlicher Weise sich nicht lange bey kleinen und unerheblichen Dingen aufhält. Vermindernde Hiatus sind auf solche Weise zugleich eilend, wie ich hingegen die vergrößernden Hiatus zu der innehaltenden Gattung gerechnet habe. Und diese Art eilende Hiatus ist nicht die einzige. Man begreift leicht, daß Geschwindigkeit ihren ersten und eigentlichen Ausdruck ausmacht, und daß andre Begriffe dadurch nur vermittelst ihrer Analogie mit diesem bezeichnet werden. Da Virgil uns hier verläßt, so muß ich die nöthigen Exempel aus dem Homer herholen. Wie deutlich weisen nicht die Vocalen, die der Dichter in diesen Versen offen gelassen, die Geschwindigkeit, die er beschreibt.

— δέπας δέ οἱ ἔκπεσε χειρὸς.

(das Trinkgeschirr fiel ihm aus der Hand).

Odyß. XXII. 17.

Οἴμησεν δὲ ἀλεὶς ὥς τ' αἰετὸς ὑψιπετήεις.

(Er gieng los auf sie im vollen Sprunge, als ein hochfliegender Adler).

Odyß. XXIV. 537.

In der folgenden Zeile drückt das Eilen der Vocalen Eifer und Freude aus *). Sie stellt uns die Gefährten des Ulysses vor, nachdem Circe ihnen die vorige Gestalt wiedergegeben hatte.

Ἔγνωσαν δέ μ᾽ ἐκεῖνοι ἔφυντ᾽ ἐν χερσὶν ἕκαστος,

(Sie erkannten mich, und jeder von ihnen blieb an meinen Händen hängen.)

Daselbst X. 397.

Und der Laut dieser fließenden Verse ist sehr bequem, Jugend und Schönheit abzubilden:

— νεηνίῃ ἀνδρὶ ἐοικὼς

Πρῶτον ὑπηνήτῃ, τοῦ περ χαριεστάτη ἥβη.

(Gleich einem Jünglinge, der erst mannbar geworden, und dessen Jahre die anmuthigsten sind.)

Daselbst 278. 279.

Daß diese Art offne Vocalen so kenntlich und mehr als andre kurze Sylben die Aussprache eilfertig macht, ist kein Wunder, da nicht allein überhaupt die Menge der Lautbuchstaben in Vergleichung mit den Mitlautern den Worten eine leichte und fließende Bewegung giebt, sondern auch in diesem Falle der vorderste Vocal sich zum Theil in dem zweyten

*) Eben so Theokrit Idyll. 27.

... κραδίη δέ οἱ ἔνδον ἰάνθη.

Ihr Herz erfreute sich innerlich.

zweyten verliert, und also sehr kurz werden muß, wenn er schon vorhin an sich selbst kurz ist. In der römischen Sprache liefen dergleichen Vocalen wirklich in einander, und machten nur Eine Sylbe aus; und eben das ist die Ursache, daß wir keine eilenden Hiatus im Virgil antreffen, und nur etwas ähnliches in der geschwinden Aussprache gewisser einzelnen Wörter, bemerken, als z. B.

— *Ruit Oce*ano nox.

Aen. II. 250.

— *Coëant* in foedera dextrae

Ib. IX. 292.

und besonders wenn er einen einstürzenden Thurm beschreibt, so daß man seinen Fall vor Augen zu haben glaubt:

— *Ea* lapsa repente *rui*nam
Cum sonitu trahit.

Aen. II. 465-466.

So voll von Harmonie und meistens geflissentlicher und künstlicher Harmonie, weist Virgil sich auch da, wo er, dem ersten Ansehen nach, scheinen könnte, aus Noth, oder Nachläßigkeit die Regeln des Wohlklanges beyseite gesetzt zu haben. Ovid, in dessen Schriften, und besonders in dessen Verwandlungen, wir oft die lebhaften Ausdrücke des Virgil kenntlich und nicht unglücklich nachgeahmet finden, ist ihm auch sehr genau in Absicht des Zusammenstoßens der Vocalen nachgefolgt. Ein

Blick

auf diejenigen Stellen bey beiden Dichtern,
ie ich vornehmlich mein Absehen richte, kann
sten ihre Uebereinstimmung hierinn erweisen.

rgil. Clamassent, ut litus Hyla, Hyla, omne
sonaret.

vid. Et bis, *Jö Arethusa*, *Jö Arethusa*,
vocavit.

Metam. V, 625.

Veranlassung zu der Ausbildung dieser Verse
e ich in den schallenden Tönen zu finden, die
Anrufung des Bacchus und des Hymen be-
it waren, und die in einem von den Fragmen-
es Ennius, wie auch in zween Hochzeitgesän-
ey dem Catull vorkommen. Das Fragment
also:

His erat in ore Bromius, his Bacchus pater,
Illis Lyaeus vitis inventor sacrae,
Tum pariter Evan, Evoë, Evoë, Evius.

em einen Hochzeitgesange ist die Schlußwie-
lung:

Hymen o Hymenaee Hymen, ades o Hy-
menaee.

n dem andern:

Jö Hymen Hymenaee Jö.
Jö Hymen Hymenaee.

id selbst hat diese Freudengeschreye angebracht
Einem Verse zusammengefügt:

Pars

Pars Hymenaee! canunt, pars clamant Evie, Evoe!
Art. Am. I. 563. *)

Und etwas ähnliches, das sichtbar Kunst und Absicht verräth, wird auch beym Martial gefunden:

Clamant ecce *mei*, *Jö* Saturnalia, versus.
L. XI. Epigr. 2.

Aber laßt uns die angefangene Vergleichung fortsetzen:

Virgil. Lamentis, gemituque, et foemineo ululatu.

Ovid. Tympanaque, plaususque et *Bacchei ululatus.*
Metam. XI. 17.

Virg. Et longum formose, vale, vale, inquit Jöla.

Ovid. — Dictoque *vale, vale, inquit* et Echo.
Met. III, 501.

Welche Gleichheit! Ovid selbst wird hier zum Echo des Virgil. Um ein gutes Theil weniger gleicht das O utinam, Heu ubi und O ego, womit der jüngere Dichter bisweilen seine Verse anfängt, dem O ubi campi des ältern. Und überhaupt sind alle dergleichen Ausrufungen (ich nehme auch nicht diese mitleidsvolle Anrede aus:

O et

*) Man sehe, was die Richtigkeit der Lesart angeht, den Heinsius und Burmann über diesen Vers.

O et de Latia, o et de gente Sabina
Praecipuum, matrona, decus —
Siste tuos fletus.

Met. XIV. 832. sequ.)

alle diese sonst so ausdrückende Ausrufungen
der Beschaffenheit, daß ein weit geringerer
ter als Ovid leicht von selbst darauf fallen
te. Ich wünschte, daß nichts wichtigers bey
r Erzehlung zu erinnen wäre von der Verwand-
des Hiacinthus in eine Blume von diesem Na-
im X. B. der Verwandlungen v. 214-216.

Non satis hoc Phoebo est, (is enim fuit auctor
honoris)
Ipse suos gemitus foliis inscribit —

ahin sehr gut. Virgil hätte es auch gewiß
verbleiben lassen. Aber Ovid, dieser in an-
Betrachtungen so anmuthige Dichter, hat
wußt zur rechten Zeit aufzuhören. Er ver-
was er sowohl angefangen hatte, mit diesem
ntbehrlichen Zusatze:

— — et *ai ai* *)
Flos habet inscriptum.

Wie unangenehm krächzet nicht dieses ai ai!
ün als der Pendant angesehen werden zu
jener

Man siehe diese Leseart in Burmanns Ausgabe
es Ovid bestätigt.

jener quakenden Linie in eben diesem Gedicht*). Ich weiß, daß Moschus bereits so etwas in seiner dritten Idylle angebracht hat. Er will, daß die ganze Natur Theil an seinen Wehklagen über den Tod des Bion nehmen soll; daß die Blumen traurig ihren Duft ausathmen, daß die Rose und Anemone mit Betrübniß erröthen, daß die Hiacynthe ihre Buchstaben aussprechen, und noch mehrere ai ai auf ihre Blätter bekommen soll.

Νῦν, ὑάκινθε, λάλει τὰ σὰ γράμματα, καὶ
πλέον αἶ αἶ
Λάμβανε σοῖς πετάλοισι —

Aber Moschus konnte sich gern eines solchen Ausdrucks bedienen, und hatte blos darinn unrecht, daß er Leid und Wehmuth witzige Einfälle ersinnen ließ. Bey den Griechen war αἶ αἶ eine be-

kannte

*) Met. VI. 376. wo der Poet von den in Frösche verwandelten lycischen Bauern sagt:

Quamvis sint sub aqua sub aqua maledicere tentant,

vortreflich! obgleich nicht ohne seines gleichen. Mit eben der ungezwungenen Kunst hat auch der Verfasser des Froschmäuslers gewußt das Quäken seiner Frösche ins Deutsche zu übersetzen, als:

Riesen, das hat gethan gar gekſch
Koachs, Vreke, Uki, Kekechs.

Ernstlich zu reden, ein solches Kinderspiel war einem Rollenhagen besser anständig, als einem von den glänzendsten Genies am Hofe des August.

nte und in der Poesie gebräuchliche Interjection, welche sie wirklich die Figuren auf den Blät- der Hyacinthe hindeuteten; für römische Ohren jegen war dieser Laut gänzlich fremd.

Unter den innehaltenden Hiatus des Poeten nn die bisher angeführten sind von der wieder- illenden Gattung) weisen auch einige offenbar Gepräge seines Vorgängers.

Virg. — Imponere Pelio Ossam.
Ov. — Et excussit subiecto *Pelio Ossam.*
Met. I. 155.

Virg. Insulae Ionio in magno.
Ov. Iactari quos cernis in *Ionio immenso.*
Met. IV. 625.

ser Vers ist merkwürdig. Sein Gang und Laut ist überall ausdrückend und er scheint den ersten Punkt zu treffen, welchen die künstliche monie nicht überschreiten kann, ohne ins Kindi- und Tändelnde zu verfallen. Die vier ersten e bezeichnen Mühe und Beschwerlichkeit, eben ie die arbeitenden Worte des Homer vom Si- us, und die zween letztern beziehen sich auf den en Umkreis des Tummelplatzes. Ein Schema nöthig, um dieses verständlicher zu machen:

ıcta | ri quos | cernis in | Ioni | o im | mensa
ᾶαν | βαςα | ζοντα πε | λώςιον
ανᾶ | νω ὤ | θεσκε πο | τὶ λόφον

Eben diese vergrößernde Würkung der Vocalen, welche in dem Ionio immenso so kenntlich ist, weiß sich gleichfalls in verschiedenen andern Versen von unserm Dichter, wo doch nur der Ton, und nicht die Worte aus dem Virgil entlehnt sind, z. E.

— Cupressifero *Erymantho.*
Heroid. Ep. IX. 87.

Castori Amicl*aeo et* Amicl*aeo* Polluci
Ep. VIII. 71.

— Cum coelifero *A*tlante
Fast. V. 83.

— Penatigero *Aeneae*
Met. XV. 450.

Noch mehr. Wir finden beym Ovid solche innehaltende Hiatus, wovon man schwerlich sagen kann, daß er den glücklichen Ausdruck in denselben dem Virgil zu verdanken habe, ob sie gleich etwas ähnliches haben mit desselben Quid struit? aut qua spe etc. oder Et succus pecori etc. Im Briefe der Dejanira an den Herkules verweist diese ihm auf folgende Art seine Untreue und seinen Ehebruch mit der Jole:

Forsitan et puls*a Ae*tolide Deianira,
Nomine deposito pellicis, uxor erit;
Eurytidosque Ïöles atque insa*ni A*lcidae
Turpia famosus corpora junget Hymen.
Heroid. Ep. IX. v. 131-134.

n der geringsten Aufmerksamkeit auf die zusam-
nstoßenden Wörter in beyden Hexametern, be-
ders in dem letzten, wird man gleich gewahr, wie
au sie den Ton nachahmen, worinn wir Ver-
nderung und Verdruß über das strafwürdige
rhalten eines andern zu erkennen geben; denjeni-
Ton, den Juvenal mit so besonderm Nach-
cke in einer von seinen Satiren anbringt:

— Liceat modo vivere, *fient*
Fient ista palam, cupient et in acta referri.
Sat. II. 135. 136 *).

In den andern Zügen, auf die ich mein Au-
nerk richte, leuchtet gleichfalls ein Originalge-
hervor:

Quid fuit asperius Nonacrina Atalanta?
Succubuit meritis trux tamen illa viri.
Art. Am. L. II. 185. 186.

Ueberhaupt hat die Natur das lange I bestimmt, diejenige Art von Verwunderung auszudrücken, die mit Vorwurf, Mißfallen, oder Ironie untermischt ist. Wie kenntlich herrscht dasselbe nicht, zugleich mit dem Consonanten R, in dieser bittern Anrede!

I nunc, ingratis offer te, irrise, periclis.
Aen. VII. 425.

und

— I, verbis virtutem illude superbis.
Ib. IX. 634.

Qui color infectis adversi solis ab ictu
Nubibus esse solet, vel purpureae aurorae
Is fuit in vultu visae sine veste Dianae.

Met. III. 183-185.

Wie kenntlich hilft nicht in der ersten Stelle der hartlautende Hiatus, Atalantens strenge und rauhe Tugend auszudrücken! Und wie wird nicht in der letztern durch die Kunst des mittlern Verses die Schamröthe der Göttinn vergrößert, so wohl als die über dem Actäon schwebende Gefahr!

So bestrebte sich wenigstens Ovid die bezaubernde Harmonie zu erreichen, die im Virgil sich stets mit der Gedanke verändert, und sie ausdrücken hilft. Doch kann nicht geläugnet werden, daß jenes sein hüpfender Rhythmus, seine wenigen Monosyllaben am Ende der Verse, und seine Sparsamkeit so wohl in den Elisionen als in der Abwechselung der Cäsur über den Fall seiner Verse eine gewisse Monotonie verbreiteten, die ihm nicht zuließ, seinem Muster gleich zu kommen, und die zum Theil Ursache gewesen seyn kann, daß er zuweilen den ausdrückenden Klang im Tone der Sylben übertrieb, und der Natur nachäffte, an statt sie nachzuahmen. Die spätern Dichter, die ihre Kräfte in der heroischen Poesie versuchten, ein Lucan, ein Silius Italicus, ein Valerius Flaccus, ein Statius, ein Claudian, ließen es nicht bey seinen Abweichungen vom Virgil bewenden. Ihr Ekel gieng so weit, daß alle ihre Verse, oder doch fast alle sich auf zwey oder dreysylbigte Wörter endigen mußten,

ßten, daß sie es kaum wagten, einen darunter
zween Spondäen zu schließen, und daß niemals
und ein andrer Hiatus, als ein O oder ein Heu
einem Vokal, darinn vorkommen dürfte. So
hl hierdurch, als durch die schallenden Wörter
den steten Posaunenklang, worinn einige von
en Dichtern ganz verliebt waren, ward ihr Ton
einförmig, und zu einem so absichtslosen und
bedeutenden Gemische von verwirrten Lauten,
er das Ohr ermüdete, statt es einzunehmen,
daß er nie, als etwa durch ein Ungefähr, in
ereinstimmung mit dem Inhalte kam. Von
en langweilig monotonischen Hexametern, hatte
atius zweyhundert und zwey und siebzig binnen
en Tagen zusammengeschrieben, und hatte noch
Herz, sich deswegen zu rühmen *). Zwar ließ
venal, dieser Virgil in der Satyre, sich nicht
Strome hinreissen. Aber das ist doch merk-
dig, daß, wie frey er auch sonst, um seinem
drucke Leben und Stärke zu geben, seine Verse
Elisionen anfüllte, und sie mit zween Spon-
endigte, wie auch mit einsylbigten, oder mit
und mehr sylbigten Wörtern, man dennoch
erlich finden wird, daß er irgend einen Hiatus
chen Wort und Wort, er möge nun ausdrückend
oder nicht, habe mit einlaufen lassen.

*) Man sehe die Zueignungsschrift zum ersten Buche seiner Sylvae.

Die Fortsetzung folgt künftig.

II.

Ueber die deutsche neue Litteratur. Erste und zwote Sammlung von Fragmenten. 1767. (360. S.)

Was Sokrates in dem Gastmale des Plato von der Liebe sagt, daß sie eine Tochter der Armuth und des Ueberflußes (πενίας καὶ πόρου) sey, das könnte man vielleicht mit eben so vielem Rechte von der Kritik sagen. Wenn sich die Armuth an Originalgenies in einer Nation mit dem gehörigen Vorrathe von Wissenschaft und Philosophie verbindet, so entsteht alsdann dieses mittlere Geschöpf, das πένης μὲν ἀεί ἐστι, ἐπίβουλος δὲ τοῖς ἀγαθοῖς, καὶ τοῖς καλοῖς, — ἀνδρεῖος ὢν καὶ ἴτης, καὶ σύντονος, — φιλοσοφῶν διὰ παντὸς τοῦ βίου — οὔτε ὡς ἀθάνατος πέφυκεν, οὔτε ὡς θνητός — Keiner von den Göttern philosophirt, sagt Plato. Und man könnte hinzusetzen, keiner von den Söhnen der Götter, die durch ihre heiligen Einflüsse begeistert werden. So wenig also ein neuer vortrefflicher Kunstrichter ein Glückweissagendes Phänomen für die Entstehung künftiger Homere seyn mag, so ein großes Geschenk ist er doch für die nüchternen Denker, die aus der heiligen Quelle niemals getrunken, und auf dem Pindus nie Rosen gebrochen haben, aber die diese Gegenden doch von ferne als Geographen kennen lernen

en wollen, wenn sie auch niemals Einwohner
on werden sollten. So viel Gelehrsamkeit, so
und so weit ausgebreitete Kenntnisse der besten
hriftsteller, der Alten und Neuen, ein feiner Ge-
mack, noch mehr, eine so tiefe Philosophie, als
er Verfasser hat, muß nothwendig etwas dazu
tragen, die καλὰς κἀγαθὰς in unsrer Nation
vermehren, wenn sie auch gleich nicht neue Be-
kerte hervorbringen sollte. Diese mittlere Größe
r Nation, in welcher mehr gesunde Vernunft
Enthusiasmus herrscht, wo die Leyer der Dich-
nicht so hoch tönt, aber die sanftern Melodien
Weisen desto ungestörter gehört werden, kurz
man von der poetischen Wildheit noch nicht wei-
entfernt ist, als von der Sophistischen Regel-
igkeit, diese Größe ist vielleicht diejenige, die
Natur und das Schicksal für uns Deutsche be-
mt hat. Wenn einige von uns das erste Glied
Kette sind, von der Sokrates in dem Jo des
o redet, so sind desto mehrere von uns das
te und das dritte. Unmittelbare Ausleger
Götter sind bey uns selten, aber die Ausleger
jenen, die durch die Vermittelung der Dichter
dritten Grade den Einfluß der Musen fühlen,
die Orakelsprüche, die jene in ihrer Trunkenheit
loßen, erklären, deren haben wir gewiß einige,
unser Verfasser ist einer von ihnen.

Aber ist es uns erlaubt zu sagen? er scheint
die Schönheiten in den Werken des Geistes
mehr philosophirt, als sie empfunden zu haben;

seine Urtheile scheinen oft mehr Folgen seiner Metaphysik als Aussprüche seines Gefühls, und er bestimmt den Werth unsrer Schriftsteller nicht sowohl nach dem Eindrucke, den sie auf den Geist und das Herz ihrer Leser machen, als nach gewissen allgemeinen Grundsätzen, die aus seinem System entspringen. Wir berufen uns, um unser Urtheil zu rechtfertigen, nicht so wohl auf die Wahl der Autoren, die er für unsre klaßischen hält, gegen die wir nichts einzuwenden haben, als vielmehr auf die Ausschließung anderer, deren poetische Verdienste auf unser Herz ein nicht geringeres Recht haben, und er ganz zu verkennen sucht. Eben so scheint er, um seiner Metaphysik willen, das Schwere im Ausdruck, das das Gedankenreiche schon durch die große Zurüstung in den Worten ankündiget, dem Leichten und Einfältigen vorzuziehen. Sein Styl selbst, ob er gleich an den meisten Orten sehr unterhaltend, bestimmt, gedrungen, an vielen sogar mit sich fortreissend ist, hat dem unerachtet zuweilen diese Schwere und diese freywillige Dunkelheit, durch welche einige unsrer neusten Schriftsteller ihre Leser, wir wissen nicht ob zu demüthigen oder aufmerksam zu machen suchen.

Aber ohne eine längere Vorrede wollen wir einen getreuen Auszug aus dem Buche machen, der uns vielleicht alsdann zu einigen Anmerkungen Gelegenheit geben wird, die wir des Hrn. Verf. tieferer Einsicht unterwerfen.

Dies

Dies ist das große Vergnügen, denkende Köpfe
sen, daß ihre Gedanken so wie der elektrische
ke eine ganze Reihe neuer Gedanken in der
le des Lesers erwecken. Wir kennen wenig
sche Schriftsteller, die dieses in dem Grade, wie
Verf. thun.

Die Briefe der Litteratur gewinnen dadurch
die Deutschen ein neues Verdienst, daß sie die
genheit und die Grundlage eines Commentars
rden sind, der mit seinem Autor um die Wette
tet, und ihn vielleicht zuweilen überwindet.

Nach einem kleinen reizenden Miniaturgemälde
einer allgemeinen Bibliothek, die auf eine allge-
e Geschichte der Litteratur gegründet, mehr zur
bildung der Genies, als zur Belehrung bloßer
aber abzielte: fängt der Verfasser an einige
r Ideen auszuführen, und legt so zu sagen den
n Grundstein zu der Aufführung dieses Gebäu-
— Was für einen Einfluß hat die Sprache
den menschlichen Geist, und welches ist, so zu
, die Zurückwirkung der Zeichen auf die Ideen,
welche diese modificirt, und die Erweckung
sser Arten derselben erleichtert oder schwerer ge-
t wird? Diese Frage, die natürlich genug war,
in einen minder tiefdenkenden Kopf, als des
fassers seiner ist, zu kommen, war nicht leicht
g, von einem andern aufgelöset zu werden.
destomehr sind wir ihm Dank schuldig, wir ha-
wenigstens bey ihm neue Aussichten, neue Sei-
efunden, von denen man diesen Gegenstand be-
trachten

trachten kann. Und wenn gleich diese Betrachtungen vielleicht noch etwas zu allgemein sind, als daß man sie unmittelbar auf das Detail einzelner Sprachen sollte anwenden können, so sind sie doch an und für sich, als Grundsätze der grammatikalischen Metaphysik höchst fruchtbar. Wir wollen des Verfassers Gedanken so kurz als möglich liefern:

I. Fragm. Wort und Idee hängt aufs genaueste zusammen. Ohne poetische Sprache kann es niemals große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise unter einer Nation geben. Dieses ganz allgemein ausgedrückt, heißt: zu jeder Art von Vollkommenheit in der Beschaffenheit und der Folge der Ideen, ist eine gewisse Art der Vollkommenheit in den Zeichen nothwendig, durch welche diese Ideen ausgedrückt werden. Die Aufgaben die daraus entstehen, sind diese. 1) Wie kann man aus den sittlichen, den physikalischen, und den politischen Verfassungen eines Volks die Ursachen zu dem Eigenthümlichen in der Grammatik und dem Genie ihrer Sprache herleiten? 2) Wie kann man die Fähigkeit einer gewissen Sprache, z. E. der Deutschen, zur Poesie zur Philosophie u. s. w. bestimmen? 3) In wie fern ist die deutsche Sprache zu allem diesen geschickt?

II. Fragm. Ehe man diese besondern Fragen beantwortet, muß man erst die großen Revolutionen übersehen haben, die jede Sprache bey jeder Nation leidet, und die mit den natürlichen

Verän-

änderungen die in der Nation selbst vorgehn,
llel laufen. Diese untersucht der Hr. W. in dem
gmente von den Lebensaltern einer Sprache:

1) Die Nation ist in ihrer Kindheit den Sit-
nach wild und voll heftiger Leidenschaften, durch
Lebensart einer Menge von Gefahren ausge-
in ihren Sprachwerkzeugen zur Hervorbrin-
einer nur sehr kleinen Anzahl, aber sehr hefti-
Töne geschickt. Die Sprache wird also in den
riffen, die sie ausdrückt, eingeschränkt, in den
findungen, die sie malt, stark und feurig, und
en Accenten tönend und rauh seyn. 2) Die
n werden gemildert, die Lebensart ruhig, die
zeuge geschmeidiger, die Kenntnisse ausgebreit.
Hier erscheint das jugendliche Alter der
che, die noch sinnlich aber nicht mehr heftig
ie Empfindungen, aber nicht mehr wütende
schaften ausdrückt, die die schreyende Töne in
beynahe modulirenden Gesang verwandelt, ab-
ne Begriffe, durch die Aehnlichkeit mit kör-
en Gegenständen, und diese, wenn sie kann,
die Aehnlichkeit des Schalls mahlt, die end-
ihren Verbindungen frey, und in ihren Pe-
ganz ungefesselt ist. Dieses ist das poetische
wo die ἀοιδοί und ῥαψῳδοί lebten, und wo
as man schrieb, Gedicht war. 3) Das
che Alter stimmte den Gesang zur Declama-
runter. Das ruhigere und eingezognere Le-
Menschen machte ihre Empfindungen sanf-
d ihre Leidenschaften schwächer, abgezogene
Begriffe

Begriffe bekamen eigenthümliche Zeichen, oder man hatte das sinnliche Bild von dem sie hergenommen waren, schon vergessen. Die Idiotismen milderten sich, der Inversionen wurden weniger, die Construction bestimmte sich, der freye Rythmus wurde zum eingeschränkten Perioden, dieses ist das Zeitalter der schönen Prose. 3) Das hohe Alter ist für den Weltweisen, kalt und ohne Leidenschaften, bestimmt und richtig in den Ausdrücken, einfach in den Wendungen, ohne Bilder, ohne Abwechselung in der Construction, voll grammatikalischer Richtigkeit, aber ohne poetische Schönheit.

III. Fragm. Folgen hieraus. 1) Diese verschiednen Vollkommenheiten einer Sprache können nicht zugleich in einem hohen Grade beysammen seyn, weil sie sich eben so wie der Zustand der Nation, auf den sie sich beziehen, und in dem sie gegründet sind, aufheben. 2) Die Meisterstücke jeder Nation in der Poesie wurden damals geliefert, als sich noch ihre poetische Sprache von ihrer Prose nicht getrennt hatte.

IV. Fragm. Anwendung dieser Grundsätze auf die deutsche Sprache. Der Zeitpunkt, wo wir eine poetische Sprache haben konnten, ist vor undenklicher Zeit schon vorbey. Sie ist, so wie unsre Nation, mehr für den Verstand als für die Einbildungskraft — Die Vollkommenheit, die wir ihr geben können, ist, daß wir sie zwischen der poetischen und philosophischen Sprache im Gleichgewichte erhalten, und die Richtigkeit und Einförmigkeit der

einen

n, mit der Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit andern, in einem gewissen mittlern Grade zu :inigen suchen.

V. Fragm. Hrn. Sulzers System einer rachverbesserung wird geprüft. Dieser fodert :st, einen hinlänglichen Vorrath von Worten Redensarten, jeden Begriff deutlich und be- mt auszudrücken, — aber ein solcher Vorrath ür die Poesie nicht genung, es muß Ueberfluß seyn. Ohne Synonymen und uneigentliche Re- sarten kann die Dichtkunst nicht bestehen, — Pr. Sulzer, indem er also Synonymen, Idio- en und Inversionen aufheben will, und dem- rachtet in der Lenkung der Perioden Biegsamkeit, er Länge und Kürze, und den verschiedenen Ac- en der Sylben Abwechselung und Mannigfal- eit verlangt, hebt die poetische Schönheit auf, e die Sprache völlig philosophisch zu machen.

VI. Fragm. Die Idiotismen einer Sprache lgen die eigenthümlichen Schönheiten der Schrift- er einer Nation, die für die Ausländer unüber- ar sind. Sie bestimmen die Verschiedenheit en Manieren großer Schriftsteller, die sich die Idiotismen zu bemächtigen wissen. Niemals d ein Schriftsteller ein Liebling seiner Nation, so es Shakespear und Fielding, oder Hudibras Swift von den Engländern ist, wenn er sich t diese einheimischen Schönheiten zu Nutze macht, die Launen, zu denen die Anlage in der Sprache ind, anwendet. Gleims Grenadier, Ramler

und

und Kleist in der Poesie, Abt und Leßing in der Prose habe diese Fundgrube unsrer Sprache gekannt und gebraucht.

VII. Fragm. Die Richtigkeit einer Sprache vermindert ihren Reichthum. Die orientalischen Sprachen sind reich an Worten, die Gegenstände aus der Natur ausdrücken. Die unsrigen reich an Redensarten des Umgangs, an Ausdrücken, die bloße Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bezeichnen. Die orientalischen waren reich an Synonymen, daher der zwiefache Ausdruck jedes Gedankens in ihrer Dichtkunst bey ihnen leicht und mannigfaltig werden konnte. Die philosophische Bestimmung der Synonymen ist für die Poesie höchst schädlich. Der Dichter verlangt noch mehr als Reichthum, er verlangt Ueberfluß.

VIII. Fragm. Können wir unsre Sprache durch Uebersetzungen aus den alten Sprachen bilden? Diese Frage zerfällt in einige andre. Was sollen wir aus den alten Sprachen, z. E. der griechischen, so wie sie in ihrem jugendlichen Alter beschaffen war, und wenn wir sie in den Schriftstellern von den Zeiten des Homer an bis auf den Herodot finden, in unsre übertragen? Das Sylbenmaas? Aber da unsre Sprache in ihren Füßen einfach, die griechische polymetrisch, unsre Declamation monotonisch, die ihre wirklich modulirt war, ihre Prosodie bestimmt, und die Länge und Kürze der Sylben deutlich gehört ward, die unsrige unbestimmt und im Aussprechen dunkel ist; so

der alte Hexameter für unsre Sprache nicht
ht — Sollen wir die Lenkung ihres Pe
nachahmen? Dieser stützt sich auf die singen
klamation, die für uns verloren ist, und ohne
der Gang ihrer Perioden für uns oft abge
gt wird. Ihre Inversionen? Aber für diese
re Sprache zu gefesselt. Ihre Machtwörter?
Uebersetzer müssen sie umschreiben. Die er
Genies Griechenlandes schufen ihre Sprache
h mit ihren Werken, noch konnten sie in die
estam molem alle die Formen hineinbringen,
der Wendung ihres Genies angemessen fan
der Uebersetzer derselben soll sie in eine schon
te Sprache übertragen, deren Formen ver
und unbiegsam sind. Jene lebten in einem
ter, wo die Prose selbst eine Art von Poesie
weil man ohne Bilder und ohne sinnliche Ein
noch nicht denken gelernt hatte. Unsre Ue
r leben in einem andern, wo die Poesie fast
als eine versificirte Prose ist, wo der Ver
s mir vergiebt, wenn von Zeit zu Zeit die
dungskraft auf Kosten desselben beschäftigt
anstatt daß man damals zu dem Verstande
nicht anders als durch die Einbildungskraft
konnte.

X. Fragm. Gute Uebersetzungen der alten
iechischen Dichter sind also schwer zu hoffen,
mehr müssen wir ihre schöne Prose zu nutzen
. Plato, Xenophon, Polybius sind von der
ngsart unsers Zeitalters, und dem Genie un

 ser

fret Sprache, nicht so weit entfernt, daß sie nicht mit weniger Verlust sich sollten in deutsche Schriftsteller verwandeln lassen. Diese griechische Prose ist für unsre Sprache weit angemessener, als die lateinische. Möchte es doch viel Uebersetzer geben, die ihren Schriftsteller so gut studirt hätten, und in das Eigenthümliche seines Genies und seiner Schreibart so tief eingegangen wären, als Heilmann in des Thucydides seine. — Eine andre Kunst, die wir noch zugleich von ihnen lernen können, und die unter den Neuern beynahe verloren zu seyn scheint, ist die Kunst zu dialogiren. Nicht solche Dialogen, wo, wie in den horis der Canonicorum nur 2 einander gegen über, jeder seinen Spruch wechselsweise hersagt, sondern wo zween Geister einander gleichsam ihre Gedanken abzulocken scheinen, wo man sieht, wie ein Funke den andern entzündet, und die Ideen sich nach einander aus dem Grunde der Seele emporheben. Schaftesbury unter den Engländern, Diderot unter den Franzosen, Lessing unter uns, scheinen die Sokratische Art zu dialogiren am glücklichsten nachgeahmt zu haben.

X. Fragm. Uebersetzungen aus dem Lateinischen, sind, wegen der Verschiedenheit ihres Periods und des unsrigen, vielleicht schwerer. Aber man würde dem ungeachtet in Absicht des poetischen und des historischen Stils, unsre Sprache sehr aus ihnen bereichern können. Möchte doch bald Ramler der Nation das Geschenk eines deutschen Horaz machen, er, der unsre Sprache so gut zu dem Fluge

der

de zu erheben gewußt hat, und der alle die ge-
n Schätze kennt, die sie ihren Vertrauten dar-
.

τοσαῦτ' ἔλεξε, πᾶν δ' ἐπεύξατο στρατός.

Für den historischen Stil würde Tacitus weit
zur Nachahmung geschickt seyn, als Livius.
re Gleichheit seines Zeitalters mit dem unsri-
größre Verwandeschaft seiner nachdrucksvollen
und seiner Reflexionen mit dem philosophi-
Geist der Deutschen.

XI. Uebersetzungen aus einigen bewährten
, ist eine andre Verbesserung unsrer Sprache.
veit ist die deutsche Sprache hinter ihren Zeit-
ndten zurück, und was hat sie vor ihnen
s?

) Die Menge ihrer Mitlauter, die Helle ih-
ocalen, die größre Anzahl ihrer Diphthongen,
ihr eine gewisse dorische Härtigkeit und Fülle,
für den Monologen des Trauerspiels, für die
vorzüglich aber für das Lehrgedicht geschickt

) Ihre Aspirationen, die für ihre Nachbarn
ussprechbar sind, die aus der griechischen, wo
häufig waren, in die römische, wo sie fehl-
ifgenommen wurden, um die Rauhigkeit der-
zu mildern und die endlich für so wohlklin-
ehalten wurden, daß die Petitsmaitres von
ie auch am unrechten Ort ansetzten, diese ge-
srer Sprache eine gewisse Delicatesse und Lieb-
, die noch wenig ist bemerkt worden.

3) Sie ist mehrerer Inversionen, mehrerer Veränderungen, in der Construction fähig, als die französische.

X. Fr. Wie entstanden die Inversionen, und wie wurden dieselben in einer Sprache nach und nach geändert und eingeschränkt?

Wenn zween Geister sich mit einander unterredeten, so würden beständig die Worte so aufeinander folgen, wie die Ideen eine aus der andern in dem Verstande entsteht. Da diese Ordnung in den Gesetzen der Geisterlehre gegründet ist, so würde auch diese Ordnung unwandelbar und stets einerley seyn. Eine philosophische Sprache, die sich dieser Geistersprache nähert, wird also die Inversion größtentheils aufheben. — So bald aber sinnliche Geschöpfe einander ihre Gedanken mittheilen, so bald wird die Ordnung der Worte nach dem Gesichtspunkte, aus welchem sie den Gegenstand sehen, aus der Leidenschaft, die sie auf einen gewissen Theil desselben vorzüglich aufmerksam macht, aus dem Interesse, welches sie nehmen, das Bild des einen zuerst in der Seele des andern zu erwecken, gestellet werden. So lange also die Begierden stark und heftig sind, je sinnlicher einer Nation, das ist, je ungebildeter sie ist, desto mehr Veränderung in der Zusammensetzung ihrer Worte, die durch keine grammatikalische Regeln gebunden wird. Der Wilde wir allemal das zuerst ausrufen, welches die am meisten ihn bewegende Idee anzeigt. Die Kindheit der Sprache ist also aller möglichen Inversionen

nen fähig. Wenn die Leidenschaften sich mäß
, wenn die Geberdensprache aufhöret, wenn
unfängt zu schreiben, so wird eine gewisse Ord-
der Worte eingeführet, die den Verstand er-
rt. Die Folgen in der Erzeugung der Ideen,
olgen in den Empfindungen bey sinnlichen Ge-
inden, endlich die Harmonie und der Wohl-
wurden die Bestimmung dieser Ordnung.
hieraus entstand der oratorische Periode.

III. Fr. Eine Sprache also, die für sinnliche Ge-
s gemacht ist, kann der metaphysischen Ordnung
llig treu bleiben. Und dieses thut auch selbst
sehr gerühmte Ordnung der französischen. Ist
nicht ein Vorzug auf der andern Seite, wenn
se Abweichung von den strengsten Regeln der
unft zum Vortheile der Einbildungskraft und
hrs anzuwenden, im Stande ist? Eine Spra-
e zur Inversion fähig ist, macht die Harmo-
icht, und setzt den Dichter in Stand, die
der Ideen, nach der Ordnung der Einbildungs-
oder der Empfindung zu stellen. Die deut-
Sprache ist nicht an Inversion reich genug.
Nüancen deren die Wendung eines Gedankens
ist auszudrücken; aber sie hat doch derselben
mehrere als die französische; die französische
gkeit ist für den reinen Verstand vielleicht
genung, für den Poeten höchst nachtheilig.
reyheit unserer Sprache ist für den Dichter
ht noch zu eingeschränkt, aber der Philosophie
angemessener. „Bestimmt und reich genug

„um die Gedanken des Metaphysikers in ihrer nack-
„ten Schönheit vorzutragen, nachdrücklich und
„bildreich, um die abgezogensten Lehren durch den
„Schmuck der Dichtkunst zu beleben.„

XIV. XV. Fragm. Von dem deutschen Syl-
benmaaße. Ist der Hexameter unsrer Sprache na-
türlich? Aus der Natur unsrer Sprache wissen
wir, daß sie in ihren Füßen sehr einförmig ist; in
ihrer Declamation ohne die Höhe und Tiefe, um die
langen und kurzen Sylben zu unterstützen, die in
der Declamation der Griechen war, und die zum
Hexameter unentbehrlich ist; endlich daß sie in der
Flexion ihrer Worte zu viel Hülfswörter braucht,
die gröstentheils einsylbig sind und die Rede steif
und prosaisch machen; Vermöge der Versuche wis-
sen wir, daß, wenn wir dem natürlichen Zuge unsrer
Gedanken folgen, wir in dem, was wir sagen,
sehr wenig verschiedne Füße, und sehr einförmige
Cadencen finden, Jamben und Trochäen die Menge,
weniger reine Spondeen, noch weniger Dactylen;
die klopstockische Versart ohne bestimmtes Sylben-
maaß, bestätigt diese Versuche. Man könnte viel-
leicht dieses für die erste und ursprüngliche Versart
halten, so wie sie mit dem, was wir vom hebräischen
Sylbenmaaße wissen, am genauesten überein-
kömmt. Vielleicht würde dieses ungefesselte Syl-
benmaaß für die Bachische Wuth eines zukünftigen
Dithyrambisten, für den hohen Flug der Ode, für
die Recitativen in der Musik, und für den Dialogen

des-

Drama, weit schicklicher seyn, als ein festge- Metrum; besonders würde es vielleicht auf Bühne die kurzen Doppelgespräche wieder- llen, die auf den griechischen so gewöhnlich l.

XVI Fragm. Weder Inversionen noch Syl- as können wir von der französischen Sprache . Was also dann? die Deutlichkeit und Mun- ihrer Prose, und ihre kritischen Bemerkun- er die Sprache. Nicht diejenige Deutlich- die aus dem leeren und Kraftlosen entsteht, le so sehr in unsern Wochenblättern herrscht, n die, welche von der Klarheit und der völli- lusbildung der Ideen, von dem Umgange r Welt und dem Kenntnisse des guten Vortra- und endlich von der Freymüthigkeit, Wahr- unverdeckt zu sagen, herrührt.

VII. Fragm. Von den Engländern, de- harakter und Denkungsart mit der unsrigen r übereinstimmt, können wir die Stärke und der Gedanken, und den Reichthum der Bil- nen. Nur müssen wir uns hüten, daß nicht Ueberfluß in Unordnung, und unsre Prose n schwerfälligen hexametrischen Gange aus- die beynah, durch einige Uebersetzungen aus nglischen, Mode geworden wäre.

lier endigen sich die philosophischen Betrach- über die Sprache. Unser Autor verläßt

 nun-

nunmehr seinen Ort, von welchem er als Zuschauer die olympischen Kämpfe der Genies ansah, geht selbst in die Schranken und bewillkommt die, welche als Sieger mit der Palme in der Hand zurückkommen.

Wenn es uns erlaubt wäre, diese Allegorie fortzusetzen, so würden wir sagen, daß unser Verfasser nicht alle die Unpartheylichkeit beweist, welche die Gesetze einem Hellanoditen auferlegten? Ihre Verwandten und ihre Freunde hatten keinen Vorzug vor den übrigen Griechen. Sollte aber nicht in der That unser Autor seine Lieblinge, deren Art zu denken mit der seinigen verwandt ist, zu sehr hervorgezogen, und die übrigen mit zu wenig Gerechtigkeit ausgeschlossen haben? Er beschließt endlich diese erste Sammlung mit Anmerkungen über das Ideal der Sprache, so wie dasselbe von den Briefen der N. Lit. bestimmt wird.

1) In Ansehung der Bezeichnung einzelner unzusammenhängender Begriffe, hat jedes Zeitalter der Sprache seine ihm eigne Vollkommenheit die zugleich mit demselben verschwindet. Zuerst Armuth und Stärke, so lange sie Sprache der Nothwendigkeit ist; dann Reichthum an Bildern und eine hochtönende Harmonie, wenn sie Sprache der Ode wird; dann Reichthum an Ausdrücken des gesitteten Umgangs, wenn sie Sprache der Gesellschaft wird; Reichthum an allgemeinen Ideen, und Armuth an Bildern, wenn sie die Sprache der Bücher wird; endlich vollkommne und sklavische Genauigkeit

igkeit der Bedeutungen, Mangel an Synony-
, und eine völlige Aufhebung aller Bilder, wenn
die philosophische Sprache wird.

2) In Ansehung der Verbindung mehrerer
griffe, giebt es eine doppelte Vollkommenheit,
nal daß der Zusammenhang der Ideen allemal
der Stellung der Worte klar genug wird, zum
ern, daß man diese Stellung hinlänglich abzu-
ern im Stande ist, um alle die verschiedenen
attirungen in der Verbindung der Begriffe aus-
ken zu können.

Wir wollen nur blos noch zweyer Anmer-
gen des Verfassers gedenken; die vielleicht noch
Bestätigung bedürften.

1) Die feinen Partikel, deren Bestimmung so
er, und deren Beytrag zu dem völligen Ver-
de der Rede so wichtig ist, — sind solche Parti-
ler griechischen Sprache häufiger in ihren älte-
oder in ihren jüngern Schriftstellern? Unser
fasser behauptet das letzte und führet den Plu-
zum Beyspiel an. Aber in der That, wenn
unsrer eignen beständigen Bemerkung trauen
en, so finden wir die Anzahl dieser Partikel,
die Feinheit ihrer Bedeutung, die die Sprachleh-
leicht verführe, sie für ausfüllende (expletivas)
alten, weit größer in ihren ersten klaßischen
riftstellern. Plato ist selbst unter den griechi-
Grammatikern dafür bekannt, daß er die mei-
hat. Und dieses ist auch eine Folge des Dialogen,
n allen Sprachen mehr Partikel, als alle übrige

 Schreib-

Schreibarten erfordert. Herodot hingegen mußte bey einer simplen Erzählung, die mit sehr wenig Reflexionen untermischt ist, und die also sehr einförmige Verbindungen der Perioden braucht, nothwendig weniger haben. Wenn man den Plutarch also mit ihm vergleichen will, so muß man ihn nur in seinen Lebensbeschreibungen, und zwar auch nur an den Orten, wo er nicht den Philosophen, sondern blos den Geschichtschreiber vorstellt, vergleichen, und man wird alsdann beyde ziemlich gleich in der Absicht finden. Nun vergleiche man aber den Plutarch in seinen philosophischen Werken mit dem Plato in seinen Dialogen, und man wird finden, daß der erste nur die nothwendigen Ausfüllungswörter braucht, die die sichtbaren augenscheinlichen Verbindungen ausdrücken, kurz die in jeder andern Sprache durch ähnliche Partikel ausgedrückt werden können; der andere hingegen noch eine Menge andrer hinzusetzt, die die feinsten Schattirungen ausdrücken, und deren Bedeutung mehr empfunden als erklärt werden kann.

2) Ist für den Philosophen eine ausgestorbene Sprache die bequemste, und ist unter den jetzt todten Sprachen die lateinische diejenige, die sich am ersten der Denkungsart und den Ideen eines philosophischen Geistes anschmiegt? Unser Autor behauptet beydes. Wir wollen ihm aber nur diese einzige Betrachtung vorlegen. Der Philosoph, der in einer todten Sprache schreiben will, sucht entweder die Begriffe, die er mit den Worten; und die

Ver-

bindungen der Begriffe, die er mit den Stellun-
dieser Worte, verknüpfen will, in dem Sprach-
auche desjenigen Zeitalters auf, da sie noch
; aber er nimmt nur diese Worte, und ver-
et damit ganz neue willkührliche Bedeutungen.
dem ersten Falle ist er vielleicht allen den Unbe-
nlichkeiten ausgesetzt, die ihm das Unbestimmte
Veränderliche in dem Sprachgebrauch einer noch
nden Sprache verursacht, ohne dieselbe leich-
it zu haben, diesen Sprachgebrauch richtig und
ß genung ausfündig zu machen. In diesem
t sind alle diejenigen Philosophen, die wirklich
teinisch schreiben wollen. Sie werden fast
er an Genauigkeit und Richtigkeit unter denje-
n seyn, die in ihrer Muttersprache oder in einem
rbenen Latein schreiben. Unser Autor scheint
von diesen nicht zu reden. Es bleiben also
diejenigen übrig, die den Worten einer alten
ache Begriffe, die sie sich selbst gemacht haben,
schieben, und so zu sagen die alte Sprache nur
eine Sammlung von Materialien behandeln,
welchen sie eine neue Sprache schaffen. In
That ist in dieser Bildung niemand glücklicher
Baumgarten gewesen. Sollte er aber wirklich
Philosophie in dieser Sprache, so zu sagen, er-
en haben, oder sollte er nicht, wie mehrere, seine
riffe erst in seiner Muttersprache gedacht, und
erst in die fremde übergetragen haben? Uns
ht, daß dieses sogar nothwendig ist, wenn man
ier todten Sprache ihre Worte und Ausdrücke
in ihrem alten Sprachgebrauche aufsuchen will.
Wenn

Wenn der Philosoph diesen Leitfaden nicht mehr hat, wodurch er auf wirklich richtige und brauchbare Unterschiede der Begriffe geführt wird, so verfällt er gemeiniglich auf leere und nichtsbedeutende. Man kann beynah sicher annehmen, daß keine scholastische Philosophie existirt hätte, wenn damals die neuern Sprachen schon brauchbar oder hochgeschätzt genug gewesen wären, um darinnen zu schreiben. — Aber wenn es ja eine ausgestorbene Sprache seyn müßte, so wäre die Griechische, dünkt uns, die vorzüglichste unter allen. Reichthum und Mannichfaltigkeit in den Abänderungen ihrer Begriffe, Richtigkeit und Genauigkeit in ihren Bestimmungen, eine gewisse Feinheit und Subtilität in ihren Verbindungen, endlich eine weit größre Anzahl von Philosophen, die wir in dieser Sprache besitzen, und die daran gearbeitet haben, derselben die gehörige Bildung zu geben, alles dieses machet sie weit brauchbarer für den Weltweisen, als die lateinische, die selbst in ihrem besten Zeitalter niemals systematische Philosophen gehabt hat, die sich derselben bedient hätten — Wir sind in diesem Auszuge aus der ersten Sammlung weitläuftiger gewesen, weil er eine Art von System enthält; welches im Zusammenhange vorgestellt werden mußte. Die zweyte Sammlung enthält mehr einzelne Bemerkungen und wir werden daher kürzer mit denselben verfahren.

Der Kunstrichter ist eigentlich nichts anders als ein Mann von Geschmack, der den Eindruck, den ein

Werk des Genies auf einen richtig empfinden-
n Geist machen muß, anzeigt, ihn auslegt, und
e Ursachen in der Beschaffenheit dieses Werkes
sucht. Der Kunstrichter steht in einem dreyfa-
n Verhältnisse, dessen Pflichten er zu erfüllen
bunden ist, gegen den Leser, dessen Wahl er lei-
, dessen Urtheil er berichtigen, und dessen Ge-
nack er bilden soll; gegen den Autor, in dessen
nkungsart er sich versetzen, und dem er als ein
und und Rathgeber zur Seite gehen soll; end-
gegen das Publikum, dem er Unterhaltung,
reicherung seiner Kenntnisse, Ausbreitung seiner
ten, kurz so viel schuldig ist, als der Autor
st. Unser Verf. beurtheilt die Briefe der Li-
tur nach diesen Gesichtspunkten. Wir über-
en dieses um ihm in einer andern Untersuchung
olgen, die von größerm Umfange ist, ob die
chahmung der orientalischen Poesie bey uns Deut-
n möglich sey? 1) Die Natur der Morgenlän-
, z. E. der Hebräer, aus welcher sie die meisten
r charakterisirenden Gemälde hernahmen, ist
t die unsrige. Occidentalische Gegenstände
e mit orientalischen Farben zu mahlen, wird
ungeheuerlich und abgeschmackt. 2) Ihre Na-
algeschichte ist uns zu unbekannt, sie geht nicht
zu derjenigen Umständlichkeit, die allein den
hter in den Stand setzt seine Ideen daraus zu
pfen; ihr Nationalgeist ist nicht mehr der un-
e, und Begebenheiten, die sie mit dem größten
husiasmus erfüllten, sind für uns kalt und gleich-
ig. 3) Wir haben nicht mehr ihre National-
vorurtheile.

vorurtheile. Ihre Bilder die sie zu dem Ausdruck gewisser Ideen bestimmten, die zum Theil aus der Unrichtigkeit dieser Begriffe entstanden, und die zusammengenommen eine Art von morgenländischer Mythologie ausmachten, sind für uns unbrauchbar. 4) Der Geist ihrer Religion ist von dem Geiste der unsrigen sehr unterschieden. Jene war sinnlich und erhitzte die Einbildungskraft, diese ist ganz moralisch und belehrt blos den Verstand, um den Willen dadurch zu bewegen. 5) Endlich die Natur ihrer Sprache ist von der unsrigen unterschieden. Die ihrige, noch in ihrer ersten Einfalt, zerstückt und unperiodisch, zeigt nur blos das Bild an, ohne es auszumahlen, und geht unmittelbar zu einem neuen über; die unsrige verlangt eine gewisse Ausbildung, eine Ordnung und einen Zusammenhang unter den Bildern. — Klopstock ist der einzige, der uns ein wirkliches Originalwerk in orientalischem Geschmacke geliefert hat. Der Verfasser beschließt diese Abhandlung über die orientalische Dichtkunst, mit einer Unterredung zwischen einem Rabbi und einem Christen, worinn dieses große Werk beurtheilt wird. — Er geht nunmehr zu der griechischen Litteratur fort, und nach einer allgemeinen Beurtheilung des Grades, zu welchem wir Deutschen in der Kenntniß desselben gekommen sind, fängt er an unsre Originalwerke mit den griechischen zu vergleichen. Ohne diese Vergleichungen, die beynahe keinen Auszug leiden, die im Ganzen gelesen, erwogen und geprüft werden müssen,

wollen

len wir vielmehr einige Betrachtungen zu des
rfassers seinen hinzusetzen.

1) Das Wort καλὸς κἀγαθὸς nimmt ohne
eifel in den verschiednen Schriftstellern, und in den
chiednen Verbindungen, ganz verschiedne Gränzen
er Bedeutung an. Wir stimmen darinn mit dem
fasser überein, daß man dieses Wort eben so
ig, als den Begriff, in den ältesten griechischen
riftstellern findet. Aber dieses können wir ihm
t zugeben, daß das Wort ἀρετὴ nichts wie
ferkeit, und ἀγαθὸς und καλὸς nichts wie
er bedeutet hätte, ἀρετὴ heißt, in den ältesten
htern, so viel wie ein jeder Vorzug, es mag nun
lbe von einer vorzüglichen Stärke des Körpers,
tapfern Thaten, oder von grossen Reichthümern
mmen. Man findet im Pindar eine Menge
len, wo ἀρετὴ nichts als der Ruhm, die Erha-
eit über andre anzeigt. Die Bedeutung von
θὸς und καλὸς sind in jedem Zeitalter von ein-
r abgesondert gewesen, ob sie gleich in gewissen
hten zusammenlaufen mußten, ἀγαθὸς heißt
ünglich so viel als nützlich, und καλὸς so viel
hön: Jenes wird für alle gute Eigenschaften
ucht, in so fern sie einen Einfluß auf andre
n; dieses, in so fern sie für die Person selbst
lich, anständig und rühmlich sind. Man kann
eicht sehen, wie daraus der Begriff der Tapfer-
entstehen konnte. So lange als man keine
, oder wenigstens keine größre Nutzbarkeit
Menschen kannte, als diejenige, die darinnen

besteht,

besteht, uns gegen die Angriffe andrer in Sicherheit zu stellen, so lange als man von keiner größern Würde wußte, als die in der Anzahl der erschlagnen Feinde besteht, so lange mußten nothwendig der tapfere Soldat in einem vorzüglichen Verstande diese beyden Namen bekommen. Als sich aber der Umfang dessen, was man für nützlich und für schön hielt, erweiterte, so bekam auch die Bedeutung dieser Worte eine größre Ausdehnung. Einen Menschen, der durch seine Geburt, durch seine Erziehung, durch seine Talente in den Stand gesetzt wurde, sich alle die Eigenschaften zu geben, die dem Menschen eine gewisse Würde ertheilen, und ihn zugleich zum Dienst seiner Mitbürger ausrüsten, einen solchen Menschen hieß man κάλὸν κἀγαθὸν, wenn er auch noch keine große Thaten ausgeführt hatte. Da nun aber zu einer educatione liberali auch die Kenntniß der Wissenschaften, der Geschmack in den Werken der Kunst, und die Geschicklichkeit in den Leibesübungen gehörte, so waren auch alles dieses Eigenschaften des καλȣ κἀγαθȣ. Oft aber nahm man auch die Wirkung für die Ursache, und nannte den, der wirklich sich durch seine Tugenden oder durch seine Verdienste ums Vaterland hervorgethan hatte, mit diesem Namen. Man gieng noch weiter, und machte denselben blos zu einer Bezeichnung des Standes. Die boni viri des Cicero kommen vollkommen mit diesen κάλοὶς κἀγαθοὶς überein. Es waren dieses nicht blos rechtschaffne Leute, wie man es oft sehr falsch übersetzt, sondern zugleich

Leute

von Stande, von Vermögen, von Ansehen in
Republik. In der ersten dieser Bedeutungen
n wir dieses Wort in dem Oeconomico des
phon, wo Sokrates den Ischomachus fragt, was
nn wäre, wodurch er sich den Namen x. x. den
ihm allenthalben beylegte, zugezogen hätte, —
etzt er hinzu ἐκ ἔνδον διατρίβεις, ἐδὲ τοιαύτη
ἕξις τῦ σώματος καταφαίνεται. Man sieht
hieraus, daß man in diesen Begriff so gar die
haffenheit des Körpers, und den Anstand in den
egungen, mit hineinbrachte. In dem 2ten
tande nennt Isocrates in seinem Evagoras den
n und einige andre Generale der Athenien-
x. Und in dem 3ten endlich, sagt Xenophon
en Persern, daß ihre καλοὶ κἀγαθοὶ nach des
s Zeiten sich nie anders als zu Pferde hätten
lich sehen lassen. Man sieht also sowohl den
n Umfang, als das Unbestimmte dieses Worts,
n wiefern der Recensent in den L. B. Recht ha-
nnen, wenn er es durch einen hübschen guten
n übersetzt, wofern dieses der richtige Ausdruck
r Engländer ihr fine Gentleman ist.

:) Die Abhandlung des Verfassers von der
ehung und der Natur der Dithyramben, ist
gründlich, voller richtiger Bemerkungen über
nterschied des ersten griechischen Zeitalters und
nsrigen. Die Beurtheilung unsers deutschen
rambisten scheint sehr unpartheyisch. In der
aber dürfen wir es wohl so sehr bedauren, daß
i nüchtern und zu weise sind, um mit den Mä-

naden der Griechen, um den Wagen ihres Königs Lyäus rasen zu können? Die Vergleichung der Gleimischen Grenadierslieder mit dem Tyrtäus, und der Gerstenbergischen Tändeleyen mit dem Alciphron ist unsrer Empfindung vollkommen gemäß. — Aber Geßner, dieser allen unsern Nachbarn unnachahmliche Dichter, sollten wir ihn wirklich so tief unter den Theokrit herab setzen lassen? Theokrit kopirte die Schäfer seiner Zeit, seine Idyllen sind wirkliche Bildnisse, man sagt so gar, daß man noch in den heutigen Hirten jener Gegenden die Aehnlichkeit derselbigen erkennen könne. Geßner schafft seine Schäfer, er giebt ihnen außer den Leidenschaften und der Naivität, die sie wirklich besitzen, auch noch Unschuld und Glückseligkeit, die vielleicht nirgends anzutreffen ist. Sollten aber dadurch die Charaktere seiner Schäfer einförmiger und unbestimmter geworden seyn, oder sollte die Unannehmlichkeit der Armuth, das Niedrige der Sklaverey, und das Schändliche verkehrter und lasterhafter Neigungen nothwendig seyn, um das Gemälde ländlicher Beschäfftigungen und Empfindungen zu beleben? Wir lieben den Theokrit; aber wir verehren den Geßner.

Wir dürfen diesen langen Auszug, aus einem Buche, welches wirklich für unsre Litteratur noch wichtig werden kann, nicht beschlüssen, ohne noch einige Gedanken über die Sprachen hinzuzufügen, die die seinigen in uns hervorgebracht haben.

Folgende Fragen sollen uns den Leitfaden geben, an welchen sich dieselben halten sollen. 1) Ist die

1 dem Verfasser uns vorgelegte Geschichte von den
volutionen der Sprache allgemein? 2) Sind In-
sionen und Idiotismen allemal um so viel mehr
einer Sprache, je älter und ihrem Ursprunge nä-
sie ist? 3) Wie weit kann die Aufhebung und
stimmung der Synonymen den poetischen Reich-
m verkleinern?

1) Alle Sprachen sind entweder ursprünglich,
zugleich mit der Entstehung der Nation von der
geredet wurden, entstanden, und also durch alle
hen der Veränderungen, die die Nation selbst er-
, hindurchgiengen und daran Antheil nahmen;
es sind abgeleitete, die schon völlig gebildet, ei-
ebenfalls schon formirten Nation übergeben wur-
ihre alte Sprache verdrängten, oder sich derge-
mit derselben vermischten, daß die neue weder
Genie der einen noch der andern mehr beybe-
. Es ist offenbar, daß die Abwechselungen ei-
Sprache, die mit der ersten Wildheit abgebroch-
Töne und einzelner Schreye anfängt, wenn es
rs dergleichen gegeben, und bis zu der völligen
tesse eines Redners herabsteigt, nur auf die erste
der Sprachen angewandt werden könne.
n wir diese Theorie mit den wirklichen Spra-
vergleichen, so finden wir die einzige Griechische,
ich nach derselben bequemt. Die mächtigen
hohen Töne der Pindarischen Ode, der sanfte und
Fluß des Xenophonteischen Dialogs, die gesetz-
Schönheit des Isokratischen Perioden, endlich
Subtilität des Aristoteles und der Stoiker fol-

 gen

gen hier in einer gewissen Ordnung auf einander. Und doch, wer sollte nicht, wenn er ohne Rücksicht auf die Nachrichten der Geschichte, sich dieselbe blos aus den Grundsätzen unsers Verfassers bilden wollte, wer sollte nicht glauben, daß sich der wilde und feurige Geist der Ode weit zeitiger, als der heroische gesetzte und sich immer gleiche Gang der epischen Erzählung aus der Sprache würde entwickelt haben? Wer würde nicht dem Pindar weit vor dem Homer seinen Platz anweisen? Er hat alle Kennzeichen eines ältern Dichters und einer noch weniger gebildeten Sprache, eine weit größere Regellosigkeit in der Verbindung, weit mehr Freyheit in der Versetzung neuer Synonymen, deren Bedeutung nichts weniger als bestimmt ist, weit mehr Aehnlichkeit mit der allerersten Sprache der Empfindung. Und doch gieng Pindar sehr kurze Zeit vor der philosophischen Epoke her. Ja, nachdem der ganze Kreislauf der Perioden der Sprache schon scheint geendigt zu seyn, als nicht nur Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, sondern auch Kunstrichter und Grammatiker da sind, da man schon die Worte definiret, und die Sprache beynahe alle ihre Fesseln trägt, sehn wir an dem Hofe eines Königes, an welchem man die Arbeiten der Philosophen sehr wohl kannte, zwey Dichter aufstehn, die das Gepräge des Alterthums, und nicht nur die Simplicität und die Freyheit, sondern auch eine gewisse Rauhigkeit des ersten Zeitalters wieder erneuren. Wenn wir auch den Apollonius von Rhodus wegen des Zwanges und der Kunst, die seine Schreibart dem Leser oft so schwer macht,

aus

diese Anzahl ausstreichen wollen, so sind doch
llimachus und Theokrit wahre Antiquen. —
an würde dieses Phänomen vielleicht in keiner an-
n als in der griechischen Sprache erklären können.
ses wird uns zugleich zeigen, ob es nicht noch
größere Vollkommenheit einer Sprache, als die-
ge Behaglichkeit giebt, in welcher sie zu beyden
gen der poetischen und der philosophischen Sprache
reichen kann. — Wenn ein Volk zu der Zeit,
ich ihre Prose von der Poesie trennt, das Andenken
des alten Zustandes und Charakters der Nation,
leich mit den Worten und Ausdrücken, in wel-
 derselbe gleichsam eingedrückt war, erhält und
pflanzt; wenn bey dem beständigen Fortgange
der Veränderung der Sprache, dennoch die alte
ursprüngliche, die in den ersten Originalwerken
dlich ist, zugleich mit beybehalten und gelernt;
; wenn endlich eine Sprache so zu sagen, zwo
h vereinigt, die eine, die durch den Zustand, das
la, die Verfassung, die Denkungsart des gegen-
igen Zeitalters der Nation bestimmt wird, die
, die sich auf ihren alten und ursprünglichen
nd bezog; wenn sich auf diese Art die poetische
ache durch alle Zeitalter hindurch von der Prose
scheidet, und neben derselben fortdauret, so,
t uns, ist dieses die größte Vollkommenheit, de-
ne Sprache fähig ist, die ihr aber, wenn sie
r Zufall versagt hat, durch Kunst nicht gege-
werden kann. Diese Vollkommenheit scheint
ie Griechische zu besitzen. Von den Zeiten des
ers an möchte die Sprache einen Gang nehmen,

welchen sie wollte, die Sprache des Homers konnte niemals vergessen werden. Die Rhapsodisten erstlich, die, von eben der Muse, wie der Dichter, begeistert, seine Werke in einem gleichen Enthusiasmus absangen, dann die Sophisten und die Weltweisen, die, wie Protagoras beym Plato sagt, das Verstehen und Erklären der alten Dichter für den größten Theil ihrer Weisheit und des Unterrichts hielten, den sie zu geben sich anheischig machten, endlich die Grammatiker, die daraus eine eigne Kunst machten, erhielten die poetische alte Sprache, mitten unter den Revolutionen der neuen. Wir finden daher die Dichter der Griechen in den neuern Zeiten, in Ansehung der Sprache, den alten weit ähnlicher, als ihre neue Prosaisten den alten. Die Dichtkunst hatte bey den Griechen ihre eigne Worte, ihre eigne Redensarten, ihre eigne Inversionen. Man darf es versuchen und einen jungen Menschen mit den griechischen Dichtern allein bekannt machen; er wird nicht im Stande seyn den leichtesten prosaischen Schriftsteller zu verstehen. Wenn also eine Nation in ihrem poetischen Zeitalter, wirklich außerordentliche Genies hat, wenn sie so glücklich ist dieselben zu erhalten, wenn sie endlich die gehörige Hochachtung für sie immer unterhält, so wird in denselben die Grundlage zu der dichterischen Sprache aller folgenden Zeitalter liegen; die alsdann, wenn die Sprache durch die gewöhnlichen Veränderungen fortschreitet, sich von derselben absondert, und eine eigne dichterische Sprache bilden wird.

Wenn

Wenn wir aber die lateinische ansehen, die so, wie die Römer selbst, von den Griechen abstammte, ... wie Dionysius von Halikarnas setzt, weder ganz ...chisch noch ganz barbarisch war, sondern das ...ttel zwischen beyden hielt, und dem äolischen ...alekt am nächsten kam; so fällt hier das poeti... Zeitalter völlig weg. Die Lateiner kann... zu des Cicero Zeiten keine ältern Gedichte, als ...ivius, Pacuvius, Naevius und Ennius seine. ...es was vorhergegangen, war entweder zu wenig ...häzt, oder der Sprache wegen unbekannt wor... Cicero erzählt in seinem Brutus oder in den ...logen von den berühmten Rednern, daß Cato in ...en Originibus alter Gesänge gedenke, die schon ...e Jahrhunderte vor ihm bey den Gastmählern ...en gesungen worden; und Ennius erwähnet alter ...ichte, die er aber nicht sehr vortheilhaft chara...isirt:

...uos olim Fauni vatesque canebant,
...um neque Musarum scopulos quisquam superarat,
...ec dicti studiosus erat.

... deucht, daß wenn eine schon etwas gebildete ...rache unter eine noch rohe Nation kommt, eben ... Mishelligkeit der Denkungsart und der Sprache ... Hervorbringung großer und bleibender Werke ...indere, bis endlich nach einer langen Zeit die ...mde aufgenommene Sprache das Bürgerrecht er..., und den Charakter, die Denkungsart der Na... annimmt. Aber ehe diese Epoke erscheint, ist die

die Nation selbst vorgerückt, und ihrer völligen Ausbildung näher gekommen. Daher entstehen gemeiniglich, unter einem solchen Volke, die Dichter nicht eher, als die Redner oder die Philosophen. Unter den Römern war M. Cornelius Cethegus der erste ihrer Redner, zu eben der Zeit, als Ennius der erste ihrer Dichter war, mit ihm zugleich war Cato Censor ihr Litterator, Lälius ihr Philosoph. Die neuern Sprachen, welche Abkömmlinge der römischen sind, scheinen diese Anmerkung zu bestätigen. Unter den rauhen und barbarischen Völkern, denen die Sprache der Römer, so wie ihr Reich und ihre Schätze, zur Verwüstung überlassen wurden, hatte die Sprache nur zu arbeiten, sich an die Sitten und die Ideen so wenig gesitteter Nationen anzuschmiegen. Ehe beyde mit einander in das gehörige Verhältniß kamen, ehe sich die römische Sprache in die verschiednen, die sie hervorbrachte, ausbildete, bis dahin war die Nation selbst schon von der Stufe der wilden Simplicität herunter, und wir finden also ihre Dichter, ihre Gelehrten und ihre Weisen auf einmal entstehn. Die deutsche Sprache, unerachtet sie keine dieser gewaltigen Revolutionen erfahren hat, ist demunerachtet so sehr von ihrer alten und ursprünglichen unterschieden, daß sie eine völlig neue Sprache scheint. Niemals war das späteste Griechisch eines Plutarchs oder Lucians von dem Griechischen des Homer so gewaltig entfernt. — Was für ein angenehmes Geschenk würde uns der Verfasser machen, wenn er seine Geschichte der Sprachen, die itzo auf keine unsrer neuen anzuwenden ist, mit

t einen Zusatz bereicherte, zu welchem ihn seine
lehrsamkeit und sein Observationsgeist so sehr in
n Stand setzt. Welches sind die Abwechselungen
er abgeleiteten Sprache, und wie weit kann dies
he einer ursprünglichen gleich gemacht werden?
a diese erste Materie schon etwas zu fruchtbar
wesen ist, so wollen wir uns in Ansehung der übri
n einschränken. a) Sind Idiotismen und Inver-
nen um so viel häufiger, je älter die Sprache ist?
enn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, die der
chwindste und leichteste Weg der Entscheidung ist,
finden wir, unserm Bedünken nach, in den ältesten
echischen Dichtern die allerwenigsten. Ihre Con-
nctionen sind so natürlich und so leicht, daß man
wahre Bedeutung jedes Worts nur zu wissen
ucht, um die ganze Rede zu verstehen. Wenn
ihn mit einem weit spätern Dichter in derselben
ttung der Dichtkunst, dem Apollonius von Rhodus,
gleichen, so finden wir in diesem die Ordnung der
orte weit seltsamer, weit veränderter, die Constru-
on weit willkührlicher. Wir würden die tragi-
en Dichter angeführt haben, die, in einem ebenfalls
it spätern Zeitalter, weit mehr Idiotismen und
versionen haben als Homer, wenn nicht hier die
rschiedenheit der Gattung den Schluß daraus
niger bündig machte. Gehn wir zu den Prosai-
, so finden wir im Herodot weniger Inversionen
im Plato, im Plato und Xenophon weniger als
Demosthenes. Ohne die Reflexion des Verfas-
s würden wir also die Frage mit Nein beant-
rten.

Wir zweifeln, ob eine solche Kindheit der Sprache, als der Verf. auf der 28 und 29sten S. beschreibt, jemals existiret habe. Denn, die Wahrheit zu gestehen, scheint sie uns, eben so wohl als der so genannte Status naturalis, zu den philosophischen Romanen zu gehören: denn, wenn jemals eine Zeit gewesen wäre, da man nicht gesprochen, sondern getönet, so würde man immerfort getönet und niemals gesprochen haben. Gesetzt aber, es sey also, so wäre die Frage, ob man nicht unsre Beobachtung aus der Natur der Sache sich auch so erklären könnte.

Die Menschen in dem Stande, den Rousseau so reizend beschreibt, drückten ihre Empfindungen, wahrscheinlicher Weise, wie die Thiere, durch einzelne Schreye aus. Diese Empfindungen waren anfangs blos das Gefühl des Schmerzens und des Vergnügens. Nachher waren es alle Eindrücke, die die sinnlichen Dinge auf ihre Werkzeuge machten. Wenn sie für dieselben nun gewisse besondre Töne erfunden haben, so werden sie diese Töne in der Ordnung, in welcher die Theile der Empfindung auf einander folgen, hören lassen. Diese Ordnung wird immer dieselbe seyn, weil körperliche Dinge auf die Sinne größtentheils einen gleichen Eindruck in einer gleichen Ordnung machen. Je sinnlicher also noch eine Nation ist, je simpler wird die Zusammensetzung ihrer Worte seyn, weil dieselbe sich lediglich nach dem Gange der Empfindung richtet, der beständig einförmig ist. Leidenschaften, Interesse und Begierde einen Theil der Empfindung zuerst in der

Seele

eele des andern zu erwecken, wird freylich machen,
ß dieses Wort zuerst ausgesprochen wird. Aber
ses wird deswegen der Sprache keine neue Con-
uction geben, als welche von der gewöhnlichen und
deutschen Art, eine ganze Reyhe seiner Ideen aus-
drücken, herrühret. Diese gewaltthätige Verän-
rungen der Construction werden wir noch alle
ige in unsrer so sehr grammatischen Sprache ma-
en, wenn wir durch eine Leidenschaft getrieben wer-
i. Auf was Art scheinen also die Inversionen in
Construction der Sprache aufgekommen zu seyn?
is deucht, daß sie mehr ein Werk der Kunst als
Natur sind, und daß sie um destomehr überhand
hmen, je weniger man das bloße Verstandenseyn,
ndern auch das Gefallen, zur Absicht hatte.

3) Synonymen sind entweder solche, die blos
n einerley Begriffe verschiedne Zeichen geben, oder
che, die einerley Hauptbegriff mit verschiednen
ränderungen und Zusätzen der Bedeutung aus-
ücken. Die ersten können von dem Dichter höch-
ns nur zur Harmonie gebraucht werden; die andern
er sind eigentlich die Farben, durch die er malt,
dem sie das Bild der Sache mehr individualisiren,
d es geschwinder in der Seele des Lesers erwecken,
es durch hinzugesetzte Beywörter geschehen könnte.
ese Bilder aber entstehen in der Seele des Lesers
ht eher, als bis er mit der Synonymie den Be-
ff sammt seiner Schattirung richtig verbindet.
r Weltweise, der die Sprache durch Erklärungen
bestimmen sucht, wird also Synonymen von die-

ser

ser Art nicht aufheben, er wird nur die Abänderung aufsuchen, die die Hauptidee in den verschiednen Synonymen bekömmt, und diese Abänderung, mit dem Hauptbegriff zusammen, wird seine Definition ausmachen. Je bekannter und bestimmter nun die Nebenbilder sind, die die verschiednen Synonymen erregen sollen, desto geschwinder werden sie in der Seele des Lesers entstehen, destomehr hat der Dichter seinen Zweck erreicht. Die Richtigkeit einer Sprache also, in so fern sie durch vernünftige Weltweise bestimmt wird, kann nur dazu dienen, das Weitschweifige und Unbestimmte des Bildes, das in der Seele bey einem gewissen Worte übrig bleibt, aufzuheben, und ihm den Gesichtspunkt anzuweisen, in welchem der Dichter oder der Redner ihm diese Sache zeigen will. Wenn die 300 Worte, die die Araber für den Löwen haben, nichts weiter als den Löwen überhaupt ausdrückten, so würden wir das Volk für unglücklich halten, das sein Gedächtniß mit 300 Zeichen eines einzigen Begriffs anfüllen müßte. Aber sie drücken die verschiednen Zustände des Löwens aus, und der Dichter hat nunmehr den Vortheil durch ein einziges Wort den Begriff zu erwecken, der in einer andern Sprache, erst durch die Hinzufügung vieler Beywörter oder Umschreibungen, und doch vielleicht unrichtig hervorgebracht wird. Sollte aber der Philosoph, der den Zustand des Löwen, der für jedes dieser 300 Worte gehört, nach der Naturgeschichte bestimmte, den Reichthum des poetischen Ausdrucks vermindern, und die Vortheile der Synonymen aufheben? Sollte es also nicht Fälle geben, wo die

philo-

ilosophische Genauigkeit sich mit der dichterischen
ryheit vertrüge, oder sollte ein Gemälde etwas von
ner Schönheit verlieren, wenn die Formen nicht
hr in einander fließen, und die Umrisse deutlich
d genau ins Auge fallen?

Wir müssen nur noch eine kleine Anmerkung
er dasjenige hinzusetzen, was der Hr. Verfasser
f der 32sten S. saget: „Je eingezogener und po-
scher die Sitten werden, je weniger die Leiden-
aften in der Welt wirken, desto mehr verlieret
an Gegenständen.„ Sollte das letztere wohl
hr seyn? oder wenigstens richtig genug ausgedrü-
seyn? Dem Anscheine nach sollte man das Ge-
theil glauben. Man vergleiche ein wildes Volk,
sich mit der Jagd oder der Fischerey beschäffti-
, und die übrige Zeit in einem trägen Müßig-
ge zubringt, mit einem gesitteten Volke, wo die
rbindungen und Geschäffte so mannigfaltig, wo
Bedürfnisse so zahlreich, wo die Absichten so ver-
felt und einander oft so gerade entgegengesetzt,
, wo man Künste und Wissenschaften kennet, soll-
dq der Gegenstände weniger werden, oder die Lei-
schaften nicht unter einem solchen Volke, wo nicht
iger, doch öfterer und auf eine weit weniger ein-
nige Weise wirken? Wir wollen zum Beschluß
Stelle beyfügen, wie sich D. Blair in seiner von
angezeigten kritischen Abhandlung über den
an eben diese Sache vorgestellet. In the Pro-
s of society, the genius and Manners of men
ergo a change more favorable to accuracy
than

than to ſprightlineſs and ſublimity. As the World advances, the Underſtanding gains ground upon the imagination; the Underſtanding is more exerciſed: the imagination, leſs. Fewer objects occur that are new or ſurprizing. Men apply themſelves to trace the cauſes of things; they correct and refine one another, they ſubduce or diſguiſe their paſſions; they form their exterior manners upon one uniform Standard of politeneſs and civility. Humane nature is pruned according to method and rule. Language advances from ſterility to copiouſneſs, and at the ſame time from fervour, and enthuſiaſm, to correctneſs and preciſion. Style becomes more chaſte, but leſs animated. The progreſs of the World in this reſpect reſembles the progreſs of age in man. The powers of imagination are moſt vigorous and predominant in youth; thoſe of underſtanding ripen more ſlowly, and often attain not their maturity, till the imagination begin to flag. Hence Poetry, which is the Child of imagination is frequently moſt glowing and animated in the firſt ages of Society.

III.

III.

Des Herrn Justizrath Ludwig von Heß satyrische Schriften herausgegeben durch S... Hamburg 1767. 1 Alph. 6 Bogen in 8vo.

Unter diesem Titel sind zusammengedruckt:

1. Juno abortans, eine Satyre.
2. Crater Helenä, eine Satyre.
3. Freundschaftlicher Rath an eine Braut und einen Bräutigam.
4. Freundschaftlicher Rath an einen Vater.
5. Der Republikaner, und
6. Betrachtungen über das XI. Stück von des Herrn von Justi sogenannten neuen Wahrheiten zum Vortheile der Naturkunde von der neueren Staatsverfassung von Schweden.

hriften von sehr verschiednem Innhalte und Werthe) die man, wir wissen nicht warum, mit der Be- nnung von Satyren belegt hat. Nur die beyden ern und schlechtesten Stücke haben etwas satyren- lliches an sich; die übrigen sind durchgehends ralisch und politisch, und bedürfen der Empfeh- ig eines verführenden falschen Titels, oder auch)rer Empfehlungen nur alsdann, wenn ihnen der ime des Herrn von Heß, der sie öffentlich für ie Arbeit erkannt hat, nicht schon längst eine hin- chende und bessere Empfehlung gewesen wäre. s etwan der Herausgeber S... an den Ver- diensten

diensten des Herrn Justizraths gezweifelt, und darum jenen Buchhändlerkniff für nöthig gefunden? Oder sollte er vielleicht gar die hämische und neidische Absicht gehabt haben, den durch verschiedne niedersächsische Zeitungen auf allen Blättern so wohl bestätigten Ruhm des Hochverdienten und Hochberühmten Herrn Justizraths, durch Andichtung schlechter und fremder Arbeiten zu verdunkeln? Letzteres kömmt uns sehr wahrscheinlich vor, weil die goldnen und silbernen Medaillen, die verschiedne große Herren dem Hrn. von Heß, laut jener Zeitungen übersandt, und die Lobsprüche, welche sie ihm in ihren daselbst eingerückten Briefen ertheilen, öffentliche Zeugnisse seiner ausnehmenden Verdienste sind, und weil die Juno abortans und der Crater Helenä, theils so schlecht, theils so abgefaßt sind, daß man sie unmöglich mit jenen Verdiensten reimen und dem Herrn von Heß zuschreiben darf. Wir wollen sie, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, etwas näher beleuchten.

Nachdem der Erfinder der Juno abortans, nach der ruhmwürdigen Weise kleiner Akademisten weit ausgeholet, und sich über seine angeblich gewichtige neue Entdeckung, durch den Wind Kinder abzutreiben, witzig genug gefreuet, so tritt er S. 19. mit demselben näher hervor und sagt:

„Es ist eine durch die beständige Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß die viehischen Insecten mit „dem Ostwinde ankommen, und von dem Westwinde „zurückgetrieben werden. Da nun die menschlichen

„Inse-

secten oder Saamenthierchen, von dem West-
ide zu uns gebracht werden, so folgt daraus,
i der gegenseitige Ostwind auch eine gegenseitige
irkung thun, und sie, diese Saamenthierchen, ab-
ren könne." Dieses wird syllogistisch bewie-
weil aber S. 22. „das Frauenzimmer lieber
i Berufe der Sinne folgt, als dem Unterrichte
Verstandes Gehör giebt," — so entschließt
der Verfasser S. 24. „einen Professor der Ex-
imentalphysik abzugeben," und die abtreibende
it des Ostwindes sowohl an einem wirklich ge-
ingerten, als an einem durch den Westwind be-
teten unverheyratheten Frauenzimmer zu pro-
. Fiunt experimenta in vili corpore.
Cammermädchen wird unter andern dazu aus-
et: Die im Westwinde schwimmenden Saa-
hierchen werden durch eine cylindrisch-cato-
he rotundo-concavo-convexe Maschine
31.) gefangen und herbeygeschafft; und alles
je geht nach Wunsch. Der Ostwind bläst auf
Patienten, und die Jungfernkinder liegen da.
König (S. 39.) kann nicht so vergnügt seyn,
denn seine Gemahlinn von einem wohlgestalten
rinzen, dem die Weisheit schon aus den Augen
tet, entbunden worden ist, als es der Erfin-
war.

In dem Crater Helena macht sich derselbe dem
edürftigen Publico weiter bekannt, und damit
Frauenzimmer kein Bedenken tragen möge, sich
anzuvertrauen, so beschreibt er sich S. 55. als

ungemein häßlich, und zeigt sich in seiner natürlichen Blöße; wobey er jedoch seinen durchdringenden Verstand und S. 57. denjenigen Theil des Körpers besonders herausstreichet, mit welchen er denen Jungfern zu Hülfe kommen soll. Es ist dieses seine Hand. Seine auf der 58 und 59sten S. beschriebne windige Geburt, wie auch die S. 61. und 62. angeführten Abentheuer, die ihm als einem Knaben begegneten, führt er als deutliche und überzeugende Beweise an, daß er mit dem Elemente des Windes wohl umzugehen, und Wunder damit zu thun bestimmt sey u. s. f. Dieses wollen wir, weil ers verlangt, glauben, und unsre Leser nunmehro urtheilen lassen, ob sie die ganze Fiction von der künstlichen Abtreibung der Jungfernkinder für einen würdigen Gegenstand der Satyre erkennen wollen. Wir zweifeln daran, und würden es dem Verfasser dieser Satyren gern gönnen, den Werth derselben blos in der Manier seines Vortrages gesucht zu haben, wenn solcher nur nicht übermäßig muthwillig, hin und wieder auf eine beleidigende Art schmutzig und zweydeutig, und von Zeit und Zeit auf eine ganz sonderbare und oft unverständliche Art witzig wäre. Es giebt nämlich der Verfasser auf der 49 und 72sten S. deutlich zu verstehen, daß der Mißbrauch der mathematischen Lehrart und das Notenmachen der eigentliche Gegenstand seiner Geissel sey. Aber hatte er nicht Rabnern und andre hierinn längst zu Vorgängern gehabt? Hätte ihm deren Beyspiel nicht lehren können, daß der Satyr, wenn er einen pedantischen hochgelehrten Ton annimmt, nicht blos den Ton, sondern

n auch zugleich andre lächerliche gelehrte Lieblings-
rheiten züchtige?

Martin Scriblers Abhandlung von der Vor-
ſlichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem
esten Geschmack, hätte allein ein Muster für ihn
können, wenn seine Feder mit aller Gewalt an
gelehrten Methode zum Ritter werden wollte;
dann wäre er auch gewiß züchtiger in seinen Aus-
ken geblieben.

Wir ersparen den Lesern die Schaamröthe sie
nsern Auszügen zu lesen. Von dem Witze des
fassers müssen wir jedoch ein paar ganz kleine
ben anführen. Er wollte seine Abhandlung
dem Urtheile seiner Freunde, bald seiner Feinde
rwerfen. „Jene dachte ich, sagt er S. 4., sind
ht neidisch, und diese werden dir nicht schmei-
ln: und wenn du noch sichrer zu Werke gehen
lst, so darfst du nur beyder Meinungen addiren,
die Summe mit 2 dividiren; du wirst auf
he Art das Facit herausbringen, auf welches du
Ansehung des Publici sicher Staat machen
nst.„ Auf der 17 S. wird sein Witz so mun-
es sind seine eignen Worte, daß er sich auf ein-
klüger zu seyn dünkt als der Hr. von Hagedorn.
Ursach mag man aus einer sehr dunkeln Note
hen. S. 48. drohet er mit einer Vergleichung
hen dem unsterblichen Gottsched und dem un-
ßlichen Philippi; und S. 72. hat er es aber-
auf eine recht ungebärdige Art mit ihm zu
So schwärmen um einen todten Löwen, den

 ein

ein gewaltiger Jäger erlegt, die elendesten Schmeißfliegen, und so versammleten sich in einem alten jüdischen Dorfe die muthwilligen Gassenjungen um einen kahlköpfichten Propheten, als sich aller Scribenten, Magister und elender Witzlinge Schaar, seit einer gewissen Zeit an einem Manne zu Rittern haben schreiben und schimpfen wollen, den die Nachwelt noch nennen, ja vielleicht noch aus einem gewissen Gesichtspunkte ehren wird, wenn sie mit alle ihrem Witze längst werden vergessen seyn.

Es fehlet dem Verfasser sonst nicht an einer gewissen muntern Laune; diese aber macht ihm, da er sich über die Regeln der guten Satyre, der Sitten, des Wohlstandes, wegsetzt, noch lange zu keinen Satyrenschreiber — zum Lustigmacher macht sie ihn und zu einem unglücklichen Nachahmer Rabners — zu weiter nichts.

Was uns am mehresten in der Meynung bestärkt, daß die Juno abortans und der Crater Helenä dem Herrn von Heß nicht zugehören, ist dieses, daß in ebenerwähnten beyden Stücken, der dem Herrn Justizrath eigenthümliche Styl auf einer lächerlichen Seite geschildert wird. Man kann sich aus seinen Noten zum Antimachiavell und aus denen übrigen in dieser Sammlung befindlichen schönen Abhandlungen davon überzeugen. Verse, lateinisch und deutsch, aller Orten eingerückt, wo sich nur eine Gelegenheit dazu fand; Noten voller Gelehrsamkeit, wo oftmals der Text deutlich genug war, und ein unermüdeter Witz — dies ist das eigenthümliche

von

]es Hrn. Justizraths Style, und bey der Schön-
und Wahrheit der Sachen, die er besonders in
Republikaner und in der gegen den Hrn. von
i gerichteten Abhandlung vorträget, eine sehr
zu verzeihende Unvollkommenheit, wenn man
eine Unvollkommenheit nennen will. Unsern
schen kann man die Freyheit und die Liebe zum
rlande nicht genug predigen. Wir empfehlen
daher die ebenerwähnten Abhandlungen be-
und wünschen herzlich, daß ein jeder wie der
Justizrath die Freyheit schätzen und sein Va[terland]
lieben und vertheidigen möge.

R.



IV.

[Übers]etzung der Grundsätze der Kritik, aus dem Englischen von Heinrich Home. Dritter Theil. In der Dyckischen Handlung 1766. (489 S.)

und zwanzigstes Kapitel. Von der Erzäh-
lung und Beschreibung. Der Verfasser
[the]ilet dies Kapitel in zween Theile, und handelt im
von Gedanken, im zweyten von Worten.
[In] einer Geschichte müssen die Betrachtungen mäs-
[si]g gründlich seyn: denn so lange die Seele der
[Wa]hrheit nachgeht, ist sie zu den Beschäfftigungen
[der E]inbildungskraft wenig aufgelegt; 2) ist dem
[junge]n Dichter ein bescheidner Anfang zu empfehlen.

Kühne Gedanken und Figuren gefallen niemals, wenn nicht die Seele schon erhitzt und ganz in das Interesse gezogen ist, welches niemals der Fall des Lesers beym Anfange ist. 3) Wo bloße Belustigung, nicht Unterricht, die Absicht des Subjekts ist, so muß eine Sache so beschrieben werden, wie sie uns erscheint, nicht wie sie wirklich ist. 4) Müssen in der Erzählung so wohl, als in der Beschreibung, die Gegenstände so richtig abgeschildert werden, daß der Leser deutliche und lebhafte Bilder davon bekömmt. Jeder unnütze Umstand muß in der That verworfen werden, weil jeder solche Umstand die Erzählung nur belästiget: ist er aber nothwendig, er mag noch so gering seyn, so muß er sorgfältig beschrieben werden. — Was die Worte anbetrifft, so ist es 1) nicht genug, daß der Sinn deutlich ausgedrückt werde: die Worte müssen mit dem Subjekt in jedem Umstande zusammen stimmen. Ein erhabnes Subjekt erfordert einen erhabnen Stil: was gemein ist, muß gemein ausgedrückt werden: ein Subjekt, das ernsthaft und wichtig ist, muß in simpeln und nervigten Ausdruck gekleidet werden: eine Beschreibung hingegen, die an die Einbildungskraft gerichtet ist, nimmt die höchsten Verzierungen an, die ein figürlicher Ausdruck und tönende Worte ihm mittheilen können. 2) Ein Vorfall macht einen weit stärkern Eindruck auf einen Augenzeugen, als auf dieselbe Person, wenn sie ihn erst von einer dritten erfährt. Scribenten von Genie also, welche wissen, daß das der beste Zugang zum Herzen ist, stellen jedes Ding so vor, als ob es vor unsern Augen vorgienge. —

Zwey

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Die Tra-
und das epische Gedicht sind im Wesentlichen
wenig verschieden: in beyden hat der Dichter
den Endzweck zu unterrichten und zu ergötzen,
yden braucht er dasselbe Mittel, die Nachah-
menschlicher Handlungen. Nur in der Art
Nachahmung sind sie verschieden: die epische
erzählt, die Tragödie stellt ihre Begebenheiten
, wie sie vor unsern Augen vorgehn: in der er-
erscheint der Poet selbst als Geschichtschreiber,
letztern stellt er uns die handelnde Personen auf,
eiget sich nie selbst. — In Ansehung der ver-
nen Wirkungen, die der Verf. erklärt, giebt er
dem Aristoteles den Dichtern bey dem epischen
hte den Rath, jede Gelegenheit zu ergreifen,
Personen selbst aufzuführen, indem er den er-
iden Theil so kurz machet als möglich ist, und
t aus dem Grunde, warum uns des Lukans
salien weniger gefallen. Er suchet den Unter-
der Werke so wohl für die epische, als drama-
Dichtkunst nach den verschiednen Absichten zu
nmen. Ein episches oder dramatisches Werk,
Absicht blos ist, Leidenschaften zu erregen, und
älde von Tugenden und Lastern zu geben, nen-
r pathetisch. Wo aber die Absicht ist, eine
se moralische Wahrheit ins Licht zu setzen, in-
sie die natürlichen Verbindungen zwischen un-
rlichen Leidenschaften und äußerlichen Unglücks-
n zeigt, nennet er moralisch. Der Verfasser
ibt beyden Arten große Wirkungen zu. Wir
en zur Ehre des Theaters folgende Stelle ab-

schreiben: „Was mich betrifft, sagt er, so kann ich mir keine Belustigung vorstellen, die einem vernünftigen Wesen angemessener sey, als ein Werk, das eine moralische Wahrheit in ein so schönes Licht stellt, wo verschiedne Personen von verschiednen Charaktern in eine wichtige Handlung verwickelt sind, indem einige die große Entwicklung zurückhalten, andre sie befördern: wo die Würde des Ausdrucks mit der Würde der Materie verbunden ist. Ein Werk von dieser Art gebietet über unsre Sympathie, und kann die ganze Reihe der gesellschaftlichen Neigungen in Bewegung setzen: unsre Neubegierde wird wechselsweise erregt und befriedigt, und unser Vergnügen steigt am Ende zu seiner höchsten Stufe, wenn wir finden, daß jeder Umstand aus den Charaktern und Situationen, die am Anfange vorgelegt worden, bis zur völligen Entwicklung hinab, natürlich entspringt, und das Ganze in seiner Verbindung eine zusammenhängende Kette von Ursachen und Wirkungen ist.„ — Da die Epopee und die Tragödie gleich im Wesentlichen, und auch auf gleichen Endzweck gerichtet ist, so fragt sichs, ob sie auch zu denselben Subjekten gleich geschickt ist? Der Autor verneinet dieses, wenigstens in gewisser Maaße, wegen der Verschiedenheit der Form. Viele Subjekte können zwar mit gleichem Vortheile nach beyden Formen behandelt werden: aber für manches kann wieder die eine vortheilhafter, als die andre seyn; und es giebt Subjekte, denen nur eine von beyden Formen angemessen ist. Der Verfasser giebt davon zum Grunde an, daß der Dialog sich besser zum Ausdrucke

ke der Empfindungen, und die Erzählung besser
Entwicklung der Begebenheiten schickt. Hel-
muth, Tapferkeit und das ganze Geschlecht erhab-
Tugenden zeigen sich zu ihrem größten Vortheile
Handlungen, sind also dem epischen Gedichte mehr
n: zärtliche Leidenschaften und die ganze Reihe
sympathetischen Neigungen, machen die schönste
up in Empfindungen, mithin sind sie vorzüglich
Tragödie eigen. — Der Verf. hält für das
ste Subjekt einer Tragödie dasjenige, wo ein
schaffner Mann in ein großes Unglück durch
unschuldige Handlung fällt, die er aus sonderba-
Ursachen sich als lasterhaft vorstellte, weil es am
icktesten ist, Mitleiden zu erregen; das Mitleid
die herrschende Leidenschaft der pathetischen und
der moralischen Tragödie ist: bey der letztern
mt noch dazu, daß, wenn ein Unglück eine natür-
Folge von irgend einem übeln Hange des Tem-
ments ist, so wird jeder Zuschauer aufmerksam
uf, der sich eines ähnlichen Fehlers bewußt ist,
bemerkt, daß er demselben Unglücke bloß steht.
e Bemerkung erregt in ihm eine Bewegung der
ht und des Schreckens: und diese ist es, wenn
verschiednen moralischen Tragödien oft erneu-
wird, die den Zuschauer gegen die Unordnung der
nschaften auf die Hut stellt. — Der Autor
bt hierdurch dasjenige zu erklären, was Aristo-
von der Tragödie sagt, „daß sie vermittelst des
leids und des Schreckens alle Gattungen von
nschaft in uns reiniget,„ und sucht die Rich-
it seiner Erklärung aus dessen Regeln zu bewei-

 sen:

sen: nur glaubt er, daß Aristoteles die Tragödie in gar zu enge Gränzen einschränke, indem er die pathetische Tragödie ausschließt. — Wir wollen noch einige einzelne Bemerkungen des Verf. anführen. Er ist sehr dafür, daß, wenn eine tugendhafte Person, unter blos zufälligen Unglücksfällen bis ans Ende leidend vorgestellt wird, der Ausgang glücklich seyn sollte; er giebt zur Ursache davon an, daß wir mißvergnügt vom Schauplatze gehen und mit einem gewissen dunkeln Gefühle einer Ungerechtigkeit: doch machet er in Ansehung des Unglücks einer tugendhaften Person, das aus nothwendigen Ursachen oder aus einer Folge unvermeidlicher Umstände entspringt, eine Ausnahme. Sein Grund davon ist: Alles Ungefähre giebt immer einen finstern Prospekt, und macht, in jedem Falle, den Eindruck von einer Unordnung, einer Anarchie. Hingegen eine zusammenhängende Folge von Ursachen und Wirkungen, die durch allgemeine Gesetze der Natur bestimmt wird, erinnert uns jedesmal an die Hand der Vorsehung, der wir uns ohne Widerwillen unterwerfen, da wir uns bewußt sind, daß dies unsre Pflicht ist. — Ein vollkommner Charakter, der unter Unglücksfällen erliegt, schickt sich sehr wohl zum Subjekt einer pathetischen Tragödie, wenn nur kein Ungefähr Theil daran hat, auch ist er nicht ganz zu einer moralischen Tragödie in einer untergeordneten Person ungeschickt: aber zur Hauptperson muß ein unvollkommner Charakter genommen werden, aus dem man eine Moral ziehen kann. — Der Verf. scheint mehr dafür zu seyn, eine bekannte Be-

geben-

enheit aus der Geschichte zu borgen, und ihre Um-
ıde zu dichten, welche zur Absicht dienen, als sich
e Erdichtung zu wählen, weil wir in jenem Falle
vornehmsten Umstände schon für wahr halten, und
er Glaube sich leicht auf die andern verbreitet:
h zeigt er auf beyden Fällen die Vorsicht an, die
Dichter vonnöthen hat. — Die vorausgesetzte
use bey dem Ende jedes Gesanges, und die wirk-
e Pause bey dem Ende jedes Aktes, muß allemal
irgend einer Pause in der Handlung zusammen-
fen. Nachdem der Verf. das epische und dra-
tische Gedicht zusammen betrachtet: so kömmt er
s epische Gedicht insbesondre. Er scheint sehr
er das Wunderbare, das man durch die so ge-
nten Maschinen des Gedichts in dramatischen
dichten zu bewerkstelligen glaubt, wo Gottheiten,
gel, Teufel oder andre übernatürliche Mächte als
kliche Personen aufgeführet werden, die an der
ndlung Theil nehmen und die Entwicklung beför-
ı: 1) weil es dem Ganzen ein erdichtetes Ansehen
t, und den Eindruck von Wirklichkeit verhin-
, der nothwendig ist, wenn unsre Neigungen sollen
reßirt und unsre Leidenschaften erregt werden;
veil der Endzweck des epischen Gedichts niemals
iniger Vollkommenheit erreicht wird. „Tugend-
e Bewegungen, sagt er, können nicht anders wirk-
erregt werden, als durch die Handlungen der-
jen, die gleiche Neigungen und Leidenschaften mit
haben, das ist, durch menschliche Handlungen:
was den moralischen Unterricht betrifft, so ist es
ıbar, daß wir diesen nie aus Handlungen von

Wesen

Wesen ziehen können, die nicht gleiche Gründe der Handlung mit uns haben. Aus diesen Gründen werden die Henriade und das befreyte Jerusalem getadelt. — Die heidnischen Götter beym Homer und Virgil erhalten dadurch eine Entschuldigung, daß sie nur eine Stufe über die Menschen erhaben waren, und alle menschliche Leidenschaften hatten. Das verlorne Paradies aber läßt sich dadurch entschuldigen, daß es nicht blos auf die Geschichte unsrer ersten Aeltern eingeschränkt ist, und in einem Werke, das auch die Geschichte höherer Wesen in seine Sphäre nimmt, ist mehr Raum für die Einbildungskraft, als in einem Werke, das auf Handlungen der Menschen eingeschränkt. Man kann mit einer kleinen Veränderung dieses ebenfalls auf unsre Meßiade anwenden. — Der Verf. redet noch von der Episode und von der doppelten Fabel in epischen Gedichte, wo die eine nothwendig eine Art der Episode seyn muß: aus der Tragödie wünscht er sie mit Recht zu verbannen, aber in der Comödie will er sie eher dulden, ob wir gleich auch niemanden darzu rathen würden. Die Regel des Horaz, daß gewaltsame Handlungen vom Theater müssen ausgeschlossen bleiben,

Nec pueros coram populo Medea trucidet etc.

erkläret er aus einem andern Grunde, als es die meisten Kunstrichter thun: nicht deswegen, weil Blutvergiessen barbarisch und ekel ist, will er es verbannt wissen: sondern weil der Zuschauer, der einmal intereßirt und getäuscht ist, aus diesem sich abwesenden Zustande

durch

rch eine gewaltsame Handlung gerissen wird.
:r erwacht, wie aus einem ergötzenden Traume,
it sich, und findet, daß alles Erdichtung war.„ —
e Kunst zu dialogiren besteht darinnen, daß jede
de, sie mag kurz oder lang seyn, aus demjenigen
springen muß, was die vorherredende Person ge-
t hat, und Materie zu demjenigen geben muß,
s nachher gesagt werden wird, bis ans Ende der
ene. Aus diesem Begriffe lassen sich die Regeln
die Fehler des Dialogs leicht beurtheilen. —
ß er den Reim in der Tragödie verwirft, kann
n sich leicht vorstellen: aber er wünscht auch, daß
, nach dem Beyspiele des Shakspear, die Prose
dem Verse vermischen und den letztern nur da
uchen sollte, wo die Wichtigkeit und Würde des
bjekts ihn erfordern. — Wir haben nur den
eifel, ob dieser jählinge Uebergang von der Prose
Verse, und umgekehrt, den Zuschauer nicht leicht
Illusion entreissen möchte.

Kap. 23. Von den drey Einheiten. Der
f. zeigt erst das Vergnügen, das uns die Ge-
hte einer einzelnen Begebenheit verursachet, wenn
rs die Begebenheit interessant ist, und giebt zur
che davon an, weil die Umstände und Vorfälle
h die stärkste aller Verhältnisse, die Verhältniß
hen Wirkung und Ursache, mit einander verbun-
sind. — Er wendet dieses aufs Drama an,
erkläret, was Aristoteles eine vollständige Hand-
nennt. „Die Geschichte fängt natürlich an
der Beschreibung derjenigen Umstände, welche
die

die Hauptperson bewegen, sich einen Plan zu machen, um eine gewisse gesuchte Begebenheit hervorzubringen: die Ausführung des Plans, und die Hindernisse, die sich ihr entgegen setzen, ziehen den Leser in die Hitze der Handlung: die Mitte ist eigentlich, wo die Handlung am meisten verwickelt wird, und das Ende, wo die gesuchte Begebenheit hervorgebracht, und der Plan ausgeführt ist. — Die Einheit der Handlung ist eine Hauptschönheit in der Fabel. Ein zergliedertes Schauspiel ist eine Kette verbundner Vorfälle, von welchen jeder Auftritt ein Glied ist. Jeder Auftritt muß folglich einen gewissen Vorfall wirken, der sich auf die Entwicklung oder Hauptbegebenheit bezieht, indem er sie entweder befördert oder zurückhält. Wird kein Vorfall gewirkt, so muß ein solcher Auftritt, den man eigentlich unnütz nennen kann, weggestrichen werden, weil er nur die Einheit der Handlung unterbricht. In dieser wechselseitigen Verbindung aller Vorfälle unter sich, und ihrer gemeinschaftlichen Beziehung auf die Hauptbegebenheit oder die Entwicklung, besteht die Einheit der Handlung, und ist epischen und dramatischen Werken wesentlich. — Aus der Vergleichung des heutigen Drama und des alten Griechischen, aus welchem die neuern Kunstrichter die Regeln von den Einheiten der Zeit und des Orts auch für uns festsetzen wollen, sucht er darzuthun, daß sie bey den Griechen, wegen der fortlaufenden Vorstellung, eine Wirkung der Nothwendigkeit, nicht der Wahl war: daß, wenn wir hingegen uns diesen Fesseln unterwerfen, keine Nothwendigkeit sie uns aufdringt, sondern

wir

r selbst sie uns wählen. — Da wir den Chor
ben fahren lassen, sagt er, so haben wir dadurch
elegenheit bekommen, die Vorstellung durch Zwi-
enräume der Zeit zu trennen, während denen die
ühne ganz entlediget ist, und das Schauspiel stille
ht. — Nach einer Pause aber in der Vorstel-
ng ist es dem Zuschauer nicht schwer, sich an einen
dern Ort versetzt zu glauben, oder in eine fernere
riode. Er erklärt dieses durch die Vergleichung des
tern Schauspiels mit einer Reihe historischer Ge-
lde, z. E. der Geschichte Alexanders des Großen
Lebrün; hier können wir ohne Schwierigkeit uns
stellen, daß zwischen den Subjekten zwey verschied.
Gemälde Monate und Jahre vergangen sind,
gleich der Zwischenraum der Zeit, in welcher
von dem einen zum andern übergehn, fast un-
klich ist: und eben so wenig Schwierigkeit findet
, uns eine Veränderung des Orts vorzustellen,
mag auch noch so groß seyn. Der Verf. machet
r doch gewisse Einschränkungen, und giebt zu, daß
Stück, welches nur einen Ort, und keinen größ-
Umfang von Zeit braucht, als zur Vorstellung
hig ist, so fern desto vollkommner ist, weil eben
e Einheit der Zeit und des Orts, die Einheit der
ndlung befördert, und die Seele der Anstrengung
hebt, so gering auch diese seyn mag, sich häufige
ränderungen des Orts und Zwischenräume der
vorzustellen. — Es folget eine wichtige Unter-
ung von den Vorzuge des griechischen und des
rn Drama in Vergleichung mit einander. Dem
nehmsten Gebrechen unsrer theatralischen Vorstel-
lungen,

lungen, welches darinnen besteht, daß in den Zwischenräumen der Akte jeder starke Eindruck vernichtet wird, und die Zuschauer im folgenden Akte wieder von neuem anfangen, eben so kaltsinnig und gleichgültig, als beym Anfange des Schauspiels zu werden, sucht er, statt der Chöre der Alten, durch ein abgesondertes Chor abzuhelfen, der eben so in die Pause der Vorstellung einfällt, als der griechische Chor in die Pause der Haupthandlung. Er giebt z. B. eine Musik von Instrumenten und Singstimmen zwischen den Akten an, die dem Subjekte genau angemessen wäre, und seine Gründe sind bündig genug, daß man einen Versuch machen sollte, wie wir denn dieses Kapitel, das eine Menge feiner Anmerkungen enthält, deren Anführung ohne Beyspiele unfruchtbar seyn würde, allen jungen dramatischen Dichtern vorzüglich empfehlen.

In dem 24sten Kapitel von dem Gartenbau und der Architektur, sucht der Verf. eine Probe der Anwendung seiner vorhergehenden Grundsätze, die den Geschmack leiten können, auf die vorangezeigten beliebten Künste zu gehen. Der Verf. handelt dieselben nicht in so fern ab, als sie blos nützlich sind, sondern weil in dem Nützlichen Schönheit ist. Er betrachtet also Gärten und Gebäude aus verschiednen Gesichtspunkten, aus denen sie, nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung, mannichfaltiger Schönheiten fähig sind. Wir haben seine Beobachtungen mit einem unendlichen Vergnügen gelesen, und sind überzeugt, daß Gärten nach seinen Vorschlä-

gen

die schönsten in der Welt seyn würden: da sich
r dieselben nicht auf gewisse Regeln fest setzen las-
, so werden wir dieses Kapitel übergehen müssen.
r preisen es aber um destomehr an, jemehr unsre
dsleute noch bey den Anlagen ihrer Gärten an ge-
n Linien, Zirkeln, Quadraten, Sternen und an
ischen Verzierungen derselbigen hängen, die nur
verderbteste Geschmack billigen kann.

Von der Regel des Geschmacks. 25 Kap.

Wir haben ein Gefühl, oder eine Ueberzeu-
, von einer gemeinschaftlichen Natur, nicht nur
unserer Gattung sondern auch in jeder Gattung
Thiere und unsre Ueberzeugung wird durch die
hrung bekräftiget. Was besonders die gemein-
liche Natur des Menschen betrifft, so sind wir
eugt, daß sie sowohl unveränderlich als allge-
ist, daß sie künftig eben dieselbe seyn wird, die
t ist, und vordem gewesen, dieselbe bey allen
onen und in allen Theilen der Erde. Wir
o eingerichtet, daß wir diese für recht und voll-
len halten, und folglich, daß die einzeln Dinge
ben gleichförmig seyn müssen. Diese Ueber-
ng oder Regel giebt uns einen deutlichen Grund
Begriffes, den wir von einem richtigen und ei-
unrichtigen Gefühl oder Geschmack in der Mo-
d in den schönen Künsten haben. Welches ist
die wahre Regel der Natur? Der Verf. findet
Ansehung beyder, in dem allgemeinen Gefühle
Menschen, so matt und dunkel es auch in Absicht
ie schönen Künste ist. In der Moral ist sie

 mehr

mehr entschieden, weil bey dieser an jedem Menschen können Erfahrungen gemacht werden, bey jener aber es auf eine kluge Wahl ankömmt, von was für Menschen wir sie sammeln. Um ein Richter in den schönen Künsten zu seyn, ist eine Vereinigung vieler Umstände nöthig. Es muß ein guter natürlicher Geschmack seyn, dieser muß durch Erziehung, Nachdenken, Erfahrung geschliffen seyn; er muß durch eine regelmäßige Lebensart, durch einen mäßigen Gebrauch der Glücksgüter, durch eine stete Befolgung der Triebe der gebesserten Natur, die jedes vernünftige Vergnügen, ohne Uebermaaß genießt, sich stets erhalten. Da die Wahl ungewiß und schwer ist, so glaubt der Verf. daß uns folgende Anmerkung wieder mit der vorhergehenden Regel aussöhnen könne, daß in Ansehung der schönen Künste weit weniger Verschiedenheit des Geschmacks ist, als man sich gemeiniglich einbildet. Die Natur hat alle ihre Werke mit unauslöschlichen Charakteren des Hohen und Niedrigen, des Einfachen und Zierlichen, des Starken und Schwachen bezeichnet: diese werden selten von jemand falsch empfunden, und dieselben Charaktere sind eben so leicht in den Werken der Kunst zu empfinden. Endlich ist noch ein Mittel übrig, von dem sich der Verf. viel verspricht, wenn durch das obige die Regel des Geschmacks noch nicht genug bestimmt wäre. Es sind die Triebe, die allen Menschen gemein sind, vermittelst welcher eine wunderbare Einförmigkeit in den Bewegungen, Gefühlen verschiedner Menschen ist, oder mit andern Worten das allgemeine Gefühl der Menschen: eine ge-

e Bekanntschaft mit diesen Trieben mache das
rste Mittel aus, die Regel des guten Geschmacks
estimmen; und zu diesem wichtigen Theile unsrer
ntnisse einen Grund zu legen, war die Absicht
Verf. bey diesem Werke, das kein Freund der
nen Wissenschaften aus den Händen legen sollte.

V.

ine poetische Schriften. Altona und Lübeck, bey Iversen, 1766. (144 S.)

Diese Gedichte haben einen Verfasser, dessen Muse schon einigen Beyfall gefunden hat: wir müßten uns sehr irren, wenn wir nicht den f. der poetischen Gemälde und Empfindungen der heil. Schrift darinnen entdeckten. Wir feln auch nicht, daß die gegenwärtigen ihr gendes Lob erhalten werden, und sie würden es mehr verdienen, wenn Hr. S. in der Wahl dieser nmlung strenger gewesen, und viele der Gedichte er und besser befeilt wären. Wir können zwar sagen, daß wir viel Neues und Glänzendes wen der Anlage der meisten, noch im Gedanken, im Ausdrucke gefunden haben, aber der Herr f. hat eine liebliche Versification und viel Leichit in der Einkleidung seiner Subjekte. Verone seiner Gedichte würden noch mehr gefallen, er nicht Vorgänger gehabt, die von gleichen erien schon weit besser gesungen, und wo der

Leser allezeit in Gedanken eine Vergleichung anstelle. Man betrachte z. B. das lange Gedichte über die Auferstehung der Todten:

> Das sind der Allmacht große Thaten!
> Gott ists, der unsern Staub erhöht! —
> Laß Dichtkunst mir ein Lied gerathen,
> Ein Lied von Gottes Majestät.
> Von heiliger Empfindung trunken
> Lieg ich zur Erd herabgesunken,
> Woraus er einst die Todten ruft;
> Ich singe, Menschen, euch zu trösten,
> Ich singe, jauchzet, ihr Erlösten!
> Die Auferstehung aus der Gruft.

Gleich bey dieser ersten Strophe fällt jedem das herrliche Cramerische Gedichte über eben diesen Gegenstand ein:

> Bald hebt mein Geist sich auf vom Staube
> Zu meinem Heile, das ich glaube,
> Zu dir, o mein Meßias, los: rc.

und wie viel verliert jenes in der Vergleichung: wie viel matte Strophen und wie viel geschleppte und matte Zeilen müßten noch zuvor ausgerottet werden, wenn man ja noch eine Vergleichung wagen wollte. Eben so wird man schwerlich den Frühling auf der 86sten S. lesen, ohne ihn aus der Hand zu legen, um nach Utzens Frühling zu greifen. So gefährlich ist es, gute Vorgänger zu haben, zumal wenn man in einem gleichen Tone mit ihnen anstimmt!

Der Inhalt dieser Sammlung besteht aus geistlichen und moralischen, und aus vermisch-

ten

Stücken. Gleich in dem ersten: Lob des
chſters finden sich sehr feine Strophen, haupt-
lich, wo der Verf. die Gedanken von heil. Dich-
entlehnt: z. E.

Mit einem Finger lenkest du des Gestirns,
Der Sonnen Zügel durch das ätherische
Prachtvolle Feld: und richtig gehn sie
Ihre melodischen, fernen Wege.

Du schwingst den Zepter über den Ocean:
Und er gehorcht dir mitten im Ungestüm;
So weit! — Du sprichsts, — hier soll das Wüten
Trotziger Wogen den Stolz verlieren!

Wer hält die Wasser oben im Luftbezirk,
Daß sie nicht sinken? — Daß sie von Pol zu Pol
In ungeheurer Last sich wälzen? —
Staunet ihr Völker, und betet Gott an.

Wer kennt den Eingang zu den Behausungen
Des Lichts? — entdecket, Finsterniß, dein Gebieth?
Ist kühn, und geht zu dir, und saget:
Finsterniß rücke den Gränzstein dorthin! &c.

ganz artige Schilderung des zärtlichen Müßig-
ers in dem Gedichte wider den Müßiggang, ist
ide, ob wir sie gleich in einer Ode nicht suchten:
dies soll es, nach der Versart zu urtheilen, doch
seyn:

n jungen Herbst wird schon das Ungemach
s Frosts sein Klagelied, und in dem Frühlinge
Deuchts ihm zu warm; auf seinen Lippen
Ist der vergeblichen Wünsche Heimath.

Er fällt, den Schooßhund streichelnd, ein Kanapee
Und gähnt: Zur Mühe spricht er: es ist noch Zeit.
Beschließt ein Werk, da schon das Alter
Zitternd herannaht, und stirbt beschließend.

Gleich einer Wolke laufenden Schatten,
Der itzt gesehen, schneller vergessen wird:
Entschlüpft sein Leben, welchem Würde
Fehlt, dem Gedächtniß der ersten Nachwelt.

Die Leichtigkeit seiner Versification zeiget sich hauptsächlich in den vermischten Gedichten, die sich meistens angenehm lesen lassen: auch giebt es hier noch eine und die andre artige Erfindung. Wir wollen aus dem Gedichte, wo er die Mädchen ermahnet, nicht strenge zu seyn, und ihnen das Beyspiel der Vesta vorstellet, die letzten Strophen hersetzen:

Als Vestens Wangen noch wie Morgenrosen blühten,
Ließ sie, zu stolz, sich nie herab,
Daß sie sich Liebenden ergab,
Die kläglich seufzend vor ihr knieten.

Wie manchen stürzte sie gewaltsam ins Verderben,
Ins Schwerdt und in die tiefe Fluth! —
Ihr schöner Leib, ihr Blick voll Gluth
Hieß glücklich lieben, oder sterben.

Doch endlich nahm die Zeit auch ihren Reiz von hinnen:
Da tödtete sich keiner mehr;
Ihr Haus war von Verehrern leer,
Wie ihre Brust von Charitinnen.

Ganz Liebe ward sie nun, stets flocht sie Blumenkränze
ihr versilbert, dünnes Haar:
och niemals, so geputzt sie war,
hielt sie mehr als Reverenze.

O eitle, eitle Welt, rief Vesta; dich zu lieben —
us! Höchster! das geschehe mir! —
ie riefs, und Zevs erhörte sie,
d seitdem ist sie keusch geblieben.

Sie hat zum Götterrang so gar sich hingeschwungen,
n Tempel ist ihr Aufenthalt:
ch sind auch, die ihr opfern, alt,
e opfern alle nur gezwungen.

Ach Mädchen, seht euch vor, wer jung versäumt zu küssen,
r muß der Jugend Unverstand,
it Opferschaalen in der Hand
dem Altar der Vesta büßen.

Gedicht auf Lieschens Geburtstag hat uns
icht mißfallen, und wir würden es hersetzen,
es nicht 10 Strophen lang wäre. Das
dchenheer hat einige naife Stellen. Die
one von Ephesus wird unter dem Titel Re
iemlich gut erzählt. Die Wasserfluth hat
rzüglich gefallen; wir wünschten, daß es aus
r Strophen bestünde, und wovon der größte
ohne Verlust hätte wegbleiben können: eben
üssen wir auch von dem Chor oder dem Re-
agen: Wir wollen die ersten 4 Strophen an-
, die unserm Bedünken nach die besten sind,

und bey denen der Verfasser sicher hätte aufhören können:

Gleite sanft dahin, lusterfüllter Nachen,
Gleite sanft mit uns dahin;
Lied und froher Scherz, Lied und Scherz und Lachen
Sey des heitern Tags Gewinn.

Seht wie wunderschön glänzt das Bild der Sonne
Auf der himmelblauen Fluth!
Thier und Mensch ist froh, alles athmet Wonne,
Alles hat verjüngtes Blut.

Lieblich, lieblich fließt ein goldner Regen
Von den Rudern in den See!
Lieblicher floß nicht, Zevs dein goldner Regen
In den Schooß der Danae.

Angelt, angelt nun, jugendliche Schönen
Hier an dieser Schattenwand!
Jeder Fisch wird sich nach der Angel sehnen;
Denn er stirbt durch eure Hand.

Warum der Verf. in der dritten Zeile, das Lied und den Scherz wiederhohlt, wissen wir nicht, es müßte denn seyn, um den Vers auszufüllen: aber das können wir errathen, warum in der dritten und vierten Ziele der zweyten Strophe, Wonne und Blut stehen. Der Refrain heißt:

Auf ihr Jünglinge, blast beseelte Flöten,
Rührt das holde Saitenspiel!
Laßt uns, wie dies Feld, allen Gram ertödten,
Thal und Hügel sind Gefühl!

Wenn die Flöten beseelt sind, warum braucht man sie zu blasen? Wie das Feld den Gram ertödten

t; können wir nicht eigentlich sagen, und daß
und Hügel Gefühl sind, danken sie vermuth-
em Saitenspiel. Aus einem solchen Wechsel
und schlechter Zeilen besteht ein großer Theil
Gedichte, wovon fast kein einziges eine Aus-
le leidet.

VI.

Hieronymi Vidae. De arte poetica libri tres. Commentarium de poetae vita et carminibus addidit Christ. Adolphus Klotzius, Altenburgi ex officina Richteria, 1766.

rausgesetzt, daß unsre jungen Dichter und Lieb-
haber der modernen Dichtkunst keine Schwie-
t finden, sich mit Lesung lateinischer Poesie zu
äfftigen, möchte gegenwärtige Ausgabe sie wohl
, noch dem Pope und Boileau, auch den Vida
Hand zu nehmen; um über die Grundsätze
Dichtkunst sich zu unterhalten, oder zur Abwech-
an ihre Schul-Praecepta poetisch zurück zu
. In der Absicht es zu hindern, daß die
k des Vida nicht länger ein verlegenes und ver-
es Buch alten Stils seyn, oder gar verloren
möchte, hat der Hr. geh. R. Kloz sie, mit ei-
bhandlung über den Vida und seine Gedichte,
sgegeben. So viel möglich gewesen, hat er
gesorgt einen guten und richtigen Abdruck zu

liefern. Unter dem Text selbst sind keine Noten; was der Hr. geh. R. über ihn zu sagen gehabt hat, hat er in der beygefügten schön geschriebenen Abhandlung zusammengetragen. Die Noten zu der Ausgabe des Engländers Thom. Tristram, waren nicht so erheblich, daß sie verdienten mit abgedruckt zu werden.

Die Abhandlung enthält folgendes: Nach einem kurzen Eingange von den vornehmsten Lehrgedichten über die Poesie und Malerey, folgt das Leben des Vida aus den Geschichtschreibern die S. 10. angeführt werden. Einzelne Lebensumstände sind oft mit Stellen aus seinen eigenen Gedichten und Zeugnissen seiner Zeitgenossen bestätigt. Seine prosaischen und poetischen Werke werden hierauf angezeigt. Die Gedichte werden ausführlicher charakterisirt und beurtheilt. Die Christias wird wider die Vorwürfe einer Entheiligung durch poetische Erdichtungen und Allegorien vertheidigt, doch zugleich die Ausschweifungen des Witzes des Dichters wider die Wahrscheinlichkeit angezeigt. Die übrigen Anmerkungen, deren doch nicht viel sind, unterhalten den Leser, und bezeichnen die Verdienste und Mängel des Gedichts. Mit eben der wohlgewählten Sparsamkeit legt er ihm Anzeigen und Urtheile über den Seidenwurm, das Schachspiel und die vermischten Gedichte vor. Das Lob, welches Vida von den Dichtern und Kennern seiner Zeit, und der folgenden Jahrhunderte erhalten hat, giebt ihm auch sein itziger Herausgeber. Vida hat in seinem Ausdrucke

e und seiner ganzen Sprache einen Reichthum
eine Leichtigkeit, die er vom Virgil und fast vom
allein angenommen hat. Man hat dem Vida
worfen, seine Poesie wäre gar zu sehr von Ver-
es Virgils zusammengestoppelt, und ihre Schön-
n lauter erborgte Federn von diesem Dichter;
wenn gleich in den Gedichten des Vida, die
ache Virgils kennbar ist, so hat doch das
e des Nachahmers sie sich so zu eigen gemacht,
man ihn sehr ungerecht beurtheilen würde, wenn
ihn zu einem blossen Nachahmer und kopiren-
Parodisten der virgilischen Verse erniedrigte.
Vergleichung, die Hr. Kloß mit Parallelstellen
dem Virgil macht, widerlegen dies zur Genüge.
ram hat in seinen Noten über die Poetik, eine
same Concordanz der virgilischen Worte und
nsarten gegeben; eine sehr unnöthige Sorg-
Wer in einer ausgestorbenen Sprache schreibt,
noch mehr dichtet, muß die Sprache der Alten,
keine neue reden. Die Führung der ganzen
he zur Erniedrigung oder zum Ruhm des Vida,
, wie uns dünkt, sich über die weitläuftige Stelle
n Vida selbst III. v. 170 f. verglichen mit v.
f. einlassen. Die Partheyen mögen es ausma-
, ob Vida mehr beflissen gewesen ist, eine Aus-
rung der Wörter und Ausdrücke, oder eine Nach-
ung der Sprache, mit eigenem Gefühle und Geiste,
hren. Zuweilen drückt er sich sehr unbestimmt
nachläßig aus; aber seine eignen Verse rechtfer-
n ihn. Alle seine Richter loben ihre Leichtigkeit
Harmonie. Hr. Kloß zeigt Beyspiele davon.

Zuletzt

Zuletzt kommt Hr. Klotz auf die Dichtkunst des Vida. Ein Brief des Vida an die Bürger von Cremona, (aus des Arisii Cremona litterata) mit dem er ihnen dies Gedicht übersandt hat, nebst einigen andern gesammleten Stellen, geben Nachricht, daß man es als ein Lehrbuch auf verschiedenen Schulen und Akademien eingeführt hat. — Herr Klotz zeigt den Plan oder Innhalt der drey Bücher des Gedichtes. Nicht die Dichtkunst überhaupt, sondern die Natur und die Regeln der Epopee wollte Vida vortragen, und dies besonders nach der Aeneis. Bey dem ersten Buche wird bemerkt, daß Vida sich nicht genug eine gute Ordnung hat angelegen seyn lassen, indem er von der Bildung eines künftigen Dichters redet; Hr. Klotz untersucht und bestimmt die Vorschrift des Vida, ob und wie fern der Dichter sein Gedicht erst in Prosa entwerfen soll; von dem sich frühzeitig zeigenden, und durch alle Hindernisse hindurch brechenden Triebe des Dichtergenies, führt er Stellen und Beyspiele andrer Dichter an; und durch Beyspiele und Zeugnisse berühmter Dichter, widerspricht er dem Vida, der die Liebe als ein Hinderniß des Dichtergenies widerräth. Eine der vortrefflichsten Stellen des Vida ist die philosophische und zugleich poetischschöne Beschreibung der Arbeit des Geistes über dem Gedichte.

Ueber dem zweyten und dritten Buche ist der Hr. geh. R. kürzer. Bey dem zweyten vertheidigt er ein Paar Stellen des Homer wider den Vida, und läßt sich über die Begeisterung des Dichters ein, die

zuwei-

ilen bey seiner Arbeit ihn glücklich forthilft, zu-
en ihn verläßt. Bey dem dritten Buche em-
lt Hr. Kloz die aufmerksame Beobachtung,
ntniß und Empfindung der Schönheiten, und der
monie der virgilischen Verse, die Vida in seinen
schriften, und seinen eignen Nachahmungen
. Die Anmerkungen des Hrn. Kloz sind über-
t freye Ausschweifungen oder Vergleichungen
gelegentlich sich anbietende Stellen alter und
rer Dichter, die mit den Sachen einige Ver-
dtschaft haben, und für Leser von Geschmack sehr
nehm sind. — Die Ausgabe des Vida wäre
wohl hiermit genug angezeigt; doch eine Stelle
er Abhandlung hält uns noch ein wenig auf.
9. nachdem die Aufnahme der Poetik des Vida,
ichen Universitäten erzählt worden ist, heißt es:
tra vero aetate si quis Vidam in acade-
explicare velit, vehementer ego vereor
rideatur ab iis quoque, qui sibi egregie
i videntur. Tantum nunc omnes tenet
tiarum studium! tanta ignauia iuuenum
nos inuasit. Sollte es wohl des Hrn. Kloz
Meynung seyn, daß man über den Vida aka-
che Vorlesungen halten sollte? Von dem epi-
Gedicht (und auf nichts weiter hat sich Vida
assen) giebt das zweyte Buch nicht die genau
mten und richtig abstrahirten Regeln, die ein
vortragen und erklären muß; sondern es zeigt
wie — wir wollen nicht sagen Virgil ohnge-
seine Aeneis gemacht hat — sondern wie ein
Scholiast der spätern Jahrhunderte, etwa die
Kunst

Kunst der virgilischen Epopee erklärt hat. Wie sollte ein Lehrer z. B. sich oder seinem Vida helfen, wenn er nach II. v. 344. die Episode erklären müßte,

> In longum trahite arte. viae tibi mille trahendi,
> Mille modi u. s. w.

was sind dies, als Anschläge aus einem epischen Dichter einen solchen epischen Schwätzer zu machen, als hier Vida, ein didaktischer Schwätzer? — nein; aber doch gewiß ein gar zu unbestimmter Lehrer ist, der sich zuweilen Worte ohne Gedanken erlaubt. (Dennoch mit wie vieler Richtigkeit schreibt er v. 160. über eben dieselbe Sache!) Eben hieher gehört die schon oben erwähnte Stelle von der Nachahmung der Sprache der alten Dichter. Seine Kritik über Homer muß ihm verziehen werden. Homer und die übrigen alten Griechen, wurden damals von ihren Auslegern, den neuen Griechen, nicht verstanden; und ein ganzes Jahrhundert nachher, redete man in Frankreich noch eben so unbesonnen von ihm. Ueberhaupt vom Vida, wie, wenn er nicht das Verdienst seines guten lateinischen Ausdrucks zu seinem Schutze hätte? — Wir schließen zur Vergütung dieses kleinen Zweifels über den Vida mit Bemerkung noch einer seiner guten Stellen: Es ist die Geschicklichkeit mit der er III. v. 32 u. f. die Erklärungen und Eintheilungen der Tropen und Figuren, zu umschreiben und einzukleiden gewußt hat.

Vielleicht wird es den Liebhabern des Vida nicht unangenehm seyn, wenn wir aus der Londner Ausgabe

) (1732) der Werke des Vida die Richard
ssel besorgt, und an Popen dedicirét hat, nach
Berichtigung des Textes in den Poeticis, in
igen Stellen hersetzen. Nämlich diese eben so
ere als genaue Ausgabe, ist nach der ersten Cre-
eser, deren Correctur Vida selbst besorgte, abge-
kt. Die übrigen Ausgaben haben Lesearten, die
diesser in der Londner verbessert sind. Die in
Poeticis sind:

	Edit. Cremonensis.	Edit. Oxoniensis etc.
	v. 272. manet	mouet.
	Hier hat doch Hr. geh. R. Klotz auch die cremonesische Lesart.	
I.	v. 460. diuisa	diuersa.
	533. si prima	quod prima.
	589. miratus	miratas.
II.	v. 291. longae	longe.

VII.

Temple des Arts ou le Cabinet de M. Braamcamp. Par M. Bastide. A Amsterdam, chez Marc-Michel Rey, 1766. (119 pag.) 4to.

Das Verzeichniß einer so wichtigen Gemälde-
sammlung, als die Braamcampische ist, ver-
nt, daß wir es hier umständlicher anzeigen. Der
f. davon ist M. Bastide, und vermuthlich der-
ie, der sich bereits durch etliche Wochenblätter
und

und kleine Romane bekannt gemacht hat: er hat es dem Hrn. Braamcamp in einem kurzen Gedichte zugeeignet, und ein langes Gedichte, welches er den Tempel der Künste nennet, vorgesetzt. Er saget in der Vorrede von diesem Cabinette: Trente ans de recherches, & d'amour pour les tableaux, & pour les belles choses, ont formé ce trésor immense & ces collections prodigieuses: car ce Cabinet n'est nommé Temple des Arts que parce que tous les Arts se sont empressés à l'enrichir. Desseins, gravures, porcelaines du plus grand prix, sculptures, laques de la Chine, orfévrerie par Gemon; morceaux d'ivoire admirables, bronzes, marbres, cizelures, horlogerie organisée, meubles précieux & charmans, objets différens de bijouterie; tout cela s'y trouve repandu &c. Die Gemäldesammlung besteht, nach seinem Angeben, aus 600 Stücken, wovon zwey Drittheile Meisterstücke seyn sollen: der Herausgeber ist darüber wie er versichert, in eine solche Begeisterung gerathen, daß er fast ohne Vorsatz zum Dichter geworden, und sich völlig seinem Genie überlassen. Wenn wir aus dem Gedichte selber, welches 47 Seiten lang ist, schließen sollten, so würden wir entweder an der gewaltigen Begeisterung, die er vorgiebt, zweifeln, oder wenigstens sein Genie für sehr mittelmäßig halten: wir glaubten, daß er vielleicht in seinem Temple des Arts, ein allegorisches Gebäude dem Hrn. Br. zu Ehren errichten würde: er kömmt aber an die Thüre des Cabinets und ruft:

Temple

'emple sacré pour un coeur né sensible,
inctuaire des arts, des héros, & des dieux,
ù le monde a porté ses trésors précieux,
t qui doit être inaccessible
l'ignorant présomptueux,
ı petit-maitre fastueux,
surtout à l'homme insensible
ıvre tes portes à mes voeux.

:hüren öffnen sich, nachdem er noch einige zwan-
Verse geplaudert hat, und er läuft durch die
ıer voller Ausrufungen hindurch: Aurai-je le
oir de moderer mes sens? où suis-je? —
xer mes yeux? und erzählt uns, in ziemlich
und platten Reimen, alles was er sieht: beson-
st er glücklich in Uebergängen: wir wollen nur
nfang von der Beschreibung eines einzigen
ldes hersetzen, denn eine ganze Beschreibung
t gemeiniglich etliche Seiten ein:

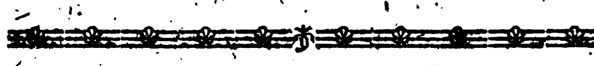
-à-vis ce tableau charmant, exact en tout,
rois un jeune objet peu curieux d'apprendre,
un Maître serieux ne peut venir à bout
fixer un moment, pour lui faire comprendre
prix d'une leçon, qui n'est pas de son goût.
st vrai que c'est une fille;
qu'une fille quelque fois
si coquette que gentille
la raison reconnoît mal les droits,
néprise un objet pour s'occuper de mille.

Vielleicht sind die letzten Zeilen noch die besten im ganzen Gedichte. Wir wollen uns nicht dabey aufhalten, sondern noch den Catalogue raisonné dieses Cabinets anzeigen, welches den wichtigsten Theil dieses Buches ausmachet. Sie sind nach den Zimmern geordnet, welches für diejenigen die es besehen wollen, allerdings von einigem Vortheile ist; die Beschreibungen scheinen ziemlich fleißig gemacht zu seyn; es wird erst der Künstler, alsdann die Materie worauf es gemalt ist, nebst dessen Höhe und Breite angegeben, und hierauf folget die Beschreibung nebst dem Urtheile: dieses ist, wie in sehr vielen solchen Verzeichnissen, meistens nicht viel bedeutend; bisweilen hat der Verfasser angegeben, wo das Bild vorher gewesen, ob es in Kupfer gestochen, oder was sonst in Ansehung desselbigen merkwürdig ist, und es wäre zu wünschen, daß es noch öfter geschehen, welches wir hauptsächlich von einem solchen Verzeichnisse erwarten. Es finden sich allerdings in diesem Cabinette sehr große und wichtige Stücke: Die meisten sind Niederländer: inzwischen findet man auch von Mazzuoli, Tintoret, Guido Reni, Guercini, Maratti, Cignani, Annibal Caracci, P. Veronese, Titian, Sollimene, Gemälde drinnen, und es wird allezeit eines der ansehnlichsten Privatcabinette in Europa seyn. Unter den vorzüglichsten führen wir den größten van Huysum an S. 88: es sind sechs auf einander folgende Gemälde von diesem Meister da, und enthalten Blumen und Früchte. Das erste mit Blumen, auf Leinewand gemalt, das wir mey-

nen,

ist 54 Zoll hoch, und 43 breit. Von Adrian der Velde sind S. 95. fünf wichtige Stücken r einander angezeiget. Von Philipp Wou- tann finden wir S. 96. 97 und 98. ebenfalls e vortreffliche Gemälde. Der Gabriel zü, der auf der 99sten Seite vorkömmt, wird dieses Meisters schönstes Stück gehalten. Es die Wochenstube. Die Wöchnerinn sitzt auf ı Großvaterstuhle, und hat ein gewickeltes Kind dem Schooße. Sie hat einen rothen Sammt- tel mit Hermelin aufgeschlagen und einen Rock weissen Atlas. Vor ihr steht die Wiege, aus sie das Kind genommen. Hinter ihr ist ein alier, der seinen Hut in der Hand hält, und Dame sein Compliment machet, die ihren Wo- besuch abstattet. Eine alte Frau sitzet hinter der ge, und sieht die Dame, die zur Stube hinein- mt, sehr freundlich an. Eine Magd bringet ei- Stuhl und eine Wärmpfanne. Hinter der hnerinn steht ein Tisch mit einem kostbaren Tep- bedeckt, auf dem ein sehr schön gearbeitetes dfaß nebst dem Handbecken steht. Ueber dem nin ist ein Gemälde, welches ein Seestück in dem hmack von Percelles vorstellet. Das ganze mer ist sehr reich und der Fußboden von Mar- . Das Stück ist 29 Zoll hoch und 33 breit, unstreitig an Zusammensetzung das reichste von m Meister. Der typographische Theil dieses alogs ist sehr schön; er ist mit saubern Vignet- von R. Vinkeles, nach Erfindungen und Zeich- gen des Jacob Xavery gezieret, und von diesen

beyden Künstlern ist auch ein sauberes Bildniß des Hrn. Braamcamps vorgesetzet.



VIII.

Beschreibung der Armonica des Hrn. Franklins.

H * * * den 26 Febr. 1767.

Theurester Freund!

Ich entrichte Ihnen durch folgende Beschreibung der Franklinschen Armonica eine alte Schuld, von der ich mich ganz wohl hätte losschwatzen können; wenn es mir gleichgültig wäre, daß Sie von dem D. Franklin, meinen würdigen Freunde und von seiner schönen Erfindung unrichtige Begriffe hätten. Diese aber haben Sie aus der Beschreibung seines Instruments, so wie sie dem 59sten Stück des Hanöverischen Magazins vom vorigen Jahre und aus solchem den leipziger wöchentlichen Nachrichten die Musik betreffend, eingerückt worden, erhalten müssen: und eben deswegen erfülle ich mein Versprechen desto genauer, wozu mir die mit dem D. Franklin im vorigen Sommer gemachte persönliche Bekanntschaft, noch mehr aber die von ihm erhaltnen Nachrichten und Handzeichnungen ungemein behülflich seyn werden.

Der D. Franklin befand sich im Jahre 1760 in seines Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten zu London, und bekam daselbst die Erfindung eines Irr-

änders zu hören und zu sehen, die darinn be-
), daß einige Dutzend Biergläser auf einem
e befestigt und mit Wasser zu eben so viel ver-
nen Tönen gestimmt waren, auf deren nassen
e durch das Reiben mit der Spitze der Finger
Töne hervorgebracht und einige musikalische
ke gespielet wurden. Diese Erfindung war sehr
ch, denn jeder Trinker hätte sie machen können.
war auch sehr unvollkommen: allein die Ge-
ichkeit des Künstlers, der darauf spielte, und
elligkeit und Süßigkeit der Töne machte sie neu
ingenehm, und brachten den D. Franklin auf
dee seines Instruments — stufenweise, so wie
t allen Erfindungen zu gehen pflegt, ehe sie zu
größten Vollkommenheit gebracht werden.

Da nämlich bey des Irrländers Erfindung alle
r fest und neben einander stehen, auch jeder
durch die Bewegung der Finger hervorgebracht
n mußte, folglich fast nichts als sehr langsam
de Stücke und ohne Triller und Coloraturen
f gespielt werden konnten: so half der D.
lin dieser Unvollkommenheit erstlich zwar da-
ab, daß er allen Gläsern eine gleichförmige
e Bewegung gab, und sie alle an einer gerade
henden Spindel oder gemeinschaftlichen Axe
gte: allein es blieben noch große Unvollkom-
übrig.

Diese bestanden in der Schwierigkeit der Appli-
und der Stimmung; weil jedes Glas, so oft
nstrument gespielt werden sollte, durch das hin-

 einge-

eingeschüttete Wasser auf eine mühselige Art gestimmt werden mußte, und der Ton der Gläser sich dennoch oftmals mitten im Spielen aus vielerley Ursachen verstimmte. Das Wasser verrauchte entweder; oder es sog sich an der Spindel, die durch den Boden der Gläser gieng, aus den obersten Gläsern in die untersten herunter; oder es ward durch eine zu heftige und ungleiche Rotation und Schwankung der Spindel verschüttet; oder auch endlich, durch eben diese Ursache an der innern Seite der Gläser höher hinaufgetrieben als zu der Hervorbringung eines reinen und mit andern Instrumenten accordirenden Tones erfordert ward.

Er hörte daher auf, seine Gläser mit Wasser zu stimmen, und fieng an, nach Maaßgabe der Glockenspiele ihnen den gehörigen Ton durch ihre verschiedne Größe und durchs Schleifen zu geben.

Dies gab ihm einen vierfachen Vortheil:

1) Daß er nunmehro die Gläser mit der Spindel in eine horizontale Lage,

2) die Gläser und Töne an selbiger näher zusammen und

3) an die Spindel eine Curbel oder ein Schwungrad anbringen konnte, so daß die Rotation der Gläser völlig in der Gewalt des Spielers und

4) nicht zu befürchten war, daß sich die Töne der Gläser jemals verstimmen würden — ein sehr großer Vortheil, der vielen andern musikalischen Instrumenten fehlet.

Nach

Nach diesen Gründen und nach vielen andern
ebnen Versuchen brachte er endlich das erste In-
nent dieser Art zu Stande, welches er kurz dar-
der Miß Davies, einer geschickten jungen Sän-
in und Virtuosinn, verehrte, die sich damit bald
ndon, bald in Paris, bald in Brüssel aufhält,
durch ihre Kunst und die Trefflichkeit des In-
nents vielen Beyfall und Ehre erwirbt. Alle die
ehört haben, versichern, wie der Hr. Franklin, und
der Verfasser vorbenannter Beschreibung, daß
n Wohlklang, an Helligkeit, Süßigkeit und Rei-
eit des Tones alles übertrifft, was man sich vor-
n kann. Setzen Sie hierzu, daß es sich nie
immet, daß jeder Ton völlig in der Gewalt des
elers ist, und durch einen gelindern oder festern
ck des Fingers von dem sanftesten piano durch
Nuancen bis zum fortissimo und umgekehrt
leist werden kann, daß die Töne eben so wenig
schallen, als bey dem Blaseinstrumenten; daß
Applicatur nicht schwer und fast eben dieselbige
ls beym Flügel; daß folglich der Gebrauch des-
n nicht blos auf gewisse Arten von Musik einge-
inket ist; so haben Sie einen Begriff von den
lkommenheiten desselben. Bis itzt bin ich zwar
t so glücklich gewesen, es wie der Verfasser vor-
nnter Beschreibung durch eine Miß Davies
en und sie dazu singen zu hören; ich habe aber
och einen sehr lebhaften Begriff davon, weil ich
l eher eine Miß Betty singen, und einen Ver-
mit einigen auf vorbeschriebne Art gestimmten
gespielten Gläsern gehört habe, der alles bestä-

 tigte,

zigte, was man sich nach der Theorie und der Beschreibung vorzustellen und zu erwarten berechtigt ist.

Was man nach der Theorie kaum erwartet haben würde, daß die Töne nicht nachschallen, obgleich die Gläser in Oscillation gebracht sind, und daß sie in eben dem Augenblicke aufhören, da der Finger von dem Rande des Glases entfernt worden, auch dieses habe ich dabey gefunden, und muß aus der geschwinden gegen die Luft und Finger laufende Rotation der Gläser erklärt werden. Vielleicht werden wir hier bald Gelegenheit haben, das Instrument selbst zu sehen und spielen zu hören. Ein hiesiger sehr geschickter Mechanicus ist seit einiger Zeit damit beschäfftigt, nach des D. Franklin Handzeichnungen und Vorschriften, ein dergleichen Instrument zu verfertigen, und nach dem, was ich bis itzt davon gesehen, müßte ich mich sehr irren, wenn er nicht bald und glücklich damit zu Stande kommen sollte. Ob es dem D. Franklin mit ächten Porcellanglocken, wie er itzo vor hat und hofft, gelingen werde, ist eine andre Frage. Er glaubt, der Ton derselben müsse noch reiner ausfallen als bey den Gläsern. Er sparet daher auch keine Kosten, um die erforderlichen völlig runden und reinen Porcellanglocken zu erhalten: und diese denket er nach dem natürlichen Verhältnisse zwischen den Tönen und Farben malen zu lassen, theils zur Erleichterung für den anfangenden Spieler, theils auch um aus seiner Armonica zugleich eine Art eines Farbenclaveeins zu machen; welches sich jedoch bey den gläsernen

Glocken

In den Hals der Gläser muß ein Kork gesteckt werden, damit sie die stählerne Spindel nicht berühren, welches der Reinigkeit des Tones sonst hinderlich seyn würde.

Die Gläser selbst müssen so viel möglich rein und ohne Blasen, am Raude aber völlig rund und ohne Sandklumpen seyn: und da jeder Ton durch die Oscillation des Glases in aller erfoderlichen Stärke hervorgebracht wird, so ist es eine irrige Vermuthung in der ofterwähnten Beschreibung dieses Instrumentes, daß der Boden des Kastens, worinn, und an dessen Rande die Spindel mit den Gläsern herumläuft, ein Resonanzboden sey. Was würde aus einem Resonanzboden werden, der von Zeit zu Zeit naß wird? Und dies ist bey der Art dieses Instrument zu spielen, unvermeidlich; denn entweder müssen die Glocken selbst oder die Spitzen der Finger, an denen sie sich herschleifen, naß gemacht werden. Wird dieses versäumt, so bleiben die Töne aus.

Daß an die Spindel ein Krumzapfen oder ein Schwungrad angebracht und daß solches getreten werden müsse; wie auch, daß eben dieses Instrument pizzicato und als ein Glockenspiel gespielet werden könne, brauche ich einem erfahrnen Künstler nicht umständlich zu beschreiben. Es fällt einem jedem aus der Theorie und dem vorhergesagten in die Augen.

Erlauben Sie mir, itzt nur noch etwas von den Lebensumständen des verdienstvollen vortrefflichen Erfinder's hinzu zu setzen.

Er

Mann, ich weis nicht, welche Universität ernannt hat. Diesen Titel verdient er nun freylich auch ungleich besser als mancher unsrer graduirten, die alle Gebühren bezahlet, und bey dem Examine und der Disputation ihren blutigen Angstschweiß vergossen haben; denn ob er gleich von Profeßion kein Rechtsgelehrter, auch kein zunftmäßig Studierter ist, so ist er doch mehr als alles das, — ein Mann, den Genie und Fleiß zu einem Gelehrten vom ersten Range gemacht haben; ein Mann, der die Natur, die Wahrheit und sein Vaterland kennt, liebt, zu gebrauchen, zu vertheidigen und zu nutzen weis; ein Mann endlich, den man in dem letzten amerikanischen Kriege, bey dem darauf folgenden Friedensschlusse mit Frankreich, und in dem noch fortdaurenden Parlamente als einen großen Staatsmann, und als einen recht feurigen Freund seines Vaterlandes kennen gelernet hat.

Pro patria non timidus mori
non timidus loqui.

Damit mir unsre Doctores beyder Rechte den Beweis darüber nicht erst abfordern, so will ich ihn lieber freywillig geben.

In einer der ersten Campagnen gegen die Wilden, befand er sich mit auf den Cordon, den die Colonien zu ihrer Sicherheit ziehen mußten, und gegen das Ende des Kriegs im Jahre 1760, da Canada schon mehrentheils erobert, und es darauf ankam, Entwürfe zu dem bevorstehenden Friedensschlusse zu machen, gieng er nach England, das Interesse und

die

Vielleicht sind die letzten Zeilen noch die besten im ganzen Gedichte. Wir wollen uns nicht dabey aufhalten, sondern noch den Catalogue raisonné dieses Cabinets anzeigen, welches den wichtigsten Theil dieses Buches ausmachet. Sie sind nach den Zimmern geordnet, welches für diejenigen die es besehen wollen, allerdings von einigem Vortheile ist; die Beschreibungen scheinen ziemlich fleißig gemacht zu seyn; es wird erst der Künstler, alsdann die Materie worauf es gemalt ist, nebst dessen Höhe und Breite angegeben, und hierauf folget die Beschreibung nebst dem Urtheile: dieses ist, wie in sehr vielen solchen Verzeichnissen, meistens nicht viel bedeutend; bisweilen hat der Verfasser angegeben, wo das Bild vorher gewesen, ob es in Kupfer gestochen, oder was sonst in Ansehung desselbigen merkwürdig ist, und es wäre zu wünschen, daß es noch öfter geschehen, welches wir hauptsächlich von einem solchen Verzeichnisse erwarten. Es finden sich allerdings in diesem Cabinette sehr große und wichtige Stücke: Die meisten sind Niederländer: inzwischen findet man auch von Mazzuoli, Tintoret, Gvido Reni, Gvercini, Maratti, Cignani, Annibal Caracci, P. Veronese, Titian, Sollimene, Gemälde drinnen, und es wird allezeit eines der ansehnlichsten Privatcabinette in Europa seyn. Unter den vorzüglichsten führen wir den größten van Huysum an S. 88: es sind sechs auf einander folgende Gemälde von diesem Meister da, und enthalten Blumen und Früchte. Das erste mit Blumen, auf Leinewand gemalt, das wir meynen,

beyden Künstlern ist auch ein sauberes Bildniß des Hrn. Braamcamps vorgesetzet.

VIII.

Beschreibung der Armonica des Hrn. Franklins.

H * * * den 26 Febr. 1767.

Theurester Freund!

Ich entrichte Ihnen durch folgende Beschreibung der Franklinschen Armonica eine alte Schuld, von der ich mich ganz wohl hätte losschwatzen können; wenn es mir gleichgültig wäre, daß Sie von dem D. Franklin, meinen würdigen Freunde und von seiner schönen Erfindung unrichtige Begriffe hätten. Diese aber haben Sie aus der Beschreibung seines Instruments, so wie sie dem 59sten Stück des Hanöverischen Magazins vom vorigen Jahre und aus solchem den leipziger wöchentlichen Nachrichten die Musik betreffend, eingerückt worden, erhalten müssen: und eben deswegen erfülle ich mein Versprechen desto genauer, wozu mir die mit dem D. Franklin im vorigen Sommer gemachte persönliche Bekanntschaft, noch mehr aber die von ihm erhaltnen Nachrichten und Handzeichnungen ungemein behülflich seyn werden.

Der D. Franklin befand sich im Jahre 1760 in seines Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten zu London, und bekam daselbst die Erfindung eines Irr-

eingeschüttete Wasser auf eine mühselige Art gestimmt werden mußte, und der Ton der Gläser sich dennoch oftmals mitten im Spielen aus vielerley Ursachen verstimmte. Das Wasser verrauchte entweder; oder es sog sich an der Spindel, die durch den Boden der Gläser gieng, aus den obersten Gläsern in die untersten herunter; oder es ward durch eine zu heftige und ungleiche Rotation und Schwankung der Spindel verschüttet; oder auch endlich, durch eben diese Ursache an der innern Seite der Gläser höher hinaufgetrieben als zu der Hervorbringung eines reinen und mit andern Instrumenten accordirenden Tones erfordert ward.

Er hörte daher auf, seine Gläser mit Wasser zu stimmen, und fieng an, nach Maaßgabe der Glockenspiele ihnen den gehörigen Ton durch ihre verschiedne Größe und durchs Schleifen zu geben.

Dies gab ihm einen vierfachen Vortheil:

1) Daß er nunmehro die Gläser mit der Spindel in eine horizontale Lage,

2) die Gläser und Töne an selbiger näher zusammen und

3) an die Spindel eine Curbel oder ein Schwungrad anbringen konnte, so daß die Rotation der Gläser völlig in der Gewalt des Spielers und

4) nicht zu befürchten war, daß sich die Töne der Gläser jemals verstimmen würden — ein sehr großer Vortheil, der vielen andern musikalischen Instrumenten fehlet.

Nach

tigte, was man sich nach der Theorie und der Beschreibung vorzustellen und zu erwarten berechtigt ist.

Was man nach der Theorie kaum erwartet haben würde, daß die Töne nicht nachschallen, obgleich die Gläser in Oscillation gebracht sind, und daß sie in eben dem Augenblicke aufhören, da der Finger von dem Rande des Glases entfernt worden, auch dieses habe ich dabey gefunden, und muß aus der geschwinden gegen die Luft und Finger laufende Rotation der Gläser erklärt werden. Vielleicht werden wir hier bald Gelegenheit haben, das Instrument selbst zu sehen und spielen zu hören. Ein hiesiger sehr geschickter Mechanicus ist seit einiger Zeit damit beschäfftigt, nach des D. Franklin Handzeichnungen und Vorschriften, ein dergleichen Instrument zu verfertigen, und nach dem, was ich bis itzt davon gesehen, müßte ich mich sehr irren, wenn er nicht bald und glücklich damit zu Stande kommen sollte. Ob es dem D. Franklin mit ächten Porcellanglocken, wie er itzo vor hat und hofft, gelingen werde, ist eine andre Frage. Er glaubt, der Ton derselben müsse noch reiner ausfallen als bey den Gläsern. Er sparet daher auch keine Kosten, um die erforderlichen völlig runden und reinen Porcellanglocken zu erhalten: und diese denket er nach dem natürlichen Verhältnisse zwischen den Tönen und Farben malen zu lassen, theils zur Erleichterung für den anfangenden Spieler, theils auch um aus seiner Armonica zugleich eine Art eines Farbenclaveçins zu machen; welches sich jedoch bey den gläsernen

Glocken

In den Hals der Gläser muß ein Kork gesteckt werden, damit sie die stählerne Spindel nicht berühren, welches der Reinigkeit des Tones sonst hinderlich seyn würde.

Die Gläser selbst müssen so viel möglich rein und ohne Blasen, am Raude aber völlig rund und ohne Sandklumpen seyn: und da jeder Ton durch die Oscillation des Glases in aller erfoderlichen Stärke hervorgebracht wird, so ist es eine irrige Vermuthung in der ofterwähnten Beschreibung dieses Instrumentes, daß der Boden des Kastens, worinn, und an dessen Rande die Spindel mit den Gläsern herumläuft, ein Resonanzboden sey. Was würde aus einem Resonanzboden werden, der von Zeit zu Zeit naß wird? Und dies ist bey der Art dieses Instrument zu spielen, unvermeidlich; denn entweder müssen die Glocken selbst oder die Spitzen der Finger, an denen sie sich herschleifen, naß gemacht werden. Wird dieses versäumt, so bleiben die Töne aus.

Daß an die Spindel ein Krumzapfen oder ein Schwungrad angebracht und daß solches getreten werden müsse; wie auch, daß eben dieses Instrument pizzicato und als ein Glockenspiel gespielet werden könne, brauche ich einem erfahrnen Künstler nicht umständlich zu beschreiben. Es fällt einem jedem aus der Theorie und dem vorhergesagten in die Augen.

Erlauben Sie mir, itzt nur noch etwas von den Lebensumständen des verdienstvollen vortrefflichen Erfinder's hinzu zu setzen.

Er

Mann, ich weis nicht, welche Universität ernannt hat. Diesen Titel verdient er nun freylich auch ungleich besser als mancher unsrer graduirten, die alle Gebühren bezahlet, und bey dem Examine und der Disputation ihren blutigen Angstschweiß vergossen haben; denn ob er gleich von Profeßion kein Rechtsgelehrter, auch kein zunftmäßig Studierter ist, so ist er doch mehr als alles das, — ein Mann, den Genie und Fleiß zu einem Gelehrten vom ersten Range gemacht haben; ein Mann, der die Natur, die Wahrheit und sein Vaterland kennt, liebt, zu gebrauchen, zu vertheidigen und zu nutzen weis; ein Mann endlich, den man in dem letzten amerikanischen Kriege, bey dem darauf folgenden Friedensschlusse mit Frankreich, und in dem noch fortdaurenden Parlamente als einen großen Staatsmann, und als einen recht feurigen Freund seines Vaterlandes kennen gelernet hat.

Pro patria non timidus mori
non timidus loqui.

Damit mir unsre Doctores beyder Rechte den Beweis darüber nicht erst abfordern, so will ich ihn lieber freywillig geben.

In einer der ersten Campagnen gegen die Wilden, befand er sich mit auf den Cordon, den die Colonien zu ihrer Sicherheit ziehen mußten, und gegen das Ende des Kriegs im Jahre 1760, da Canada schon mehrentheils erobert, und es darauf ankam, Entwürfe zu dem bevorstehenden Friedensschlusse zu machen, gieng er nach England, das Interesse und

die

kennen, als ein Philosoph und Staatsmann zu berechnen und zu bestimmen, und es als ein Freund seines Vaterlandes auf der vortheilhaftesten Seite vorzustellen gewußt hat.

Mit eben so glücklichem Erfolge hat er in vorigem Jahre abermals eine Reise nach Europa gethan, und Namens seiner Colonie einer vom Parlamente dazu niedergesetzten Commißion die Gründe vorgelegt,

warum sich die Britische Freyheit der nordamerikanischen Colonien von dem englischen Parlamente alleine nicht mit Taxen und Gesetzen beschweren lassen könne und wolle?

Es ist Ihnen bekannt, mit welchen Augen man bey Eröffnung des Parlaments die Widersetzlichkeit der Colonien gegen die Stempelacte angesehen. Sie können also leicht erachten, was für Gelegenheit dieses dem D. Franklin gegeben, die ganze Größe seines Geistes und seiner Liebe zu seinem Vaterlande an den Tag zu legen, und wie sehr ihn die Aufhebung dieser Acte habe freuen müssen: denn diese hat seine Bemühungen auf eine solche Art gekrönt, daß sein Name in Pensylvanien und Philadelphia zu einen feyerlichen und gewöhnlichen toast geworden, und daselbst unvergeßlich geworden ist.

Hätte er auch das obenerwähnte Verdienst nicht vor sich, so verdiente er es doch zu seyn; denn auf seine Veranstaltung ist die Akademie in Philadelphia errichtet, mit seinem Gelde gröſtentheils die dasige

öffent-

gewonnen; sie ist auch statt Vignetten mit Kupferstichen von wohl gewählten geschnittenen Edelsteinen geziert; nämlich: Achill der die Zither spielt, nach Iliad. IX. v. 186. Herkules der den Sieg auf seinen Schultern trägt; der sterbende Spartaner Othryades, der auf dem Wahlplatze von den Waffen der übrigen Erschlagenen, für seine Nation Siegeszeichen aufgerichtet hat; und mit seinem Blute die Inschrift macht; Herkules den die Tapferkeit krönt; Perseus nackend, und neben ihm seine Waffen und Siegeszeichen; Herkules, der den Thracier Diomedes erschlägt; der Sieg der die Thaten der Helden wägt; das Bild des Heldenruhms (gloriae).

Außer den vier ganzen Liedern des T., die durch die deutsche Uebersetzung, die den Amazonenliedern beygedruckt ist, auch unter uns bekannter geworden, liefert der Hr. geh. R. zehn Stücke kleiner Fragmenten und Anführungen des Tyrtäus, aus dem Strabo, Pausanias, Plutarch, Galenus. Nach dem Texte jedes Stücks folgt der Commentar des Hrn. Kloß. Außerdem was zur Kritik und Erklärung des T. zu sagen war, schweifen die Anmerkungen über andre vorkommende oder gesuchte Stellen des griechischen und lateinischen Alterthums aus. Der Hr. geh. R. hat diese Art zu commentiren nach dem berühmten Dorville angenommen. „Cum auctoris ipsius nec stylus singularis, vel eruditio reconditior vel τȣ κειμενȣ corruptio intricatior diductiorem commentarium postularent, evagatus fui in alios scriptores, eorum loca etc.

Dorvil-

Nachruhms. S. 56. Die kühnen Tropen die von den Theilen des menschlichen Körpers hergenommen werden. S. 86. Wellen, Regen, Ungestüm, κυμα, νεφος χειμων, χειμάζεσθαι βυθίζεσθαι, Metaphern der Widerwärtigkeiten und schweren Trübsale. S. 116. πυργος für Held. Unsere neuen Herausgeber der Autoren, haben dergleichen Wortbemerkungen schon eingeführt. Hr. Kloz hat es aber mit weit mehr Absicht auf die Genies der Dichter gethan. Man wird sie von lexikalischen Exempeln zu unterscheiden wissen; sie sind nicht der griechischen oder lateinischen Sprache allein eigen, sondern sie gehören zur allgemeinen poetischen Sprache aller Nationen, mit welcher ein jeder Dichter und Kunstrichter bekannt seyn muß. Er geht mit seinen Vergleichungen zuweilen auch bis auf die besten Dichter unsrer Zeit, und überall leuchtet ein geprüfter Geschmack hervor. Die kritischen Berichtigungen, die er beym Tyrtäus selbst, den Epigrammen aus dem leipziger Mscpt. und etlichen Stellen aus andern Autoren unternommen hat, hat er mit reichen Anführungen von Erläuterungsstellen unterstützt. Sie sind gemeiniglich leicht und glücklich. Aber hier fällt uns gleich eine kleine Bedenklichkeit in die Augen: Warum zweifelt Hr. Kloz S. 60. an der Richtigkeit der Stelle Ovid. metam. II. v. 771. und verändert surgit humo *nigra*. Die Allegorie des Neides hat bey dem Ovid, wie bey andern Dichtern, die Trägheit zu einem Hauptzuge, und das folgende: passuque incedit inerti, behauptet die gewöhnliche Leseart: surgit humo *pigra*.

Auf

senischen Krieges aus vollständig angeführten Stellen der Geschichtschreiber erzählt. Pausanias sagt, ην διδασκαλος γραμματων, eine Bestätigung, daß die Dichter nicht sehr die so genannten trockenen Schulwissenschaften zu scheuen haben. Bey den alten und neuern Schriftstellern hat sich der Name und das Verdienst des T. mit vielem Ruhme erhalten. Noch lange nach ihm behielten die Lacedämonier das Institut sich zu dem Treffen durch feyerliche Aufführung der tyrtäischen und ähnlichen Kriegslieder (εμβατηρια) vorzubereiten, und selbst, nach der mit ihnen harmonirenden Kriegsmusik, in dem Anmarsche Takt und Ordnung zu halten. Auch in der Versammlung des Heeres um das Gezelt des Königes, vor dem Treffen, wurden die Gedichte des T. vorgelesen. Eine Stelle des Lykurgus (orat. contra Leocratid.) scheint anzuzeigen, daß das erste von den Liedern, die wir haben, auf jene Weise gebraucht worden ist. Ob aber diese Lieder unter den εμβατηριοις wirklich zu verstehen sind, ist nicht so ausgemacht. Dies alles trägt Hr. Kl. mit den eigenen Worten der Schriftsteller vor, die er mit Sorgfalt gesammlet, und mit eben so vieler historischen Gelehrsamkeit genutzt hat. Bey der litterarischen Historie der Gedichte des Tyrtäus, wird der unwissenden, und gegen die Wissenschaften und Künste feindseligen Jahrhunderte gedacht, in denen des T. wie so viele andre alte Meisterstücke verloren gegangen sind. T. ist vorhin, nie vor sich, sondern in Sammlungen andrer kleinern Dichter herausgegeben, als nur einmal in England mit einer englischen

der Debora. Von alten griechischen sind einige Spuren, von des Apollo auf Jupiters Sieg über den Saturn, Tibullus l. 2. eleg. 5. der Messenierinnen auf den Sieg des Aristomenes über die Lacedämonier Pausan. 4, 16. des Callimachus beym Athenäus und in den Fragmenten von ihm. Lateinische sind wenigere (vielleicht Horat. carm. 4, 4.). In des Flavius Vopiscus Aurelian kommen Ballistia vor, (Lieder zur Paukenmusik βαλλειν ac τυπτειν τα τυμπανα), die über dieses Kaysers sarmatischen Sieg aufgeführt worden sind. Von den Galliern erzählt Diodor. Sik. daß sie bey ihren Siegesaufzügen υμνον επινικιον gesungen. Aus Schilters thes. antiquit. teutonic. ist ein solches Lied auf des König Ludwigs Sieg über die Normannen im Jahre 883. Zuletzt zeigt Hr. Kloß einige neuere Gedichte dieser Art an. Die letzte Klasse dieser Abhandlung machen die kleinen Ermunterungs- oder Angedenkenslieder, unter welche die σκολια gehören. Hr. Kloß handelt von diesem Worte philologisch, und giebt zwey besonders vortreffliche zu Beyspielen; eins ist aus Henr. Stephani carmin. poetar. nouem fragm. das andere ist das berühmte Lied auf die Hinrichtung des Tyrannen Hipparchus. Εν μυρτου κλαδι το ξιφος φορησω. *Lowth* praelect. de poesi sacra hebr. praefat. Herr Kloß hat eine Vermuthung, daß Sap. Sirach. 35, 4. ein Fragment eines solchen Gedichtes sey. Noch sagt Hr. Kloß ein Paar Worte über die Gedächtnißlieder der alten Lateiner, Franken und Deutschen. In der Bibliothek Carl des Großen, soll von ihnen eine

und wer wird auch außerdem nicht begierig seyn, einen solchen Mann näher kennen zu lernen?

Anne-Claude-Philipp de Thubieres, de Grimoard, de Pestels, de Levy, Graf von Caylus, durch das Geburtsrecht Rath bey dem Parlament von Toulouse, war zu Paris am 31 Oct. 1692 geboren. Die Familie von Thubieres, ursprünglich von Rovergne gebürtig, genoß die Vorzüge des hohen Adels schon seit dem zwölften Jahrhunderte. Jean-Anne Graf von Caylus, sein Vater, war mit dem Dauphin erzogen worden, und starb als General-Lieutenant der königl. französischen Truppen 1705. Er hinterließ zween Brüder, die in verschiednen Ständen und zwey verschiednen Reichen einen nicht weniger vorzüglichen Rang besaßen. Der eine gieng in Spanische Dienste, wurde Grand d'Espagne von der ersten Klasse, Ritter des goldnen Fließes, Generalissimus der Armeen Philipp des Vten, und starb als Vicekönig von Valenzia 1760. Der zweyte hatte nur einen Titel, aber seine Tugenden gaben ihm einen Glanz, der über alle menschliche Würde erhaben war: wir meynen den berühmten Bischoff von Auxerre. Unser Graf von Caylus hatte noch einen Bruder, Maltheser-Ritter, Chef einer Escadre, und General-Gouverneur der Inseln par le Vento, wie man sie zu nennen pflegt, wo er 1750 starb. Ihre Mutter Marthe Margverite de Valois, Marquise de Vilette, hatte zum Großgroßvater den Theodor Agrippa d'Aubigne, der eben so berühmt durch seine Schriften, als durch seine Gelehrsamkeit war, Heinrich

nicht getreuere Führer wählen können. Sie brachten ihn mit seinem Dolmetscher zu ihrem Anführer, der ihn auf das gütigste aufnahm. Von dem Bewegungsgrunde seiner Reise unterrichtet, bemühte sich Caracayali selbst seine Neugier zu unterstützen: er sagte ihm, daß in der Nachbarschaft Ruinen lägen, die seiner Aufmerksamkeit würdig wären: und um ihn desto geschwinder dahin zu bringen, ließ er ihm zwey arabische Pferde von derjenigen Art geben, die man Rennpferde nennet, welche man für die besten von der Welt hält, so sehr sind sie sowohl ihrer Geschwindigkeit als ihrer Geduld wegen geliebt. Der Graf fand sich so schnell bey den angezeigten Ruinen, als ob er hingezaubert wäre: es waren die von Colophon. Er bewunderte daselbst die Ueberbleibsel eines Theaters, wovon die Sitze, die sich aus einem Felsen, welcher nach dem Meere zugieng, erhoben, vormals mit dem Vergnügen des Schauspiels noch einen Anblick voller Reiz und Abwechselung vereinigten. Er kehrte von dar wieder zurücke, um die Nacht in einem Fort zuzubringen, welches den Caracayali zu einem Zufluchtsorte diente, und den Morgen darauf begab er sich in die Gegend, wo vor Zeiten die Stadt Ephesus stand.

Ich werde nichts von dem Zustande sagen, in welchem er diesen Ort und den berühmten Dianentempel fand: zumal da er selbst davon in einem Aufsatze Rechenschaft gegeben. Ich will nur einen einzigen sinnreichen Zug daraus anführen: Der Anblick von den Ruinen von Ephesus, sagt er, von denen die

Türken

Thäler vom Berge Ida, die das Blut von so vielen Helden getrunken, waren nichts mehr als ein wüster und wilder Boden, die kaum den Sprößlingen von Eichen einige Nahrung gaben, deren Zweige auf der Erde krochen, und fast in ihrer Geburt vertrockneten.

Hier beschloß er seine Entdeckungen im Oriente. Die zärtliche Liebe seiner Mutter, die ihn unaufhörlich zurück berief, that seiner Neugier Einhalt. Es war der 27 Febr. 1717, als er in den Hafen von Marseille eintraf. Seine Freunde haben ihn mehr als einmal bedauern hören, daß er nicht bis nach China gekommen. Er suchte sich aber dadurch schadlos zu halten, daß er alles sammelte, was nur die Neugier in diesem Lande reizen kann, und ihm die Schiffs-Capitaine der Indianischen Compagnie mitzubringen, sich ein Vergnügen machten.

Er that noch zwo Reisen außer Frankreich, indem er zu zwey verschiednenmalen nach London gieng.

Ungeachtet er nun ein sitzendes Leben anfieng, so war er nichts destoweniger thätig, und ob er gleich von Geschäfften ein Feind war, so machte er sich doch aus allen Vergnügungen des Lebens eines. Er beschäfftigte sich mit der Musik, dem Zeichnen, der Malerey. Er schrieb, es waren aber dies bloße Spielwerke und Caprizen der Gesellschaft, auf die er niemals mehr Sorge verwandte, als sie verdienten. Voller Feuer und Lebhaftigkeit unterwarf er sich niemals einer äußerst kritischen Richtigkeit des Styls.

Hier.

welches uns die geschnittenen Steine aus dem Cabinette des Königs in Kupfer vor Augen legt. Die wahre Beschaffenheit davon ist folgende: Der Graf von Caylus bediente sich der Reisfeder des Bouchardon, dieses großen Zeichners, der durch seine Nachahmung der Antike, welche er sich durch lange Uebung und Fleiß ganz eigen gemacht, selbst unnachahmlich geworden. Zur Erklärung der Subjekte, war eine Feder nöthig, deren Richtigkeit und Annehmlichkeit, der Delikatesse so vieler vortrefflicher Meisterstücke eine Gnüge thun möchte. Er fand sie in den Händen des Hrn. Mariette. Dieser geschickte Kenner hat diese Materie in verschiedenen Abhandlungen erschöpfet, wo er den Weg zeigt, den die berühmtesten Künstler in einer Kunst genommen haben, die, durch den großen Verstand und Feinheit der Arbeit auf so kleine Objekte, die Kunst der Natur in Bildung der Insekten nachzuahmen scheint.

Im Jahre 1731 wurde der Graf in der königl. Akademie der Malerey und Bildhauerkunst als ein Ehrenliebhaber aufgenommen. Da er seine Titel gern realisirte, und sie für etwas geringes hielt, wenn er nicht damit ein Geschäffte verbinden könnte, so schonte er weder Arbeit, noch Credit, noch Vermögen, um den Künstlern Einsichten zu verschaffen, sie zu unterstützen und in Bewegung zu setzen. Er verfertigte die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Künstler und Bildhauer, die dieser ansehnlichen Akademie Ehre gemacht haben, und um die Gränzen der Kunst zu erweitern, die sich ihm in einem zu engen

Zirkel

daß wir es der Mühe werth halten, unsern Lesern einen angenehmen Vorschmack in folgenden Proben davon zu geben.

Der erste Kuß.

Lange weigerte mir Doris
Ihren ersten Kuß! sie sahe
Tauber sich mit Tauben küssen,
Dennoch wollte sie nicht küssen.
Lieder von dem holden Amor,
Ihr gesungen, sang sie selber,
Dennoch wollte sie nicht küssen!
Endlich waren wir im Garten
Welchen mein geliebter Vater
Seiner Liebe pflanzte, sagend:
Scherzet, holde Liebesgötter,
Scherzet hier in diesem Garten!
Und da warfen wir vertraulich,
Uns mit jungen Rosenknospen,
Und da fragt ich sie vertraulich:
Willst du mich nicht einmal küssen?
Einmal will ich, sagte Doris,
Aber triff mich erst von weiten
Hier in meiner liebsten Laube.
Hurtig pflückt ich zwanzig Knospen,
Hurtig fleht ich: Amor, Amor,
Laß mich, laß mich sie doch treffen!
Hurtig traf ich! gieb o Doris!
Gieb den theuren Preiß der Wette!
Zehnmal weigert sie, zu geben,
Sagend, wie zum Spott der Liebe:
Noch einmal mußt du mich treffen.
Plötzlich traf sie an den Busen
Eine schwere Rosenknospe!
Augenblicks in dem sie's fühlte,

Oeffnete

Ob du treffen kannst. Ich zielte
Warf und traf sie! Aber Himmel!
Welch ein Schrecken! meine Doris
Sank dahin, und Mörder! Mörder!
Rief sie, sieh! ich bin verwundet!
Aber Amor ihrer spottend
Wiederholte: Mörder! Mörder!
Wieß mit seinem kleinen Finger,
Einen Pfeil in ihrer Wunde,
Tröstete das Mädchen, sagte:
Siehst du, lieber Knospen Schütze,
Diesen Pfeil gab ich der Rose,
Deine Lieder von dem Amor
Zu belohnen. Sieh! du solltest
Deine Doris selbst bezwingen,
Und für ihren Spott der Liebe
Sie bestrafen. Dies gesaget,
Fiel von seinen Götterlippen
Auf die Wund ein Kuß, und plötzlich
War sie heil! und meine Doris
Flog in meinen Arm und küßte
Mir den ersten Kuß. Ihr Götter,
Da war ich in eurem Himmel!
Und die zärtliche Geliebte
Seufzte: hätt ich doch schon lange
Dir den ersten Kuß geküsset.
Zarte Reuerfüllten Thränen,
Träufelten von ihren Wangen.

Sammlet, sprach der Gott der Liebe,
Sammlet Sylphen diese Thränen,
Denn sie sollen Perlen werden,
Und die Göttinn von Cythere,
Oder Psyche soll sie tragen!
Fleißig sammelten die Sylphen,

Und

Und ihr Schönen, welch ein Wunder!
Augenblicks, auf einem Wagen,
Mit Gespann von zweyen Tauben,
Kam die Göttinn von Cythere;
Amor flog an ihrem Busen,
Und, o welch ein Pomp! die Tauben
Flogen mit dem Muschelwagen
Himmelan, und ich und Doris,
Sahen ihn wie einen Wagen,
Dann wie eine große Sonne;
Dann wie einen Feuerfunken,
Dann war er nicht mehr zu sehen!

Das Möpsgen.

Wie fandest du mich hier
Du kleines Möpschen! komm!
Komm her auf meinem Schooß!
Sanft streicheln will ich dich,
Und dann erzählst du mir
Warum du mich besuchst?

Mein Herr befahl mir an
Zu gehn in dieses Haus,
Und Wächter drinn zu seyn!

Und Wächter drinn zu seyn?
Was wäre denn darinn,
Das zu bewachen ist?

Bewachen soll ich euch!
Ihr schöne Nymphe sollt,
Mit keinem andern hier
Als mit Alexis nur
Euch küssen, und ihr sollt
Hier immer einsam seyn,

Und keinen fremden Mann,
Einlassen in das Haus
Und heissen soll ich euch,
Wenn einen fremden Mann,
Ihr eure Hände gebt,
Und leiden soll ich ihn
In euren Armen nicht!

Auch keine fremde Frau?

Alexis gab davon,
Mir keinen Unterricht!
Laßt mich, geschwind, geschwind,
Und klüger komm ich bald
Hieher von ihm zurück!

An Hrn. Ewald Christian von Kleist.

Freund, welch ein liebliches Geschwätze
Hier dieser Quelle! laß dich nieder!
So schwätzete des Tejers Quelle
Wenn er im Schatten seines Baumes
Den Rausch der Blätter und die Lispel
Des Zephirs hörte; laß dich nieder!
Und sitze neben mir, und höre
Die Muse meines Tejers, hört
Die Harmonien seiner Leyer,
Und sieh den Bachus und den Amor
Ihm Horchen, sieh die Huldgöttinnen
Ihm lächeln, sieh den offnen Busen
Cytherens wallen, sieh die Nymphen
Der Brunnen ihre Wasserkrüge
Verlassen, und zu dieser Quelle
Herfliegen, alle, schon im Fluge
Den Sänger horchend, alle wollen
Ihn hören: wollten doch die Nymphen,
Die Nymphen, Liebster, nur die Nymphen,

Auch

Auch die Gesänge dessen hören,
Der hier, geschmiegt an deinen Busen,
Das edelste der Herzen höret!
O welch ein Thal! die Sonne strahlet
Hier lieblicher, als in dem Kerker
Der Städte, sieh! o Freund! den Himmel
Wie lacht er über uns! wie glänzet
Auf jenen Gipfeln der Gebürge
Die Tanne! welchen kühlen Schatten
Wirft diese Linde! welche Stille
Herrscht hier! hier ist das Land des Friedens.
O Freund, hier laß uns, weit entfernet
Von Kron und Scepter, Hütten bauen,
Und einen artgen kleinen Tempel
Der Freundschaft! hier soll unser Leben
Wie dieses kleinen Baches Wellen
In stiller Wonne zwischen Blumen
Hinfließen, unbetrübt von Sorgen,
Kein Fürst soll hier mit seinen Narren,
Kein Held mit seinen Legionen,
Kein Pabst mit seinen Cardinälen
Uns ärgern; kein Gebrüll der Laster
Soll uns hier stören; Freund, wir wollen
Hier fromm seyn, hier dem Himmel leben,
Ihm leben, aber ihn nichts bitten.
Hier wollen wir uns kennen lernen,
Und scherzen wollen wir und lachen.
Und daß uns keine Freude fehle,
So wollen wir, o Freund, auch küssen!
Geh, hole deine Wilhelmine
Das gute Mädchen, welches Amor,
Dir gab für eines deiner Lieder!
Ich hole meine kleine Doris!
Die süßer lächelt, süßer singet,
Als irgend eine von den Musen!

Der Regenbogen.

Einer Schönen blasse Wangen,
Färben sich mit holder Röthe,
Wenn ein Bräutigam sich meldet.
Hoch erhöhet wird die Röthe,
Gleich der Farbe junger Rosen,
Wenn dem Bräutigam die Mutter
Seinen ersten Kuß erlaubet;
Aber wenn die Schöne selber
Seinen ersten Kuß erlaubet,
Dann, färbt Purpur ihre Wangen,
Setzet um den halben Himmel
Unter diesen Regenbogen,
Eine Menge solcher Wangen,
Siegen wird, ihr sollt es sehen,
Siegen wird der Wangenbogen.

Die schwarze Lerche.

Sage kleiner schwarzer Vogel
Bist du nicht ein Mann? Es weiset,
Deine Freyheit mir ein Männchen,
Und du singest, und es nennet
Diese Doris, die mich küsset,
Dich mit aller deiner Schwärze
Einen Vogel, schön zu malen!
Aber sage, lieber Vogel,
Hast du, draußen auf dem Waizen,
Keine Doris, die dich küsset?
Keinen Bruder? keine Schwester?
Alle schwarz, wie du gefärbet?
Schaffe, lieber kleiner Vogel?
Schaffe Kinder gleich dem Vater!
Sieh! da kömmt für dich ein Weibchen,

Fröhlig,

Fröhlig, schalkhaft, munter, artig!
Doris bringt es! aber, Doris!
Sieh! wie artig kann man irren,
Sieh doch hin, dein muntres Weibchen
Ist ein Mann! und Doris! Doris!
Meinen Vogel, schön zu malen,
Seh ich in den Mann verliebet!
Mal ihn doch den schönen Vogel,
Hurtig mal ihn doch den Vogel
Daß man sieht, wie er sich paaret.

Augsburg. Wir haben schon oft beklaget, daß
e Werke eines le Roi, Barbault, Stuart, und
ndre, wegen ihrer großen Pracht und Kostbarkeit,
r viele Künstler, Kenner und Freunde des Alter-
ums, die vielleicht zu Aufklärung der Geschichte
r Kunst sowohl als andrer Umstände, und zur Er-
uterung vieler Stellen der alten Schriftsteller den
ößten Nutzen daraus ziehen könnten, so gut als
rschlossen wären. Desto mehr Dank sind wir den-
nigen unter uns schuldig, die durch getreue Nach-
iche dieser Schwürigkeit abzuhelfen suchen. Herr
eorge Christoph Kilian, Kupferstecher und Kunst-
rleger in Augsburg, der sich uns schon durch die
usgabe von Robert Sayers atheniensischen
Ruinen, und durch etliche ausgesuchte herkulani-
he Stücke verdient gemacht, thut dieses itzt aufs
ue, indem er uns des Barbault altes Rom,
er Abbildung der vornehmsten Reste des Alter-
ums in dieser Hauptstadt der Welt liefert. Wir
ziehen uns in Ansehung dieses prächtigen Werks
f dasjenige, was wir in der Bibliothek der schönen
Wissen-

Wissenschaften davon gesagt haben. Zur Erläuterung derselbigen hat der Buchhändler, Conrad Heinrich Stage in Augsburg, eine getreue Uebersetzung der beym Barbault befindlichen französischen Erklärung der Vorstellung besorget, und auf sauber Papier drucken lassen; und dieses ganze Werk wird in bevorstehender Jubilatemesse um einen sehr mässigen Preiß zu haben seyn. Die darinnen vorkommenden Kupferstiche sind folgende:

1) Das Pantheon, heut zu Tage, die Rotunda; 2) Plan des Pantheons; 3) Friedenstempel; 4) Tempel der Venus und Roms, nach einigen Schriftstellern; 5) Tempel des Antoninus Pius; 6) Tempel des Antoninus und der Faustina; 7) Tempel des Jupiter Stators, wie man glaubt; 8) Porticus des Tempels der Concordia; 9) innere Theile desselben; 10) Tempel Jupiters, des Donnerers; 11) Tempel der Vesta, Tempel des männlichen Glücks; 12) Tempel der Pallas, auf dem Foro des Nerva; 13) Tempel der Minerva, mit dem Zunamen Medica; 14) Tempel der Venus und des Cupido; 15) Tempel des lächerlichen Gottes. Brunnen und Grotte der Nymphe Egeria; 16) Triumphbogen Septim Severs; 17) Bogen des Titus; 18) Triumphbogen Kaisers Constantins des Großen; 19) Bogen des Drusus; 20) Bogen des Gallienus; 21) Bogen des Janus; 22) Theater des Marcellus; 23) Amphitheater, das Flavianische, gemeiniglich das Colisäum genannt; 24) das Innere desselben; 25) das

us Feld Amphitheater, lateinisch Castrense genannt; 26) Rennbahn des Caracalla; 27) der lab des Nerva; 28) Säule des Trajans und Obelisken; 29) Säule des Antoninus und Obelisken; 30) Obelisken; 31) Meilensäule und andre Stücke; 32) Porticus der Octavia; 33) Palast der Cäsar; 34) Plan der diokletianischen Bäder; 35) Ueberbleibsel derselben; 36) Plan der äder des Caracalla; 37) Ueberbleibsel derselben;) Ueberbleibsel und Plan der Bäder des Titus;) Wasserleitung des claudischen Wassers; 40) asserleitung eben dieses Wassers außerhalb oms; 41) Wasserleitung Nerons; 42) Spuren neronischen Wasserleitung und des Tempels Faunus; 43) Schloß des Wassers Marcia;) Wasserleitung des Wassers *Virgo* genannt;) Adrians Mausoleum und Brücke, heutiges ges die Engelsburg und Brücke; 46) Grabil des C. Cestius; 47) Grab der Metella auf appischen Straße; 48) Grab der Scipionen;) Grabmal auf der appischen Straße, von welm man vermuthet, daß es der metellischen Famijugehöret habe; 50) der Altar, oder Dreyfuß Apollo, der zu Venedig aufbewahrt wird, und er dem Altar des Mars bekannt ist; 51) der Al- des Bacchus; 52) einige Stücke aus dem Herano. Zwo Tänzerinnen; 53) der Centaur; die Centaurin, und eben so viel kleine Blätt- oder Vignetten von schönen Fragmenten und ımmern von Antiken.

Das

Ueber die Gemäldeausstellung in Dresden vom 5ten März itztlaufenden Jahres 1767.

Ich bin kein Kenner von der Malerey, und Sie verlangen, mein Herr, ich soll Ihnen von der letztern Gemälde-Ausstellung in Dresden etwas schreiben. Vielleicht weil die Kenner, oder diejenigen Freunde, welche Sie dafür halten, zu träge sind, Ihrem Verlangen Genüge zu thun? Eine schöne Aufmunterung für uns Unwissende! wir hören treuherzig, was die Gelehrten sagen, und folgen noch treuherziger unsern Empfindungen. Würde mir ein Künstler von seiner eignen Arbeit erzählen, daß er alles, was die Kunst von dem Gegenstande erfordern kann, geleistet habe, so nehme ich es mit aller Ehrerbietung an, weil doch einmal das Sprüchwort rechtskräftig geworden ist, daß man dem Künstler in seiner Kunst glauben müsse. Mit einer tiefen Verbeugung beurlaube ich mich dann von dem Künstler, und gehe, mir selbst überlassen, wohin mein Auge gelockt wird. Und hier, wenn ich darnach urtheilen sollte, sehe ich eben die Gefahr vor mir. Der gelehrte Hr. Alembert mag Unglück oder Wehe über alle die Werke der Kunst ausrufen, deren ganze Schönheit allein für die Künstler ist *): sein Ausdruck wird mich nicht schützen.

Um also wenigstens diesesmal nicht wider die Ordnung zu verstoßen, war ich, gegen alle meine Empfin-

*) Malheur aux productions de l'Art dont toute la beauté n'est que pour les Artistes! Eloge de Mr. de Montesquieu.

mpfindung gewaffnet, fest entschlossen, mich erst
rgfältig nach den Werken jedes Künstlers zu er-
undigen, bevor meine Empfindung mir eine Ord-
ung der Kunstwerke aufdränge. In dieser ge-
ssentlichen Fassung des Urtheils, die man, wenn sie
cht geflissentlich geschieht, Vorurtheil zu nennen
legt, näherte ich mich dem ersten Ausstellungszim-
er, in Willens so fort in das Innerste einzudrin-
n. Allein ich konnte nicht weiter. Die Menge
r Zuschauer versperrte mir den Weg; und ich war
nöthigt, mich bey einer Wand aufzuhalten, wo die
Werke der jungen Baukünstler aufgestellet waren.
iese Verweilung gereuete mich nicht, meine Neu-
r wurde mit lauter wirklichen Erfindungen der
rlinge des Professors der Architektur, des Hofbau-
isters Krubsacius, befriedigt. Perspectivische
orstellungen wechselten mit Landhäusern ab, und
überfann eben die Anlage eines artigen Gartens,
das Gedränge der vielen Menschen mich auf ein-
l auf die andre Seite brachte, wo mir anatomi-
e und andere Zeichnungen die Schule des Prof.
sanova so sicher, als die Thierstücken, den Unter-
t unsers Roos, verriethen: Bey andern schien
r die Zeichnungsart die fortgepflanzten Lehren des
rektor und Professor Hütins zu entdecken, als ich
inen Weg neben einer modellirten Minerva nahm,
bey der Arbeit eines Lehrlings des Prof. Knö-
s, einen der Nebenstehenden fragte: von welchem
eister? so vorzüglich schien mir der Versuch eines
nglings! Zu gutem Glücke gab niemand Achtung,
bey den Uebungen der jungen Kupferstecher
glaubte

glaubte ich insonderheit an der Arbeit eines noch nicht sechszehnjährigen Lehrlings des Prof. Canale, der eine Landschaft nach Dieterich, unmittelbar nach dem Gemälde, in Kupfer gebracht hatte, viel Talent zu bemerken. Mir gefiel die Absonderung; und ich vernahm, daß den Erfindern, oder auch solchen, die in Oel gemalt, eine besondre Wand vorzüglich angewiesen worden. So wenig ich anfänglich willens gewesen war, mich so lange in diesem ersten Zimmer aufzuhalten, so unwillig verließ ich es doch, da ich mir an dem, was ich gesehen, die zukünftige Akademie, um derentwillen, wie ich vermuthe, die itzige Akademie errichtet worden, im Geiste vorstellen konnte. Ich blieb aber nicht lange in dieser süssen Betrachtung: denn ich mußte den neugierigen Nachfolgern Platz machen, und das nächste Zimmer, wo die Wände den Werken der Unterlehrer oder sonst mit Gnadengehalte begünstigten Künster, gewidmet, der große Erker aber den Versuchen eigentlicher Liebhaber überlassen war, überführte mich, daß auch für die Theilnehmung der letzteren an diesen gemeinnützigen Anstalten war gesorget worden. Das Beyspiel der Frau Generalinn von Löwendal *), die zwo schöne Pastelgemälde, das Mitleiden und eine weinende Person, nach Rotari ausgestellt hatte, und

*) Die gewesene erste Gemahlinn, des in französischen Diensten verstorbenen Marschalls Grafen von Löwendal, die auch wegen ihrer Liebe zur italiänischen Dichtkunst und Uebungen derselben von den Arcadiern in Rom, unter den Namen Euridice Coritesia, als Mitglied aufgenommen worden.

) andrer Standespersonen konnte, da deren
nstwerke der Bestimmung würdig, auch die
icht, den Geschmack in allen Ständen auszu-
ten, unläugbar befördern. Eben so anziehend
d auch vermuthlich, in künftigen Fällen, die eigene
gung der Werke derjenigen Großen seyn, die das
ehen des Beyspiels mit dem Ansehen der Person
inbaret verlangen. Von der Madem. Ding-
er vergnügte mich das Bildniß ihres seitdem
torbenen Vaters, eines in vielen Theilen geschick-
Künstlers, ingleichen ein Nachbild nach Titian
Miniatur, und von der Madem. Riedeln in Oel
Gemälde nach Franz Mieris, vom Hoftheater-
er Bibiena eine architektonische Vorstellung für
Schauplatz. Mein einmal auf die Höhe ge-
es Auge führete mich auf einige schöne Zeichnun-
die zusammen den Grundriß und den Aufriß ei-
römischen Kirche, von der Erfindung des nun-
rigen Cammerconducteurs Staffel, eines Sohns
hrn. Appellationraths dieses Namens, vorstellten.
bedauerte, daß der Raum, der so vielen kleinen
mälden, besonders zwoen in Oel gemalten meister-
en Landschaften mit Vieh, von der Erfindung des
en Wagners, eines Neffen unsers Dieterichs, ge-
iet werden müssen, mir jene große architektonische
i eines gewesenen Lehrlings der Architektur-Aka-
ie, in der Nähe zu betrachten, nicht vergönnte.
er jenen kleinen Sachen lobte man die geistreiche
ammensetzung einer Kreuzigung in Pastel, von der
ndung des Unterlehrers Mietschens sowohl, als
e freye Zeichnungen von seiner Hand. Der

Unterlehrer Felber hatte sich an Gemälde in der Poelenburgischen Art gewaget. Auf einem Tische im Erker lag die der Akademie der Künste zugeeignete sorgfältige Uebersetzung des Blondelischen Werkes von Landhäusern, in zween Bänden, von Beckern und Franken. Ich eilte aber aus diesem Zimmer, weil ich noch drey Zimmer vor mir hatte, für Meissen, Leipzig und gesammte Akademie. In dem ersten erblickte ich einen Amor im Gewölke mit einem Pfeile in der Hand, ein Modell in gebrannten Thon des Hrn. Acier, eines aus Frankreich zur Meißner Porcellanfabrike berufenen Künstlers. Der schalkhafte Blick des Amors würde Ihnen, wie mir, gefallen haben. Ich ward aber aus meiner stillen Aufmerksamkeit, durch die lautere Aufmerksamkeit derjenigen gezogen, welche einen lachenden Knaben bewunderten, dessen Schwester sauer sieht, daß er ihr eine Taube nehmen will. Dieses Gemälde des Hrn. Lindner ist nach der Natur in Pastell, sowohl als noch zwey Gemälde mit Papogeyen und andern Vögeln. Ich bemerkte nur im Vorbeygehen etliche Kupferstiche, den Prospekt von Meissen und anderer umliegenden Gegenden, von Probsthayn nach der Natur gezeichnet, und von Wernern, einem Lehrlinge des Boetius, in Dresden gestochen. In wiefern die guten Absichten auf den topographischen Nutzen solcher Vorstellungen Aufmunterung verdienen, überlasse ich ihrer Beurtheilung. In der Kunst will man von allem *) haben.

In

*) Also sah man in den ... Zimmern

In diesem Grundsatze ward ich durch dasjenige
ärkt, was ich in den Zimmern der Leipziger Pflanz-
ule erblickte. Welch eine Mannigfaltigkeit! Der
jeber einer Landschaft in Wachsmalerey (auf
e Leinewand) die mir beym Eintritte in dieses
mmer, nebst einigen Zeichnungen der Unterlehrer
pfer und Stein entgegenstieß, ist mir unbekannt:
unter war einigen das Urbild derselben; aber
bloße Einfall, dergleichen Arbeit zu liefern, war
schon willkommen. Ein Modell in Thon von
n. Schlegel, zeigt den auf dem Scheidewege der
gend und des Lasters sinnenden jungen Herkules,
eht in tiefen Gedanken, mit den Gesicht gegen
unter dem Bilde der Minerva vorgestellte Tugend
hrt, wie etwan Dryden den Theseus beschreibt:

Deep Thought was in his Breast, and Counsel
in his Face.

Dieses Modell macht, so viel ich davon urthei-
kann, dem Künstler wahre Ehre: und wie sehr
schte ich der Vorstellung eine feinere und dauerhaf-
Materie! Von einem neuen Mitgliede der Leipziger
demie, Bause, sah man auf Gips eine schöne Ku-
platte abgedruckt: die fleißige Hausfrau, nach
hard Dow aus der Sammlung des Hrn. Wink-
in Leipzig, der die Künste mit demjenigen Nach-
ke liebet, der sie allein zu heben vermag. Es ist

 dem

mern auf Schaumünzenart, Brustbilder in Wachs
besonders des Durchl. Administrators nach Ca-
sanova vom jungen Wermuth, einem angehenden
Stempelschneider.

dem Hrn. Wille in Paris, so wie ein andres Blatt: das Gepäcke, nach Wouvermann von Hrn. Geyser, dem Professor und Direktor Oeser zugeeignet. Ein andres von eben dieser Hand, nach Salomon de Bray, ist die von der Sara dem Abraham zugeführte Hagar, alle aus vorgedachtem Cabinette. Eine nach der Natur gezeichnete radirte Gegend um Leipzig von Hrn. Herrmann, einem würdigen Sohne des Gottesgelehrten dieses Namens, und eine nachgeahmte Zeichnung nach Tiepolo von Hrn. Lindemann, dem Sohne des Hrn. Vicepräsidenten. Sie überzeugten mich von der rühmlichen Begierde, mit der viele daselbst Studirende sich den Geschmack in Künsten zu erwerben suchen, und sich den großen Vortheil des öffentlichen Unterrichts zu Nutze machen. Diejenigen, denen aus eigenem Triebe dergleichen Unternehmungen gelingen, bedürfen nicht sowohl Aufmunterung, aber sie können diese destomehr andern geben, die der Beruf zu dergleichen Beschäfftigung bestimmt. Von dieser letztern Art sind die Arbeiten des Hrn. Liebe und Stock, und es wird selbst dem Verlage der Bibliothek der schönen Wissensch. nicht schaden, wenn zu derselben Verschönerung, der Sohn der Frau Verlagerinn seine merklichen Talente auf eine so löbliche Art anwendet. Alles dieses mußte ich Ihnen, mein Herr, erst sagen, bevor ich Ihnen mein Vergnügen über so mannichfaltige Zeichnungen sowohl der menschlichen Figur, der Blumen und Zierathen, der Malerey von Mechau nach Handharst, und der feinen Zeichnung des jungen Oesers nach Mignard so wenig zu vergessen, als der geometrischen, perspektivischen und

archi-

}itektonischen Aufgaben, jene unter der Direktion
·Professor Oesers, diese unter der Anführung
Architekt. Habersangs anzeige. So wenig ich
den bildenden Künsten selbst mit Urtheilen der
iner herauszugehen mir getraue, so darf ich Ihnen
) meine Ueberzeugung von deren Einfluß auf
re Künste nicht verbergen. Dagegen werden
: mir erlauben, in dem Zimmer, wo sämmtliche
rke der akademischen Mitglieder vereinigt zu fin-
waren, behutsamer zu gehen. Bey einer Zeich-
g von der Erfindung und Hand des Professor
Hofbaumeisters Krubsacius blieb ich gleich beym
gange stehen, und verbot meinen Augen sich den
zungen der umstehenden Gemälde zu überlassen.
rch das Beyspiel eines prächtigen Hauses von 118
n lang, und von vier Geschoß, 31 Ellen hoch,
: das Dach, eines Hauses, daran nicht das ge-
ste Blümchen oder Laubwerk zu sehen ist, hat der
ukünstler das Vorurtheil, als ob das Ansehen ei-
Hauses nicht ohne Verzierungen von Bildhauer-
Stucaturarbeit schön seyn könne, widerlegen
en. Die Ansicht dieses Hauses besteht aus ei-
toscanischen Unterbau von zwey niedrigen Ge-
ßen im bäurischen Werke, darüber sich eine dori-
Ordnung von Wandpfeilern nach den strengsten
eln in Eintheilung der Dreyschlitze und Zwischen-
n erhebt, die im Mittel gehöriger Maaßen vor-
igt und mit einem Giebel gedeckt ist. Solche
nung begreift das sogenannte schöne Geschoß und
darüber liegendes Halbgeschoß in sich. Das
ze Gebäude ist mit einem gebrochenen Dache ge-

L 3 deckt,

deckt, und im Giebelfelde ist, statt des Schildes, ein Ovalfenster angebracht. Das Vorzüglichste aber dieses Hauses besteht in einem grossen Portale mit zwo freystehenden toscanischen Säulen, die einen Austritt vor dem mittelsten grossen Bogenfenster unterstützen, am Fusse dieser Ordnung steht das einzige Wort: ARTI.

Gleich diesem schönen Risse gegen über war das Gemälde des Hrn. Oesers, dem Gemälde des Hrn. Hützin entgegen gestellt. Des letztern Kunstwerk zeigte einen jungen Zeichner, der bey der Lampe, welche ein fliegender Genius der Künste ihm hält, nach einer Statue zeichnet. Darunter waren ein paar kleinere Gemälde, auf deren einem eine Aufwärterinn in der Stellung vorgebildet war, als ob sie jemand mit ins Zimmer zu gehen nöthiget: auf dem andern eine Stickerinn. Von dem Oeserischen Gemälde will ich nur den Gegenstand berühren: Der in einen Kriegsknecht verkleidete, doch nach seiner langen Gestalt vorgestellte König Saul, liegt, über sein Schicksal, das er von dem Schatten Samuels vernommen hatte, erschrocken, auf dem tiefern Vorgrunde zu Boden: der nächste Kriegsknecht will ihm aufhelfen, inmittelst leuchtet die Zauberinn, nicht weniger bestürzt, auf den gefallenen Saul mit der Fackel hinab. Bey dem Lichte dieser Fackel entdecket man ihr jugendliches Gesicht und zugleich den Unmuth und den Zorn des andern Kriegsknechts, der sie drohend ergreift *). Doch ich darf mich nicht zu lange bey einem

*) Da der Hr. von Hagedorn am Ende seiner Betrach-

iem Gemälde aufhalten, das an einem der schön-
n Gemälde von Dietrich die würdigste Nachbar-
L 4 schaft

trachtungen über die Malerey eine Beschreibung eines Gemäldes eben dieses Innhalts vom Hrn. de Marcenay Deghui eingerücket, so wird es vielleicht Kennern, die die Oeserische Idee dagegen halten möchten, nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen hier eine vollständigere Vorstellung des obangeführten Gemäldes vorlegen.

Der vom Herrn verlassene Saul, welcher zu Endor das Weib, die einen Wahrsagergeist hatte, um Rath fragt. Der Vorgang ist in ihrer finstern Wohnung, wo ihm Samuel sein trauriges Urtheil sprach. Der Geist ist verschwunden, nach dessen Rede Saul zur Erde fiel so lang er war; und die Wahrsagerinn tritt mit seinen Begleitern herzu, ihm beyzuspringen. Verwundernd und zagend steht sie zur Rechten auf den Stufen, über welche der König herabgefallen zu seyn scheint. Sie ist, wider die Gewohnheit der meisten, wohlgebildet. Eine streifigte Binde ziert ihr jugendliches Haupt, ein Band, woran ein Edelgestein glänzt, ist der Schmuck ihrer Stirne, und ein aufgelöster breiter Zaubergürtel, mit magischen Charaktern bezeichnet, fließt von ihrer rechten Schulter weit um ihren Rock her. Ihre Linke hebt sie erschrocken auf, blickt ängstlich nieder, auf den vor ihr hingeworfnen Saul, und hält ihn genau zu betrachten, mit der Rechten eine brennende Fackel in die Höhe; deren breite Flamme erhellet die Gegenstände, und die steinern Wände des engen Zimmers stärken die Beleuchtung durch ihren Wieder-

schein.

schaft hatte. Wenn ich Ihnen sage, daß das Catenovische Gemälde, die Sophonisbe, in dem Zeitpunkte da sie den von dem Masinissa durch einen Soldaten überschickten Brief gelesen, und nach dem Giftbecher greift, die Mitte dieser Wand einnahm: daß dieses von zwo schönen Landschaften mit Vieh eingeschlossen war, wovon das erste einen von Wasser umflossenen Felsen, das andre einen Wasserfall, von Roos dem Auge vorlegte, daß beyde in der Nachbarschaft zwoer andrer reizenden Landschaften mit Vieh von Dieterich standen, eine, wo man auf dem Mittelgrunde einige

Ruinen

schein. Neben ihr, steht einer der königlichen Vertrauten. Seine Miene ist Schrecken und Zorn. Er droht ihr mit geballter Faust, indem er mit der andern auf seinen Herrn zeigt, und sie, wegen des ihm begegneten Unfalls, zur Rede zu setzen scheint. Der andere greift dem König unter die Arme, ihn aufzurichten, der zur Linken beyde Ellebogen von sich streckt, die Hände auf dem Haupte über einander breitet, und das Angesicht verdeckt. Seine Gestalt unterscheidet ihn, der eines Hauptes länger war, denn alles Volk, von den andern Kriegern, denen er sich durch die gewechselten Kleider gleich machte. Zur Linken des Vorgrunds stehet ein irrdenes Gefäß mit Kohlen, deren Glut die beschatteten Partien der liegenden und gebückten Figur aufklärt. Hinten steht das Ruhebette, auf welches er, nachdem er von der Erde aufgestanden war, sich zu seiner Erholung niederließ, und ein paar Todtenköpfe liegen oben im Bogen der verhangenen Niesche, das Gemälde vier Fuß neun Zoll hoch, drey Fuß sechs Zoll breit.

leinen entdeckte, mit einer hervorgetriebenen Heerde,
h die andere mit einer auf den Vorgrund ruhenden
Heerde mit Felsen im Mittelgrunde linker Hand,
ovon der durchspielende Wasserfall vermittelst einer
rüber durchs Wasser getriebenen Heerde anmuthig
brochen wird; wenn ich hinzu setze, daß diese hin
iederum zwo Dietrichische historischen Stücke,
e Wiederkunft des verlornen Sohnes, und die Ar-
iter im Weinberge vorstellend, auf der Seite hat-
n; daß sich damit ein sehr gutes kleineres Viehe-
ück mit einem aufrechtstehenden braunen Esel vom
rof. Roos vereinte, das auch die Ehre hat bey Sr.
Churfl. Durchl. aufbewahrt zu seyn; über welche hin
nd wieder Graafische Bildnisse und unter jenen eine
eihe der besten Kupferstiche und Zinggischen Zeich-
ungen hiengen: wenn ich, sage ich, dies hinzu setze,
werden Sie mir leicht glauben, daß diese Wand
it solchen Schilderungen einen Kenner sehr müsse
reizt haben: ich vor meine Person würde, aber ohne
n herrlichen Ausdruck an dem verlornen Sohne zu
rkennen, das Schmelzen der Farben zu geschweigen,
ts wieder auf das erstgenannte Dietrichische Ge-
älde zurücksehen müssen. Ich gab immer auf den
rige Acht, was etwan Kenner davon urtheilen wür-
n, um Ihnen, mein Herr, wenigstens, wie es mit
berlieferung der Kunstbeurtheilungen nicht selten zu
schehen pflegt, mit deren Wiederhalle ergebenst auf-
warten. Allein ich mußte mich eigner Beobachtung
Ansehung der Wirkung in jenem Gemälde und die
annichfaltigen Leidenschaften der den neugebornen
eyland anbetenden Hirten überlassen. Das Licht

 kömmt,

kömmt, wie in einem gewissen berühmten Gemälde, wo ich nicht irre, von Correggio, und zwar die Nacht genannt, von dem Kinde, und verbreitet sich auf die, theils um dasselbe knienden, theils stehenden Hirten und ihre Weiber nach der Stufe der Entfernung und in einer Klarheit, die mich muthmaßen ließ, daß dieses reine Licht diesem Gegenstande, so wie das Fackellicht in dem Oeserischen Gemälde, richtig, und in beyden dem Eigenen der Vorstellung angemessen sey; ich will so viel sagen, daß das letztere die Natur des Fackellichtes, das erstere aber denjenigen Begriff vollkommen ausdrücke, den wir, unter der angenommenen Bedingung, uns von dem erhabenen Gegenstande machen können. Mein Vortrag würde auf einmal zu ernsthaft werden, wenn ich die besondre Gemüthsfassung des in mehr als einem Verstande gebeugt scheinenden Hirten, der lebhaft gerührten knieenden Hirtinn, beyder auf dem Vorgrunde, eines andern über den reizenden Anblick des heilbringenden Kindes freudigen Schäfers, neben welchem ein dritter mit aufgehabenen Händen, Gebete gen Himmel schicket, andere beyderley Geschlechts sich mit einander, über die frohe Begebenheit unterreden, beschreiben sollte, und gleichwohl würde meine Beschreibung nichts als Empfindung, nichts von der Kunst enthalten. War es Empfindung einer einmal zur Andacht aufgebrachten Fassung, oder sonst etwas, welches die meisten an der Hauptfigur eines andern weltlichen Gemäldes die Bildung des schreibenden St. Johannes des Evangelisten finden ließ, das getraue ich mir nicht zu entscheiden. Aber in der That fand

ich

ch, daß, ohne die Gesetze der Statik zu wissen, eine Dame von einem auf einer Kugel sitzenden Engel, essen senkungswidrigen Stand ohne Wunderwerk nmöglich hielt. Zum Glücke ist es nur eine Nebenigur an dem guten Modelle des Professors Coudray n einer Vorstellung der in den Himmel aufgenommen heiligen Jungfrau. Ein für Kenner der Muskelwissenschaft recht gelehrtes Modell hatte der Proessor und Hofbildhauer Knöfler ausgestellt: den gebundenen Marsyas im vollem Ausdruck der Schmerzen, und den Apollo in dieser Verrichtung, ie ich lieber dem in gewissen mythologischen Beschreibungen angeführten scythischen Knechte gönnte. Der Direktor und Professor Hütlin hatte bey dieser Gelegenheit seinen Charon, der ihm vor zwanzig Jahren n Paris so viel Ehre gemacht hatte, mit ausgestellt: Je schöner dieses Modell ist, destomehr schien die Bildhauerey dem Künstler Vorwürfe zu machen, aß er sie der Malerey aufgeopfert habe. An der ngsten Wand sah man, nebst Zeichnungen zu Vorbildern für die Jugend, auch einige radirte Blätter des ur genannten Künstlers.

So hat mich die Bildhauerey von der Malerey bgebracht, von welcher ich Ihnen zwey Gemälde on Belotto, genannt Canaletto, eines eine trümmervolle Gegend vor dem pirnaischen Thore, das ndere, eine angenehme Gegend, von Gamich aus, orstellend, und drey Bildnisse des Hrn. Graafs, ines den Hrn. Generalfeldzeugmeister und Starosten Grafen von Brühl, das andre den Hrn. General-

Post-

Postmeister von Schönberg, das dritte den Herrn Obristen von Sacken vorstellend, auf Abschlag, anzuführen habe. Ich sage auf Abschlag: denn ich suche eine Gelegenheit, Ihnen zween der besten Bildnisse, dieses beliebten Künstlers bey andrer Gelegenheit bekannt zu machen: das dritte, das Bildniß des Hrn. D. Ernesti, kennen Sie, und die erstern beyden sind zur Ausstellung für diesesmal vergeblich gewünscht worden. Vielleicht würden Sie bey dem einen hier schwerlich auf den Hrn. C. M. F. v. F. rathen, da Sie dessen brennenden Eifer für die Beförderung und Aufnahme der Künste kennen.

Ich schreite zu den Kupferstichen, wo das Bildniß Sr. Königl. Hoheit des Durchl. Administrators von Canale nach einer casanovischen Zeichnung, und die Instruction paternelle, eines abwesenden Mitglieds des Hrn. Wille nach Terburg das Mittel einnahm. Von Camerata sah man den barmherzigen Samariter nach Feti aus der Churfl. Galerie, das schon in der Bibliothek angeführte Blatt, ein Crucifix nach Piazetta, und zween Köpfe nach Rotari. Zucchi war in Ausarbeitung der sieben Sacramente von Crespi, lo Spagnuolo di Bologna genannt, glücklich fortgefahren, und lieferte die römische Firmelung, zugleich aber den von ihm sogenannten Enseigne en idée, nach Piazetta, beyde aus der Churfürstl. Gallerie. Dem Boetius dankten die Liebhaber diesesmal für seine sorgfältige Nachahmung einer Bernhard-Picartischen Zeichnung mit der Feder und der Tusche, die Mar-

Marter der Maccabäerinn mit ihren Kindern, und
n Kupferstich den innern Platz eines Gasthofes, mit
eladnen Maulesein nach Hans van Lin, beyde aus
er Hagedornischen Sammlung.

Was soll ich aber von dem Herrn Zingg sa-
en? Dieser geschickte Künstler hat sich große
Verbindlichkeiten auf die künftigen Jahre aufgela-
et, wenn er uns bey der diesjährigen Ausstel-
ing nicht zu sehr verwöhnt haben will. Sieben
Kupferblätter auf einmal! Darunter sind die beyden
ach Mettay: Port près de Naples und Golfe
rès de Naples ganz neu. Zu den ältern, die
ier aber nicht weniger willkommen waren, gehören,
& II. Vûë d'Autriche, nach dem jüngern
Brand in Wien; la Lune cachée, nach Art van
er Neer; und nach Schützen in Frankfurt, I. & II.
Vûë du Mein *). Unerwarteter waren mir an-
inglich fünf Zeichnungen von der Erfindung und
Hand des Künstlers, den Mondschein mitgerechnet,
elcher, der Größe nach, vielleicht zum Gegenbilde
orgedachter meisterhaften van der Neerischen Land-
haft dienen könnte, die der Künstler schon angefangen
hat,

*) Rechnet man die Bergeres ambulantes nach Diete-
rich, und die zwey Blätter nach Vernet, 1) Peche
heureuse und 2) Ecueil dangereux hinzu, so wird
man außerdem, was er zu der Grunerischen Beschrei-
bung der schweizerischen Eisgebürge gestochen, das
Verzeichniß der vorzüglichsten Zinggischen Werke
beysammen haben. Zwey Blätter nach Claude Lor-
raine gehören zu den Erwartungen.

hat, ihn in Kupfer zu stechen. Fürs künftige werde ich Sie also zu den angenehmsten Erwartungen berechtigen dürfen, nachdem einer von den Umstehenden versicherte, und mir auch nachher bestätigt wurde, es sey dieser Künstler gewohnt, wo er sich aufhalte, die schönsten Gegenden mit malerischer Wahl abzureissen; und da es ihm an Gegenständen um Dresden nicht fehle, so werde vermuthlich mehr als eine sächsische Flur in Kupfer erscheinen. „Wohl, versetzte ein andrer: so müßten sich aber mehr geschickte Kupferdrucker nach Sachsen wenden: und gewiß, mancher muß die allda getroffenen Anstalten zur Vermehrung und zum Vertriebe guter Kupferstiche nicht erfahren haben, oder seiner Kunst nicht recht gewiß seyn; denn sonst —„

Hier wurden der Eifer dieses Patrioten und meine Aufmerksamkeit zugleich unterbrochen. Ich sah mich genöthigt, meinen Platz andern Liebhabern zu überlassen, und ich befand mich endlich nicht ungerne den beyden architektonischen Blättern gegen über gestellt, welche mich mit einer Erfindung des Architekt Habersangs, der die Architektur bey der Kunstakademie in Leipzig lehret, bekannt machen sollten. Dieses war, nebst beygefügten Grundrisse, ein nach den strengsten Regeln der mathematischen Perspektive aufgeführter Prospekt einer Gallerie mit ionischen Säulen und Bogenstellungen, nebst einer großen Freytreppe, woran eine kleine Cascade angebracht war. Der Fleiß dieses Mannes verdiente auch durch solche Merkmale des Geschmacks empfoh-

len

zu werden. Die Wissenschaft bildet den Künst-
wie den Gelehrten; keiner kann des Geschmacks
behren; allein, sollte der Mangel desselben bey ei-
n von beyden zu vermissen seyn: so würde der
lehrte meines Bedünkens, mit weniger Geschmack
oft, der Künstler ohne Geschmack niemals zu-
te kommen, nicht leicht nützen, insgemein aber
den können. Ich urtheile vielleicht davon, nach
Sprüchworte, wie der Blinde von der Farbe.
r deucht indessen, daß, nicht um dem Mangel
nger Regeln vorzukommen, (denn darinnen fehlt
Unterricht auf hohen Schulen nicht;) sondern um
guten Geschmack auszubreiten, und gegen den
erbten Geschmack alle Künste, deren Werke der
mmetrie und schöner Formen fähig sind, zu sichern,
nstakademien errichtet, und selbst den Gelehrten
vürdig werden.

Auf diese Betrachtungen brachte mich die Bau-
st, und ich hoffte, meine Neigung zu derselben durch
hrnehmung irgend eines schönen Risses von der
d des Hrn. Oberlandbaumeister Exners als Pro-
rs der Akademie der Architektur, zu befriedigen:
n ich vernahm bald, daß diesen verdienten Mann
überhäuftesten Geschäffte davon abgehalten, aber
nicht die Hoffnung benommen hätten, künftig
is von seiner Hand an diesem Orte zu sehen.
brachte uns die Unpäßlichkeit des Hrn. Hofma-
Christian David Müllers, um Bildnisse von sei-
Hand in Pastel: und was für die Liebhaber der
iste am empfindlichsten hätte seyn müssen, wenn
es

as einer entgegenen Aufmunterung der Kunst hätt hingemessen werden können, war, daß in diesem akademischen Saale nichts von der Hand der größten Beschützerinn derselben anzutreffen. Die obwohl Gott lob! glücklich überstandene Krankheit der Durchlauchtigsten Churfürstinn, hatte diese Folge gehabt; doch war der Akademie jene Ehre wirklich zugedacht gewesen; und die angenehmste Erwartung ist, so bald sie, wie diesesmal, genehm gehalten worden, der gnädigsten Aufmunterung gleich zu schätzen.

Ich nahm also meinen Rückweg, nicht blos einen Blick auf dasjenige, was ich gesehen hatte, zurück zu schicken; sondern auch noch vieles zu entdecken, das ich in der Eile übersehen hatte. Eine Zeichnung mit Tusche von dem Prof. Camerata nach Franz Mieris, um sich den Kupferstich fürs künftige zu erleichtern, zeigte völlig den Fleiß der Malerey. Ich weis nicht, ob des Camerata Grabstichel in diese Manier einschlägt: die Zeichnung erlaubt wenigstens die günstigsten Vorurtheile. In dem Erkerzimmer waren noch zwey artige Miniaturgemälde von Dolsten nach van Dyck, besonders aber ein Blumenstück mit Saftfarben von der Jgfr. Friedrichen zu bemerken, deren Gemälde nur so bekannt, als der Jgfr. Dietschin in Nürnberg kleine Gemälde seyn sollten, um die Aufmunterung mehr als eines Kenners zu gewinnen.

Das Landschäftchen vom jungen Stölzel nach Dieterich in Kupfer gestochen, hoffe ich Ihnen nächstens mit andern Sachen zu schicken, um ihre Gedanken

en von dieser jungen Pflanzschule zu vernehmen.
dem Rückwege fand ich das Nebenzimmer offen,
zur Ausstellung künstlicher Zeichnungen und
elle, und andrer vorzüglichen Arbeiten und Erfin-
en geschickter Werkleute gewidmet war. Der
ng war einmal damit gemacht. Ueber die
ichten, die mit diesen Veranstaltungen verbunden
darf ich, itzt wenigstens, nicht schreiben. Viel-
verspricht der große Zulauf des Volks nach
nach geöffnete Augen, in mehr als einem Stande.
chließe: mein Brief ist ohne hin zu lang; und,
em mich meine oft überflüßigen Betrachtun-
ber gewisse Gegenstände hingerissen haben, sich
ungleich. Uebersehen Sie jene, und behalten
diese: so giebt der Auszug wenigstens ein Ver-
iß der ausgestellten Kunstwerke. Mehr ver-
en Sie ja nicht? Ich bin ꝛc.

Leipzig. Ode auf die Genesung Ihro
igl. Hoheit die Churfürstinn von Sach-
on Joh. Chr. Clodius. Wir sind schon von
Hrn. Professor einer männlichen und bilderrei-
Poesie gewohnet; und die gegenwärtige Ode
lle Eigenschaften, die man von dieser Gattung
Gedichten erfodern kann; große Bilder, einen
n Ausdruck und einen gewissen Enthusiasmus,
nur eine lebhafte Einbildungskraft erzeugen
Von eben demselben ist ein Prolog verfertiget
n, der am Friedrichstage vor dem Polieukt
führet worden, worinnen der christliche Held, im
nsatze der Helden der heydnischen Welt, in sehr

 harmo-

harmonischen Versen geschildert wird. Beyde Gedichte sind bey Lebrecht Crusius allhier zu haben, und mit feinen Vignetten gezieret. Von der erstern Ode ist bey Breitkopf und Sohn eine freye englische Uebersetzung von Hn. Johansen, Lector der englischen Sprache bey hiesiger Universität gedruckt, die eine wahre Popische Versification hat, und zur Gnüge beweist, daß Hr. J. nicht nur bloßer Uebersetzer, sondern auch selbst Dichter ist.

Ebend. Lisuart und Dariolette, oder die Frage und die Antwort, eine komische Oper in drey Akten. Der Innhalt dieses Stücks ist aus einer Erzählung des alten berühmten englischen Dichters Chaucer genommen, welche den Titel führet: The Tale of the Wife of Bath, und unter Drydens Fabeln in der heutigen engl. Sprachen zu finden ist. Aus eben derselbigen hat Voltaire sein ce qui plait aux Dames entlehnet. Es hat dieses Stück einige angenehme Scenen, ob wir ihm gleich hin und wieder einen lebhaftern Dialog wünschten: vorzüglich haben uns darinnen etliche Arien, unter denen auch ein paar Romancen sind, gefallen, deren Werth die schöne Composition von Hrn. Hillern bey der Vorstellung noch mehr erhoben.

Poesie. In Lipsia dalla Stamperia di B. C. Breitkopf e Figlio, 1766. So ungern wir es sehn, wenn sich unsre deutschen Musen in einer fremden Sprache zu singen einfallen lassen, da sie selten von denjenigen Nationen, die sie durch die erworbene Fertigkeit in ihrer Sprache zu bereichern suchen,

Dank

ank verdienen: so wenig kann man ihnen doch von
ier gewissen Seite die Bewunderung versagen,
inn Sie es mit Glück thun. Wir wissen, zu
is für einer hohen Stufe des Italiänischen Par-
sses sich eine Durchlauchtige Churfürstinn von
achsen erhoben. Wir brauchen, statt alles Lobes
jenwärtiger Gedichte, blos etliche Strophen aus
n Gedichte an die Mamsell Schulzinn, eine be-
hmte deutsche Aktrize, anführen:

Circondata da Dolori
Or ti miro e al tuo tormento
Lacerar il cor mi sento
Da terror e da pietà.
Le dipinte Scene omai
Scompariscon, e tu fai
Del Poeta il tetro sogno
Diventar Realità.

Or di Scherzi, d'Amorini
Sorridente e bella Schiera
Saltellando vien leggiera
A condurti innanzi a me.
Svolazzandoti d'intorno
Vengon, fuggon, fan ritorno,
Et di fiori un nembo ameno
Piover fan sul capo a te.

Di Reali spoglie avvolta,
O qual vaga Pastorella,
Sempre, o Cara, tu sei quella
Giusto applauso a cui si dà.

Tale in umile ricetto
Come sotto ad aureo Tetto
Di sapienza il vero Amante
Ammirar ognor si fa.

Alla Critica tu togli
Le severe sferze amare.
Quel che viene a biasimare
Approvar le fai talor.
Tu il Francese ed il Britanno
Ricompensi di quel Danno,
Che lor fece un ignorante
Sventurato Traduttor.

Von eben diesem jungen Dichter ist aus der Breitkopfischen Druckerey eine rührende Erzählung auf 8 Seiten erschienen: Ines von Castro, nach dem Portugiesischen des Camoens, die dem de la Motte zu einer seiner besten Tragödie den Stoff gegeben.

Abtey St. Blasien im Schwarzwalde. Hier wird ein sehr wichtiges Werk de Cantu et Musica sacra a prima ecclesiae aetate, usque ad praesens tempus gedruckt, von dem wir nur die ersten Bogen vor uns haben. Der würdige Herr Verf. ist der dasige Abt, Martin Gerbert, ein Mann, der durch seine großen Verdienste sich von dem bürgerlichen bis zum Fürstenstande erhoben, und sich den Beyfall der Welt bereits durch sein Iter Alemannicum, Gallicum et Italicum erworben hat. Das obangezeigte Buch wird von einer Collectione

ione Musicorum medii aeui begleitet wer-
und wir können im Voraus, nach der großen
hrsamkeit, weitläuftigen Kenntniß in der Littera-
und den ansehnlichen Hülfsmitteln, die der Hr. V.
et, versichern, daß er über den vorhabenden Ge-
and nicht ein geringes Licht verbreiten werde.

Italien.

Livorno. Marco Coltellini hat gedruckt: Sa-
sopra l'Architectura gothica, in 12. Un-
tet diese Schrift nur aus 32 Seiten besteht, so
ält sie doch sehr viel gute Nachrichten, die Gothi-
Bauart und ihre Geschichte betreffend, die er
len wahren Grundsätzen der Architektur vers-
t. Am Ende führet er noch die Urtheile andei
oßer Baumeister, als des Cäsare Cesariani,
g Vasari, Scamozzi, Blondels, Baratieri
w. über die Gebäude dieser Art an. Der
dieses Versuchs ist der P. Frisi, Professor der
hematik zu Milano.

Venedig. Bey Albrizzi ist zu finden: Di una
a disotterata appresso gli antichissimi
i d'Abano & d'altri antichità ivi scoper-
. discorso di G. Z. V. Venezia. 1766. 4.
Statue ist 3 Fuß hoch, von Marmor und sehr
gearbeitet. Der Verf. suchet zu beweisen, daß
Aesculap ist, welches so wohl der Ort, wo sie
den worden, nämlich die Bäder von Abano,
uch die übrigen Kennzeichen zu bestätigen
m.

Paris.

Nachtrag zu dem Kupferstichen vom vorigen Jahre.

Auf die Vermählung des Marquis de Marigny, Generaldirektor der schönen Künste in Frankreich hat Mr. Amand eine schöne allegorische Zeichnung verfertiget. Der Gott der Künste und die Göttinn der Schönheit reichen einander die Hände. Auf der leztern ihrer Seite hält eine der Grazien ein Paar Tauben, die sich schnäbeln und mit ihren Flügeln schlagen. Unter dieser Gruppe zeigen sich Hymen und Amor mit Blumenkränzen gefesselt. Eben diese umschlingen auch die Wappenschilder beyder Vermählten, die von dem Hymen und Amor gehalten werden. Die Enden dieser angenehmen Bande sind in den Händen der Grazien, und mitten in der Luft ist eine Menge kleiner Genien, die Scherze vorstellend, beschäfftiget, sie zu verlängern, indem sie neue Blumen ansetzen und daraus eine Krone flechten. Unten am Gemälde unter dem Apollo und der Venus sieht man die Künste auf diese Begebenheit aufmerksam. Ohne Zweifel wird die Schmeicheley, uns diese von Seiten der Kunst angenehme Zeichnung in Kupfer zu liefern, nicht vergessen.

Bey Buldet sind drey artige Vignetten zu Verzierungen, von Mr. Gravelot gezeichnet, und von Prevot und Defehrt gestochen zu haben; auf der ersten liegt ein Apollo am Fuße des Parnasses, und beschäfftiget sich mit Lesung von Versen: auf der andern umschlingen zween Genien verschiedne Lyren, die zu

Sinn-

nbildern verschiedner Dichtungsarten dienen, und
dritte zeiget drey kleine Kinder, die einen Blu-
kranz halten, um eine Sammlung von Gedich-
damit zu krönen.

Der Magistrat von Calais, der sich, wie bek
ist, gegen den Mr. de Belloy schon so dankbar
dessen Tragödie erwiesen, in welcher er die rühm.
Begebenheit einiger ihrer Bürger zum Inn-
genommen, hat dieselbe noch auf eine andre Art
verewigen gesucht. Er hat nämlich dem Mr.
lain bey der Königl. Malerakademie die Aus-
ung eines grossen Gemäldes aufgetragen, das
ihrem Rathhause soll aufgestellet werden. Mr.
mpereur hat einen Kupferstich geliefert, in wel-
er den Ruhm des Dichters und Malers, die
Begebenheit zu vereinigen suchet. Den Hinter-
id füllt ein Monument auf antike Art aus, zum
enken des Eustache de Saint-Pierre und seiner
Mitbürger errichtet. Dies ist durch ein Bas-
f angezeiget, wo diese Helden vorgestellet wer-
wie sie der Sieger zum Richtplatze schicket.
n liest hier die Namen der vier bekannten Bür-
unter dem Basrelief: die andern beyden schei-
außer etlichen Buchstaben, durch die Vergäng-
eit der Zeit und das Alter verwischt zu seyn.
wird ein Genius auf einer Wolke getragen, der
Medaillon von Mr. de Belloy hält, welchen
r Stadt Calais überreichet: diese ist durch eine
a mit einer Mauerkrone bekränzt vorgestellet.
scheint ihn mit vieler Empfindung anzuneh-
und setzt ihm eine Bürgerkrone auf, zu Andeu-

 tung

tung des Bürgerrechts, das die Stadt Calais dem Mr. de Belloy gegeben. Drunter sitzt ein kleiner Genius, welcher in einer Hand das Wappen, und in der andern die Schlüssel der Stadt hält, mit den französischen Lilien bezeichnet; sein rechter Fuß steht auf einem Hunde, als das Sinnbild der Treue der Einwohner. In der Entfernung sieht man das Meer mit Schiffen bedeckt, und von der Flotte Eduards eingeschlossen.

Neue Kupferstiche von 1767.

Januar. Auf Zeichnungsart ist von Demarteau ein allegorisches Kupfer nach einer Zeichnung von Cochin auf den Tod des Dauphin, erschienen. Die Unterschrift besteht aus folgenden Zeilen des Ausonius, die ihm zugleich zur Erklärung dienen.

Nempe quod iniecit secreta modestia velum
Scinditur, et vitae gloria morte patet.

Der Tod wird vorgestellet, wie er den Schleyer zerreißt, womit die Bescheidenheit des Dauphin seine Tugenden bedeckt hatte. Die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und übrigen Tugenden stehen auf dem Vordergrunde. Die Geschichte beschäfftiget sich mit Aufzeichnung derselbigen, und die Zeit, die ohne Sichel und mit gebundenen Händen erscheinet, soll anzeigen, daß diese Tugenden den Menschen unvergeßlich bleiben werden. Auf einem höhern Felde sieht man die allegorischen Figuren von Frankreich, und den Jammer so wohl des königlichen Hauses, als der Nation ausgedrückt. Der Dauphin erscheint in

ner Art von Apotheose: sein Bildniß ist licht, aber
hwach, welches seinen seligen Schatten anzeigen soll;
die ganze Anordnung wird durch ein volles Licht er-
uchtet, das von einer Glorie kömmt, welche das
Wappen des in der Mitte stehenden Dauphins um-
iebt. Der Tod, der sonst eine so unangenehme Fi-
ur auf einem Gemälde macht, ist so gestellet, daß
ian nichts als eine große drapirte Figur sieht. Die
ersonificirten Tugenden haben ihre Bedeutungszei-
hen, und werden noch besser durch ihre edlen Figu-
en erkannt. Dieses Bild kann zu einem andern
llegorischen Gegenbilde von eben diesem Künstler
lenen, das vor zwey Jahren unter dem Titel, la ju-
tice qui protége les Arts, erschienen ist: beyde
nd in Folio. Man erwartet von eben diesem Künst-
er eine heil. Catharine nach Petro da Cortona.

Schönau hat eine andre, nicht minder schöne
llegorische Zeichnung über den vorher erwähnten
Gegenstand verfertiget, auf welchem Frankreich in
Thränen den Medaillon des Dauphins der Religion
darreichet. Es öffnet sich der Himmel und der
wige Vater nimmt diesen Fürsten in seine Arme auf.
Der Genius des Hymen bey einer Urne und ein
andrer, der sich auf das Wappen des verstorbenen
Dauphin stützt, drücken ihren Schmerz aus. Es
st von Littret de Montigni gestochen, und ist 9
Zoll hoch und 6 breit. Der Preiß ist 3 liv. drun-
er stehen die beyden Verse des Voltaire:

Connu par ses vertus, plus que par ses travaux,
Il sçut penser en sage, & mourut en héros.

es einer entgegen Aufmunterung der Kunst hätte beygemessen werden können, war, daß in diesem akademischen Saale nichts von der Hand der größten Beschützerinn derselben anzutreffen. Die obwohl Gottlob! glücklich überstandene Krankheit der Durchlauchtigsten Churfürstinn, hatte diese Folge gehabt; doch war der Akademie jene Ehre wirklich zugedacht gewesen; und die angenehmste Erwartung ist, so bald sie, wie diesesmal, genehm gehalten worden, der gnädigsten Aufmunterung gleich zu schätzen.

Ich nahm also meinen Rückweg, nicht blos einen Blick auf dasjenige, was ich gesehen hatte, zurück zu schicken; sondern auch noch vieles zu entdecken, das ich in der Eile übersehen hatte. Eine Zeichnung mit Tusche von dem Prof. Camerata nach Franz Mieris, um sich den Kupferstich fürs künftige zu erleichtern, zeigte völlig den Fleiß der Malerey. Ich weis nicht, ob des Camerata Grabstichel in diese Manier einschlägt: die Zeichnung erlaubt wenigstens die günstigsten Vorurtheile. In dem Erkerzimmer waren noch zwey artige Miniaturgemälde von Dolsten nach van Dyck, besonders aber ein Blumenstück mit Saftfarben von der Igfr. Friedrichen zu bemerken, deren Gemälde nur so bekannt, als der Igfr. Dietschin in Nürnberg kleine Gemälde seyn sollten, um die Aufmunterung mehr als eines Kenners zu gewinnen.

Das Landschäftchen vom jungen Stölzel nach Dieterich in Kupfer gestochen, hoffe ich Ihnen nächstens mit andern Sachen zu schicken, um ihre Gedanken

en von dieser jungen Pflanzschule zu vernehmen.
dem Rückwege fand ich das Nebenzimmer offen,
zur Ausstellung künstlicher Zeichnungen und
elle, und andrer vorzüglichen Arbeiten und Erfin-
en geschickter Werkleute gewidmet war. Der
ng war einmal damit gemacht. Ueber die
ichten, die mit diesen Veranstaltungen verbunden
darf ich, itzt wenigstens, nicht schreiben. Viel-
verspricht der große Zulauf des Volks nach
nach geöffnete Augen, in mehr als einem Stande.
chließe: mein Brief ist ohne hin zu lang; und,
em mich meine oft überflüßigen Betrachtun-
ber gewisse Gegenstände hingerissen haben, sich
ungleich. Uebersehen Sie jene, und behalten
diese: so giebt der Auszug wenigstens ein Ver-
iß der ausgestellten Kunstwerke. Mehr ver-
en Sie ja nicht? Ich bin ꝛc.

Leipzig. Ode auf die Genesung Ihro
igl. Hoheit die Churfürstinn von Sach-
on Joh. Chr. Clodius. Wir sind schon von
Hrn. Professor einer männlichen und bilderrei-
Poesie gewohnet; und die gegenwärtige Ode
lle Eigenschaften, die man von dieser Gattung
Gedichten erfodern kann; große Bilder, einen
n Ausdruck und einen gewissen Enthusiasmus,
nur eine lebhafte Einbildungskraft erzeugen
Von eben demselben ist ein Prolog verfertiget
en, der am Friedrichstage vor dem Polieukt
führet worden, worinnen der christliche Held, im
nsatze der Helden der heydnischen Welt, in sehr

 harmo-

harmonischen Versen geschildert wird. Beyde Gedichte sind bey Ehrenrecht Crusius allhier zu haben, und mit feinen Vignetten gezieret. Von der erstern Ode ist bey Breitkopf und Sohn eine freye englische Uebersetzung von Hn. Johansen, Lector der englischen Sprache bey hiesiger Universität gedruckt, die eine wahre Popische Versification hat, und zur Gnüge beweist, daß Hr. J. nicht nur bloßer Uebersetzer, sondern auch selbst Dichter ist.

Ebend. Lisuart und Dariolette, oder die Frage und die Antwort, eine komische Oper in drey Akten. Der Innhalt dieses Stücks ist aus einer Erzählung des alten berühmten englischen Dichters Chaucer genommen, welche den Titel führet: The Tale of the Wife of Bath, und unter Drydens Fabeln in der heutigen engl. Sprachen zu finden ist. Aus eben derselbigen hat Voltaire sein ce qui plait aux Dames entlehnet. Es hat dieses Stück einige angenehme Scenen, ob wir ihm gleich hin und wieder einen lebhaftern Dialog wünschten: vorzüglich haben uns darinnen etliche Arien, unter denen auch ein paar Romancen sind, gefallen, deren Werth die schöne Composition von Hrn. Hillern bey der Vorstellung noch mehr erhoben.

Poesie. In Lipsia dalla Stamperia di B. C. Breitkopf e Figlio, 1766. So ungern wir es sehn, wenn sich unsre deutschen Musen in einer fremden Sprache zu singen einfallen lassen, da sie selten von denjenigen Nationen, die sie durch die erworbene Fertigkeit in ihrer Sprache zu bereichern suchen,

Dank

Dank verdienen: so wenig kann man ihnen doch von ner gewissen Seite die Bewunderung versagen, enn Sie es mit Glück thun. Wir wissen, zu as für einer hohen Stufe des Italiänischen Parnsses sich eine Durchlauchtige Churfürstinn von achsen erhoben. Wir brauchen, statt alles Lobes genwärtiger Gedichte, blos etliche Strophen aus n Gedichte an die Mamsell Schulzinn, eine behmte deutsche Aktrize, anführen:

Circondata da Dolori
Or ti miro e al tuo tormento
Lacerar il cor mi sento
Da terror e da pietà.
Le dipinte Scene omai
Scompariscon, e tu fai
Del Poeta il tetro sogno
Diventar Realità.

Or di Scherzi, d'Amorini
Sorridente e bella Schiera
Saltellando vien leggiera
A condurti innanzi a me.
Svolazzandoti d'intorno
Vengon, fuggon, fan ritorno,
Et di fiori un nembo ameno
Piover fan sul capo a te.

Di Reali spoglie avvolta,
O qual vaga Pastorella,
Sempre, o Cara, tu sei quella
Giusto applauso a cui si dà.

 Tale

Tale in umile ricetto
Come sotto ad aureo Tetto
Di sapienza il vero Amante
Ammirar ognor si fa.

Alla Critica tu togli
Le severe sferze amare.
Quel che viene a biasimare
Approvar le fai talor.
Tu il Francese ed il Britanno
Ricompensi di quel Danno,
Che lor fece un ignorante
Sventurato Traduttor.

Von eben diesem jungen Dichter ist aus der Breitkopfischen Druckerey eine rührende Erzählung auf 8 Seiten erschienen: Ines von Castro, nach dem Portugiesischen des Camoens, die dem de la Motte zu einer seiner besten Tragödie den Stoff gegeben.

Abtey St. Blasien im Schwarzwalde. Hier wird ein sehr wichtiges Werk de Cantu et Musica sacra a prima ecclesiae aetate, vsque ad praesens tempus gedruckt, von dem wir nur die ersten Bogen vor uns haben. Der würdige Herr Verf. ist der dasige Abt, Martin Gerbert, ein Mann, der durch seine großen Verdienste sich von dem bürgerlichen bis zum Fürstenstande erhoben, und sich den Beyfall der Welt bereits durch sein Iter Alemannicum, Gallicum et Italicum erworben hat. Das obangezeigte Buch wird von einer Collectione

ctione Musicorum medii aeui begleitet wer-
n, und wir können im Voraus, nach der großen
elehrsamkeit, weitläuftigen Kenntniß in der Littera-
r, und den ansehnlichen Hülfsmitteln, die der Hr. V.
itzet, versichern, daß er über den vorhabenden Ge-
nstand nicht ein geringes Licht verbreiten werde.

Italien.

Livorno. Marco Coltellini hat gedruckt: Sa-
o sopra l'Architectura gothica, in 12. Un-
chtet diese Schrift nur aus 32 Seiten besteht, so
hält sie doch sehr viel gute Nachrichten, die Gothi-
e Bauart und ihre Geschichte betreffend, die er
t den wahren Grundsätzen der Architektur ver-
icht. Am Ende führet er noch die Urtheile andrer
großer Baumeister, als des Cäsare Cesariani,
org Vasari, Scamozzi, Blondels, Barattieri
s. w. über die Gebäude dieser Art an. Der
rf. dieses Versuchs ist der P. Frisi, Professor der
athematik zu Milano.

Venedig. Bey Albrizzi ist zu finden: Di una
tua disotterata appresso gli antichissimi
gni d'Abano & d'altri antichità ivi scoper-
&c. discorso di G. Z. V. Venezia: 1766. 4.
ese Statue ist 3 Fuß hoch, von Marmor und sehr
n gearbeitet. Der Verf. suchet zu beweisen, daß
ein Aesculap ist, welches so wohl der Ort, wo sie
unden worden, nämlich die Bäder von Abano,
auch die übrigen Kennzeichen zu bestätigen
inen.

Paris.

Nachtrag zu dem Kupferstichen vom vorigen Jahre.

Auf die Vermählung des Marquis de Marigny, Generaldirektor der schönen Künste in Frankreich hat Mr. Amand eine schöne allegorische Zeichnung verfertiget. Der Gott der Künste und die Göttinn der Schönheit reichen einander die Hände. Auf der letztern ihrer Seite hält eine der Grazien ein Paar Tauben, die sich schnäbeln und mit ihren Flügeln schlagen. Unter dieser Gruppe zeigen sich Hymen und Amor mit Blumenkränzen gefesselt. Eben diese umschlingen auch die Wappenschilder beyder Vermählten, die von dem Hymen und Amor gehalten werden. Die Enden dieser angenehmen Bande sind in den Händen der Grazien, und mitten in der Luft ist eine Menge kleiner Genien, die Scherze vorstellend, beschäfftiget, sie zu verlängern, indem sie neue Blumen ansetzen und daraus eine Krone flechten. Unten am Gemälde unter dem Apollo und der Venus sieht man die Künste auf diese Begebenheit aufmerksam. Ohne Zweifel wird die Schmeicheley, uns diese von Seiten der Kunst angenehme Zeichnung in Kupfer zu liefern, nicht vergessen.

Bey Buldet sind drey artige Vignetten zu Verzierungen, von Mr. Gravelot gezeichnet, und von Prevot und Desehrt gestochen zu haben; auf der ersten liegt ein Apollo am Fuße des Parnasses, und beschäfftiget sich mit Lesung von Versen: auf der andern umschlingen zween Genien verschiedne Lyren, die zu

Sinn-

Sinnbildern verschiedner Dichtungsarten dienen, und
as dritte zeiget drey kleine Kinder, die einen Blu-
enkranz halten, um eine Sammlung von Gedich-
n damit zu krönen.

Der Magistrat von Calais, der sich, wie be-
nnt, gegen den Mr. de Belloy schon so dankbar
r dessen Tragödie erwiesen, in welcher er die rühm-
he Begebenheit einiger ihrer Bürger zum Inn-
lte genommen, hat dieselbe noch auf eine andre Art
verewigen gesucht. Er hat nämlich dem Mr.
ollain bey der Königl. Malerakademie die Aus-
hrung eines grossen Gemäldes aufgetragen, das
f ihrem Rathhause soll aufgestellet werden. Mr.
Empereur hat einen Kupferstich geliefert, in wel-
em er den Ruhm des Dichters und Malers, die
Begebenheit zu vereinigen suchet. Den Hinter-
und füllt ein Monument auf antike Art aus, zum
ndenken des Eustache de Saint-Pierre und seiner
len Mitbürger errichtet. Dies ist durch ein Bas-
lief angezeiget, wo diese Helden vorgestellet wer-
n, wie sie der Sieger zum Richtplatze schicket.
an liest hier die Namen der vier bekannten Bür-
r unter dem Basrelief: die andern beyden schei-
n, außer etlichen Buchstaben, durch die Vergäng-
hkeit der Zeit und das Alter verwischt zu seyn.
orn wird ein Genius auf einer Wolke getragen, der
nen Medaillon von Mr. de Belloy hält, welchen
der Stadt Calais überreichet: diese ist durch eine
rau mit einer Mauerkrone bekränzt vorgestellet.
ie scheint ihn mit vieler Empfindung anzuneh-
en und setzt ihm eine Bürgerkrone auf, zu Andeu-

tung des Bürgerrechtes, das die Stadt Calais dem Mr. de Belloy gegeben. Drunter sitzt ein kleiner Genius, welcher in einer Hand das Wappen, und in der andern die Schlüssel der Stadt hält, mit den französischen Lilien bezeichnet; sein rechter Fuß stehet auf einem Hunde, als das Sinnbild der Treue der Einwohner. In der Entfernung sieht man das Meer mit Schiffen bedeckt, und von der Flotte Eduards eingeschlossen.

Neue Kupferstiche von 1767.

Januar. Auf Zeichnungsart ist von Demarteau ein allegorisches Kupfer nach einer Zeichnung von Cochin auf den Tod des Dauphin, erschienen. Die Unterschrift besteht aus folgenden Zeilen des Ausonius, die ihm zugleich zur Erklärung dienen.

Nempe quod iniecit fecreta modeftia velum
Scinditur, et vitae gloria morte patet.

Der Tod wird vorgestellet, wie er den Schleyer zerreißt, womit die Bescheidenheit des Dauphin seine Tugenden bedeckt hatte. Die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und übrigen Tugenden stehen auf dem Vordergrunde. Die Geschichte beschäfftiget sich mit Aufzeichnung derselbigen, und die Zeit, die ohne Sichel und mit gebundenen Händen erscheinet, soll anzeigen, daß diese Tugenden den Menschen unvergeßlich bleiben werden. Auf einem höhern Felse sieht man die allegorischen Figuren von Frankreich, und den Jammer so wohl des königlichen Hauses, als der Nation ausgedrückt. Der Dauphin erscheint in

einer

ner Art von Apotheose: sein Bildniß ist licht, aber hwach, welches seinen seligen Schatten anzeigen soll; die ganze Anordnung wird durch ein volles Licht ercuchtet, das von einer Glorie kömmt, welche das Wappen des in der Mitte stehenden Dauphins umiebt. Der Tod, der sonst eine so unangenehme Fiur auf einem Gemälde macht, ist so gestellet, daß ian nichts als eine große drapirte Figur sieht. Die ersonificirten Tugenden haben ihre Bedeutungszeien, und werden noch besser durch ihre edlen Figuen erkannt. Dieses Bild kann zu einem andern llegorischen Gegenbilde von eben diesem Künstler lenen, das vor zwey Jahren unter dem Titel, la justice qui protége les Arts, erschienen ist: beyde nd in Folio. Man erwartet von eben diesem Künstr eine heil. Catharine nach Petro da Cortona.

Schönau hat eine andre, nicht minder schöne llegorische Zeichnung über den vorher erwähnten Gegenstand verfertiget, auf welchem Frankreich in Thränen den Medaillon des Dauphins der Religion überreichet. Es öffnet sich der Himmel und der wige Vater nimmt diesen Fürsten in seine Arme auf. Der Genius des Hymen bey einer Urne und ein ndrer, der sich auf das Wappen des verstorbenen Dauphin stützt, drücken ihren Schmerz aus. Es st von Littret de Montigni gestochen, und ist 9 Zoll hoch und 6 breit. Der Preiß ist 3 Liv. drunter stehen die beyden Verse des Voltaire:

Connu par ses vertus, plus que par ses travaux,
Il sçut penser en sage, & mourut en héros.

Das schöne Bildniß des Cartesius von Flechner ist nunmehro erschienen, und machet die Liebhaber nach den Bildnissen des Racine und Moliere sehr begierig, mit denen er itzt beschäfftiget ist.

Lemire, der Kupferstecher, und Basan, Kupferhändler werden eine Svite von 140 Kupferstichen jedes zu 5½ Zoll hoch und 4 breit, mit der Einfassung liefern. Sie wird Gegenstände aus den Verwandlungen des Ovid, auf eine neue Art vorgestellet, und mit der größten Sorgfalt ausgeführet enthalten. Boucher, Cochin, Monnet, le Prince, Eisen, Gravelot, Moreau, werden die Zeichnungen dazu verfertigen, und die besten Künstler, als de Longueil, le Beau, de Launay, Simonet, Rousseau, Duclos, Ne'e, Massart und andre sie in Kupfer graben. Es sind bereits 30 Blätter davon fertig. Das Titelblatt von Eisen gezeichnet, stellet den Ovid in einem Rosenhayne, nebst einer Muse, die ihn begeistert, vor: Amor überreicht ihm eine Feder, die er sich aus seinem Flügel gerissen. Die Vertheilung wird allezeit in 4 Blättern von 6 Monat zu 6 Monat bestehen. Der erste Theil wird aus 38 Blatt bestehen, und zu Ende des Februar für 36 Pf. zu haben seyn. Der 2te, aus 35 Blatt für 24 Pf.: der folgende für 18 Pf. und der letzte zu eben so viel, zusammen 96 Livr., für diejenigen, die nicht unterschrieben haben 120 Livr.

Zu dieser Suite werden die gesammten Buchhändler einen schönen Abdruck des Ovid, mit der gegenüberstehenden Uebersetzung des Abt Banier mit

Vignet-

gnetten von Choffart in 4 Bänden in 4to lie-
t, der ebenfalls auf Subscription wird verkauft
den.

Les premiers pas de l'Enfance & la Mere
intercede, zwey Kupfer 18 Zoll hoch und 13
t nach J. E. Schönau, sind von Cl. Düflos
ochen; jedes kostet 4 Livr.

Nach Vernet ist von Düret erschienen, L'ar-
ée des Pêcheurs, 17 Zoll in der Breite und 12
): es wird um 36 Livr. verkauft.

Februar. Le Pont de Vôges, ein neuer
pferstich von Jean Baptiste Michel nach Bar-
lome'e gestochen, 12 Zoll hoch und 18 breit ver-
nt seiner guten Haltung wegen angezeiget zu wer-
. Es stellt eine Landschaft vor und eine hölzerne
ücke, über die ein Hirte seine Heerde treibt.

Mr. Gautier Dagoti Königl. Anatomist,
ot Blumen und Pflanzen in Kupfer, nach ihren
ürlichen Farben gestochen, mit Erklärungen aus,
h dem System des Tournefort und Linnäus:
14 Tage liefert er 4 Blätter, wovon jedes 15
ous, für die Subscribenten aber nur 12 Sous kostet.

Wir haben zu einer andern Zeit die erste Ab-
ilung des Almanach Iconologique, des Mr.
avelot angezeiget, welcher die allegorischen Fig
der Tugenden nach seinen Erfindungen und
chnungen von den besten Künstlern gestochen, ent-
t: das vorige Jahr ist bereits die 3te Abtheilung
von erschienen.

Neue

Neue Schriften aus Frankreich.

Catalogue raisonné des Tableaux, desseins, estampes & autres effets curieux, après le décès de Mr. *de Julienne*, Ecuyer, Chevalier de St. Michel, & honoraire de l'Academie royale de Peinture & de Sculpture: par *Pierre Remy*. On a joint à ce catalogue celui de porcelaines, tant anciennes que modernes, des laques les plus recherchées, des riches meubles du célèbre Ebéniste *Boule*, & autres effets, par *C. F. Julliot*. A Paris, chez *Vente*, Libraire 1767. Vol. in 12. Das Cabinet von Gemälden aus verschiednen Schulen, Zeichnungen, Kupferstichen, Figuren von Marmor, Metall, Alabaster, Porphyr und Thon, sowohl als von Gefäßen aus verschiedenen Materien, ingleichen Porcellainen und kostbaren Möbeln des Herrn de Julienne, ist unstreitig das schönste in Frankreich von Privat-Cabinettern gewesen. Das Verzeichniß davon ist mit Einsicht gemacht, welches den Kennern um so viel angenehmer seyn muß, da diese kostbare Sammlung durch den Verkauf nunmehr zerstreuet wird.

L'Almanach des Muses, 1767. chez Vallat la Chapelle. (170 pag.) Dieser Almanach verdienet deswegen eine Anzeige, weil er die besten flüchtigen Poesien, die im vorigen Jahre erschienen sind, und zugleich ein Verzeichniß aller in ebendemselben herausgekommenen Gedichte mit kurzen Urtheilen über ihren Werth enthält: man kann ihn als

eine

ine französische poetische Bibliothek ansehen, da er
es künftige fortgesetzet werden soll.

Octave & le jeune *Pompée*, ou le Trium-
irat, avec des remarques sur les proscriptions,
hez Lacombe, in 8vo. Dieses Stück ist vor
inigen Jahren aufgeführet worden. In den Cha-
akteren ist Wahrheit und Stärke: der Plan ist mit
ieler Kunst ausgeführet, und in sehr schöne Verse
ingekleidet.

Dictionaire du vieux langage françois &c.
'ar Mr. de la Combe. Unter den vielen Wör-
erbüchern, die in Paris von allen möglichen Dingen
rscheinen, war es wohl der Mühe am ersten werth,
ns eines von veralteten französischen Wörtern zu
eben, und der Verf. hat dieses auf eine des Bey-
alls würdige Art gethan. Wie sehr möchten wir
vünschen, daß dieses jemand in Ansehung unsrer
eutschen Sprache unternehmen möchte und könnte!
vas für seltne Vortheile in Ansehung der Sprache
vürden wir uns davon versprechen können.

Traité général des élémens du chant;
ar Mr. l'Abbé de Lacassagne. Chez la veuve
Duchesne. 1766; in 8vo très bien gravé.
Man rühmt an diesem Buche, daß der Verf. die
ewöhnliche Weise die Musik zu lernen jedermann
ißlich gemacht habe, indem er die Grundregeln des
Gesanges auf die simpelste Weise angegeben, und
llezeit seine Lehren durch die besten Beyspiele unter-
tützet habe. Den Tonkünstlern kömmt es zu, da-
on zu urtheilen.

Recueil

Recueil de Romances historiques, tendres & burlesques, tant anciennes que modernes, avec les airs notés; in 8vo 1767. Par M. de L. Wir haben die französische Anthologie des Hrn. Monnet zu seiner Zeit angezeiget: gegenwärtige Sammlung von Romancen kann man als eine Fortsetzung ansehen, die auch in Ansehung des typographischen Theils mit jenem gleiche Vorzüge hat: das Titelkupfer ist von Eisen und Longueil.

La Déclamation Théâtrale, poëme didactique, en trois chants, précédé d'un discours de 30 Pag. A Paris, de l'Imprimerie de *Sébastien Jorry*. 1766. un vol. in 8vo de 128 pages. Wir haben schon vor einigen Jahren den Versuch des Hrn. Dorat über die theatralische Deklamation, wo er blos das Trauerspiel zu seinem Augenmerke gemacht hatte, angezeiget. Dieser Versuch machet itzt den ersten Theil eines viel ausgebreitetern Werks aus, das die Tragödie, Comödie und Oper begreift. Nach dieser Abtheilung besteht es aus drey Gesängen; jeder ist mit einem schönen Kupferblatte gezieret: sie stellen die drey Musen vor, die diesen drey Gattungen der dramatischen Poesie vorstehen, wovon jedem ein Gesang bestimmt ist: ein wichtiges Buch für eine theatralische Bibliothek, von dem wir im nächsten Stücke mehr sagen werden.

Iconologie historique & nouvelle, inventée par *Jean Charles Delafosse*, Architecte & Professeur de dessein: contenant les attributs

les hiéroglyphiques, qui ont pour objet les quatre élémens, les quatres parties du monde, & les complexions de l'homme. Unter dieser Abtheilung werden hier alle Attributa begriffen, die die verschiednen Völker, ihre Religion, chronologische Epoken so wohl aus der alten, als neuern Geschichte, die Tugenden, Leidenschaften, Thaten, Regierungsformen, Künste und Talente in sich schliessen. Der Verf. hat sie hauptsächlich zusammen gesetzet, daß man sich ihrer bey allen möglichen Arten von Verzierungen, als Springbrunnen, Frontispicen, Pyramiden, Thürstücken, Einfassungen, Medaillons, Trophëen, Vasen, Grabmählern, Uhren u. s. w. bedienen kann.

Lettre de *Sapho à Phaon*, précédée d'une Epitre à Rosine & d'une vie de *Sapho*, & suivie d'une traduction en vers des ouvrages de ce Poëte: par M. *Blin de Sainmore*. Chez *Jorry*. (32 pag.) Dies Werk gehöret zu der Sammlung der Heroiden dieses Verfassers, die durch die typographische Schönheit einen so grossen Reiz fürs Auge haben. Das vorstehende Kupfer hat Gravelot gezeichnet, und Aliamet gestochen, die Vignette darunter ist von Henet nach Eisen.

La Conquête de la terre promise, poëme par M. L'Abbé B . . . Deux Vol. in 12. 1766. Wer die Hauptzüge der heil. Schrift, mit viel poetischen Malereyen und Beschreibungen, vorgestellet lesen will, dem kann gegenwärtiges weitläuftiges Gedicht ein Vergnügen machen.

Pierre

Pierre le Grand, Tragedie. Chez l'Esclapart &c. in 8vo 1766. Diese Tragödie hat die Hinrichtung des jungen Czaarovitz zum Gegenstande. Die Personen sind gut charakterisiret, die Versification aber bisweilen sehr vernachläßiget.

Odes nouvelles & autres poésies, précédées d'un discours sur l'ode & suivies de quelques morceaux de prose: par M. *Sabatier*. Chez *Jorry*, & *Delalain*. Da der Verf. dieser Oden, die allerdings unter die besten von neuern französischen Dichtern gehören, auch über die deutschen Odendichter sein Urtheil gegeben, so müssen wir davon, wegen Mangel des Raums, mehr zu sagen auf einandermal versparen.

Neue theatralische Stücke.

Wilhelm Tell, ein neues Trauerspiel von M. le Miere, ist bis zum 3ten Jänner siebenmal hinter einander aufgeführet worden. Man tadelt mit Recht an diesem Stücke, daß, indem sich der Verf. zu genau an die Geschichte gehalten, sein Stück zu viel Erzählung und zu wenig Handlung, und mehr wahres, als wahrscheinliches habe, daß es mehr die Neugierde reize, als das Herz rühre.

Den 29sten Januar ist auf dem französischen Theater zuerst Eugenie, in 5 Akten und in Prose aufgeführet worden: der Beyfall ist inzwischen nicht groß gewesen, ob man gleich verschiedenen guten Scenen und Situationen Gerechtigkeit muß wiederfahren lassen.

Engli-

Englische Kupferstiche.

London. Von der großen Boydelschen Sammlung von Kupferstichen ist uns nunmehro dieser siebende Heft ganz zu Händen gekommen, es enthält solcher nachfolgende Stücke:

N. 29. Tobias's nuptial Night, des jungen Tobias Hochzeitnacht, nach le Sueur von Ravenet. Tobias sitzet auf einem Knie vor einem Caminfeuer, darinn er die Stücke der Fischleber geworfen. Oben im Rauche entweichet Asmodi, welchem Tobias mit Erstaunen nachsiehet, und der hinter ihm stehende Engel, mit ausgestrecktem Arme und ernster Mine den Abzug befiehlet. Die Braut sitzet am Fuße des Ehebettes, das Haupt gestützet und voller Bekümmerniß. Der Stich ist sauber, wie alles von diesem Meister, nur etwas steif.

N. 30. Joseph interpreting the Dreams of Pharaoh's Chief Butler and Baker, Joseph, wie er dem Obersten Schenken und Becker des Pharao die Träume ausleget, nach Spagnoletto von Bannermann. Ein starkes Stück, worinn die besondere Manier des Meisters fürtrefflich ausgedrücket ist.

N. 31. Mercury & Battus, in einer Landschaft vom Claude Lorrain durch James Peak gestochen, warm und sehr schön.

N. 32. The Queen of Sheba's Visit to King Solomon, der Königinn von Seba Besuch bey dem Könige Salomo, nach le Sueur von Gabriel Smith. Ein mittelmäßiges Stück, und noch zur Zeit das geringste in dieser Sammlung.

N. 33. The finding of Cyrus, nach Castiglione, ist schon angeführet.

N. 34. Helena Forman Rubens's second Wife, nach van Dyck durch F. Chambars, dessen Griffel aber für den weichen, markigten Pinsel des Malers etwas zu stark zu seyn scheinet.

An einzelnen Neuigkeiten hat sonsten eben dieser Boydel, in großem Formate geliefert:

Isaac blessing Jacob, nach Spagnoletto von C. Phillips, in schwarzer Kunst, von ausnehmender Stärke sowohl im Ausdrucke der Charaktere, als insonderheit in den muskulösen Theilen des mehrentheils entblößten alten Isaacs.

Friedrich Heinrich Prinz von Oranien und dessen Gemahlinn Amalia von Solms, diese sitzend, und jener stehend, mit vielen Beywerken, nach Jordans von J. van Rhymsdyck, gleichfalls in schwarzer Kunst, von gutem Ausdrucke, doch ungleich härter als das vorhergehende. Ein Stück, das sonsten zu

Ergän-

Ergänzung des Hecquetischen Verzeichnisses von den Werken des Jordans dienen kann.

Ein Bruststück nach Rembrant von Wilh. Pether, in schwarzer Kunst, eines der schönsten, sowohl des Malers als des Kupferstechers. Der Abdruck, den wir vor uns haben, ist annoch ohne Unterschrift: Boydel hat es aber in einem Verzeichnisse the studious Philosopher genannt. Vielleicht mit Unrecht, da man so wenig dem Kopfe selber, als seiner Beschäfftigung, das geringste philosophische beylegen kann. Er hält vielmehr, in der, auf einem Küssen ruhenden rechten Hand eine Rolle, vermuthlich Zeichnungen oder Kupferstiche, und es scheinet des Rembrants eignes Portrait zu seyn, welches mit seiner bekannten Mütze und Kette gezieret, und dem, von ihm selber geätzetem Stücke N. 26. im Gersaintschen Catalogo sehr ähnlich ist, obwohl man darinnen mehr Jugend und feinere Gesichtszüge findet.

Das Portrait der itzigen Königinn von Dännemark, Caroline Matilde, nach Cotes von Watson, auch schwarze Kunst, sehr ähnlich, angenehm und sauber.

Vier neue Aussichten von London, durch Sandby gezeichnet, und Rooker gestochen, die, bey der größesten Wahrheit, nicht ohne Kunst sind:

1. Der Eingang zum Pallast St. James.

2. Scotland Yard nebst einem Theile von Whitehall.

3. Die Abendseite von der kleinen Paulskirche in Coventgarden, darauf ein Leichenbegängniß sehr natürlich angebracht ist.

4. Ein Stück der neuen Brücke über die Themse zu Black Fryars.

Ein kleiner Kopf des Cromwels nach dem, für das ähnlichste gehaltenem Originale desselben, so in Sidney College zu Cambridge verhanden, von P. S. Lamborn geätzet.

Einige der folgenden Stücken haben wir zwar schon im 3ten Bande unserer Bibliothek auf der 161 und folgenden Seite angezeiget: vielleicht wird es aber den Liebhabern der Kunst nicht unangenehm seyn, wenn wir ihren Innhalt noch umständlicher angeben, und unser Urtheil darüber beyfügen, da wir sie itzt selbst in Händen haben.

1. The Lord of the Vineyard paying his Labourers, der Herr des Weinberges, welcher seine Arbeiter bezahlet, nach Rembrant, durch Wilh. Pether, in schwarzer Kunst, ein großes Stück, darinn der Geist des Malers, und seine besondre Stärke des Helldunkeln herrlich ausgedrücket ist. Der Herr des Weinberges sitzet am Tische, darauf Geld und ein Buch lieget, und daran sein Schreiber sitzet, welcher

welcher auf einem Pulte das Rechnungsbuch vor sich hat, darinn er die Ausgaben anschreibet. Einer der Arbeiter nimmt mit der einem Hand seine Mütze ab, und zeiget mit der andern dem Herrn sein empfangenes Stück Geld, mit einem Gesichte, das die Unzufriedenheit anzeiget. Der Herr aber blicket ihn mit einem Ernste an, der den vollen Ausdruck: Siehest du darum so scheel, zu Tage leget. An der andern Seite, in größerer Entfernung findet sich ein Gruppo von andern Arbeitern, die über ihren Lohn in Berathschlagung stehen. Das Original ist in der Sammlung des Hrn. Henrich Isaacs, und muß ganz vortrefflich seyn.

2. The Boy and Pidgeons, der Knabe mit den Tauben, nach Franc. Mola durch Charles Phillips, gleichfalls schwarze Kunst, und fast in eben der Größe, nicht minder schön als das vorhergehende. Der Knabe, so vor einem großem Tisch oder Steine auf den Knien lieget, und eine Taube mit beyden Händen hält, ist insonderheit in der vollen Ründung und Unschuld des Alters ausgedrücket.

3. Mr. Foote in the Character of Major Sturgeon, eine Scene aus dieses beliebten Schauspielers Lustspiele *the Mayor of Garrat* sehr natürlich von Zoffany gemalet, und von Haid in schwarzer Kunst gestochen.

4. Mr. Garrick in the Farmers return, von eben diesen Meistern, doch weicher wie das vorherge-

hergehende. Es ist gleichfalls ein Auftritt aus dem benanntem Lustspiele des Garrick, nämlich, wie er mit einer Pfeife am Tische sitzend, seiner Familie bey der Zurückkunft von London, alles was er dort gesehen und gehöret, erzählet. In beyden Stücken sind die Hauptpersonen sehr ähnlich, und die Handlung nach der Natur vorgestellet.

5. Mr. Garrick and Miss Bellamy in the Characters of Romeo and Juliet, von Wilson gezeichnet und Ravenet gestochen, ist zwar schon 1763 herausgekommen, verdienet aber noch eine Anzeige. Es ist die Scene des Trauerspieles, da Juliet, nach genommenem Schlaftrunke für todt in das Begräbniß der Capulets gebracht worden und daselbst lieget. Romeo welcher sie wirklich verschieden glaubet, will nach genommenem Gifte in demselben Grabe ihr zur Seiten ruhen. Er findet den Paris unbekannt vor der Thüre, und nachdem er ihn im Duell entleibet, dringet er ins Grab hinein, da er die Juliet anredet. Sie fähret auf und dies ist ihre Stellung, darinnen der widerseitige Affekt stark ausgedrücket ist. Man hat den Garrick mehrmalen in seinen Lieblingsscenen gestochen, und dieses ist eines der schönsten Stücke.

6. 7. Zwey Landschaften nach Berchem von Boydel, sauber und gut gerathen.

8. Andro-

8. Andromache occisum Hectora luget, von einem in Rom sich aufhaltenden Englischen Maler, Gavino Hamilton, auch daselbsten von Dominico Cunego 1764 gestochen, so aber itzt in London verkauft wird. Ein schönes Stück, von reicher Zusammensetzung und voller Figuren, die alle den angemessensten Ausdruck haben. Wir haben eben dieses Malers schon im 5ten und 12ten Bande der Bibliothek mit verdientem Ruhme gedacht, und von ihm seitdem einige Portraits in historischen Vorstellungen gesehen, die ihn, als einen großen Meister darstellen.

Wegen Mangel des Raums müssen wir die achrichten von neuen englischen Schriften bis aufs chste Stück versparen, das ehestens folgen soll.

Druck-

Druckfehler und Berichtigungen im III. B. 2 St. der N. Bibl.

S. 349. Satire di Benedetto Manzini, soll *Menzini* heissen.

S. 358. L'Europe illustre: add. Die ersten 3 Bände dieses Buchs sind schon im Jahre 1755 durch den Kupferstecher Odieuvre mit Lebensbeschreibungen von M. Dreux du Radier herausgekommen. Die Bildnisse sind von verschiedenem Werthe, doch größtentheils ganz gut und von großen Meistern. Der Verleger hat aber vermuthlich eine Menge alter Platten gehabt, davon er schwache Abdrücke darunter gemengt, wie denn verschiedene von Cl. Mellan sind.

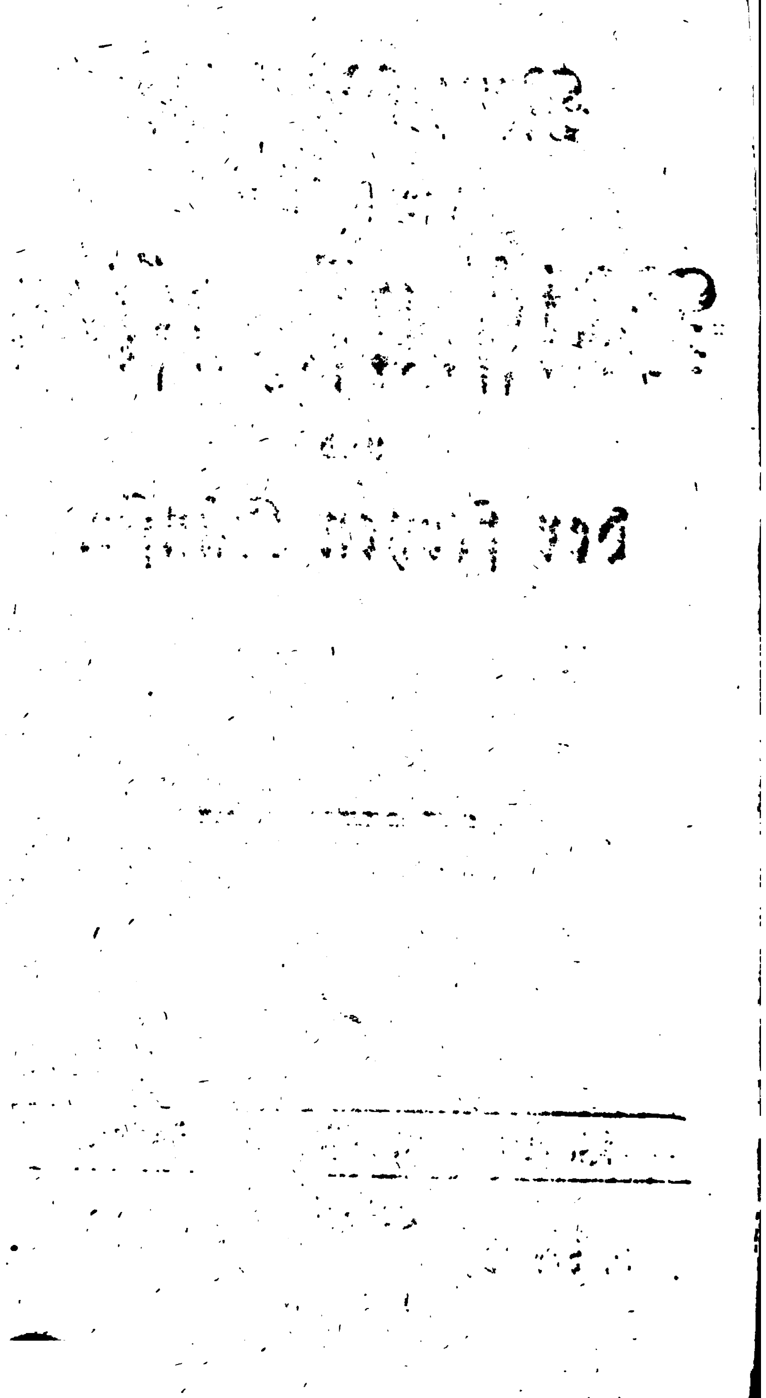
S. 359. L'embarquement des Vivres d'après Berchem par le Bas, welches als das neue Stück angegeben wird, ist das alte Stück; hingegen l'ancien Port de Gênes, dessen Gegenbild, erst kürzlich zum Vorschein gekommen.

S. 362. Z. 3. Schettius, eine französische Verhunzung des Namens, der eigentlich Schelte à Bolswert heißt.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Vierten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1767.



Innhalt.

)(2 Straß-

Italien. 1

Varié-

Feriae

I.

Nachricht von der Kunstsammlung des Hrn. General von Walmoden zu Hannover.

Der Herr Generalmajor von Walmoden, der sich gegenwärtig als Chur-Hannöverischer Gesandter in Wien befindet, hat frühzeitig ngefangen, Werke der Kunst zu schätzen und zu ımmlen. Sein Aufenthalt in England und seine ernachmals gethanen Reisen durch Deutschland, rankreich und Italien haben ihm ungemein gute Gelegenheiten dazu an die Hand gegeben, die sich estlich nicht allen Liebhabern darbieten, und dann ielleicht von einem jeden nicht auf eine gleich gute lrt würden genützet worden seyn. Der gute Gehmack bleibt immer ein besonders Geschenk des Himmels. Die Erziehung kann ihn bilden, nicht rschaffen: und in beyden Fällen ist er dennoch oftıals eine völlig fruchtlose oder doch gefährliche Neiung, wenn die äußern Glücksumstände sie nicht beleiten und erleichtern. Diese fallen sehr wenigen ı Theil, und daher müssen es die übrigen Liebhaber, Künstler und Gelehrte, dankbarlich und mit Freuen erkennen, wenn die Vorsehung ihrem Vaterlande Kenner und Freunde der Künste schenket, die fähig, eneigt und im Stande sind wohlgewählte Kunstımmlungen anzulegen, und diese nicht wie Gräber

der Künste zu verschliessen, sondern ihnen auch von Zeit zu Zeit und zu einem unschädlichen Gebrauche zu eröffnen: — Nicht ein jeder kann nach Corinth oder nach der Schule der Künste, nach Rom, gehen: und da eben dieses und der bisherige Mangel guter und bekannter Antiken- und Schildereyensammlungen vielleicht mit eine Ursache ist, daß sich so wenige unsrer hiesigen Künstler über das Mittelmäßige erheben, so hätte ich hier zwar eine gute Gelegenheit meiner Hochachtung für den Herrn General von Walmoden, und meiner Dankbarkeit für die hieher gebrachte treffliche und lehrreiche Sammlung, auch Namens der hiesigen Künstler und meines Vaterlandes, freyen Lauf zu lassen, ich will mich aber für itzt damit begnügen, diese Sammlung kürzlich zu beschreiben, damit man auch hier finden lerne, was man sonst nicht gesucht haben würde.

Einer zahlreichen und schönen Bibliothek nicht zu erwähnen, bestehet diese Sammlung aus Schildereyen, Zeichnungen, Kupferstichen, Statuen und einigen geschnittenen Steinen: und erstere, die Schildereyen, mehrentheils aus der in Braunschweig erkauften Berkelmannschen, und der ungleich ansehnlichern in Avignon erstandnen und bekanntern Sammlung des Chevalier Mornas, welche in Italien noch ansehnlich vermehret worden. Ich erwähne ihrer für itzt nur kürzlich, weil der Herr General einen großen Theil derselben mit nach Wien genommen, und von denen allhier zurückgelassenen einige sehr schöne und Hauptstücke an seinen Herrn

Bru-

Bruder, den Herrn Cämmerer von Walmoden, der
leichfalls ein großer Kenner ist, abgetreten hat.

Unter denen Zeichnungen, welche sich gegenwär-
ig auch in Wien befinden, ist eine aus einigen hun-
ert Stücken bestehende Sammlung von Original-
Handzeichnungen des bekannten französischen Land-
haftsmalers Vernet, welche er auf seinen Reisen
n Italien nach der Natur verfertigt, vorzüglich
henswerth. Sie fand sich unter der Verlassen-
haft von Vernets Bruder, die bey des Hrn. Gene-
als Aufenthalt in Neapel öffentlich versteigert
urde.

Die Kupferstichsammlung ist sehr zahlreich;
nd bestehet, außer dem ganzen Verlage der Calco-
rafia Apostolica, und den wichtigsten Museis
nd in Kupfer gestochenen Gallerien und Werken,
us einer großen Menge einzelner nach den Schu-
n gesammleter und in Ordnung gebrachter Blätter.
Unter den erstern sind die Pitture di Ercolano,
o weit sie herausgekommen, die Galeria Fioren-
ina, und alle Werke des Piranesi, die nunmehro
llein schon zehn Foliobände ausmachen, das merk-
würdigste. Unter den einzelnen Blättern sind es
Hogarths, Callots und Rembrandts fast vollzählige
Werke, in denen nicht nur die seltensten, sondern auch
iele bisher noch nicht bekannte Stücke dieser Mei-
ter in die Augen fallen, und für den grotesken Ge-
hmack der Modeliebhaber vielen Reiz und zum
Theil auch vieles Verdienst haben.

Die Statuen, welche sämmtlich hier zurückgeblieben, und in einem Saale des an der Herrnhäuser Allee gelegnen Walmodenschen Gartens aufgestellet worden, sind die vornehmste Zierde der ganzen Sammlung. Daß es unendliche Schwürigkeiten habe, etwas ansehnliches von guten und alten Statuen zusammen- und aus Italien herauszubringen; und daß man aus dieser Ursache so wenig gutes von der Art Kunstwerken in Deutschland und besonders in diesen Gegenden zu sehen bekömmt; dieses giebt diesen Statuen für uns und alle deutschen Kenner und Künstler einen doppelten Werth, und verbindet mich ihrer weitläuftiger zu erwähnen, und einige Hauptstücke näher zu beschreiben. Ich will sie Stück für Stück namhaft und mit den Antiken den Anfang machen.

I.

Perseus und Andromeda, ein altes Gruppo von weissem Marmor, in Lebensgröße.

Der Künstler hat den Augenblick gewählet, da Andromeda von ihren Fesseln und der Todesangst befreyet worden, und von dem Felsen, an welchem sie ohne des Perseus Liebe und Heldenmuth einen grausamen, unvermeidlichen und unverdienten Tod hätte erwarten müssen, zu ihrem Erretter und Liebhaber herabsteigt. Perseus empfängt sie mit seiner rechten Hand. Das besiegte Ungeheuer liegt zu beyder Füßen.

Daß

Daß dieser Augenblick weislich gewählet und
allen, welche die Fabel der Andromeda an die
d giebt, für den Meissel der beste und schicklichste
brauche ich nicht auszuführen. Mehr Hand-
würde den Ausdruck verdorben und wild ge-
t haben. Auch hat der Künstler einer alten
nen Arbeit im Pallaste Matthäi zu Rom [1])
Püget in seiner zu Versailles stehenden Gruppe
ben desselbigen bedienet.

Wie unser Künstler ihm Genüge geleistet? dies
ne andre Frage. Verwöhnte oder halbe Kenner
gen, daß der Blick und die Mine der Andro-
nichts sage, denn sie finden darinn keinen starken
so stark ausgedruckten Affekt, daß sie ihn so
und ohne zu denken mit Namen nennen und mit
den greifen könnten. Aber welchen Affekt hätte
er Künstler in einem so hohen Grade geben sollen
müssen? Die ängstlichste Furcht vor einem un-
eidlichen Tode, wozu ein harter Orakelspruch
stimmt hatte; das grausame Bewußtseyn, daß
nselben für die Thorheiten ihrer eignen eitlen
ter erleiden müsse; und Schaam und Verwir-
, halbnackt und als eine Missethäterinn dem
e des schönen Helden blosgestellt zu seyn, hat-
wenige Augenblicke zuvor ihr zärtliches jung-
iches Herz bestürmet. Die ganz unerwartete
feurige Anerbietung des liebenswürdigen, ge-
ten und göttlichen Fremdlings, sie erstlich von

 dem

[1]) Admiranda Rom. Antiquit. — a J. S. Bartolo de-
ineata. Romae 1692. Tab. 30.

dem auf sie zu brausenden Seeungeheuer zu befreyen und alsdann mit den anständigern Ketten der Liebe zu binden, hatte ihre Verwirrung nur noch durch Erstaunen und Verwunderung vermiehren müssen; welches alles, nebst dem Wehklagen der Ihrigen, so lange der darauf folgende Kampf des Perseus mit dem Ungeheuer noch fortdauerte, sie natürlicher Weise vor Furcht und Erwarten völlig außer sich bringen mußte. Die Gefahr ist aber nun auf einmal vorbey. Das Ungeheuer ist glücklich erlegt, und liegt mit einem noch gegen sie gerichteten Rachen zu ihren Füßen; und Perseus biethet ihr seine siegreiche rechte Hand, den zweyten Theil seiner Versprechung wahr zu machen. Man denke sich in der Andromeda Stelle, oder man erinnere sich derer Missethäter, die statt des erwarteten tödtlichen Streiches Begnadigung erhalten; so wird man es begreiflich, natürlich und vortrefflich finden, daß sie der Künstler gleichsam als von einem Traume erwacht und betäubt, und ohne Merkmaale der Dankbarkeit, Freude und Zärtlichkeit vorgestellet habe. Ein vor Zärtlichkeit schmachtender Blick, eine entzückte Dankbarkeit, eine lebhafte Freude, wären bey ihren Umständen, bey ihrer gesunden Vernunft und hohen Stande unwahrscheinlich, unnatürlich und ein Uebelstand gewesen. Alles was der Künstler, der Kenner des menschlichen Herzens, der Freund der Wahrheit thun konnte, war dieses, daß er sie dem Perseus auf eine mechanische Art mit noch furchtsamen, wankendem Schritte, so wie er gethan, entgegen gehen ließ, und daß er durch die anscheinende Ruhe in

ihren

n Gesichtszügen die auf den kurz vorhergehenden
urm erfolgte Stille ihrer Seele ausdruckte, die
, glücklichen Perseus, wie die Morgenröthe den
g, alle jene belohnenden Empfindungen verspricht
dem Zuschauer sie erwarten heisset.

Perseus ist eben so meisterhaft geschildert. Er
ımt von dem zweydeutigen Gefechte zurück, den
n seiner Heldenthat in der schönen Andromeda zu
ofangen. Die an den Händen, Armen und
inen sanft durch die Haut hervortretenden Adern
Merkmaale, daß er vom Gefechte noch erhitzt
Er ist eilfertig. Er hat sich noch nicht die
t genommen, den Medusenkopf, der hier wie auf
gen Gemmen [2]) geflügelt, aber durch den Tod
stellt, abgebildet worden, von sich zu legen. Er
ihn noch in der linken Hand; aber von sich und
Andromeda abgekehret. Mit der rechten Hand,
in die Höhe gerichtet ist, unterstützet er die be-
de und mit furchtsamen Schritten sich ihm nä-
nde Andromeda. Sein Blick ist zärtlich und
wartungsvoll aufwärts gegen sie gewandt. Man
ubt in selbigem aber zugleich die freudige Empfin-
ıg einer glücklich überstandenen Gefahr und eine
visse heimliche Zufriedenheit über sich selbst zu ent-
ken, so wie sie sich für einen Sohn Jupiters
ickte, und einem siegreichen Helden zukam, der sich
ıes Werthes und Ursprungs bewußt und auf bey-
s bey andern Gelegenheiten eifersüchtig war.
ein Schritt, womit er sich dem schönen Mädchen
 nähert

2) Stosch pierres gravées Tab. LXV.

nähert und zugleich das erlegte Ungeheuer niedertritt, ist entschlossen, männlich, belebter und sicherer als der ihrige. Sein ganzer Körper ist in einer leichten, anständigen Bewegung und so, wie seine Seele, ganz auf die Andromeda gerichtet. Ein Liebhaber mit minder lebhaftem Affekte würde vielleicht, wenn er auch jemals für seine Schöne hätte siegen können, das gefährliche Bild der Meduse, so wie sein vom Blut triefendes siegreiches Schwerdt, erst sorgfältig bey Seite gelegt haben; und, wäre er in unsrer neuen Welt zu Hause, vielleicht erst gar die schönste und wohlriechendeste Gestalt angenommen haben, ehe er sich unterwunden sich seiner Gebietherinn ehrerbietig zu Füßen zu werfen. Perseus dampft dagegen vielleicht noch von dem Kampfe, den er für die Seinige übernommen und vollbracht hatte. Seine Flügel an Kopf und Füßen triefen vielleicht noch von dem Blute und Wasser, welches das verwundete Ungeheuer nach ihm in die Höhe gesprützet; denn bey seiner Liebe, Erwartung und Siegesstolze, war jenes der anständigste Wohlgeruch für seine Geliebte und dies der natürlichste Schmuck für ihn. Seine Eilfertigkeit ist eine edle Natur und glücklich der Künstler, der wie der unsrige sie kennet und zu schildern weis!

Dieses ist das Bild der Seele, des Herzens und des Geistes, welche die Fabel und nach selbiger die Imagination des Künstlers beyden Figuren gegeben hat; und so glücklich wie er in dem schweren Ausdruck derselben gewesen, eben so glücklich ist er in der Bildung ihrer körperlichen Schönheit.

Andro-

Andromeda ist ein liebenswürdiges Mädchen, [di]es, nach der nicht überflüssigen Völligkeit ihrer [K]räfte und der weichen Rundung ihrer schönen [W]angen zu urtheilen, siebenzehn bis achtzehn Jahre [er]reichet haben mag. Das Profil ihres Kopfes ist [un]gemein schön. Er ist nach einem hohen Ideal [ge]arbeitet. Sie wird bey einem jeden, der sie sieh[t], ein Herz hat und ihr Schicksal weis, die sanften [...]n Regungen und, wie in dem Busen des Perseus, [Lie]be und Mitleid erregen.

Non duris digna catenis
Sed quibus cupidi inter se jungantur amantes.

[I]n dem Ideal ihrer Bildung, die völlig griechisch [ist], hat sich der Künstler von der Tradition des Ovidius, die er ohnedem vielleicht nicht kannte, und mit [R]echt, entfernt. Hätte er derselben so sklavisch ge[fo]lgt als der Erfinder der Figuren im Temple [d]es Muses, so hätte er, wie dieser die Andromeda [zu] einer Mohrinn mit gepletschter Nase machen müs[se]n: denn Ovidius lässet den Perseus, um sie zu freyen

inter Aethiopum populos Cepheiaque arva,
Metam. IV. 667.

[ge]langen, und nennet sie in der Heroide der Sappho [a]n den Phaon

patriae fuscam colore suae;

[ob]gleich Strabo, Josephus, Mela und Plinius ein[m]üthig berichten, Cepheus, ihr Vater, sey König zu [Jo]ppe in Palästina gewesen, woselbst, wenn die Ueber-

bleibsel der Kette, mit der sie an dem Felsen gefesselt worden, ja selbst die Knochen des durch den Perseus erlegten Ungeheures zum Theil noch zu ihrer Zeit vorgezeiget habe. Shaw versichert von den an der barbarischen Küste wohnenden Völkern, und besonders von ihren Weibern, daß man sie selbst in England für schön halten würde, und daß sie die weisseste Haut hätten, die man sich nur vorstellen könne g). Ovidius, und die so ihm in der Bildung der Andromeda folgen mögten, irret also auf alle Art; und verständigen Künstlern mag auch dieses ein Beyspiel seyn, daß Dichter mit Vorsicht und Geschmack und nicht mit sklavischer Dienstbarkeit und Treue nachgeahmt werden müssen.

Die Bildung des Perseus verräth mehr als einen gemeinen Jüngling — einen Helden, der schon große Thaten gethan, und noch mehrere versprach. Er ist gedrungen und stark, ohne herkulisch zu seyn. Seine Muskeln sind stärker angedeutet als bey gemeinen männlichen und menschlichen Figuren; Bey Göttern, welche sich auch die alten Künstler aus einer feinern und unvergänglichen Substanz bildeten, liegen sie, zum Merkmaale einer ewigen unvergänglichen Jugend, mit der Haut weicher zusammengeschmolzen. Seinem Kopfe hat der Künstler eine so reizende, feine, jugendliche und doch männliche Schönheit zu geben gewußt, daß der Blick des Liebhabers mehr auf ihn als die Andromeda geheftet bleibt,

g) In seinen physischen Anmerkungen über Algier und Tunis im 3ten Kapitel.

ribt, und daß man eben dadurch empfindet, Per=
us sey die Hauptfigur und von einem edlern Ge=
schlechte als Andromeda. Er war ein Sohn Jupi=
ers und sie eine Tochter eines gemeinen Königes.
er höchste Grad der Heldenschönheit, da wo sie
it der göttlichen gränzet, lässet sich vielleicht nir=
ends sinnlicher zeigen und lebhafter empfinden als
en in dem Contrast der Köpfe dieser beyden Figuren.

Sie sind beyde sehr einfach und leicht bekleidet,
ndromeda mit einem über die linke Schulter gewor=
nen und bis auf die Hüften heruntergefallenen Ge=
ande, und Perseus mit einem kurzen Heldenman=
, der auf seiner rechten Achsel mit einem Knopfe
sammengehangen ist und nichts als seine Schultern
d den Rücken bedecket.

In dem Haarschmucke der Andromeda herrschet
eichfalls eine ungemeine Einfalt. Sie sind über
r Stirne seitwärts zurückgeschlagen, und hinten
einen Knoten zusammen gebunden.

Das Seeungeheuer ist als eine Nebenfigur
lecht und nachläßig weg gemacht. Der Kopf des=
ben hat einen langen Saurüssel; der Hintertheil
mit Schuppen und Floßfedern versehen. Ich
erlasse es größern Alterthumsverständigen als ich
n, mit kritischer Richtigkeit zu beweisen, daß es vor=
iten dergleichen sonderbare Thiere würklich gege=
n habe; und den Naturkündigern, es von je=
n Zeiten zu leugnen, von den unsrigen aber dar=
thun, daß sie wenigstens von so beschaffenen Unge=
heuern

heuern, die unsern Töchtern und Schönen nachstellen, völlig frey sind. Der Künstler hatte allenfalls die Freyheit sich ein Ungeheuer zu erschaffen wie er es für nöthig fand; und dieser kann er sich in Betracht seiner Gestalt eben sowohl bedienet haben, als in Betracht seiner Grösse, welche er um Raum, Zeit und Marmor zu ersparen freylich kleiner eingerichtet hat, als Liebhaber des Wunderbaren, Schrecklichen und Großen vielleicht erwartet und verlangt haben mögten.

Es scheint dieses Stück in die Zeiten des hohen Styls der griechischen Kunst gesezt werden zu können; doch mein Auge ist nicht geübt genug etwas Gewisses darüber zu bestimmen, da auch ein Künstler aus den Zeiten des Verfalls der Künste, die Kennzeichen jenes Styls nachahmen und vielleicht erreichen konnte. Herr Winkelmann wird vielleicht etwas zuverläßigers davon und von der Geschichte des Stückes in seinen nunmehro fertig gewordnen, mir aber noch nicht zu Gesicht gekommenen monumenti inediti beybringen. Er hat es in Rom gesehen, allwo es der Herr General von Walmoden von dem Herrn Jenkins nebst verschiednen andern Antiken erhalten hat. Mir ist es genug in dem meisterhaften Ausdrucke, in der Zeichnung, in der Composition und in der äußern Beschaffenheit desselbigen viele und unfehlbare Merkmaale eines sehr hohen Alterthums und eines vortrefflichen Künstlers bemerket, und diese zum Theil bekannt gemacht zu haben.

II.

Minerva eine alte Statüe mittlerer Größe von weissem grobkörnichten Marmor.

Sie ist stehend vorgestellet; mit einem geform-
n Helm ohne Feder oder Verzierung auf dem
Kopfe, mit den Schlangen und Bilde der Gorgone
af der bepanzerten Brust, mit einem Spieße in
ir rechten und einem Schilde in der linken Hand.
Die beyden Arme und der Schild sind neu: der Kopf
nd das übrige aber alt und von ganz ausnehmend
höner und wohlerhaltner Arbeit. Sie ist schön,
ie die Weisheit, und ehrwürdig, als eine tugendhafte
Jungfrau — es sind nicht die auf ihrer Brust
m den Kopf der Gorgone künstlich herumgeschlung-
en Schlangen, sondern die in ihrem schönen Ge-
hte ausgedruckten Charaktere der Gottheit und die
Würde ihrer ganzen Figur, die einen zu ihrer ehr-
ırchtsvollen Liebe hinreissen. Sie war die Schutz-
öttinn der Griechen und der Stadt Athen vor an-
ern, weil sie die Künste, deren Erfinderinn und
Göttinn sie war, fleißiger und glücklicher als andre
Völker trieben. Unser Künstler hat sie auch außer
then ehrwürdig gemacht. Möchte man ihr und
ren Künsten nur so opfern und opfern wollen, als
ı Athen! Die Empfindung ihrer Schönheit wird
en Willen und das Studium derselben, nebst eini-
en äußern Umständen das Vermögen dazu hervor-
ingen.

III.

Ein geflügelter Amor, mit rückwärts auf den Rücken gebundnen Händen; eine alte Statue von weissem grobkörnichten Marmor.

Der Ausdruck ist, wie er sich zu der Situation schicket; Amor weint und läßt für Traurigkeit und Unmuth den Kopf hängen, weil seine Mutter, aufgebracht und zornig, daß er die schönere Psyche wider ihren Befehl zu lieben sich unterstanden, die unschuldige Psyche verfolgt und ihn in Fesseln schlagen lassen. Er steht fast in eben der Stellung, in welcher man ihn auf einem geschnittnen Steine der Mediceischen Sammlung 4) antrifft.

IV.

Ein schlafender Amor ohne Flügel; eine alte Statue von weissem Marmor.

Er liegt in keinem tiefen oder ruhigen Schlafe, sondern er scheinet nur aus Schalkheit die Augen geschlossen zu haben, oder doch wenigstens durch Träume beunruhigt zu seyn: denn Arm und Beine sind nicht so schlaf als sie bey einem, vollkommnen ruhig schlafenden Kinde seyn müßten, sondern sie sind in einiger Anstrengung und in einer unbequemern Stellung, als ein Schlafender suchen würde. Das linke Bein hat er über die Keule des Herkules geschlagen, und mit der einem Hand ist er dem Griffe derselben so nahe, daß er sie ergreifen zu wollen scheinet.

4) Mus. Florent. Tom. I. Tab. LXXIX. n. 9.

et. Diese Keule sowohl als die Löwenhaut, auf er er ruhet, sind Zeichen seiner Macht, und sein Köcher, der unter der Löwenhaut hervorragt ein Beweis, daß er der Liebesgott ist. Man hätte ihn sonst für einen jungen Herkules oder den alles bezwingenden Schlaf ansehen können. Lezterer ist von den alten Künstlern auf eine sehr verschiedne Art abgebildet worden.

Stehend findet man ihn auf einer alten Urne beym Gruter.[5] Er ist daselbst mit Flügeln vorgestellet, und stützet sich schlafend auf eine umgekehrte Fackel. Daß es der Genius des Schlafs seyn solle ergiebt sich aus der Ueberschrift: SOMNO ORESTILLA FILIA.

Eben so, aber ohne Innschrift und mit einem Kranze in der Hand, steht er auf einem alten Sarcophagus, den Gori beschrieben [6]).

Liegend und wie unser Amor auf der Löwenhaut, der auch wie die vorigen geflügelt und mit einem Kranze von Mohn- und andern Blumen, nebst einer

Eidechse

5) Inscript. p. CCCIV. n. 9. In denen Antiquités sacrées & profanes des Romains expliquées par M. A. V. N. Haye. 1726. fol. p. 145. ist eben diese Urne, aber falsch abgebildet; man hat nemlich die Flügel weggelassen; und Spanheim, der in Observ. ad Callimachum. p. 459. die Nothwendigkeit derselben daraus beweisen wollen, hat auch eine schlechte Zeichnung davon gehabt, indem er ihn wachend vorgestellet.

6) Gori Columb. Liviae Augustae. Tab. XIII. p. 31.

Eidechse zu seinen Füßen, und einer Erdratte neben sich, stehet er in dem Vorsaal der Bibliothek des heiligen Marcus zu Venedig 7).

Fast eben so ist die beym Maffei 8) beschriebne Statue beschaffen. Nur die Löwenhaut nnd Erdratte sind weggelassen; und der Genius hat, statt des Kranzes, einige Mohnköpfe in der Hand und ruhet, wie eine fast ganz ähnliche Statue zu Dreßden 9), auf einem Löwenkopfe.

Noch andre Statuen und Abbildungen des Schlafes erwähnet der Abt Winkelmann 10).

V.

Ein Genius oder Amor, der in der rechten Hand einen Vogel hält; eine alte Statue in der Größe eines sechsjährigen Knaben.

Die Bedeutung dieses Stückes, welche allegorisch seyn kann, ist mir unbewußt. Vielleicht ist es eine Vorstellung der tändelnden Liebe und der Flüchtigkeit ihrer Freuden? Vielleicht hat zu dem Ende der Künstler den Amor hier eben so mit einen Vogel tändeln lassen, als es die Lesbia beym Catull mit ihrem Sperlinge that

quem plus illa oculis suis amabat

und

7) Statue della libreria di San Marco. Part. II. Tab. 39.

8) Maffei Raccolta di Statue. Tab. CLI.

9) Recueil des Marbres de Dresde. Tab. 146.

10) Allegorie S. 76. 77. Vorrede zur Geschichte der Kunst. S. XVI.

d um den sie sich bey seinem betrübten Todesfalle

Die Augen roth geweinet,
Die Augen, die von Freude
Und Scherz und Liebe glänzten.

e Form aller dieser von Nr. III. bis itzt beschrie-
ien alten Kinderfiguren ist ohngefähr eine und
n dieselbige von den Flamingischen Kindern ver-
ieden und der Natur getreuer. Letzteres ist haupt-
hlich von den Köpfen zu verstehen. Der unter
. III. beschriebne Amor kommt dem Flamingi-
en Ideal am nächsten.

VI.

Paris, eine alte Statue mittlerer Größe von Marmor.

Er stehet gedankenvoll, welcher Göttinn er
Apfel der Eris geben solle? Diesen hält er in
linken; seinen Hirtenstab aber in der rechten
nd. Seine Kleidung ist der Fabel gemäß
Phrygische; die bis auf die Knöchel herabgehen-
Beinkleider sind geschlossen, da sie sonst wohl bis
die Knie zugeschnürt zu seyn pflegen, und außer
n Rocke mit Ermeln hat er noch einen Mantel
, der auf der rechten Achsel mit einem Knopfe zu-
nmen gehängt ist.

VII.

tys; eine alte marmorne Statue mittlerer Größe.

Der schöne Knabe, um den Cybele vergeblich
fzte, und den sie aus Rache mit einer sonderba-

ren Tollheit bestrafte, damit andre Schönen, auf die sie eifersüchtig war, nicht glücklicher bey ihm seyn möchten, ist von dem Künstler in einer schwärmenden Fröhlichkeit vorgestellet worden, welche sein noch unverstümmelter Körper mir jedoch nicht erlaubt als ein Merkmaal seiner Raserey anzunehmen. Er scheint zu singen. Mit der linken Hand hält er seine Rohrflöte in die Höhe; mit der rechten seinen Hirtenstab. Seine Bekleidung ist ungemein kunstreich gearbeitet, und um die phrygische Tracht genau kennen zu lernen, sehr lehrreich.

Seine Mütze theilet sich hinten im Nacken in drey lange Zipfel. Zweye derselben sind vorwärts über die Schultern geschlagen; der dritte hängt auf den Rücken herunter und endigt sich in einen Knoten, so daß eine solche Mütze zur Bedeckung der Haare und zur Verhüllung des Halses eben so bequem gewesen seyn muß, als unsre Reisehüte. Der Abt Winkelmann erwähnt in seiner Geschichte der Kunst [11]) eines jugendlichen Kopfes in der Villa Negroni mit einer phrygischen Mütze, von welcher hinten ein Schleier herunter geht womit vorne der Hals und das Kinn bedeckt worden, und bedienet sich desselben zu einer glücklichen Erklärung des Paris beym Virgil, von dem es heißt:

Moeonia mentum mitra crinemque madentem
Subnixus.

Aen. IV. v. 216.

Deutlicher aber wird diese Stelle durch unsre Statue, und

11) S. 308.

ch durch das, was Servius [12]) von der phrygischen
Mütze sagt: daß sie spitzig und vorwärts gebogen,
uch zur Bedeckung der Backen geschickt gewesen
. Auch läßt sich noch eine andre Stelle des Vir-
s daraus erklären, wo die Weichlichkeit der Tro-
ner beschrieben wird, und es heißt:

Et tunicae manicas et habent redimicula mitrae.

Aen. IX. v. 616.

ese redimicula sind nichts anders als die drey
gen Zipfel der Mütze, die an unsrer Statue sicht-
: sind.

Der Rock hat enge Ermel und bedecket den
rper, wie die ungarische Kleidung, bis auf die Knö-
der Füße. Alles ist aus einem Stücke; er
: aber, um angezogen werden zu können, wie hier
sehen, von der Herzgrube bis auf die Knie und
er denselben vor den Schienbeinen offen. Vor
Schienbeinen ist er mit Knöpfen zugemacht;
der Brust aber bis auf die Knie ist er offen und
beyden Seiten wie auch hintenherum wie ein
egel aufgeblasen, so daß man seinen schönen run-
Unterleib ganz frey zu sehen bekommt. Pigno-
[13]) fand eben das an einer Statue des Atys, die
Anfange des vorigen Jahrhunderts bey Tournai
gegraben worden; und da sich etwas Aehnliches
mehrern alten Bildnissen desselben wahrnehmen
, so schloß er, die alten Künstler hätten mit die-
aufgeblasenen Gewande auf die Geburt des Atys

 gezie-

2) ad hunc locum.

3) Magnae Deum matris initia. Paris. 1623. 4.

gezielet, und damit ausdrücken wollen, was Arnobius [14]) von seiner Mutter erzählet, daß sie sich an einer gewissen Art Früchten (malum punicum) versehen, schwanger dadurch geworden, und auf diese Art den Atys zur Welt gebracht habe. Gori [15]) tritt derselben Meynung bey.

VIII.

Bacchus; eine alte Statue mittlerer Größe von weissem Marmor.

Ein schlanker schöner Jüngling, fein, doch voll in den Umrissen, und mit der Blüthe seiner ewigen Jugend, oder vielmehr der göttlichen Natur, auf eine sichtbare Art, und so bekleidet, daß sie einem jedem in die Augen fallen muß. In seiner ganzen Figur ist nichts kanticht, hart und abgeschnitten. Alle Muskeln sind groß gehalten, und fließen sanft in die Bildung voller Grazie zusammen, die dem Weingott so eigenthümlich ist. Sein Kopf, gleichet im Profil dem schönen Bacchus auf einer Münze von Thasus [16]), und ist mit einer Kopfbinde und Kranze von Weintrauben und Ränken umgeben. Der ganze Körper ruhet auf dem rechten Beine. Neben ihm stehet der Stumpf eines Baumes, um den sich eine Schlange und Epheu herumgelegt; und bey demselben sitzet ein kleiner Panther, der seine Tatzen auf einen Weinschlauch gelegt hat. Die Arme sind beyde neu. Mit der linken Hand scheint er eine Schaale zum

14) Arnobius adversus gentes libro V. initio.
15) Mus. Florent. Tom. III. Tab. LXXX.
16) Beger. Thes. Brandenb.

n Munde bringen zu wollen; in der rechten hält eine Weintraube.

IX.

Eine männliche Figur mittlerer Größe von weissem Marmor.

Es ist eine stehende Figur; fleischichter und rker als Gottheiten zu seyn pflegen, dennoch aber, h der Manier und Weichheit der Haut und der uskeln zu urtheilen, das Bild einer Gottheit. Der pf ist gar nicht merklich charakterisiret. Beyde me fehlen.

X.

Eine sitzende Matrone; eine alte Statue mittlerer Größe.

Es scheint eine Muse zu seyn. Sie hat eine ge-nückte Haarbinde, wie man sie an den Köpfen iger Kaiserinnen findet. Mit der linken Hand t sie eine Rolle Schriften; die rechte, womit sie iculirt, ist bis an den Knöchel in den Mantel hüllet.

Diesen alten Statuen füge ich die Anzeige fol-der neuern hinzu:

XI.

ne Copie des farnesianischen Apollo in weis-sem sehr schönen Marmor, von Bartholo-mäus Cavaceppi zu Rom [7]).

[7])

XII.

Eine Copie des Faunen im Pallast Odelscalchi zu Rom [18]).

XIII.

Eine Copie eines andern alten und sehr schönen Faunen, der auf einer Flöte bläset.

XIV.

Ein altarförmiger Dreyfuß von weissem sehr feinen Marmor von Barthol. Cavaceppi.

— ein Werk, das wegen seiner schönen Form und wegen der Vortrefflichkeit der daran angebrachten Figuren, welches die drey Grazien sind, eine Zierde der größten Sammlung seyn würde. Sie sind nackend, und heben sich an einem Eichenstamme in die Höhe, dessen dickes Laubwerk einen Kranz unter der obersten Platte des Altars verursacht.

Der Greis, den schon das Alter kühlet,
Sieht sie und wird Gefühl.

Wäre der höchste Grad der Schönheit nicht mehrentheils ein und eben dieselbe Bildung, und hätte sich dieser der vortreffliche Künstler nicht zu nähern gewußt, so könnte man es vielleicht tadeln, daß in der Bildung seiner Grazien eine gewisse Monotonie herrsche. Sie sind alle gleich schlank und gleich reizend. Ein Paris würde verlegen seyn, welcher er den Vorzug vor den übrigen geben solle. Doch es fällt diese schöne Monotonie, die das Auge gewiß nicht

18) Maffei Raccolta di Statue.

nicht ermüdet, fast gar nicht ins Gesicht; indem man nach der Form des Dreyfußes und der Art ihrer Zusammensetzung nur immer eine der schönen Schwestern und zwar von hinten, die beyden übrigen aber von zwey verschiednen Seiten und im Profil zu sehen bekommt.

XV. XVI.

Zween Köpfe derer Töchter der Niobe, nach dem Gruppo in der Villa de Medices gearbeitet von Algardi; in Lebensgröße.

Da das Original eines der vortrefflichsten Ueberbleibsel der alten Kunst und des hohen Styles ist, und nach dem was Plinius [19]) und die Anthologie [20]) davon melden, mit vieler Wahrscheinlichkeit dem Scopas oder Praxiteles zugeschrieben werden kann; so können hier zu Lande so schöne Copien, als sich von einen Algardi erwarten lassen, wohl nicht anders als sehr wichtig für uns seyn. Der eine Kopf scheinet der Mutter zu gehören: denn e ist durch ein übergroßes Maaß von Empfindung und Leiden ganz betäubt und unempfindlich: wie es sich von einer stolzen und völlig erniedrigten Frau, und von einer Mutter erwarten und vermuthen lässet, die ihre ganze zahlreiche und schöne Familie vor ihren Augen durch der Diana und des Apollo rächende Pfeile fallen sieht.

Der zweyte Kopf ist an körperlicher Bildung schöner, weil er jünger ist, und einer der Töchter gehö-

19) Plin. 36. c. 4.
20) Anthol. IV. c. 3.

gehöret. Sie leidet weniger als die Mutter, und daher ist auch Furcht und Entsetzen in ihrem schönen Gesichte lebhafter ausgedrückt.

XVII.

Der Kopf der Chloris, oder der jüngsten Tochter der Niobe, nach eben dem Gruppo in Lebensgröße gearbeitet.

Sie ist, wie ihre Schwestern nach ihr, die höchste Idee der weiblichen Schönheit; diejenige, welche ihre Mutter mit ihrem eignen Körper und Kleide gegen die tödtenden Pfeile der Götter noch bedeckte, und um deren Erhaltung sie mit den wehmüthigsten Thränen bat, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen [21]. Wer würde nicht dadurch und durch der Chloris Reize zum Mitleid bewegt worden seyn? Man muß den Apollo und seine Schwester hassen und verabscheuen, daß sie ungerührt und dem grausamen Befehle ihrer eifersüchtigen Mutter gehorsam geblieben sind; aber welchem Gotte des Alterthums könnte man auf diese Art gut bleiben? Es ist kein einziger, dem das Alterthum selbst nicht grausame Schandthaten nachgesagt haben sollte; und namentlich keine Göttinn, die es mit Geduld hätte ertragen können, minder schön als eine andre zu seyn, und die es an den menschlichen Schönheiten nicht immer auf die grausamste Art gerochen hätte, wenn sie sich es, wie Niobe gegen die Latona, einmal einfallen liessen, sich eben so schön zu dünken, wie sie. Der Gorgone, der Arachne, und der armen Psyche trauriges Schick-

21) Ovid. Metam. IV. v. 146 etc.

Schicksal ist bekannt. Sonderbare Göttinnen! Glichen ihnen nur nicht ebenfalls viele von den unsrigen!

Ich komme itzt zu den Büsten. Da diese nicht nach den erhöheten Idealen der Schönheit, sondern als Portraite nach der Natur gearbeitet worden, und dem Alterthumsfreunde vornehmlich durch die vorgestellten Personen merkwürdig werden, so will ich sie nach der Zeitfolge, wie diese gelebt, anzeigen, jedoch jedesmal bemerken, was alt und original, oder was neu und eine Copie sey.

XVIII.

Der Kopf des Homer, nach dem Original auf dem Capitolio in Alabaster gearbeitet von Barthol. Cavaceppi.

Pope scheint bey der Schilderung einer Statue des Homers, die er im Tempel des Ruhms [22]) auf einem diamantnen Throne erblickte, eine ähnliche Büste vor sich oder in Gedanken gehabt zu haben, so ähnlich ist seine Beschreibung der unsrigen. Er hat ein Diadem. Ehrwürdige Locken umgeben sein Haupt. Sein silberner Bart fließt sanft über die Brust herab. Seiner Blindheit ohnerachtet sieht man dennoch eine lebhafte und männliche Kühnheit in seinen

22) Pope's Temple of fame. Works Vol. II.
in holly fillets drest
His silver beard wav'd gently o'er his breast.
Tho' blind, a boldness in his looks appears,
In years he seem'd but not impair'd by years.

Blicken. Er scheint hoch in die Jahre, aber durchs Alter nicht entkräftet zu seyn. Ein liebenswürdiger Alter! Der Fleiß des Künstlers in der Ausarbeitung, sowohl in den weichern Theilen als in den Haaren, ist bewunderungswürdig und unbeschreiblich.

XIX.

Sokrates; von eben der Hand.

Er gleicht an Häßlichkeit den Satyrs, wie Plato selbst erwähnet [23]), und dies und die Schönheit seiner Seele und die Güte seines Herzens scheinet den Alten die Idee zu den Statuen der Satyren gegeben zu haben, deren Banier erwähnet [24]), und in denen die Bilder der Grazien enthalten waren. Diese sind ein wahres Bild des göttlichen Mannes. Die Abbildungen seiner äußern Gestalt und seine Gesichtszüge verrathen weder einen durchdringenden Verstand, noch ein außerordentlich gutes Herz. Sie sind von der Seite höchst unvollkommen und trüglich, wie die mehresten Physionomien.

XX.

Der Kopf einer Vestale; von einem neuern römischen Meister.

XXI.

Der Kopf eines Ptolomäers von alter Bronze.

XXII.

23) Plato in Symposio. Lucianus.

24) Banier Mythologie. Tome IV. Ed. Paris. 1739. p. 95.

XXII.

Scipio Africanus von alter Bronze; der hintere Theil des Kopfes und das Gewand um den Hals ist von schwarzem Basalt.

Das Andenken seiner Tugenden und Thaten, und die in seinem männlichen ältlichem Gesichte herrschende römische Ernsthaftigkeit, machen ihn einem jeden ehrwürdig. Auf der rechten Seite seines Kopfes, der ganz abgeschoren, ist eben die Wunde sichtbar, welche der Abt Winkelmann an mehrern Köpfen dieses tugendhaften Helden in Rom bemerket und beschrieben hat [25]).

XXIII.

Marius Triumvir; eine alte Büste von Marmor.

Was Plutarchus [26]) von seinen Bildnissen und Statuen sagt, daß man selbigen seine Ungeschliffenheit und Rauhigkeit ansehen können, wird durch dieses wohl erhaltne Brustbild bestätigt. Eine gemeine Physionomie, wie sie einem Manne von so schlechtem Herkommen und Erziehung, als die Seinige, zukam, und mit der alles besteht, was die Geschichte von seiner Tapferkeit, Härte, Eigensinn, Grausamkeit und Verzagtheit erzählet. Er war ein bloßer Soldat, der den Grazien nie geopfert [27]) und den nur die Feigheit seiner Landesleute und ein blindes

25) Geschichte der Kunst, S. 297. 375.
26) Im Leben des Marius.
27) Plutarchus eben daselbst.

blindes Glück gehoben und seinem Vaterlande gefährlich gemacht hatte.

Im Barberinischen Pallaste ist eben eine solche marmorne Büste [28]) und die von Bronze, die in der königl. Galerie zu Herrenhausen stehet, siehet ihr sehr ähnlich.

XXIV.

Julius Cäsar; eine alte Büste von Marmor.

Sie ist ungemein wohl erhalten und von ganz vortrefflicher Arbeit; das Fleisch und die Haut, besonders um die Augen, ist so schlaff und weich gehalten, daß es der Natur eines gesunden und starken Mannes, den die Jahre, die Beschwerlichkeit der Feldzüge und Ausschweifungen mit dem zweyten Geschlechte alt und runzlicht zu machen anfangen, völlig und bis zur Illusion ähnlich ist. Die gedankenvolle und stolze Ruhe, die in seinen Minen herrschet, lässet einen an die Gleichheit, Grösse und Feinheit des Geistes denken, die ihm in allen seinen Unternehmungen eigen war, und zum Herrn seines Vaterlandes und der Welt erhob. Sylla bemerkte sie frühzeitig an ihm, da er aus seinen Gesichtszügen prophezeyte, es stäcken viele Marii in ihm; man möchte sich vor dem Knaben hüten [29]). Sie begleitete ihn noch den letzten Tag seines Lebens, wie er aller Prophezeyungen und Nachrichten von der wider ihn gemachten Zusammenverschwörung ungeachtet, in den Rath, und seinen Mördern entgegen gieng.

Er

28) Tetii aedes Barberinae. Romae 1647. fol. p. 175.

29) Sueton. in Caes. cap. 1. et 45. in fine.

Er hielt sehr viel auf seinen Körper, und mehr als sich von einem so großem Geiste hätte erwarten lassen. Seinen kahlen Kopf, worüber ihm die Soldaten bey dem gallischen Triumphe zuriefen:

urbani servate uxores, moechum calvum adducimus.

Suet. c. 51.

suchte er sorgfältig zu bedecken; und unter allen Schmeicheleyen, die ihm der Rath machte, war seiner Eitelkeit aus dieser Ursache keine angenehmer, als das ihm feyerlich zugestandne und von ihm jederzeit gebrauchte Recht, beständig eine Lorbeerkrone zu tragen [30]. Hiermit findet man ihn auch gemeiniglich auf allen geschnittenen Steinen, Statuen und Münzen vorgestellet [31]. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Büste zu Venedig [32], und die unsrige, wo die Köpfe kahl und geschoren sind, nach seinem Tode gemacht worden. Welcher Künstler seiner Zeiten würde sich unterstanden haben, den Herrn der Welt und des Rathes zu Rom ohne Lorbeer abzubilden? Und welcher Maler würde es gewagt haben, die Königinn Elisabeth von England nicht völlig schön zu malen, sie, die so gar ohne Schatten im Gesichte gemalt seyn wollte [33]?

XXV.

30) Suet. c. 45.

31) Maffei Raccolta delle Statue. Tab. XV.
—— nelle gemme. T. I. p. 10. 12. Mus. Flor. T. I. Tab. I.

32) Statue della libreria di San Marco P. I.

33) Winkelmanns Hist. der Kunst, S. 180. und Walpole's Catalogue of the noble authors &c. p. 125.

XXV.

Junius Brutus; eine alte Büste von Marmor.

Der Freund und Mörder des Cäsar. Er ist als ein Knabe von sechs Jahren vorgestellt.

XXVI.

Tiberius; eine alte Büste von Marmor.

Ebenfalls in einem Alter ungefähr von sechs Jahren.

XXVII.

Agrippina; eine alte Büste von Marmor.

Ich weiß nicht genau, ob es die Gemahlinn des Germanicus, oder derselben Tochter, des Nero Mutter, seyn soll? Nach einer alten Medaille 34) zu urtheilen, kann es erstere seyn; und ich werde sie dafür halten, bis ich gewisser erfahre, ob die Antiquarien in Rom sie anders getaufet haben. Zuverläßiger sind die Merkmaale ihres Alterthums, und merkwürdig ihr Haarschmuck. Dieser bestehet aus Haarflechten, welche oben um den Kopf zusammengewickelt worden, und gleichet einem genau auf den Kopf passenden umgekehrten länglichten Korbe. Der Abt Winkelmann 35) hält dafür, man hätte gar keine alte weiblichen Statuen mit solchen Haarflechten, und tadelt den Michael Angelo, daß er dergleichen an des

34) v. Numism. aerea selectiora maximi moduli e Museo Pisano Tab. V.

35) Geschichte der Kunst, S. 207.

des Pabsts Julius II. Grabmaale angebracht habe. Letzterer ließe sich also hieraus rechtfertigen; und dies um so vielmehr, da der Haarschmuck römischer Weiber, und schon im ersten Jahrhunderte sehr gekünstelt gewesen. Zum Beweise will ich nur den schönen Kopf der Julia Sabina, Titi Tochter, auf dem vom Evodus geschnittenen Beryll zu S. Denys anführen [36]). An selbigem ist nicht nur ein dicker künstlicher und hochaufgethürmter Crep, den Statius [37]) suggestum comae nennet, zu sehen, sondern auch das Haar hinten in Flechten um einander gewickelt.

XXVIII.

Caligula, eine neuere Büste von weissem Marmor.

Was Suetonius von ihm sagt, daß er tiefliegende Augen und Schläfe, eine breite und fürchterlich verzogne Stirn und dünne Haare, und dabey dennoch die Gewohnheit gehabt, vor dem Spiegel sein ohnedem schon schreckliches Gesicht mit Fleiß in noch schrecklichere und fürchterlichere Falten zu verziehen [38]); — dies alles wird durch diesen nach der Antike sehr schön gearbeiteten Kopf bestätigt und sinnlich gemacht. Er gleichet der schönen Antike zu Herrenhausen. Letztere aber ist weniger charakterisiret.

XXIX.

36) Pierres antiques gravées — expliquées par Stosch. Tab. XXXIII.
Lipperts Dactyliothek.

37) Sylvarum I. v. 113.

38) Suet. c. 50.

XXIX.

Nero; eine antike Büste von weissem Marmor in mehr als natürlicher Größe.

Da er als ein Feind des Vaterlandes gestorben, und, wie die Alten berichten [39]), seine Statuen und Denkmaale vernichtet worden, so ist ein so wohl erhaltner Kopf, wie der unsrige, von großem Werthe und Seltenheit. Er ist von schöner Bildung, und seinen Köpfen auf den Medallien völlig ähnlich.

XXX.

Titus; ein altes Brustbild von weissem Marmor, in colossalischer Größe.

Eben ein solcher soll sich in der Villa Albani zu Rom finden [40]).

XXXI.

Trajanus — eine alte Büste von weissem Marmor.

Er hat eine Warze auf der rechten Backe.

XXXII.

Adrianus — eine neuere Büste von weissem Marmor, in colossalischer Größe; von Algardi, oder doch zu seinen Zeiten gemacht.

XXXIII.

Lucius Verus — eine neuere Büste, in colossalischer Größe von eben der Hand.

XXXIV.

39) Dio.

40) Winkelmanns Gesch. der Kunst, S. 397.

XXXIV.

abina — eine neuere Büste in weissem Marmor, von Verschaffel in Manheim.

XXXV.

ntonius Pius — eine alte Büste in weissem Marmor.

XXXVI.

ustina Major — eine alte Büste in weissem Marmor.

Ihr Mantel ist auf beyden Achseln mit drey pfen zusammengehangen.

XXXVII.

ius Verus — eine alte Büste in weissem Marmor und colossalischer Größe.

XXXVIII.

arkus Aurelius — eine alte Büste von weissem Marmor.

Es ist der Kopf eines sechsjährigen Knaben — swürdig, ehrbar und ernsthaft, wie er es wirk- gewesen [41]), denn Adrianus gab ihm nach Ab- m seines Vaters Annius Verus den Beyna- Verissimus, weil sich in den Kinderjahren eine große Neigung zur Wissenschaft und Wahr- bey ihm geäußert hatte [42]), und im zwölften Jahre

) Jul. Capitolinus in vita M. Aurelii. Fuit a prima infantia gravis.

) Ibid.

Jahre 43) war er durch den Unterricht der geschicktesten Männer seiner Zeit schon so weit gebracht, daß er öffentlich als ein Philosoph erscheinen konnte, wie er denn auch deren Kleidung vorzüglich vor andern erwählte. Doch behielt er immer eine angenehme Munterkeit, und war nichts weniger als auf eine traurige Art ernsthaft 44). Adrianus hatte ihn sehr lieb, und sorgte auf alle Weise für sein Glück und die treffliche Erziehung, die er gehabt hat. Auch scheinet unsre Büste unter dem Adrian gearbeitet und vielleicht in seiner Villa bey Tivoli gefunden zu seyn. Man weiß, daß er die Künste auf alle Art wieder empor zu bringen suchte, wie sie denn auch wirklich wiederum zu blühen anfiengen, und er seine Villa mit den vortrefflichsten Kunstwerken, deren noch täglich daselbst gefunden werden, ausgezieret hatte. So viel ist gewiß, daß es das Werk eines vortrefflichen Künstlers ist; über die Weichheit der schönen runden Wangen, und über den Ausdruck des unschuldigen kindischen Wesens geht nichts.

XXXIX.

Marcus Aurelius — eine alte Büste in colossalischer Größe.

Er ist in einem weit höhern Alter und mit dem dicken Barte vorgestellet, womit man ihn auf seinen Münzen zu finden pflegt. An Kunst gleichet dieses Stück dem vorigen freylich bey weitem nicht; allein

43) Ibid.

44) Ibid. l. c. Ne tristis quidem [illegible] C. VI [illegible]

In es bleibt doch immer sehr schätzbar, denn es ist
Bildniß eines wirklich tugendhaften und philo-
sischen Regenten, dessen Andenken jedem Men-
nfreunde heilig, und dessen Bilder eine Zierde je-
Kunstsammlung seyn müßten. Man hielt in
n denjenigen für einen Feind der Götter, der sein
dniß nicht im Hause hatte, und viele setzten es
e Bedenken unter ihre Hausgötter 45), welches
rscheinlicher Weise die Ursache ist, daß man sie
izt so häufig antrifft. Bey dieser Büste ist
der unter dem Mantel sichtbare Panzer merk-
dig, weil auf selbigem der Kopf der Gorgone mit
langenhaaren wie auf der Aegide der Minerva
ehen ist — eine Anspielung auf seine Weisheit,
den Thoren schrecklich ist, oder auf den beson-
und von ihm vorzüglich verdienten Schutz der
erva. Servius 46) beschreibt die Aegide „als
e eherne Bedeckung der Brust mit dem Kopfe
Gorgone, die von einer Gottheit getragen, Ae-
s, von einem Menschen aber getragen Lorica ge-
nnt würde; so finde man sie an den alten Sta-
n derer Kaiser.„ Man vergleiche hiermit, was
Winkelmann von der Aegide der Pallas gesagt
47) so wird man nicht nur einen weit deutlichern
riff davon bekommen, als den Banier 48) davon
ben, sondern auch einsehen, daß die Aegide nichts,
in nach alter Art und auf der Brust getragner

Q 2 Schild

5) Jul. Capitolinus.
6) ad Aen. VIII. v. 435.
7) Versuch einer Allegorie, S. 49.
8) Mythologie — Tome IV. p. 29.

Schild ſey, und daß man folglich der Minerva auſ-ſer demſelben nicht nöthig habe, einen zweyten in die Hand zu geben.

XL.

Commodus — eine neue Büſte von Verſchaffel in Manheim.

XLI.

Eine alte Büſte von weiſſem Marmor, einen unbekannten Feldherrn vorſtellend.

Die Arbeit iſt außerordentlich ſchön:

Perhaps wide was ſpread his fame in ages paſt
And Poets once had promis'd it ſhould laſt.

XLII - XLVII.

Sechs kleinere alte Büſten, unbekannte Perſonen vorſtellend.

XLVIII.

Eine alte viereckte marmorne Urne mit einem Deckel und der Innſchrift:

NVMERIA SPECTA
TA AELIO PISTO
CONIVGI
BENEMERENTI.

XLIX.

Eine dergleichen alte Urne mit der Innſchrift:

D M
C. POMPEI. FRVCTI
V. A. X. M. II.
C. POMPEIVS APOLLONIVS
FILIO DVLCISSIMO
FECIT.

)de Innschriften sind noch nicht bekannt.

Verschiedner schön geformter neuerer alabaster- Urnen und Gefäße, die schon itzt mit aufgestellet)en, wie auch einer großen Anzahl hetrürischer rthümer und einiger Statuen, die noch nicht an- mmen sind, erwähne ich itzo eben so wenig als schönen geschnittenen Steine, die der Hr. Gene- in Italien gesammlet hat. Ich behalte mir es auf ein andermal zu thun, da ich zugleich von Schildereyen weitere Nachricht geben werde.

R.

sätze zu der vorhergehenden Nachricht.

Wir hoffen, es werden diese Verbesserungen und ern historischen Nachrichten von den alten Sta- , und von den Meistern der neuern, unsern Lesern so wenig gleichgültig seyn, als sie es dem Ver- r jener ersten Nachricht geschienen sind. Sie theils aus einigen von dem Herrn Eigenthümer bnen Nachrichten, theils aus denjenigen gezogen,)ieser von Herrn Th. Jenkins in Rom erhalten. und ob sie gleich anfangs zu einer vollständi- Beschreibung dieser ganzen vortrefflichen nmlung, die wir hiermit unsern Lesern ankündi-

 gen,

gen, und wozu die in Rom gemachten Zeichnungen schon fertig sind, bestimmt waren; so wollen wir sie doch lieber itzt gleich abdrucken lassen, als den Kennern bis auf jene vollständigere Beschreibung vertrösten. Bey der so seltnen Erscheinung schöner Antiken und Schildereyen in dem nördlichen Theile von Deutschland, ist man oft mit Recht hartgläubig; und wir würden es uns als ein Versehen anrechnen, wenn wir nicht die uns gegebene gute Gelegenheit ergriffen, den Fragen und Zweifeln des Unglaubens durch diese Zusätze sogleich zuvor zu kommen; denn bey einer Schilderey und Antike ist der Name des Meisters, und der ersten Besitzer, wie auch eine beglaubte Nachricht von ihrem Herkommen, freylich von größerer Wichtigkeit als das Geschlechtsregister manches vergessenen alten Königs, oder manches theuer bezahlten arabischen oder englischen Wettläufers.

Die Berkelmannische Sammlung ist zwar der erste Grund der hernachmals gemachten Schildereysammlung; sie war aber mehr zahlreich, als schön und ausgesucht. Um einige wenige gute darinn befindliche Stücke zu haben, mußte sie der Hr. General ganz kaufen.

Die Sammlung des Chevalier Mornas in Avignon, hat er dagegen nicht ganz gekauft, sondern nur 5 bis 6 der schönsten Stücke.

Die Vernetschen Zeichnungen bekam er in Rom. Sie wurden ihm aus der Hand zu kaufen angestellt.

I. Das

Das schöne alte Gruppo von Perseus und Andromeda ward im Jahre 1760 zu Rom im Theatro Castrensi zu Santa Croce in Gierusalemme gefunden. Die Ergänzungen sind von Barthol. Cavaceppi, und machen diesem vortrefflichem Künstler ungemein viel Ehre. Er hat den Styl und den Ton des Ganzen so gut zu treffen gewüßt, daß man eben seine Ergänzungen zur Widerlegung der eigensinnigen Alterthumskenner gebrauchen kann, die nicht zugeben wollen, daß ein neuerer Künstler die Vortrefflichkeit der Alten erreichen könne. Diese zeigt sich zur Erniedrigung neuerer Künstler in einer in den geringsten Theilen des Ganzen beybehaltenen Uebereinstimmung des Ausdrucks und der Handlung; und sich in diese, nach Maasgabe der wirklich alten Theile der Figuren, hineinzudenken, wie Cavaceppi so glücklich gethan hat, ist eben desfalls der größte Beweis seiner Kunst. Kenner, die das Stück sehen, werden Gelegenheit haben, sie in dem neuen Kopfe des Perseus, der von seiner Hand ist, zu bewundern und ihre eigne Scharfsichtigkeit dabey zu prüfen.

Die Minerva ward im Jahr 1765 zu Frescati nahe bey dem alten Tusculum gefunden. Der Kopf und die Arme sind von Giuseppe Angelini vortrefflich ergänzet worden.

Amor an der Kette schreibt sich eben daher, und ist auch von eben der Hand ergänzet.

IV. Der schlafende Amor ist an einem unbekannten Orte gefunden, und die eine neue Hand von Cavaceppi.

V. Der Genius mit einem Vogel in der Hand, ward im Jahre 1765 am Monte Palatino gefunden, wo man noch die mehresten und schönsten Alterthümer zu finden gedenket, weil daselbst noch am wenigsten gegraben worden.

VI. Atys ward im Februar 1766 in des Adrianus Villa zu Tivoli ausgegraben. Die Beine und der eine Arm sind von Cavaceppi.

VII. Paris ward 1765 zu Frescati an eben dem Orte entdeckt, wo die Minerva und der Amor gefunden sind. Er hat sich vollkommen erhalten.

VIII. Der schöne Bacchus ist 1766 am Monte Palatino ausgegraben. Der eine Arm und die eine Hand sind von Angelini.

X. Die sitzende Figur soll eine Muse seyn. Sie ist gleichfalls zu Frescati gefunden, und von Angelini ergänzet.

XI. Der Apollo, ein Meisterstück von Cavaceppi, ist nach der vortrefflichen alten Statue in der Villa Medici copiret.

XII. XIII. Die beyden Faunen sind von Agostino Penn copiret; der eine unter dem Namen des Fauno coll capretto nach der Antike, die sonst im Pallast Odescalchi war, itzt aber dem Könige von Spanien gehöret; der andre nach dem Fauno im Campidoglio.

XIV.

XIV. Die Idee des schönen Piedestals mit den Grazien, ist von einem Gruppo genommen, welches in der Villa Borghese stehet, und in der Beschreibung derselben in Kupfer gestochen ist.

XV. XVI. Diese beyden Köpfe sind nicht von Algardi, aber zu seiner Zeit gemacht worden.

XVII. Ist von Gio. Ant. Berti, einem jungen viel versprechenden Künstler in Rom.

XVIII. Der Kopf des Homer ist nach dem weltberühmten Kopfe desselben im Farnesianischen Pallast copiret, und nicht von Alabaster, sondern von einem weit kostbarern ganz weissem und feinen Marmor.

XIX. Sokrates ist nach dem schönsten Kopfe, den man von ihm kennet, und in der Villa Albani befindlich ist.

XX. Das Original dieser Vestale stehet im Farnesianischen Pallast, und ist von Gio. Ant. Berti copiret.

XXII. Der seltne Kopf des Scipio stand sonst im Pallast Spada zu Rom, bis er 1762 von Hrn. Jenkins gekauft wurde.

XXIII. Marius ward 1763 neben der Porta S. Sebastian zu Rom in der Vigna des Hrn. Bellotti ausgegraben.

XXIV. Wo der schöne Cäsar gefunden worden, weiß man nicht. Er ward einst in Paris zum Verkauf ausgeboten. Hundert Pistolen, die man

daselbst darauf bot, schienen aber dem damaligen Eigenthümer zu wenig zu seyn, und desfalls ließ er ihn wiederum nach Rom zurückkommen.

XXV. XXVI. Brutus und Tiberius wurden im Jahre 1765 und 1764 zwischen dem Monte Palatino und Coelio in der Vigna des Marquis Cornavallo ausgegraben.

XXVII. Die Agrippina Germanici fand sich im Jahre 1760 zu Tivoli, und ist von Cavaceppi ergänzt.

XXVIII. Caligula ist von einem jungen deutschen Bildhauer zu Rom, Namens Joseph Clgus. Das Original stehet im Farnesianischen Pallast.

XXIX. Nero gehörte sonst dem Cardinal Polignac. Man weiß nicht, wo er gefunden worden. Er ist von Cavaceppi ergänzt, und hat eine neue Brust.

XXX. Titus ward 1760 bey Tivoli ausgegraben.

XXXII. XXXIII. Adrianus und Verus sind, zuverläßig von Algardi.

XXXV. Antonius Pius ist von Cavaceppi ergänzt. Wo er gefunden, weiß man nicht, wahrscheinlicher Weise aber bey Marino. Er ward im Jahre 1764 von der Familie Colonna gekauft.

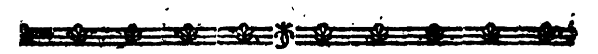
XXXVI. Die ältere Faustina schreibt sich eben daher, und ist gleichfalls von Cavaceppi ergänzt; wie auch

XXXVII. Annius Verus.

XXVIII. Der junge Marcus Aurelius ist, nach der Meynung der römischen Kenner, bey S. Giovanni Laterano gefunden, weil der Kaiser daselbst einen Pallast hatte.

XXIX. Das größere Brustbild eben dieses Kaisers ward 1764 bey Tusculum ausgegraben.

R.



II.

Virgilii Maronis Opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a Chr. Gottl. Heyne. Accedit index vberrimus, T. I. Lipsiae sumtibus Caspari Fritsch. 1767. 8. (pag. 422.)

Eine Ausgabe des Virgils, die der Erklärung und Kritik eben so wohl, als dem guten Geschmacke, ...immt seyn sollte, erforderte einen Mann, der ...ch die übrigen griechischen und lateinischen Dich... verstand, den Umfang der schönen Wissenschaf... und der Geschichte studirt hatte, die Neuern nicht ...achtete, und den Werth der guten Nachahmung schätzen wußte, nicht blos auf gefällige Schönhei... sahe, aber auch nicht ganz allein bey Erklärun... und Kritiken hängen blieb, und die Sprache ei... Auslegers so in der Gewalt hatte, daß er kurz ...d bescheiden reden konnte. Hr. Prof. Heyne, den ... gelehrte Welt aus seiner schönen Ausgabe des Ti...ls als einen vortrefflichen Erklärer der Poeten genug kennt,

kannt, war darzu vorzüglich geschickt. Außer seiner großen Gelehrsamkeit machte ihn noch sein dichterisches Genie, sein feiner Geschmack, seine Unverdrossenheit und Genauigkeit zu einem Ausleger, der allen Freunden des Virgils erwünscht seyn muß. Man wird es uns also für keine Verachtung der übrigen anrechnen, wenn wir behaupten, daß noch keine Ausgabe des Virgils, bey einer solchen Kürze, zur Erklärung, Kritik, und dem Geschmacke doch so gemeinnützig sey.

Die Einrichtung des ganzen Buches ist folgende. Der erste Theil enthält die Eklogen und Georgika. Der Text ist ganz nach der Burmannischen Ausgabe abgedruckt, und die verschiedenen Lesarten sind, bey der großen Schwierigkeit einer Auswahl, aus eben dieser Ausgabe, bis auf wenige ganz unnütze, wiederhohlt, zuweilen in bequemere Ordnung gebracht, und kurz beurtheilt worden. Diejenigen, die Pierius und Martyn gesammlet hätten, sind an ihrem Orte eingeschaltet, und der Abdruck der mediceischen Handschrift ist, nebst dem, was Bartolus von einer vatikanischen und römischen bekannt gemacht, verglichen worden. Ein neuer Zusatz sind die Lesarten zweer Handschriften aus der gothaischen Bibliothek: Die erste scheint im funfzehnten Jahrhunderte aus einer guten Handschrift, obgleich von einem Ungelehrten, abgeschrieben zu seyn, und ihre Lesarten sind gemeiniglich gut. Die andre ist sehr neu, und verdient eben keinen Vorzug, außer daß manche Lesart sonst nirgends vorkömmt. Noch eine dritte Hand-

schrift

ſt aus eben dieſer Bibliothek enthält blos die
eide, und Hr. Heyne ſagt im voraus, daß ſie ſehr
rhaft ſey. Was wir beym Durchleſen aus die-
zwo Handſchriften gefunden haben, iſt ſelten ein
ich, und oft ein offenbarer Schreibfehler. Unter
Leſarten ſind noch häufige Muthmaßungen von
dner Gelehrten eingeſtreuet, unter denen Hr. Du
kens über die Georgika hier das erſtemal be-
t gemacht ſind. Die Anmerkungen ſelbſt be-
n, erſtlich, in einer faſt durchgängigen proſaiſchen
ſchreibung des Textes, die, unſerer Einſicht nach,
der größten Vorzüge dieſer Ausgabe ſind.
ſetzen das erſte das beſte Exempel her, das uns
rg. 1, 217. in die Augen fällt: *Taurus can-*
us, propter caelum ſerenum, *auratis cor-*
us, rutilantibus ſiue propter lucidiſſimus
fronte ſtellas, ſiue ſole propiore; *aperit*
um, cum anni tempus id, quo tellus reſo-
herbas fundit, incipiat. Hr. Heyne glaubte
rch nicht nur tauſend einzelnen Erinnerungen
weitläuftigen Abhandlungen zu entgehen, ſon-
auch durch den proſaiſchen Ausdruck die ganze
rke des poetiſchen, ſeine Wendungen, Umſchrei-
gen, Erweiterungen und Abweichungen auf ein-
ins Licht zu ſetzen. Und es iſt ihm gelungen.
r nur der Sprache in ſo weit mächtig iſt, daß er
Ausdruck verſtehen kann, wird ſich durch Hülfe
r Umſchreibung überall in den Sinn des Dich-
finden, und unvermerkt mit der poetiſchen
reibart bekannt werden. Dies war die Lehrart,
Melanchthon, Camerarius, Wolf und ihre Schü-
ler

ter in mündlichen und schriftlichen Erklärungen folgten, so lange sie nicht die Geschichte, Fabellehre und andre Ursachen nöthigten, sich nach andern Hülfsmitteln umzusehen. Man sehe z. E. nur des Camerarius Anmerkungen über den Sophokles, und die vielen Paraphrasen von Wolfen. Durch diese Lehrart erreichten sie den Vortheil, daß sie viel erklärten, und ganze Werke in einer ziemlich kurzen Zeit durchlesen; ja sie brachten ihre Schüler zu einer so genauen Bekanntschaft mit den Alten, daß viele zu der an sich entbehrlichen Fertigkeit, griechisch zu schreiben, gelangten. Man sahe hernach den Mangel dieser Erklärungsart, in Absicht auf die gelehrte und kritische Erklärung, zumal da viele, wider die Absicht jener klugen Männer, anstatt zu paraphrasiren, viele unnütze Widerholungen brauchten, und oft nichts, als Worte machten: man beschäfftigte sich also zum Nachtheil der erstern Lehrart mit der letztern. Die Folge von dieser partheyischen Veränderung liegt am Tage. Man kritisirt, ist Philologe, und versäumt den Sinn und Zusammenhang des Ganzen, welches doch die Nahrung für die Seele in den Schriften der Alten, und der sicherste Weg zur glücklichen Nachahmung ist, und die unächte Gestalt der Schreibart verhütet. Wer beydes mit Wahl und Mäßigung verbindet, ist ein Erklärer für Anfänger und Gelehrte. Ein geübter Leser, der nicht alle Anmerkungen wissen, sondern nur bey Schwierigkeiten erinnert und geführt seyn will, wird an Herr Heyne einen Führer haben, der ihn auch bey schweren Stellen nicht verläßt. Denn überhaupt müssen wir ihm

das

... zum Lobe nachsagen, daß er nicht in den Fehler ...ler Ausleger, die er zu Anfange der Vorrede tadelt, ...erfallen ist, und sich bey bekannten Dingen erschöpft ...t, um bey schwerern mit einiger Entschuldigung ...rbey zu schleichen, und dem Leser nicht einmal die ...ründe der Schwierigkeit zu zeigen. Schon sie zu ...tdecken, ist lobenswürdig, um wie viel schätzbarer ...er ist derjenige, der sich, wie Hr. Heyne, keine ...ühe verdrießen läßt, nach andrer vergeblichen Be...ühung, noch auf Mittel zu sinnen, und sie oft findet. ...an sehe, was wir unten aus Georg. 4, 234. an...führt haben. Nächst dieser Umschreibung ver...nt das, besonders in den Georgicis, allen mögli...en Dank, daß der Zusammenhang, der ohnehin in ...iem Gedichte nicht strenge und logisch seyn kann, ...d zuweilen noch durch eine Wendung und Aus...weisung, oder den bloßen poetischen Ausdruck, et...s unkenntlich wird, so sorgfältig angemerkt, und ...: einem Lehrgedichte eigne leichte und natürliche ...dnung gerettet ist. In dieser Absicht ist oft der ...nhalt eines langen Stückes kurz zusammen gefaßt, ...d man kann fast überall, wo etwas neues angeht, ...oben von dieser Sorgfalt finden. Weitläuftige ...tersuchungen von den Bedeutungen der Wörter, ...eben so gar an einer andern Stelle, oder in irgend ...em Schriftsteller, am allerbesten aber in Wörter...chern stehen können, darf man nicht fürchten, wo ...nicht die Nothwendigkeit erfodert. Und auch da ...s sie kurz, und wegen der Wahl der verglichnen ...ellen überzeugend, wenn wir einige wenige aus...men, bey denen uns noch ein Zweifel übrig blieb.

Man

Man sieht Hrn. Heynes Absicht, den Dichter allemal in der gegenwärtigen Stelle zu erklären, wie Georg. I, 287. und nicht seine Bemerkungen zu verschwenden. Andre Arten von Erklärungen, die auf der Geschichte, Mythologie, Münzen, Statuen und andern Denkmälern beruhen, oder deren Schwierigkeit blos in den verschiednen Meynungen der Ausleger liegt, sind häufig, aber kurz; auch offenherzig, wo sich die Schwierigkeit nicht heben läßt, bemerkt; die Kürze aber durch die Anzeige gut gewählter Bücher ersetzt. Die alten lateinischen und griechischen Verfasser der Eklogen und Idyllen sind verglichen, und eben so in den Georgicis alle diejenigen, die vom Ackerbaue geschrieben haben, und außer diesen besonders Aratus und Nikander, die Virgil so fleißig gebraucht hat. Wie viele werden es aber nicht Hr. Heynen verdanken, daß er auch die Neuern, die den Virgil nachgeahmt haben, wider die Gewohnheit der Grammatiker, angezeigt und kurz beurtheilt! Man wird besonders in den Idyllen öftere Beyspiele finden. Es gehört zur glücklichen Nachahmung, wenn man nicht ein außerordentliches Genie hat, nicht nur ein Muster, sondern auch eine Nachahmung desselben, die schon ein andrer glücklich unternommen hat. Was man nachahmen soll, lehrt das Muster; wie man nachahmen soll, muß man aus andrer Nachahmungen lernen. Wer also die Vergleichungen mit den Neuern mißbilligt, thut eigentlich nichts anders, als daß er verhindert, die Alten zu unsrer Zeit noch weiter mit Vortheil nachzuahmen. Von gleicher Seltenheit sind in den gewöhnlichen Ausgaben die Erinnerun-

, die sich auf die Natur der Dichtkunst gründen,
über die Beobachtung des poetischen Ausdrucks
dem Sprachgebrauche erheben, den Dichter als
hter beurtheilen, seine Kunst in Gemälden und
dern bemerken; aber in dieser Ausgabe sind sie
o häufiger, und es ist nicht leicht eine schöne Stelle
ingelassen, da Hr. Heyne nicht zum wenigsten
, daß sie schön sey. Von dem, was zum Pflan-
eiche gehört, ist mit vieler Mühe gehandelt, und
leicht, bey der gar zu ungewissen Vergleichung
alten und neuen Namen, bisweilen zu mühsam.
Heyne folgt hierinne besonders Martyns Arbeit.
Die Anmerkungen der vorigen Ausleger sind
sehr vieler Mühe in einen kurzen Auszug ge-
ht, daß man an vielen Stellen die Heynischen
nerkungen für eine kurze Sammlung alles dessen
hen kann, was sonst zerstreut oder doch in größ-
Ausgaben getrennt ist. Und diese Art, andrer
anken vorzutragen, hat den doppelten Nutzen,
man theils der unangenehmen Arbeit überhoben
eine Meynung nach der andern mit aller ihrer
itläuftigkeit durchzulesen, und am Ende noch im-
ungewiß zu seyn, theils durchgängig eine gleiche
eibart, und nothwendig kleine Beurtheilungen
estreut findet. Trifft man zuweilen entbehrlich
nende Erinnerungen an, welches doch hier gewiß
selten geschehen wird; so rechne man sie zu der
ermeidlichen Absicht einer solchen Ausgabe, auch
ängern nutzbar zu werden. Der andre Theil
d ein weitläuftiges Register enthalten.

Wir kommen zu den Gedichten selbst, da wir lange genug von der Einrichtung der Ausgabe geredet haben, welches man uns um desto eher vergeben muß, je leichter es durch diese Anzeige ist, das Eigne und Neue derselben kennen zu lernen. Vor den Eklogen steht eine Abhandlung vom Schäfergedichte, aus der ein kurzer Auszug dasjenige rechtfertigen wird, was wir oben von des Hrn. Heyne Geschmacke und Kenntnissen in der Poesie gesagt haben. Erst wird der Ursprung und die Natur des Schäfergedichtes bestimmt, wie es einige der besten Kunstrichter in dieser Art gethan haben, die die Natur desselben in eine poetische Vorstellung von dem Glücke und der Unschuld des Landlebens setzen, die wir der Erfindung des Theokrits zu verdanken haben. Wir wollen uns hier in keine Untersuchung dieses Begriffs einlassen; ohnerachtet wir in manchen Stücken lieber dem beytreten möchten, was im fünften Theile der Briefe über die neueste Litteratur S. 113 u. f. angemerkt ist. Wir verfolgen die Ordnung der Heynischen Abhandlung. Die Folgen, die aus diesem Begriffe fließen, sind diese. Man muß, um den Leser zu interessiren und ihn zum Zuschauer zu machen, Zeit und Gegend der Handlung beschreiben, die das Gedichte enthält, so wie man einen Auftritt, der in einem Schäfergedichte vorgestellt wird, nicht ohne Wald, Feld oder Heerden mahlen könnte. Mit solchen Beschreibungen sind die Alten sehr sparsam, Theokrit braucht sie glücklicher als Virgil, Geßner ist in dieser Art vortrefflich. Alle Beschwerlichkeiten des Schäferlebens müssen wegfallen, nur das wahre

Glück

ke derselben kann der Innhalt seyn, und diesen man erhöhen. Bilder eines so glücklichen Lanes sind das goldne Zeitalter und die Einfalt unrer ältesten Vorfahren, da sie noch nicht in Flecken Städten beysammen lebten. Da man aus n Arten des Landlebens das Schäferleben, das wenigsten beschwerlich und unangenehm ist, für Gedichte gewählt hat, so läßt sich die Frage leicht antworten, ob man darinnen von Fischen, von der ..ere, Jagd und Weinlese reden kann. Man kann thun, sagt Hr. Heyne, nur müßte man alle unangenehmen Bilder vermeiden. Es ist aber schwer, weil e Lebensarten weit mühsamer als das Schäferleben , und Sannazar ist mehrentheils unglücklich.

Ist die Natur des Schäfergedichtes die, die n als ausgemacht annimmt, und sind die itzt anführten Folgen richtig daraus abgeleitet, so wird n leicht vom Virgil urtheilen können. Die ..ste, sechste und achte Eklage, zum Theil auch die ..te, gehören zu den Schäfergedichten; in den übri.. ist der Umfang dieses Gedichtes erweitert. Virborgt nicht blos die Bilder aus dem goldenen ..talter; er beschreibt es selbst. Man sehe die ..ste und vierte Ekloge: Denn die Begeisterung in vierten, und die Poesie, als etwas den Begei..ten eignes, gehört in jene uralten Zeiten. Er wandelt seine eignen Begebenheiten in Begebenen der Schäfer, oder entlehnt doch die Verzierungen des Gedichts aus dem Schäferleben. So die erste und neunte Ekloge eine Klage über das

damalige Unglück der Mantuaner im bürgerlichen Kriege; die zehnte eine Beschreibung von der Liebe eines gewissen Gallus, aber durch die Aehnlichkeit mit dem Schäferleben verkleidet; die vierte ein Gedicht auf die Geburt eines vornehmen Kindes, auch über die Art verhüllt, und in so ferne kann man sie auch hieher rechnen; die andre eine Klage des liebenden Corydons, vielleicht eine wirkliche Geschichte, aber durch die Bilder aus dem Schäferleben unkennbar. Diese letzte Art von Schäfergedichten, deren Gegenstand die Liebe ist, hat die neuern Dichter am meisten beschäfftiget.

Im Ausdrucke soll Einfalt und natürliche Schönheit herrschen: wer aber die Grenzen des Gedichtes erweitert, kann eine gemäßigte Mythologie einstreuen, und das natürlich Rauhe für die Feinheit seiner Zeiten mildern. Das that Virgil: ist er also dem Theokrit vorzuziehen? Dieser drückt die Einfalt vortrefflich und glücklich aus: jener hat Gelehrsamkeit und Geschmack, und beobachtet überall im Ausdrucke den Anstand (dignitatem). Gleichwohl wird der Grieche allemal das Muster bleiben und Virgil der Nachahmer seyn, und oft ein ängstlicher Nachahmer, wenn er mehr ganze und überall zusammengesuchte Verse übersetzt, als in der Nachahmung Genie verräth. Selbst die Menge seiner Nachahmer setzt ihn unter das griechische Original. Wäre es leichter, die Natur als die Kunst zu erreichen, so würden gewiß mehrere dem Theokrit, als Virgil gefolgt seyn.

Der

Der Plan des Schäfergedichts wird allmählich
gelegt, die Scene abgemalt, und der Dichter spricht
en in seinem Namen, um die Handlung nicht zu
terbrechen.

In Absicht auf die Allegorie, mit der man Vir-
s Eklogen so gemartert hat, ist es genug, über-
upt zu wissen, daß der Dichter auf eine gewisse
egebenheit, wie das Unglück der Mantuaner, sieht:
er alles deuten, und den ganzen Tityrus im Vir-
, oder Virgilen im Tityrus finden wollen, ist ab-
chmackt.

Vor jeder Ekloge hat Hr. Heyne ihren Innhalt
d eine kurze Beurtheilung gesetzt. Bey der ersten
ählt er das Unglück, das die Mantuaner im bür-
lichen Kriege betroffen hatte. Man kann dar-
s die Absicht und Ausführung des Gedichtes selbst
rtheilen. Der Contrast des glücklichen Tityrus
d unglücklichen Meliböus macht die Handlung an-
hm. Das Bild im 48 und 49sten V. hat et-
s beleidigendes; aber vielleicht ist die Beschrei-
ng wahr. Unter den Anmerkungen bemerken wir
gende. V. 15. connixa reliquit. Das Mit-
den wächst durch den Zusatz reliquit. Die weit-
weifige Erzählung im 20 u. f. Versen schickt sich
r einem unwissenden Schäfer nicht übel, und Mar-
ineel hätte sie nicht tadeln sollen. V. 22. wird
pellere davon erklärt, daß die Schäfer die Läm-
r in die Stadt bringen. (Wir würden die ge-
öhnliche Erklärung, depellere a lacte, vorziehen.)
. 28. Tityrus, ein Sklave, der bisher villicus ge-

 wesen

gewesen war, oder aus Liebe zur Galathee verschwenderisch, reist nach Rom, um sich die Freyheit zu erkaufen, weil Amaryllis, seine neue Schäferinn, sparsamer zu seyn schien. Dies ist der Grund zum wahren Verstande der ganzen Stelle. Hr. Heyne glaubt, es hätte in einem Gedichte, das der Annehmlichkeit ganz gewidmet seyn soll, kein solcher Sklave sollen vorgestellt werden, und beym 30sten V. erinnert er, insidere his aliquid inuenusti et incomti, et alia non nulla in primo hoc carmine ieiunius dicta videri. Im 54sten V. könnte man quae in qua verändern, und es mit dem vorigen Verse verbinden, frigus captabis hic, tibi qua —

Die Gelegenheit zur dritten Ekloge hat Virgil unglücklich genug von einem unanständigen Zanke und bittern Vorwürfen hergenommen. V. 11. wird mala falx allerdings richtig erklärt, die schädliche, weil der Schäfer, der sie brauchte, boshaft war. Burmann erklärte dieses Beywort durch stumpf oder rostig. Verstände man im 39sten V. tornus überhaupt von einem Werkzeuge des Künstlers, so könnte Virgil gesagt haben, torno superaddita vitis pocculis: oder man könnte tornus für caelum annehmen, welches aber Hr. Heyne darum mißbilliget, weil die Schäfer solche Arbeit mit Messern machten, und schon vorher caelatum opus stehe, u. s. f. Aber Virgil scheint darum torno facili dazu zu setzen, damit man schlüßen sollte, ein Künstler hätte den Becher gemacht, (und also nicht der Schäfer selbst,) denn tornus facilis wäre, qui facili, i. e.

docta

cta manu tractatur. – Zuerst wird auch Theo-
ts erste Idylle und Pope (Paftor. 1, 39.) vergli-
n. Der Sinn des 73sten V. ist dieser: We-
gstens soll ein Theil ihrer Versprechungen
Erfüllung gehen. V. 86. Es scheint dem
häfer nicht angemessen genug, daß er den Pollio
n Leser der Schäfergedichte macht: denn Virgil
icht sich selbst zur Unzeit ein. Darinnen, daß der
nte Schäfer dem Pollio einen Stier bestimmt,
f man nichts suchen. Das carmen amoe-
eum erfodert, daß der eine was größers als der
dre sagt. Der erste sieht ihn als Kunstrichter
) Leser an, und verspricht ihm eine geringere Be-
nung von seinen Heerden: der andre nennt ihn
einen Dichter, und will ihm einen Stier opfern.
der bekannten Stelle V. 104. Dic, quibus in
ris tres pateat caeli spatium non amplius
nas, sieht Hr. Heyne auf keinen bestimmten Ort:
n kann jeden Brunnen verstehen: wer hinein
gt, sieht so viel vom Himmel, als es die Oeffnung
Brunnens erlaubt. (Aber das folgende von
Blume geht doch auf etwas bestimmtes, und tres
nas führt auch auf was gewisses. Und könnte
n es jemanden zu rathen aufgeben, wenn es ganz
bestimmt und allgemein wäre?)

Die Einleitung in die vierte Ekloge ist lesens-
rdig. Unter allen Völkern, besonders wenn sie
e allgemeine Noth drückte, fanden sich eine Menge
eissagungen, die schwankend genug waren, als
ß man sie nicht einmal auf einen gewissen Fall

   hätte

hätte anmerken können. Auch Rom war davon voll. Virgil nimmt die, die auf die Geburt eines gewissen Kindes Hoffnung machte, und ziert sie durch Bilder aus dem goldnen Zeitalter aus. Pollio und Mäcenas hatten durch ihre Vermittelung den Frieden zwischen dem Antonius und Octavius hergestellt, man befestigte ihn durch eine Vermählung des Antonius mit der Octavia, die eben schwanger war. Dies konnte vielleicht Virgil zur Grundlage dieser Ekloge machen. Hr. Heyne kennt die Schwierigkeiten seiner Meynung; aber sie ist doch wahrscheinlich. Die andern Muthmaßungen werden aus der Zeitrechnung widerlegt. V. 4. ist Cumaea aetas die Zeit, von der die kumäische Sibylle geweissagt hatte. Ihre Prophezeyungen wurden zuweilen mit Erlaubniß des Raths bekannt gemacht, und so konnte sie Virgil auch erfahren. Im 34sten V. erlaubt sich Virgil; das, was in die nächsten Jahre nach dem goldnen Zeitalter fällt, hieher zu rechnen. V. 44. Die goldgelbe Farbe des Fells wird, anstatt der bisherigen, die natürliche werden. V. 49. Jouis incrementum, i. e. alumnus et nutricius Jouis. Die Erschütterung der Welt im 50sten V. muß wegen des 52sten ein Zeichen der Freude seyn. Aber wie kann sie es seyn, da sie den Umsturz des Ganzen droht? Doch es war in der heydnischen Theologie bekannt, daß die Erde bey der Ankunft einer Gottheit erzitterte. (Man vergleiche den Callimachus, in Apoll. 1, 2. und die Stellen der Bibel, wenn sie die Ankunft des Messias verkündigt.) Und davon muß man auch diese Stelle verstehen, und sich

über-

erscheint das Bild einer wichtigen Begebenheit
achen. V. 60. Anstatt blos zu sagen, daß die
burtszeit da sey, wie im 61sten V. setzt Virgil,
cipe risu cognoscere matrem, i. e. prodi in
is auras, ut intueri te laetabunda mater et
que se quasi matrem probare possit. Man
lte nur nicht das Lächeln des Kindes selbst versteh
n sollen. Die folgenden Verse sollen so viel sa
n: Das Lächeln einer Mutter ist für das
ind die glücklichste Vorbedeutung: aber Vir
drückt es durch das Gegentheil aus: cui non
ere parentes: Non Deus hunc mensa, Dea
c dignata cubili est.

Die fünfte Ekloge ist vermuthlich eine Nachah-
ung des ersten und neunzehnten Idylls im Theo-
t; gesetzt, daß man sie auch vom Cäsar erklären
ollte. Aber vielmehr war das Lob des Daphnis
r Innhalt der ältesten Schäfergedichte. Die Ge-
enheit zu dieser Ekloge entspringt aus dem beyder-
tigen Lobe der Schäfer. Die Scene ist schön be-
rieben. Pope (Pastor. 4.) verdient verglichen zu
rden. Im 27sten V. ist viel gewagt, daß der
chter auch afrikanische Löwen den Tod des Daph-
s betrauren läßt. V. 30. thiasos inducit ist
viel als ducit. V. 40. Spargite humum fo-
s: inducite fontibus vmbras. Der Sinn
eint dieser zu seyn: Man soll das Grab auf einem
ügel machen, den ein Brunnen feuchtet, und
äume darum pflanzen. Doch läßt sich hier noch
er die Lesart streiten.

Es ist nicht nöthig, in der sechsten Ekloge die Meynungen der Epikuräer zu suchen, vielmehr streitet Lukretz (1, 717.) mit dem 31 u. f. Versen dieses Gedichts. Silen trägt die ältesten philosophischen Lehren mit einer Verzierung aus der fabelhaften Zeit vor. Vielleicht hat man in den Eleusinischen Mysterien von Silens Kenntniß der Natur geredet. Der zerbrochne Krug von Geßnern ist eine scherzhafte Nachahmung dieser Ekloge. Bey Gelegenheit des 29sten V. sind eine Menge alter Denkmäler genannt, die diese Stelle erläutern. V. 16. Tantum wird mit Ekl. 2, 3. verglichen. Niemand war beym Silen, serta tantum et cantharus cum eo erant. Doch Hr. Heyne ist, wie billig, auch mit dieser Erklärung nicht völlig zufrieden. Forte poeta hic paulo ieiunior est, spricht er. (Dies hat für uns noch eine Dunkelheit.) Pendebat, der Krug beugte sich, war beynahe umgefallen. Folgt man im 72sten V. den Worten, so kann die Erklärung diese seyn: Linus reicht dem Gallus das Rohr, um den Gryneischen Wald zu besingen. Gallus schrieb entweder ein solches Gedichte, wo er den Hesiodus nachahmte, oder wollte es schreiben. Die übrigen Meynungen sind weitläuftig angeführt, sie entspringen alle aus einer entbehrlichen Note beym Servius. Zugleich sind Nachrichten vom Gallus gesammlet.

Wir würden mit eben dem Vergnügen, mit dem wir auch die übrigen Eklogen durchgegangen sind, einiges daraus anzeigen, wenn wir nicht noch so viel

aus

[illegible] den Georgicis zu bemerken hätten, davon wir un[illegible] [illegible]glich kurz und nachläßig reden können, weil Hr. [illegible]eyne bey der Erklärung dieses Gedichtes seinen [illegible]leiß verdoppelt zu haben scheint. Und wie würdig [illegible]ar es ein Gedichte, das seinem Verfasser, wenn er [illegible]ch nichts anders geschrieben hätte, die Unsterblich[illegible]it verschaffen mußte, und gleichwohl, wegen der [illegible] [illegible]brochen Gelehrsamkeit und des Innhaltes selbst, [illegible]r einen grossen Theil der Leser ziemlich schwer ist. [illegible] bedauren ist, daß junge Leute um dieser Schwie[illegible]gkeiten willen nicht einmal die vortrefflichen Episo[illegible]n in diesem Gedichte kennen lernen, geschweige [illegible]nn daß sie mit der ausnehmenden Kunst und kriti[illegible]hen Bearbeitung desselben bekannt werden sollten; [illegible] wir doch kein einziges lateinisches Gedicht wissen, [illegible]s dem die Kritik des Verfassers in allen Zeilen [illegible], wie aus den Georgicis, hervorleuchtet. Wir [illegible]nken daher Hr. Heynen öffentlich, daß er nebst der [illegible]rigen Mühe, die er auf die Georgica verwandt, [illegible]n Geschmack und die Arbeit des Dichters, die be[illegible] [illegible]n größten Vorzüge dieses Werkes, in ihr völliges [illegible]cht gesetzt hat. Die ziemlich lange Einleitung ver[illegible]ient, daß wir das wichtigste daraus wiederholen.

Horaz (Sat. 1, 10, 14.) schreibt Virgils Aus[illegible]rucke das molle und facetum zu. Jenes bestehe [illegible]eils in einem wohlklingenden Zeitmaaße und ausge[illegible]uchten Zierrathen, wodurch die Rauhigkeit vermin[illegible]rt ist, die im Lukrez oft beschwerlich fällt, theils in [illegible]ner vorzüglichen Deutlichkeit und natürlichen Ord[illegible]ung: dieses aber ist in einem durchgängig feinern Geschmacke

Geschmacke des Dichters zu suchen. Wo wird sich
also der Lobspruch des römischen Kunstrichters besser
hinschicken, als auf dieses Gedichte vom Landleben?
Ein Lehrgedicht hat es an sich weder Handlung noch
Leidenschaft, und kann um desto leichter trocken wer-
den; das molle und facetum muß also im Aus-
drucke liegen. Wer ein Lehrgedicht schreibt, sucht
alles auf, was die Sache Annehmliches hat, oder sich
doch ausschmücken läßt, und bearbeitet es bis zum
Glänzen. Die Deutlichkeit findet er mehr in künst-
lichen, als logischen Ordnung. Alles kömmt also
im Lehrgedichte auf die Verzierung an, sie muß im
ganzen Ausdrucke herrschen, sie muß den gewöhnlich
zum Schmucke untüchtigen Materien durch Bilder und
Farben den Anstand geben. Das Allgemeine wird
man daher lieber von einzelnen Begebenheiten, be-
stimmten Personen und Zeiten sagen; man wird mehr
vergnügen als lehren wollen. Es ist wahr, mancher
Gegenstand des Lehrgedichtes ist so schön, daß der
Dichter glücklich ist, wenn er die Natur erreicht;
aber wenn er die trockenen Gegenstände mit Geschmack
bearbeitet, und sie bis zur Schönheit auszieret, so ver-
dient er unendliches Lob. Durch Geschmack und Be-
arbeitung, die diesem Gedichte ganz eigen sind, ersetzt
Virgil den Mangel der Erfindung, und Burton
irrt, wenn er die Georgica für gekünstelt hält. Die
griechischen Quellen, aus denen Virgil geschöpft hat,
sind auf der 112 S. gemeldet. Vielleicht hat ein
öfteres Gespräch des Virgil und Mäcen über den
Ackerbau mehr Gelegenheit zu diesem Gedichte gege-
ben, als ein ausdrücklicher Auftrag vom Mäcen, es

darum

eenen zu schreiben, daß man den Ackerbau, der durch die bürgerlichen Kriege versäumt war, wieder gleich machte: wenigstens läßt sich die letztere Muthmaßung nicht gewiß behaupten. Hesiodus ist am wenigsten nachgeahmt, und das Gedichte heißt darum Ascraeum carmen, weil es fast gleichen Innhalt mit des Hesiodus operibus und diebus hat: denn der Griache schrieb von dem ganzen Hauswesen, das damals mit dem Ackerbaue verknüpft war, aber nicht, wie Virgil, blos vom Ackerbaue zu handeln.

Das erste Buch. Hr. Heyne schlägt diese Erklärung des 25sten V. vor: Velisne inspicere vrbis terrarumque, i. e. imperii Romani, regiones, adesse imperio et iis, qui illud administrant. V. 92. Tenues ist hier ein Beywort des Regens, das aus der Natur desselben hergenommen ist: sonst wären tenues pluuiae nichts schädliches. Das Virgil im 102ten V. von der Fruchtbarkeit in Mysien sagt, sieht Hr. Heyne als eine Folge des trocknen Winters an, von dessen Einflusse in die Fruchtbarkeit der Poet hier redet. Uns scheinen diese Beyspiele blos die Größe der Fruchtbarkeit zu erhöhen, und ohne Absicht auf die Witterung eine Erläuterung zu seyn: Wünscht euch einen trocknen Winter, er macht die Aecker ausnehmend fruchtbar, wie sie in Mysien und bey Gargara sind (so fruchtbar ist kaum Mysien und Gargara). V. 160. sind eine ganze Menge Werkzeuge zum Ackerbau kurz und deutlich beschrieben. V. 262. wird linteres von

Gefäß-

Geschäfften der Landleute erklärt. V. 305. ist stringere glandes vom Abnehmen zu verstehen; indem man sie abbricht, berührt man sie, tanguntur et stringuntur. Ein Poet bezeichnet eine Handlung durch die damit verknüpften Umstände. (Wenn nur stringere nicht zu bestimmt ist, als daß man es weit ausdehnen kann.) Im [illegible]sten V. ist die Construction, ita ferret, dunkel. Man soll es so ordnen: Vidi concurrere — et vidi ut ita hiems ferret. Wollte man die Lesart ändern, so könnte man versat für ferret setzen. Martyn sieht die Stelle für ein Gleichniß an, welches auch uns gefällt: aber Hr. Heyne glaubt, die Größe der Sache litte dadurch. Der 336ste V. wird so erklärt: Observes motum, transitum Saturni. Gleichwohl, sagt Hr. Heyne, läßt sichs noch nicht ausmachen, wozu man den langsamen Saturn beobachten soll, außer daß man den Planeten überhaupt regnerische Witterung zuschreibt. Zieht man im 490sten V. iterum nicht zu videre, sondern zu concurrere armis, so wird die historische Schwierigkeit wegfallen. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird aus Stellen des Ovids, Lucans und Petronius erwiesen.

Das zweyte Buch. Geloni picti im 115ten V. vergl. Aen. 4, 146, weil sie ihre Körper malen, wie viele barbarische Völker. (Virgil könnte auch das gemeynet haben, was Herodot 4, 104, von den Agathyrsern sagt: ἁβρότατοι ἄνδρες εἰσὶ καὶ χρυσοφόροι τὰ μάλιστα.) Den 129sten V. hält Hr. Heyne

sohne für eingeschoben. V. 170-173. Cäsar war
bis an den Euphrat gedrungen, und sorgte da für die
Sicherheit der Gränzen des römischen Reichs. Vir-
gil drückt sich prächtig aus, und macht die Sache
groß. Man braucht also nicht anzunehmen, daß er
diese Stelle erst eingeschaltet hätte, da er das Ge-
dichte zum andernmale bearbeitete, welches ohnehin
zweifelhaft ist. V. 310. A vertice ist desuper
und das erfodern die griechischen Stellen, auf die
Virgil sieht. Burmanns Erklärung, a tergo,
wird mit Recht verworfen. V. 346. Virgulta
sind alle möglichen Arten von surculis vitium, sie
mögen gebraucht werden, wozu sie wollen, premere
überhaupt pflanzen, und ager für vinea, wie sehr
oft in diesem Gedichte, anzunehmen. Die ganze
Stelle von dem Glücke des Landlebens ist mit dem
feinsten Gefühle der Schönheit und aller möglichen
Kenntniß des poetischen Ausdrucks erklärt. V. 460.
Tellus fundit humo, i. e. ex solo, culta sua
superficie. V. 464. illusae auro vestes, i. e.
pictae, weil ludere, lusus, u. s. f. die Kunst, die
die Natur nachahmt, ausdrücken. (Also würde es
zu viel seyn, als illusum s. arte additum vestibus
aurum.) Nescia fallere vita erklärt Hr. Heyne
ein vor Unglück gesichertes Leben. V. 496. agi-
tans discordia fratres kann man, ohne weitere Be-
ziehung auf eine gewisse Begebenheit, von bürgerli-
chen Kriege erklären.

Das dritte Buch. V. 13. Wie kömmt in diese
Stelle die Erbauung eines Tempels? Der Poet hätte
sich

sich als Sieger in Spielen vorgestellt; Sieger aber erbauten zuweilen Tempel und Altäre, so wie sie ihren Kranz gemeiniglich in einem Tempel aufhiengen. Zum Beweise des erstern wird das Denkmaal angeführt, das insgemein Demosthenis Laterna heißt. So will also der siegende Virgil einen Tempel anbauen. Diese Erklärung ist dem Hr. Pr. Heyne ganz eigen. Der 32ste V. ist von keiner Begebenheit zu erklären; der Dichter sieht im voraus die Zukunft. Die Sentenz im 66sten V. die sich doch auf Menschen bezieht, scheint hier am unrechten Orte zu stehen. Man hat beym 474sten V. gefragt, was anguis exterritus aestu heissen soll. In dieser Ausgabe wird es durch furens und insanus erklärt, und mit dem Nikander (Ther. v. 417.) verglichen: ἐκθέχεται ἐκ μύωπος, ἀήθεϊ ἄγριμος [illegible]. Es ist ab asilo agitatus. (Die Vergleichung ist sehr glücklich, und uns fiel ein, daß Virgil wohl gar exterritus oestro könnte gesetzt haben.) Man hat nicht Ursache, den 474 u. f. V. von der beym Thucydides beschriebenen Pest zu verstehen. Es scheint, daß ein noch damals bekanntes Unglück, das das alte Noricum betroffen hatte, hier beschrieben wird. V. 497. Equus studiorum immemor, wird überhaupt vom Laufen angenommen, ohne mit Heinsius auf den fauorem Circensem zu sehen. Die Wahl des Dichters im 523 u. f. V. verdient Lob, weil er das Mitleidsvolle dem Scheußlichen und Abscheulichen vorzog. Der Sinn des 560sten V. ist: Man konnte die todten Thiere vor allzu großer Menge nicht ins Wasser werfen (viscera abolere vndis),

dis), oder verbrennen (vincere flamma). Die
dern Erklärungen sind geprüft.

Im vierten Buche besteht die Kunst des Poe-
s hauptsächlich darinne, daß eine an sich trockne
iche, Regeln von der Bienenzucht, durch so viele
jenehme und prächtige Bilder verziert, durch die
ße Mannigfaltigkeit, besonders der Episoden, be-
hert, und durch die beständige Vergleichung mit
ßern Thieren, und selbst Menschen, wunderbarer
nacht ist. V. 104. Frigida tecta, in denen
ie Bienen sind: das Gegentheil steht im 43sten
fouere tectum, wenn sie sich darinnen aufhal-
. Hr. Heyne setzt zu dem, was Pope zur Ver-
idigung des 176sten V. gesagt hat, noch hinzu,
n wäre in diesem Buche schon gewohnt, die Hand-
gen der Thiere mit den menschlichen Beschäffti-
igen zu vergleichen. V. 234. Die untergehen-
Plejaden fliehen das Gestirn des Fisches. Wie
t sich aber das nach der Astronomie vertheidigen?
as Servius sagt, ist zum Theil wider den Sprach-
rauch. Pristis kann man darum nicht für pi-
s setzen, weil es kein Gestirn ist, das Regen bedeu-
Petit versteht durch sidus die Sonne, und das
r erlaubt: aber fugere vndas piscis aquosi
oriri anzunehmen, ist unerlaubt. Eine Anmer-
g des Hrn. Hofrath Kästners, die mit seinen ei-
n Worten eingerückt ist, erklärt einen Theil dieser
elle vortrefflich, sie beweist aber zugleich, daß das,
s Virgil vom Fische sagt, unauflöslich bleibe, wel-
s auch Petavius geglaubt hat. Hr. Heyne trägt

also noch eine Muthmaßung vor, die auf folgende zwey Stücke ankömmt, daß die Poeten oft ihre Beschreibungen von der Gestalt und Lage der Sternbilder nach der Vorstellung auf astronomischen Tafeln einrichten, und daß sie daher sagen, ein Gestirn flöhe das andre, wenn es ihm am nächsten war. Man sehe Manil. Astron. 1, 263. Da überdieses die Plejade auf dem Farnesischen Marmor einen von den Fischen zu fliehen scheint, so könnte man den Virgil in dieser Stelle auf eben die Art erklären. Das Beywort aquosus würde alsdann allgemein und auf die Natur der Sache gegründet seyn.

Wir wollen nur noch den Innhalt der weitläuftigen Prolegomenorum anzeigen, die, nebst der Vorrede und Abhandlung vom Schäfergedichte, dreyzehn Bogen betragen. Die Nachricht von den bisher bekannten Handschriften fängt S. 21. an, und das Neue in dieser Ausgabe von den drey gothaischen Handschriften haben wir schon oben angezeigt. Durch sie wird die Sammlung der verschiednen Lesarten erst brauchbar, und sie konnte nicht leicht wegbleiben. Die, welche ein Gelehrter zuerst bekannt gemacht, oder hauptsächlich gebraucht hat, stehen allemal beysammen. Das folgende Verzeichniß enthält die Ausgaben des Virgils von der allerersten Römischen, bis zur Ambrogischen, die 1758 - 1762 heraus gekommen ist, in chronologischer Ordnung, mit häufigen Beurtheilungen und Nachrichten. Es sind zwar nicht alle mögliche Ausgaben angeführt: und was sollten auch die elenden unter den neuesten,

die

ſe kaum etliche Groſchen werth ſind, und weiter
einen Nutzen haben, als daß etwa ein Schüler den
Text hat? Aber bey den übrigen, die entweder zur
Kritik oder Geſchichte des Textes nützlich ſeyn kön-
nen, iſt Hr. Heyne deſto ſorgfältiger zu Werke ge-
gangen. Liebhabern dieſes Theils der Gelehrtenge-
ſchichte wird dieſe Arbeit angenehm ſeyn, weil ſie
Nachrichten, die durch ſo viele Bücher von dieſer
Materie zerſtreut ſind, beyſammen finden, und Kunſt-
richtern brauchbar, da bey der Kritik ſo viel auf die
Genealogie der Ausgaben ankommt, welches Hr.
Heynens Hauptabſicht bey dieſem Verzeichniſſe ge-
weſen iſt. Wir wünſchen, daß er das in der Vor-
rede gethane Verſprechen erfüllen, und was er nach
der Zeit noch bemerkt hat, uns im künftigen Theile
mittheilen mag. Auch das würde am beſten ſeyn,
wenn er ſelbſt, da er die Ausgaben itzt in ihrer Ver-
bindung kennt, die annales textus Virgiliani ver-
fertigen wollte, zu denen er einen ſo ſchönen Grund
gelegt hat. Und in ſo ferne wir dieſes Verzeichniß
als eine ſolche Grundlage anſehen, nehmen wir gern
unſer Urtheil zurück, das wir beym erſten Anblicke
fällten, daß es für eine Ausgabe, die doch unter die
kleinern gehören und auch Anfängern, die immer die
Koſten ſcheuen, einen guten Virgil in die Hände lie-
fern ſoll, zu weitläuftig ſchiene. Es folgt Virgils
Leben vom Donatus mit durchgängigen Anmerkun-
gen, die theils die Geſchichte in ein helleres Licht ſe-
tzen, theils das Wahre vertheidigen, und die unzäh-
lichen abgeſchmackten Fabeln, mit denen dieſe Lebens-
beſchreibung überſchüttet iſt, verwerfen. Die Be-

merkung der augenscheinlich eingeschalteten Stellen, kann einem eilfertigen Leser erinnern, wie wenig man sich auf solche Erzählungen der Grammatiker verlassen kann, und wie behutsam man sie bey der Erklärung selbst brauchen müsse. Weit schätzbarer ist das folgende Stück in den prolegomenis; Vita Virgilii per annos digesta, das Hr. Heyne ganz neu ausgearbeitet hat. Ist der Nutzen von der Lebensbeschreibung eines Schriftstellers dieser, daß man aus der Zeit, wenn er geschrieben, aus seinen Umständen, aus den damals herrschenden Meynungen, in so ferne sie von der Geschichte des Volks abhängen, gewisse unauflösliche Schwierigkeiten, die keine grammatische Erklärung überwinden kann, auf einmal hebt, so wird man auch dieser Lebensbeschreibung den Nutzen nicht absprechen können. Virgil verstand die Kunst vortrefflich, die römische Geschichte in seine Gedichte einzuflechten, und seine Leser dadurch zu interessiren. Aber wie viel Gewalt hat man ihm hierinne nicht gethan! Alles hat auf gewisse Begebenheiten gehen sollen. Man hat historische Hypothesen ausgedacht, und das Gedichte darein gezwungen. Der sorgfältige Geschichtschreiber findet den Ungrund und das Unwahrscheinliche, sucht die Wahrheit desto emsiger, und macht die Geschichte zu einem Lichte, das seine Strahlen über das ganze Gedichte verbreitet, und den falschen Schein vermeiden lehrt. Er will historisch erklären, aber mit Grunde: er findet Anspielungen, aber er beweist sie: er braucht andrer Arbeiten, aber er prüft sie. Und das ist das Bild, welches sich unsre Leser von dieser

le Lebensbeschreibung machen müssen. Daß sie
hsam sey, dürfen wir nicht sagen; und von ihrem
hen werden die am besten urtheilen können, die
Ernste Schriftsteller erklären oder verstehen wol.
Es ist beynahe kein Jahr, durch dessen Ge-
hte nicht eine Stelle erläutert würde. Den Be-
iß machen die Zeugnisse vom Virgil, und der
nhalt seiner Gedichte von alten Grammatikern.
r erwarten den andern Theil mit dem größten
langen.

III.

jann Friedrich Löwens Schriften, 4 Theile gr. 8. Hamburg, bey Bock, 1765. 66. 1 Th. 192 S. 2 Th. 156 S. 3 Th. 203 S. 4 Th. 367 S.

s ist sonst ein Eigensinn der Natur, selbst gegen
Leute von Genie und Talenten, daß sie ihnen in
Kunst selten mehr, als eine Gattung, erlaubt,
un sie vortrefflich seyn können. Wenigstens
ten sich die Dichter des Alterthums diese Ein-
nkung gefallen lassen. Homer bekam die Epe.
Callimachus die Hymne, Sophokles das Trauer-
Pindar die Ode, Anakreon das Lied zu seinem
eile, und alle waren folgsam genug, keinen
ung aus dem Kreise zu wagen, womit ihr Geist
ingt war. Hat die Natur diese Kargheit itzt
n lassen? Ist sie gegen uns freygebiger gewor-
Man sollte beynahe unserm Jahrhunderte,

wenigstens unserm Vaterlande, mit dem Vorzuge schmeicheln, da mehr als ein Dichter uns eine Anzahl Bände liefert, worinn er seine Werke, nach allen Hauptstücken einer Poetik vertheilt, und aus jeder Klasse der Dichtkunst beynahe gleich viel Proben liefert. Von der Art ist auch die Sammlung von Poesien, welche wir itzt anzeigen, die Arbeit Eines Verfassers, und doch so reich an mannigfaltigem Innhalt; denn man findet darinn: Lehrgedichte, Erzählungen, Epigrammen, Oden, Lieder, Cantaten, komische Heldengedichte, Romanzen, poetische Briefe, Trauerspiele und Comödien. Vielleicht will der Verfasser durch diese Proben das Publicum befragen, in welcher Gattung er am glücklichsten sey, und fortarbeiten solle? Wir wären geneigt, dies zu glauben, wenn Hr. L. nicht selbst in der Vorrede den Gesichtspunkt angäbe, aus welchem man diese Sammlung ansehen soll, die ohne das nicht die erste von seinen Werken ist. Sie enthält, sagt er, diejenigen Arbeiten, welche er lediglich für die seinigen erkennt, und nach welchen er, ohne Rücksicht auf alles, was er sonst geschrieben hat, beurtheilt zu werden wünscht. Er giebt dabey sein Wort, daß, ausser dieser Ausgabe, keine weitern Veränderungen erfolgen sollen, wenn man auch mit der Zeit eine neue Auflage machen würde. Diese Erklärung macht den Wunsch unnütz, den wir sonst mit andern Kunstrichtern gethan hätten, diese Sammlung verkürzt und geändert zu sehen, und überhebt uns der Mühe, nach der Gattung zu forschen, welche der Verf. vor den übrigen zu der seinigen machen könnte. Vielleicht

icht macht sie auch unsre ganze Kritik überflüßig;
der Hr. L. „wünscht doch beurtheilt zu werden,„
nd wir wollen seine Schriften in dieser Absicht nach
r Reihe durchgehen.

Der erste Band fängt mit Lehrgedichten an.
s sind Lehrgedichte, welche Moral, Betrachtungen
d Sittensprüche enthalten, die fast alle auf den all-
meinen Satz hinauslaufen: Unschuld, Redlichkeit
d Religion machen uns allein ruhig und glücklich.
s ist wahr, der Verf. giebt diesem Satze in jedem
edichte eine andre Wendung, er untermischt seine
hren mit Satyre, er zeichnet Charaktere, und än-
rt zuweilen den Ton; aber wir müssen gestehen,
ß wir diese Wendungen nicht so lebhaft und ver-
ieden, die Satyre nicht so gewürzt, und die Cha-
ktere nicht so malerisch gefunden haben, daß wir
ht hin und wieder eine gewisse matte Einförmig-
t und langweilige Ermüdung bemerkt hätten.
as Matte und Langweilige aber ist in Lehrgedich-
vollends unleidlich, wo man durch starke und
e Gedanken für das Trockne des Innhalts schad-
zu halten ist. Und im Vortrage der Lehren, die
n gleich behalten sollte, ist nichts nachtheiliger, als
eitschweifigkeit.

Quicquid praecipies, esto breuis, vt cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.
Omne superuacuum pleno de pectore manat.

s größte Verdienst, welches Hr. L. unserm Ur-
le nach als Lehrdichter hat, ist eine glückliche Ver-
ation, die ihn aber gewiß oft verführt hat, Verse

hinzuschreiben, deren größtes Verdienst im guten Klange besteht. Und doch haben wir einige sehr harte Reime gefunden, die wir unserm Verf. desto weniger verzeihen, da sie seinem Ohre wohl nicht provincial seyn können, z. E. S. 14. besiegen — kriechen. S. 26. erweitert — hingeschleudert. S. 56. Weisen — gleissen. Auch ungewöhnliche und harte Wortfügungen, dergleichen S. 21.

Die Freundschaft die du prahlst.

S. 17.

Tarquin mit Mohn sich stritt.

Wir wollen itzt unser obiges Urtheil über die Lehrgedichte des Hrn. L. überhaupt durch die Anzeige einiger einzelnen Stücke zu rechtfertigen suchen, ohne dabey das Gute zu verschweigen, das wir angetroffen haben. Wollten wir ein sehr augenscheinliches Beyspiel vom Einförmigen und Weitschweifigen geben, so müßten wir das ganze erste Stück hieher setzen, welches zur Ueberschrift hat: Daß der Schein betrügt. Alles, selbst die angehängte Fabel, ist so alltäglich gesagt, daß es uns gar nicht vortheilhaft zur Empfehlung des Buchs zu seyn scheint, daß dies Gedicht die erste Stelle erhalten hat. Das zweyte: Die Mittel sein Glück zu machen, gefällt uns weit besser, und hat fast vor allen übrigen Vorzüge. Wir wünschten, daß es nicht noch hie und da das Einförmige mit ihnen gemein hätte, und am Ende etwas matt würde. Die Religion des Herzens ist ohne Zweifel ein schönes Subjekt für das Lehrgedicht, wir erwarteten daher eine lebhaftere

und

nd stärkere Ausführung. Doch diese ist dem Verf. urchgehends weniger geglückt, als die Anlage. Oft hen wir ihn auf gutem Wege, er sieht seinen Geenstand auf einer neuen Seite an, allein er betrügt nsre Hoffnung, daß er uns denselben auf eine neue nd eindrucksvolle Art von dieser Seite zeigen werde: So hätte z. E. die Anrede an die Schwärmerey S. 24. ganz anders von einem Dichter gesagt weren müssen, ob wir es gleich dem Verf. wohl ansen, daß er sie dichtrisch hat sagen wollen. Wie ltsam sagt er von ihr:

Du sogst Medeens Brüste.

nd eben so fremd klingt der Ausdruck:

Du sandtest Mahomet, den mächtigen Cartüffen.

S. 28. ist die Wendung sehr falsch, da mitten in er Anrede an den Leser des Lehrgedichts, die Liebe postrophirt wird:

Dien Luthrisch und Calvinsch, dien Römisch deinem Gott,
Dien Muselmännisch ihm; doch, Liebe, dein Gebot
Ist allgemein.

Eine schöne Stelle müssen wir noch aus diesem Gedichte hersetzen:

Als in der Christenheit der christliche Altar
Vom ärgsten Bubenstück noch nicht entheiligt war,
Der Priester ohne Stolz die Tugend würdig lehrte,
Und nicht verdammte, nein, den Irrenden bekehrte;
Als man in Haynen noch Gott überall genoß,
In jeder Blum ihn sah, ihn nicht in Tempel schloß,

Da wohnten Redlichkeit und Wahrheit, Lieb und Ehre
Noch unter Völkern gern, und schmückten ihre
Lehre, u. s. f.

Die beyden folgenden Lehrgedichte: Gott ist die Liebe, und der Genuß des Lebens haben wieder sehr viel Mittelmäßiges, und das letztere ist größtentheils aus zu gemeinen Reflexionen zusammengesetzt, die man auch zum Theil schon in den vorigen bis zur Sättigung analysirt gefunden hat; eben so ist es mit dem folgenden. Freylich fast durchgehends eine sehr glückliche Versification, die mancher gedankenreiche und stärkere Dichter nicht hat! Jedoch wird sich ein Tonkünstler viel Beyfall erwerben, der eine richtige und schöne Melodie, aber ein gemeines und abgedroschenes Thema vorträgt, das noch dazu alle Augenblicke wiederkömmt? Das Gedicht, der Adel, unterscheidet sich merklich, durch eine lebhafte und wahre Satyre, die zwar auch in die andern Stücke zuweilen gemischt, aber nie, wie uns dünkt, so schicklich und treffend eingestreut ist, als hier. Die Sittensprüche nach dem Horaz, sind nicht so glücklich in einander gewebt, als die Hagedornischen, wovon dieses Gedicht offenbar eine Nachahmung ist. Horaz ist auch selten stark genug ausgedrückt. Man sehe folgendes Beyspiel:

Horaz.

Non gazae, neque consularis
Summouet lictor miseros tumultus
Mentis, et curas laqueata circum
Tecta volantes.

Herr

Herr Löwen:

Nicht Reichthum, keine Macht, die Göttern gleich gebietet,
Den Pöbel menschlich macht, der immer viehisch wütet,
Nicht eines Lictors Ruf, der Römer zähmt und straft,
Verscheucht das wilde Heer elender Leidenschaft.
Und nichts vermag den Schwarm von Sorgen zu besiegen,
Die um der Grossen Dach mit schwarzem Fittig fliegen.

Wie weitschweifig! Die zweyte Zeile ist ganz leer; das Bild des Lictors wie geschwächt! und noch dazu aus einem nicht ganz richtigen Gesichtspunkte von dem Uebersetzer angesehen. Die miseri tumultus — elende Leidenschaft. Noch eins:

Sperat infestis, metuit secundis
Alteram sortem bene praeparatum
Pectus.

Sein standhaft edles Herz
Scheut Wechsel bey dem Glück, hofft Linderung im Schmerz.

Wir dürfen wohl kaum erinnern, daß in dieser Stelle eine von den Hauptschönheiten des Ausdrucks in der Beziehung des einzigen Prädicats: *alteram sortem* auf die beyden Wörter *sperat* und *metuit* liegt; aber wo bleibt diese Schönheit in der Uebersetzung? Wir könnten mehr solche Beyspiele anführen; wir kommen aber zu dem folgenden Gedichte: Der Billwerder. Der Verf. hat dies Stück, welches viele kleine Schönheiten hat, freylich geändert,

dert, und einige mißlungene Nachahmungen des Windsor-Forest weggelassen; er hätte aber noch viele weitschweifige und matte Stellen wegstreichen können, die der Vollkommenheit des Ganzen schaden, und gegen manche schöne Stellen zu sehr abstechen. Von der Art sind einige zwanzig Verse S. 78 f.

Wohlan, mein Freund, —— —— sä'n und fischen.

In Charakteren ist Hr. L. hier glücklicher, als in Beschreibungen, die gar nicht seine Sache sind, und zuweilen ins Possirliche fallen. Z. B. S. 83. wo er den letzten Heller und die blaue Brücke, und Titan, und Aurore, und des Himmels weite Thore in ein Gemälde bringt. Eben so artig ist S. 90. der Uebergang von Florens bunten Schimmer zum bunten Frauenzimmer.

In Mäntelchen, womit der Zephyr spielt,
Der schalkhaft frey der Schönen Busen kühlt,
Durchstreicht ein Kreis von Nymphen diese Fluren,
Ihr leichter Fuß drückt kaum im Grase Spuren;
So wie der West die Rose kaum berührt,
Wenn ihn zum Kuß sein leichter Fittig führt.

Noch eine Kleinigkeit. S. 97. heißt es von der Gerechtigkeit:

Du bist gewiß der Schelme Königinn
In Deutschland oft, allein nicht in Berlin.

Sollte man nicht aus dem Gegensatze schließen, daß Berlin außer Deutschland läge? — Zuletzt finden wir noch einen poetischen Brief an Tartüffen, und in demselben die meiste satyrische Laune, ob man gleich

wohl

wohl sieht, daß Herr Löwe den Brief des Hrn. von
Zar unter eben dieser Aufschrift bey manchen Stel-
n vor Augen gehabt hat. Aber das wollen wir
icht rügen, sonst hätten wir schon durch alle Lehrge-
ichte, und auch in der Folge, viele Stellen ausländ-
scher, und sogar deutscher Dichter, sehr kenntlich
pirt auftreiben können.

Es folgen Erzählungen. Herr L. verfällt
ich hier in das Weitschweifige und Matte, und das
it uns desto weniger gewundert, weil es der ge-
eine Fehler der Nachahmer des la Fontaine und
ellert ist. Von der Art ist gleich die erste Erzäh-
ng. Die vielen Umschweife scheinen alle Kräfte
s Dichters erschöpft zu haben; wie matt ist er
n Erzählung der Katastrophe! Arria durch-
ößt sich,

und ruft ihm zu:
Es schmerzt nicht Pätus! und in einem Nu
Liegt sie erblaßt zu seinen Füßen.

Wir besorgen, der Leser wird das: Es schmerzt nicht,
chsprechen. Man lese die meisten übrigen, z. E.
. 128. 131. 116. 136. und man wird viel gemeines,
d eine sehr mittelmäßige Manier in der Erzählung
den. Ausnahmen sind etwa S. 114. und S. 120.
rzüglich aber S. 118. die mehr Romanze als Fabel,
d sehr glücklich gerathen ist.

Das Gedicht auf den Tod des Herzogs
tte immer wegbleiben können. Ausser dem, daß
nur wenige interessiren kann, unterscheidet es sich
der durch Neuheit der Wendung, noch durch

Stärke

Stärke der Empfindungen von gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten. Da es aber doch einmal bleiben sollte, so wissen wir es wenigstens dem Hrn. Verf. Dank, daß er die in der vorigen Ausgabe demselben eingemischten Hexameter weggelassen hat.

Zum Lobe der epigrammatischen Gedichte können wir ohne Schmeicheley nicht viel sagen. Sollen wir aber aufrichtig reden, so kömmt es uns vor, als ob Herr L. das erste an sich selbst gemacht habe, worinn er einem Freunde den Rath giebt:

> —— Gleiche du dem Könige der Bienen,
> Der immer ohne Stachel ist.

Wenigstens ist uns dies fast bey allen Epigrammen wieder eingefallen. Die, welche S. 162. 163. 167. 175. 185. 186. stehen, sind vollends schlecht. Viele, und zwar die besten, sind übersetzt.

Im zweyten Theile finden wir Oden und Lieder, und nach löblichem Gebrauche, in fünf Büchern. Oden? — Im wahren Verstande haben wir freylich keine einzige Ode gefunden, wir vermuthen aber wohl, daß Herr L. die ernsthaftern Stücke, z. E. alle die im ersten Buche enthalten sind, so zu benennen, für gut befunden hat. Es würde uns gar zu weit führen, wenn wir sie alle durchgehen wollten; allgemein davon zu urtheilen, so haben wir freylich wieder viel Mittelmäßiges, aber auch, zumal unter den Liedern, manches gute Stück gefunden. Nur können wir nicht begreifen, wie Hr. L. verschiedne sehr bekannte Lieder von Uz, Hagedorn,

dern, und andern so sichtlich hat nachahmen, oder vielmehr parodiren können, ohne das geringste davon anzuzeigen. Doch vielleicht that er dies eben deswegen nicht, weil es ohne das zu sehr in die Augen fällt. Viele hätte er ganz weglassen sollen; wir wollen einige, nur der Seitenzahl nach anzeigen. S. 16. 25. 62. 65. 73. 81. 119. 127.

Es sind noch musikalische Poesien angehängt. So sehr wir in dieser Dichtungsart mehrere glückliche Genies in Deutschland zu sehen wünschten, so können wir doch dem Herrn L. unmöglich das Compliment machen, daß wir durch ihn einen Theil unsers Wunsches erfüllt sehen. Zu einem musikalischen Dichter wird gewiß mehr erfordert, als eine leere Beobachtung des Cantaten-Schlendrians. Eine leichte Versification ist noch nicht die Mechanik des Verses, der durch die Musik gehoben, den Zuhörer bewegen, einnehmen, rühren, erschüttern soll; Ausdrücke, die sich durch Töne nachahmen lassen, sind noch nicht die starke Sprache der Imagination. Kurz, dies ist die Art der Poesie, wo lauter Seele, lauter Empfindung herrschen, und für den Componisten, der sie andern mittheilen soll, durch einen Ausdruck bereitet werden muß, der eben so sehr mit den Regeln der Töne, als mit der auszudrückenden Leidenschaft in einer beynahe nothwendigen Harmonie steht. Von dieser Seite betrachtet, haben uns die hier befindlichen musikalischen Poesien wenig Genüge gethan. Das Paßionsstück hätte, nachdem uns Hr. Ramler, wie Hr. L. in der Vorrede sagt, durch den

Tod

Tod Jesu entzückt hat, den Augen der Kenner immer entzogen werden können. Und das ist doch wohl des Hrn. L. Ernst nicht, „daß der Werth dieses „Stücks durch die Composition des Hrn. Hertel, die „er sehr lobt, einigermaßen entschieden sey.„ Uns ist diese Composition gänzlich unbekannt; wenn sie aber auch wirklich schön ist, so beweist das noch nichts für den Dichter; sonst müßte Brockes Paßion deswegen schön seyn, weil Telemann und Händel sie vortrefflich gesetzt haben. Wir möchten nicht einmal daraus folgern, daß die Verse musikalisch seyn müßten, denn wir wissen, daß oft Arien, die einem Componisten anfänglich gar nicht recht waren, ihm in der Arbeit am besten geglückt sind, weil er dabey nichts vorgearbeitet fand, sondern sich mehr Mühe geben, und alles thun mußte. In der gegenwärtigen Paßion hätten wir nicht lauter gewöhnliche Betrachtungen erwartet, die noch dazu sammt der Geschichte, die mit eingewebt ist, oft nicht den besten Zusammenhang haben. Die Recitative sind das Leidlichste; die Arien sind nach dem gewöhnlichen Zuschnitt. Vor einigen zwanzig Jahren wäre diese Cantate vielleicht die beste in ihrer Art gewesen; aber itzt muß Hr. L. uns einen Geschmack verzeihen, der durch Metastasio und Ramler verwöhnt ist. Unser Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir ein paar Beyspiele hersetzen:

Arie. Duett.

Stärke mich, dich zu bekennen,
Vor der Welt, die dich nicht kennt!

Lehre

Lehre mich, dich Freund zu nennen,
Wenn die Welt dich Richter nennt,
Weltversöhner, mein Vertraun!
Nichts soll mich von dir scheiden,
Nicht Menschenfurcht, nicht Leiden,
Nichts, was die Welt sonst Freuden
Und Glück und Hoheit nennt.

Wir sehen freylich eben keinen innern Grund, warum diese Arie ein Duett seyn soll, aber, das eingeräumt, so ist die fünfte Zeile, welche nothwendig von beyden gesungen werden muß, hiezu sehr unschicklich. Sie sollte den stärksten Gedanken, oder wenigstens den größten Nachdruck des Hauptgedankens enthalten, und itzt enthält sie eine Anrede, die im Anfange an ihrem Orte gewesen wäre, itzt aber sehr unbequem nachgeholt wird. Den Uebelstand, den das veränderte Metrum im zweyten Theile, und der versäumte Endreim auf den Schluß des ersten Theils macht, sieht ein Jeder bald; wir zweifeln auch, daß die zwo letzten Zeilen, die ziemlich schleppen, für die Musik bequem sind. Noch eine Arie:

Schallt, ihr freudigen Gesänge!
Heil! der Keltertreter siegt;
Unter seinen Füßen liegt,
Hölle, deine ganze Macht.
Es donnert Siegsgeschrey vom Golgatha hernieder;
Held, alles ist vollbracht!
Geschleudert ist die überwundne Hyder
In ewig öde Nacht.

Wir wollen die dreyfache Anrede in dieser Arie der lebhaften Freude verzeihen, allein für die verworre-

nen Bilder in derselben, scheint uns diese Entschul-
digung nicht zu gelten. Der Keltertreter (ein sehr
unmusikalisches Wort) siegt. Und nun, da wir die
Kelter unter seinen Füßen sehen, entreißt der Dich-
ter die Metapher, und legt die Macht der Hölle
unter dieselbe; auch dies Bild entreißt er uns wie-
der; die überwundne Hyder (ein sehr unschicklicher
Ausdruck,) ist nun in den Abgrund geschleudert.
Wie oft wird doch die Regel vernachläßigt, die me-
taphorische Idee, und das, was sich für sie schickt, nie
aus den Augen zu lassen, wenn man sie zur Allegorie
fortführt; und wie sehr muß demnach ein so schwan-
kendes Bild den Kenner beleidigen! Von den bey-
den folgenden Gelegenheits-Cantaten gilt eben das,
was wir oben von dem Trauergedichte gesagt haben.

Der dritte Theil enthält komische Gedichte,
wovon die Walpurgisnacht das erste ist. Die
Erfindung dieses Gedichts und der Plan desselben,
hat wohl nicht viel Vorzügliches, die Ausführung
aber ist doch immer artig, und oft recht glücklich.
Manche Stellen haben wahre komische Laune, welche
durch die gute Versification desto mehr Reiz erhält;
wir müssen den Raum sparen, sonst führten wir der-
gleichen an. Eine neue komische Epopee des Verf.,
welche Marquise überschrieben ist, und den Bein-
bruch eines Windspiels zum Innhalte hat, ist in Prose
mit Versen untermischt. Diese letztern aber haben
in uns den Wunsch erregt, daß es ganz in Verse
von der Art gebracht seyn möchte; denn diese glücken
dem Herrn L. weit besser, als die hier gebrauchte

Prose,

briefe; oder die komische Parodie der höhern prosai- schen Schreibart; da ohnedies der Ton des Stücks ist zu sehr abstiche. Man lese z. E. die Rede des Stallknechts an Selindens Pferd, S. 66. Sonst ist die Anlage artig genug, ob sie gleich wenig Neues hat. Nur die etymologische Episode S. 94. wor- inn die Benennung eines Rosbachs hergeleitet wird, hätten wir herausgewünscht.

Nun folgen anderthalb Bogen, die, unserm Ur- theile nach, das Beste von allen Arbeiten des Hrn. Löwen enthalten, und ihn allein sehr empfehlen könn- ten, seine Romanzen. Wir haben es schon oben be- merkt, daß ihm die komische Poesie glückt, hier hat er es vollends gezeigt. Die Erzählung ist drollig, die Versification leicht und schicklich, der Romanzen- ton ist getroffen. Die dritte könnte allenfalls durch eine bessere ersetzt worden seyn; die zweyte, welche die Geschichte des überfallnen Nonnenklosters aus Voltairens Pucelle enthält, ist wohl die schönste. Bey der fünften wollen wir S. 142. Str. 3. eine Kleinigkeit erinnern, daß es nämlich wohl dem Tone der Romanze nicht gemäß ist, die Muse anzurufen.

Den Schluß dieses Bandes machen scherzhafte Briefe, welche denen Personen, an die sie gerichtet sind, angenehm genug mögen gewesen seyn.

Der vierte Theil, der letzte dieser Sammlung, enthält lauter neue Arbeiten des Herrn L., nämlich Schauspiele, denen eine Geschichte des deutschen Theaters vorangesetzt ist. Herr L. sagt in der

Vorrede, diese Geschichte sey hauptsächlich zum Unterrichte der Schauspieler geschrieben, und diesen kann sie auch wohl zur historischen Kenntniß ihrer Kunst am meisten nützen; Liebhaber und Kenner möchten wohl mehr verlangen. Der größte Theil ist nämlich eine Historie der Schauspielergesellschaften, zwar mit einigen Bemerkungen untermischt, die aber nicht von der Art sind, daß sie ihr ein pragmatisches Ansehen geben können. Dieser Theil läßt sich auch wohl nicht von Unrichtigkeiten und Partheylichkeit frey sprechen. Wir hatten den Vorsatz, diese Mängel anzumerken und zu berichtigen; jedoch wir sehen, daß es die Grenzen unsrer ohne dies weitläuftigen Recension nicht verstatten, und sparen es auf eine andre Gelegenheit, da wir itzt auch noch von den Schauspielen des Herrn L. ein paar Worte reden müssen. Der übrige Theil dieser Geschichte recensirt unsre bisherigen theatralischen Dichter, wir finden aber auch hier nicht viel Neues und Ausgeführtes; er zeigt hernach einige wohlgegründete Fehler unsers Theaters an, wobey den Beschützern, den Principalen und Acteurs harte, vielleicht zu harte, Vorwürfe gemacht werden, zumal wenn man ihren Zustand und ihre eingeschränkten Verhältnisse in Deutschland dabey vor Augen hat. Die angehängten Vorschläge zur bessern Aufnahme der Schauspielkunst sind unverwerflich, sie ließen sich noch erweitern. Wir wollen aber auf keine Projekte raffiniren, deren Ausführung so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. Uebrigens müssen wir die guten Absichten des Hrn Verf. für das Theater loben, unter

welche

welche wir auch seinen Entschluß rechnen, selbst für die Bühne zu arbeiten. Ueber die Ausführung desselben wollen wir kürzlich unser Urtheil sagen.

I. Hermes und Nestan, oder das Orakel, ein prosaisches Trauerspiel in zweenen Aufzügen. Der Innhalt dieses Stücks ist unverwerflich, zwar vielleicht schicklicher zur Oper, und zum Trauerspiele zu romanhaft und überraschend; doch hätte dies wohl durch eine fleißigere Ausbildung des Plans und der Charaktere können gehoben werden. Dadurch hätte die Handlung auch ein richtigeres und stärkeres Interesse bekommen, welches itzt mit Fleiß, aber sehr fehlerhaft, getheilt zu seyn scheint. Denn der Charakter des Hermes sticht lange nicht genug hervor, und selbst die hier angelegten Situationen, worinn er hätte gehoben werden können, hätten mehr genutzt werden müssen. Die Charaktere überhaupt sind zu einförmig und zu schwach gezeichnet. Nicht die wahre griechische Wendung in der Denkungsart, und noch viel weniger in der Sprache, die sehr oft beynahe zur Ausführlichkeit des dogmatischen Dialogs von der tragischen Würde hinabsinkt. S. 100. hätte die Scene nicht leer bleiben sollen. Es gefällt uns auch nicht recht, daß Orxus in der letzten Scene auf einmal den Einfall hat, sich zu erstechen. Wäre es nicht besser gewesen, und auch vielleicht der Ausgang mit dem Spruche des Orakels in beßre Verbindung gebracht, wenn die Umstände so eingelenkt wären, daß Orxus statt des Nestan hätte sterben müssen. So wäre auch das Misvergnügen über

den Tod dieses Unschuldigen dem Zuschauer entzogen. Denn wir sehen doch nicht, was die Wachsamkeit und Klugheit des Dorus zur Rettung seines Sohns beygetragen hat? Doch dies Stück litte wohl in aller Absicht viel Ausbesserung.

II. Das Mißtrauen aus Zärtlichkeit, ein Lustspiel in drey Akten. Auch die Erfindung dieses Stücks gehört nicht dem Verf. eigen. Es ist, wie er auch anzeigt, aus dem französischen Lustspiele Dupuis und des Ronais genommen. Herr L. hatte es schon vor ein paar Jahren, wo wir nicht irren, in fünf Aufzügen, drucken lassen. Wir konnten damals dem Gerüchte kaum glauben, daß es von ihm wäre, weil wir es seiner gar zu unwürdig fanden. Itzt haben wir uns nicht überwinden können, es noch einmal zu lesen, und mit der gegenwärtigen Veränderung zu vergleichen, die doch noch, der ganzen Anlage nach, fehlerhaft ist. Denn was ist zu einem Charakterstücke nothwendiger, als die starke und richtige Zeichnung des Hauptcharakters? Aber eine Tochter nicht zu verheyrathen, weil ihr Liebhaber offenbare Liebesintriguen mit einer andern spielt, davon man Beweise in Händen hat, dazu gehört, wie uns dünkt, weder großes Mißtrauen, noch große Zärtlichkeit. Nicht zu gedenken, daß dieser Charakter sich in weit mehr Nuancen hätte zeigen müssen. Arist, welcher ihn hat, soll eine solche Denkungsart durch seinen Aufenthalt am Hofe erlangt haben, und eben dieser Mann verfällt oft in Sentiments und Scherze, die weniger als bürgerlich, wir wollen nicht sagen, plump sind. Z. E. S. 137.

„Du

„Du wirst roth? Ey nun, kleines Närrchen,
„fürchte nicht, daß ich etwa bey Hr. Valeren dein
„Nebenbuhler seyn möchte. Ich will dir deinen
„Obristen nicht entführen, du sollst ihn für alle
„Väter sicher heyrathen: aber, wenn du dir ein
„bildest, schon heute mit ihm zu Bette zu gehen,
„so hat dir der kleine Schalk mit seinem Pfeile
„eine gewaltige Lüge ins Herz geschossen.„

Die Unwahrscheinlichkeiten wollen wir nicht auftreiben, dergleichen z. B. die falsche Adresse des Briefchens ist. S. 159. So sehr Hr. L. auch die Freyheit seiner Bedienten vertheidigt, so ist uns dieselbe doch in diesem Stücke, wo sie sich durch ganze Scenen auslässt, unleidlich vorgekommen. Oft wird sie fast Unverschämtheit. Z. E. S. 165.

Valer. Wenn du also, wie du leicht das Ansehen hast, einmal ein Mägdchen um seine Ehre bringen solltest, so wird es vielleicht auch aus lauter Treue für mich geschehen.

Heinrich. So bald Sie, mein Herr, bey dieser Ehre mit intereßirt sind. (heimlich zu Valeren) Das will so viel sagen: Wenn meine Heyrath die Ehre meiner Braut wieder repariren muß, die Sie verdorben haben.

Uebrigens finden wir in diesem Stücke viele Tiraden, so gar im Dialog, die aus sehr bekannten Comödien erborgt sind.

III. Ich habe es beschlossen, ein Lustspiel in drey Aufzügen. Die Hauptgeschichte des Plans ist

 aus

aus dem Roman l'Enfant trouvé genommen, und die Episode des Alten, der als ein unglücklicher Vater eines ausschweifenden jungen Menschen erscheint, die Ansprüche desselben auf das Herz eines tugendhaften Mägdchens und dessen Ansehen bey ihrem Vater zu nichte macht, aus den Briefen des Marquis von Roselle. Sie ist ohnedies auf dem Theater nicht neu, wiewohl einem noch immer die Idee eines Dei ex machina dabey einfallen kann, der hier um so viel entbehrlicher war, da der junge Thor gar leicht auf andre Art abgeführt werden konnte. Herr L. sagt in der Vorrede, daß er seine Plane so kurz, so simpel und so unverwickelt, als nur möglich war, zu machen gesucht habe, und erklärt sich über die Schwierigkeiten der Intriguenstücke. Wir wollen dies eben nicht als eine Entschuldigung mißlungner Intriguen ansehen. Aber in dem gegenwärtigen Stücke scheint uns mehr Verwirrung als Verwickelung, und nicht der rechte Weg genommen zu seyn, den Knoten zu schürzen und aufzulösen. Auch die Zeichnung der Charaktere ist wieder sehr vernachlässiget, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir von dem Verf. bey Entwerfung seiner Stücke zu viel Flüchtigkeit argwöhnen, wovon auch die Ausführung Spuren genug hat. Mariane kann den Zuschauer wohl nicht sehr für sich intereßiren, ihre Zärtlichkeit wird durch keine Situation auf den Grad gebracht, daß sie die Untreue gegen ihren Vater wagen konnte. Der alte Seekapitain, nach dessen Wahlspruche: Ich habe es beschlossen, das Stück benannt ist, wird dem Zuschauer zum wenigsten dadurch überlästig werden,

den, daß er ihm alle zweifelhafte Erwartung in Ansehung der Entwickelung entreißt. Die Aufschrift möchte auch wohl mehr Verbindung mit dem Innhalte haben.

IV. **Der Liebhaber von Ohngefähr, oder die Rückkehr zur Tugend**, ein Lustspiel in Einem Aufzuge. Die Geschichte ist aus dem Gilblas, und schickte sich freylich sehr gut zu einem komischen Nachspiele, wiewohl der Angriff des Liebhabers auf den Vater seines Mägdchens in einem Romane, und in Spanien mehr Wahrscheinlichkeit hat, als in Berlin, wohin der Verf. die Scene verlegt. Am Ende erscheint wieder der Vater des Liebhabers von Ohngefähr, dessen Gegenwart aber doch noch schicklich genug in die Haupthandlung eingewebt ist; und ohne dies wäre uns auch die geschwinde Rückkehr zur Tugend noch unwahrscheinlicher vorgekommen. Die Ausführung dieses kleinen Lustspiels ist dem Verf., nach unserm Urtheile, unter seinen übrigen Stücken, noch am besten gerathen, und wenn man bey Beurtheilung derselben ins Detail gehen wollte, so würden sich hier vielleicht die wenigsten Erinnerungen machen lassen.

V. **Das Räthsel, oder was dem Frauenzimmer am meisten gefällt**, ein Lustspiel in Einem Aufzuge mit einem Divertissement. Der Innhalt ist die bekannte alte Erzählung Ce qui plait aux Dames. Die Rolle des Pedrillo ist zu sehr nachgeahmt, welches der Verf. damit zu entschuldigen gesucht hat, daß er ihn für einen Abkömmling von

Sancho und einen Sohn des Pedrillo ausgiebt, der Wasserträger des Don Sylvio war. Auch der wahre Ritterton ist wohl nicht immer getroffen; so ist es uns etwas anstößig, wenn der Ritter S. 347. unter dem Vorwande abgeht, daß er einige Geschäffte bey seinem Pachter hat. Wir wollen bey einer solchen Fabel dem Verf. die Untreue an der Geschichte eben nicht hoch anrechnen, sonst würden wir ihn erinnern, daß sie von einem Ritter von der runden Tafel erzählt wird, und die Personen nicht spanische Namen hätten haben müssen. Aber einige Unanständigkeiten, die von dem Stallmeister und seiner Frau gesagt werden, könnten leicht empfindliche Leser und Zuschauer beleidigen. Das Divertissement hätte, zur Ehre des Dichters, wegbleiben sollen, und Hr. L. hätte, wie uns dünkt, der Verfertigung dieses ganzen Stücks, oder wenigstens der Mühe überhoben seyn können, es abdrucken zu lassen, da dies Süjet von Favart in der Fee Urgelle, und in der Operette, welche im ersten Bande der Unterhaltungen steht, viel glücklicher behandelt ist.

IV.

Gedichte eines Skalden. Kopenhagen, Odensee und Leipzig. Verlegts Gabriel Chr. Rothens Wittwe und Proft. 1767. (24 S.)

Man hat immer vom Shakespear gesagt, daß niemand in den Zauberzirkel treten dürfe, als

er,

ist; so vertraulich war er mit der Herensprache bekannt. Vielleicht wird man auch von gegenwärtigem Dichter behaupten können, daß er allein sich in den Kreiß der alten nordischen Skalden wagen dürfe, so sehr hat er sich ihre Mine und Denkungsart eigen gemacht. Wir müssen den Plan von diesem schönen Gedichte, das, unsern Gedanken nach, originell ist, unsern Lesern vorlegen: die Ausführung werden sie aus dem, was wir daraus anführen wollen, beurtheilen. Es ist wahr, die alte nordische Göttersprache wird manchem anfangs wunderlich in den Ohren tönen. Zu gutem Glücke hat uns der Dichter in einem vorhergehenden Verzeichnisse mit diesen Wunderdingen bekannt gemacht, das man immer dabey in der Hand haben muß, und wer sich noch mehr unterrichten will, darf den kleinen Commentar im 3ten Theile der Briefe über die Merkwürdigkeiten der neuesten Litteratur darüber nachlesen. Die beständige Abwechselung des Sylbenmaaßes und der Verse, die bald gereimt, bald ungereimt sind, und nach der Natur der Gegenstände sich verändern, giebt dem Gedichte einen neuen Anstrich des Zeitalters der alten Schottischen Dichter. Unter den neuern Dichter finden wir eine solche Abwechslung der Versart nach der Verschiedenheit der Empfindungen und Gegenstände in Drydens Alexander's Feast, und in Popens Ode on Cecilia's Day, und wer nicht die großen Schönheiten davon fühlet, den werden wir sie umsonst zu erklären suchen. Der Auftritt ist bey einem alten Grabhügel, in der Gegend von Sandholm, einem Landsitze des Hrn. Hof-

prediger

prediger Cramers. Dies muß man vorzüglich wissen, um die Anspielung des ganzen Gedichts zu verstehen.

Erster Gesang. Thorlaug, ein alter Skalde und Krieger, erwachet aus seinem Todesschlummer durch die Harmonie eines himmlischen Gesangs, von dem er den Urheber erst im vierten Gesange entdecket. Voll Verwunderung über seinen neuen Zustand hebt er an:

Ists Bragas *) Lied im Sternenklang
Ists, Tochter Dvals **), dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt?
Auch mich — ach! meinen Staub durchdringt,
Wie Blitze Thors ***), die Gruft enthölt
O Wonne! mich — mich neu beseelt?
Aus rothen Wellen strömt das Licht;
Ich aber, Heil mir! schlummre nicht,
Heil mir Erwachtem! bade ganz
Den neuen Leib in Sonnenglanz,
Schwimm in die leichtre Luft empor,
Bin ganz Entzückung, bin ganz Ohr,
Und walle trunken in der Fluth
Der hohen Harmonie? —
Wo ruht
Mein schwebender Geist auf luftiger Höh?
Wo über Berg und Thal und See
Flattr ich und glüh im Silberton?
Wohin mein Geist, bist du entflohn?

Wo

*) Der Gott der Dichtkunst.

**) Dvals Töchter, Parcen, die die Geburt der Kinder weihten.

***) Thor, oder Hlodin, der Donnergott.

Wo badest du den Schwung so früh
Im Urquell süsser Harmonie?

Er schaut in seiner Begeisterung umher, und glaubt in den Wohnungen der Unsterblichen zu seyn: In dem wird er in einem Lustwalde den König Friedrich gewahr, den er für den Alfadur, d. i. für den allgemeinen Vater, hält, und ihm seine Wünsche weihet.

Im zweyten Gesange, da seine Empfindungen ruhiger werden, wird er sein und seines Freundes, Halvard, eines andern Skalden, Grabmaal gewahr.

Stiller wird das Meer
Der Entzückung um mich her.
Weh mir! auf welcher Stätte ruht
Mein blutbetriefter Fuß?
Welch feyerliches Graun
Steigt langsam über diese Hügel
Wie im Nachtgewölk
Neuverschiedner Seelen auf? —
Ach hier! — hier? — Ach, Halvard!
Wie manch geflügeltes Aeon
Ist von der Nornen *) Stunden Thron,
Seit ich dies Grab gebaut, entflohn! —
Ruht hier die Urne, mein Halvard,
Hier, bester Freund, dein edler Staub? —

Dies führt ihn auf seine Geschichte, hauptsächlich auf den großen Todesbund, den er in Halvards Arm beschwor, daß einer den andern nicht überleben wolle: die Feyerlichkeit desselbigen wird mit aller möglichen Schönheit der Poesie beschrieben: aus etlichen gefälligen

*) Parcen.

fälligen Zügen der [illegible], einer Begebenheit, die hier geschildert wird, erkennet man den Verf. der Tändeleyen.

Er erzählt hierauf ihren beyderseitigen Tod im dritten Gesange. Einst als sein Freund, Halvard, ihm

Vom Waffenblitz aus seinem Arm
Weit nach Britannien hinweg
Gewinkt, nach seiner Gegenwart
Ihn Schwermuthsvollen schmachten ließ,

irrte er trostlos am Ufer her: da trat ein fremder kühner Mann zu ihm, und foderte ihm die Goldharfe, die ihm Halvard zum Andenken hinterließ, ab:

„Er,„ sagt derselbe, „gab sie dir, er nahm sie mir.
„Du überträffst mich nicht in Liedern,
„Wär nicht der Raub des Frevlers dein!
„Gieb mir die Goldharf, sie ist mein!„ —

Sie geriethen darüber heftig an einander, und foderten endlich einander zum Zweykampfe auf:

Schon treten wir mit Helmen angethan
Auf die blutlechzende Todesbahn;
Schon schliesst sich um uns her die Schaar
Der Richter, die durch weisses Haar
Und langen Bart ehrwürdig war!
Schon blinkt der Geir *) im Sonnenstrahl!
Schon strömt die Purpurwunde!
Schon öffnen Enkils **) Wölfe
Auf meinen Feind den gierigen Schlund!
Ach mir Unglücklichen! da schlüpft
Die Ferse mir im schwarzen Blut;

Da

*) Ein kurzer Speer.

**) Ein blutgieriger Wassergott. Seine Wölfe, die Ungeheuer des Meeres.

> Da stürz ich hin, und über mir
> Mein sterbender Feind! —

Während dieses Zufalls, da er von Wuth und Schrecken betäubt hier lag, ohne sich gleich erheben zu können, kam Halvard, der seines Freundes Fall von ferne gesehn, an. In dem schrecklichen Wahne, daß sein Freund getödtet sey, und seinem beschwornen Todesbunde zu Folge, stößt er sich das Schwerdt in die Brust. Thorlaug beschreibt seinen Schmerz mit allen schrecklichen Farben:

> Ich warf verzweiflungsvoll
> Auf seinen Leib mich hin, verbarg
> Mein Angesicht in seine Brust, und schluchzte:
> „Ach nein, Halvard, du bist nicht todt?
> „Nein! bey den Göttern, nein! du schlummerst nur!
> „Es ist ein dichter Schlaf, der dich erquickt!„
> Umsonst! umsonst! die lange Nacht
> Versiegelte sein Heldenauge!
> Er war auf ewig mir entschlummert.

Nachdem er wieder zu sich selbst gekommen, erbauet er seinem Freunde ein Grabmaal und einen Brandalter:

> ich schwung dreymal
> Mein Schwerdt, durchstieß mein brechend Herz
> Und sank vergnügt auf seinen Holzstoß nieder.

Hier ward er auch begraben.

Im vierten Gesange schaut Thorlaug erheitert auf die umliegenden Gegenden, die ihm anfänglich fremd schienen, umher: durch die Vergleichung mit dem Anblicke, den sie vormals gehabt, als er

er hier mit seinem Freunde fiel, wird hier eine der schönsten Beschreibungen eingewebt. Dieser Gesang machet die hauptsächlichste Entwickelung aus, und führet auf die Absicht des Dichters, wir meynen, das Lob des Hrn. Hofpr. Cramers, der auf keine feinere Art hätte können gelobt werden. Er sieht in dieser verschönerten Gegend ganz neue Auftritte, vormals trat hier

Das Weib der Ehe mit Helm und Speer,
Und neben ihr, von blutger Rüstung schwer,
Die blühnde Tochter fürchterlich einher —
O wie weit anmuthsvoller schreitet,
Von acht geliebten Kindern hold begleitet,
Dort jene Mutter durch den Schattengang,
In dessen Hecken friedlicher Gesang
Ertönt, wo goldnes Obst um sie entsprang!
Auf Rasen hingelehnt, im Auge Himmel,
Erwartet das weithallende Getümmel
Der frohe Vater, der mit reger Hand,
In die veredelte Natur entbrannt,
Die mächtige Feuerharfe schlägt,
Daß ihren Schall der Hügel und das Meer
Und näher wallender Wolken Heer
Empor zum Tanz der Sphären trägt!
Daß sie den Staub der Urn erregt,
Und Geisterwelten um sich her bewegt,
Auch mich! auch mich! —

Dies war der Gesang, den er bey seiner Erwachung dem Gott der Dichtkunst Braga, oder, für einen Weihgesang, der Tochter Ovals zuschrieb: er hört die Worte aus Cramers Ode: David, die dessen übersetzten Psalmen vorstehe:

„Es horchten auf die Lieder
„Die Kinder Korah, Assaph stand,
„Und staunt, und warf den Psalter nieder,
„Den hohen Psalter, und empfand!„

Thorlaug von neuer Entzückung hingerissen fragt:

Wer ist der Gott, den deine Saite singt?
Wer, dessen Schauer mich Bebenden durchdringt?

Der Sänger fährt fort:

„Er mißt die Himmel, stillt die Meere!
„Gericht und Recht ist um ihn her!
„Er ist der Herr! der Gott der Heere!
„Er ist — wo ist ein Gott wie er!„

Die Nacht der Unwissenheit verschwindet in Thorlaugs Herzen vor diesem Strahle der Wahrheit. Von der Begeistrung hingerissen, sieht er die Abgötter des Heydenthums fallen, er erblickt

Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht, und schweigt.

Dies ist der Beschluß des fünften und letzten Gesanges, der in seinem Schwunge, in der poetischen Trunkenheit, die darinnen herrscht, einer wahren Dithyrambe ähnlich ist.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir dies kleine Gedicht für einen wichtigen Beytrag zur lyrischen Poesie unter uns Deutschen ansehen: die schöne Unordnung die darinnen herrschet, und die doch auf den ordentlichsten Plan gebauet ist, läßt den Leser nicht

müde werden, mit dem Dichter von einer neuen Empfindung zur andern überzugehen. Wie glücklich sind die schönen Beschreibungen der verschiednen Auftritte der Natur hineinverwebt, ohne daß wir die Absicht, diese oder jene Gegend abzumalen bemerken. Nur müssen wir die Leser nochmals ermahnen, es mehr als einmal zu lesen, weil sie sonst den Faden der Erdichtung nicht finden, und es für unverständlich halten werden.

V.

Daphnis und Chloe aus dem Griechischen des Longus. Berlin bey Voß. (11 Bog.) 12.

Niemals haben wir einen Schriftsteller mit einem günstigern Vorurtheile in die Hände genommen, als unsre Uebersetzung. Beynahe ist seit einiger Zeit schon der bloße Entschluß, die griechischen Originale unter uns bekannter zu machen, als ein Verdienst angesehen worden. Man hat für den Mann, schon ehe wir ihn noch kennen, eine gewisse Art von Achtung, der sich uns in einer so guten Gesellschaft darstellt, und wir glauben mit Grunde voraussetzen zu können, daß, wer mit den Alten so bekannt geworden ist, daß er sich in den Stand gesetzt hat, ihr Uebersetzer zu werden; durch einen so langen Umgang auch etwas von ihrem Geiste werde bekommen haben. Zu diesen allgemeinen Voraus-

setzungen

schungen kam bey unserm Verfasser das Urtheil einiger Leute von Verdienste und Geschmacke, welches machte, daß wir mit der völligen Hoffnung ihn zu lesen anfiengen, einen vortrefflichen Uebersetzer zu finden. Sollen wir gestehen, daß wir in unsrer Erwartung einiger maßen hintergangen worden? Aber dieses würde schon eine Entscheidung seyn, und wir wollen vorher Beweise anführen ehe wir Aussprüche thun. — Nur müssen wir zwey Worte von der Wahl des Autors, von dem Charakter seines Stücks, und von den vorzüglichsten Pflichten, die er seinem Uebersetzer auflegt, sagen. Der Autor gehört, wie uns deucht, nicht unter diejenigen, von deren Uebersetzung wir alle die Vortheile erhalten können, die wir gemeiniglich mit einer Uebersetzung aus dem Griechischen zu verbinden pflegen. Nicht mehr das ehrwürdige Antike der ersten griechischen Dichter; nicht die reine und erhabne Simplicität der Prosaisten aus dem guten Zeitalter; nicht das Körnige und die Fülle ihrer spätern Weltweisen; lauter Vorzüge die wir unsrer Sprache durch diese Uebersetzungen zu geben hoffen: sondern an deren Stelle ein gewisses, süßes, in der That reizendes, aber oft zum Tändeln ausartendes Geschwätze, eine schon moderne Denkungsart und Sprache, wodurch zugleich die Schwierigkeit und das Verdienst des Uebersetzers vermindert wird. — Dem ungeachtet aber verdiente Longus von unsern deutschen Damen gelesen zu werden. Nur müßte er, wenn er ihnen gefallen sollte, da die Fabel im Ganzen nicht sehr interessant ist, die feinen Schilderungen ländlicher Ver-

zungungen, und die Gemälde einer zärtlichen sich selbst unbewußten Liebe, mit aller der Naivität und der Annehmlichkeit des Ausdrucks behalten, die es im Original hatte. Uns deucht, wenn ein Uebersetzer von der Arbeit frey ist, sich mit den Ideen seines Schriftstellers, und mit der Umschaffung derselben zu deutschen Ideen zu bearbeiten: so können wir von ihm erwarten, daß er desto mehr Fleiß auf die Politur und die Correction seiner Schreibart verwende, daß er die Schönheiten des Detail unversezt in seine Copie übertrage, und mit einem Worte sich wenigstens Zeit nehme, den wahren angemessnen Ausdruck zu suchen. — Aber wie, wenn er uns alle Augenblicke in dem Fremden und Seltsamen der Sprache die Uebersetzung empfinden läßt; wenn er die Naivität in einer gewissen Nachläßigkeit, mit welcher die Schreibart hingeworfen ist, und die Simplicität in dem Matten und Kraftlosen sucht? wenn er ein einzig Wort, für welches unsre Sprache ein vollkommen gleichbedeutendes Wort hat, durch eine ganze Reihe schleppender Umschreibungen ausdrückt? — Wie wenn er endlich sein Original zuweilen gar nicht zu verstehen scheint?

Ohne diese Fragen zu beantworten, wollen wir uns zu unserm Verfasser wenden. Wir fiengen nicht eher an, ihn mit dem Originale zu vergleichen, bis wir Schwierigkeiten antrafen, die wir gemeiniglich aus dem Originale zu heben im Stande waren. Wir thaten es hierauf durchgängig, und dies sind einige Folgen davon:

S. 1. ποταμοὶ ὑπεισρέουσαι τῇ θαλάσσῃ, sind Flüsse, die sich ins Meer ergießen; nicht das Meer, welches das Ufer bespült.

S. 2. Lamon welcher ein Kind fand. Da hier die Geschichte mit dem Finden des Kindes erst anfängt, so ist diese Construction mit dem Relativo völlig ungewöhnlich und mit dem Griechischen nicht übereinstimmend: er sagt nicht αἰπόλος νέμει — εὑρών, sondern αἰπόλος νέμων εὑρεν, das erste ist nur alsdann natürlich, wenn das εὑρὼν den Lamon charakterisirt hätte. Wir würden übersetzen; „Lamon, „ein Hirte der auf diesen Fluren weidete, fand einst „ein Kind.„ Diese Bemerkung ist klein, aber sie ist, glauben wir, richtig, und die Vernachläßigung vieler solcher kleinen Bemerkungen macht das Fremde und Anstößige in der Schreibart, das wir empfinden, ohne seinen Sitz angeben zu können.

S. 5. Lamon ward des Herumschweifens gewahr, und ihm dauerte das Böcklein. Der Ausdruck hat hier so was Seltsames, besonders wenn wir wissen, daß von einer Ziege die Rede ist. Das Substantivum Herumschweifen, macht den Ausdruck schwerfällig. φυλάττει τὰς διαδρομάς. φυλάττειν heißt auch nicht gewahr werden, sondern abpassen. Der Hirte merkte es der Ziege ab, wenn sie wieder einmal sich von der Heerde verlief, gieng ihr alsdann nach, und fand den Ort, wo sie das Kind tränkte. „Da erstaunte er billig,„ das Beywort billig, deucht uns, ist nicht das rechte, was hier stehen sollte, ὡς εἰκὸς ἦν. Wenn der Ausdruck

im Originale gewöhnlich ist, so muß der Uebersetzer in seiner Sprache einen wählen, der es eben so sehr ist. — S. 6. Aber er schämte sich dieses Gedankens, daß er also nicht einmal ein Beyspiel der Menschenliebe von dem Thiere würde genommen haben. Wer hat jemals in unsrer Sprache gesagt, ich schäme mich, daß ich dieses werde gethan haben. Der Verstand wird sogar durch das falsche Auxiliarwort würde zweydeutig. — Man hört hier vollkommen die griechische Construction mit ἂν. Und doch durch eine kleine Veränderung hätte man, unserm Bedünken nach, diese Construction beybehalten, und doch deutsch schreiben können. „Gleich darauf aber dacht er, daß es ihm eine Schande seyn würde, wenn ihn nicht einmal das Beyspiel eines Thieres zur Menschenliebe bewegen könnte.„ — „Wie er sich geschämt ihn zu verlassen, weil er sein Umkommen zum vorausgesehen. Wie kurz ist das Original, πῶς ᾐδέσθη καταλιπεῖν ἀποθανούμενον; und wie dehnend die Uebersetzung! Ueberdies, das Wort schämen drückt das αἰδέομαι nicht ganz aus; vielleicht würde die Uebersetzung richtiger auf diese Art gewesen seyn: „Und wie er sich gescheut „ihn einem ganz gewissen Tode zu überlassen.„ — Die Schilderung der Nymphen geweihten Grotte, ob sie gleich nicht ganz schlecht übersetzt ist, wird demunerachtet durch einige solche kleine Flecken verunstaltet.

S. 6. Zu dieser Höle gieng das Schaaf oft, und gab dadurch dem Hirten Gelegenheit zu

zu glauben, daß es sich verloren hätte. Gelegenheit zu glauben geben, ist kein Ausdruck für eine solche Pastoralscene wie diese; δόξαν ἀπωλείας παρεῖχε. Wir würden übersetzen: „Oft war in „dieser Grotte das junge Lamm, indeß daß die Hir„ten es für verloren hielten.„ —

S. 8. Da er es also zu schlagen gedachte, damit es hinführo bey der Heerde blieb u. s. w. Diese Periode hat wieder viel Weitschweifiges und Mattes, eine andre Wendung würde sie vielleicht stärker und dem Original ähnlicher gemacht haben. „Da er es dafür strafen, und es zu seiner gewöhnli„chen Weide zurückführen wollte, flochte er sich aus „grünen Zweigen eine Geisel, gieng an den Fels, wo „er es anzutreffen glaubte, fand aber, als er dahin „kam, ganz etwas anders als er vermuthet hatte.„ Noch eine einzige Anmerkung, die die Richtigkeit betrifft, ὡς ἐκεῖ ληψόμενος αὐτὴν heißt nicht, um es daselbst anzutreffen, sondern: In der Erwartung, es daselbst anzutreffen.

S. 10. Und der Hirt hielt diesen Vorfall für eine göttliche Schickung, und ward gleichsam vom Schaafe belehrt, des Kindes sich väterlich anzunehmen. Drum — Man sieht hier nicht so deutlich, wie im Original, daß das eben die Bewegungsgründe gewesen waren, warum er das Kind aufgenommen hatte, weil er es für eine göttliche Schickung hielt. Ueberdies ist der Ausdruck: Vom Schaafe gleichsam belehrt, nicht angemessen genug. Warum nicht lieber nach dem Griechischen?

 „Der

„Der Hirt der dieses für eine göttliche Schickung
„hielt, und von dem Lamme Mitleiden und Liebe ge-
„gen das Kind lernte, nahm es auf seine Arme rc.„

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir durch das ganze Buch alle Stellen, wo der Ausdruck entweder matt und weitschweifig, oder mit dem Originale nicht übereinstimmend, oder für den Stil, der in dem ganzen Stücke herrschen soll, bald zu geschmückt, bald zu nachläßig, bald zu dialogisch ist; anführen wollten. Uns deucht, der Uebersetzer hat die Ausdrücke des Originals noch zu sehr im Gedächtniß gehabt, als er seine Uebersetzung im Ganzen zum erstenmale durchgelesen. Er hat deswegen diese Unschicklichkeiten nicht so empfunden, wie ein Leser der vom Original nichts weiß; wir hoffen aber von seinem Geschmacke, den er wirklich an andern Orten gezeigt hat; daß er, wenn er nun das Griechische völlig wird vergessen haben, in sehr vielen Stellen seiner Uebersetzung das Runde, das Bestimmte, das Angemessne und das Naive des Ausdrucks selbst vermissen wird. Es ist wahr, es rührt dies oft nur von kleinen Abänderungen her, inzwischen zieht es über die Schönheiten des Ganzen eine Wolke, durch die man sie zuweilen gar nicht, und oft nur halb erblicket. Wir müssen uns aber auch unsers zweyten Vorwurfs wegen rechtfertigen, und Stellen anführen, wo falsch und dem Sinne zuwider übersetzt ist.

S. 9. σπάργανα κρείττονα τῆς κατὰ τὴν ἔκθεσιν τύχης, heissen, so viel wir wissen, „Windeln,
„die

„die besser sind als ein ausgesetztes Kind, seinen gegen„wärtigen Glücksumständen nach, haben konnte.„ Bey unserm Verfasser heissen es „Windeln, die den „Stand des Kindes anzeigten.„

S. 11. παιδίῳ σοβαρῷ καὶ καλῷ, heißt nicht einem schönen aber stolzen Knaben, sondern einem schönen und artigen Knaben. καλὸς geht auf die Schönheit der Gestalt, σοβαρὸς aber auf die Annehmlichkeit des Betragens und der Sitten. σοβαρὸς hat zwar auch noch eine andre Bedeutung, aber alsdann heißt es doch nicht stolz, sondern prächtig; es drückt allemal eine gewisse Eigenschaft in dem äußern Verhalten aus.

S. 12. Die Hirten ließen den Daphnis und die Chloe in allem unterrichten, was schön ist auf dem Lande. Wir begriffen nicht so recht, was dieses Schöne auf dem Lande seyn möchte, bis wir im Original fanden, ὅσα καλὰ ἦν ἐπ' ἀγροικίᾳ, und dann verstanden wir, daß es heissen sollte, alle Arten von Unterricht, den sie auf dem Lande und nach ihrem Stande als Hirten ihnen geben konnten. Konnte denn der Verfasser ἐν ἀγρῷ und ἐπ' ἀγροικίᾳ, für einerley halten?

S. 14. Sie liebten ihre Schaafe mehr als nach der Weise der Hirten. μᾶλλον ἢ ποιμέσιν ἔθος, das heißt, sie liebten sie mehr als Hirten gemeiniglich ihre Heerden lieben. Ebend. Chloe dankte ihr ganzes Glück den Schaafen. Was für ein Glück? Sollte der Verfasser noch nicht so

weit in das Eigenthümliche der griechischen und lateinischen Sprache eingedrungen seyn, daß er nicht wußte, σωτηρία, so wie salus bey den Römern, heisse nicht das Glück, sondern die Erhaltung, die Errettung aus einer Gefahr. Chloe dankte freylich den Schaafen die Erhaltung ihres Lebens, aber ist das einerley mit ihrem ganzen Glücke? Ebend. Da dieses Schauspiel jeden begeisterte. Dieses ist einer von den am wenigsten verzeihlichen Fehlern. εὐωδίας πάντα κατέχουσης. εὐωδία heißt, der angenehme Geruch, πάντα, alles, im Plur. und κατέχειν einnehmen. Wie ist es also möglich, den Verstand der Stelle zu verfehlen, der dieser ist: Da die ganze Luft mit wohlriechenden Dünsten erfüllt war.

§. 15. indeß daß das andre unschuldige Spiele trieb nach Art der Hirten und der Jugend. — Unrichtig und undeutsch zugleich. ἀθύρματα ποιμενικὰ καὶ παιδικὰ, heissen Hirten- und Kinderspiele. Sie charakterisiren die Art der Spiele, dahingegen der Ausdruck des Uebersetzers weiter nichts sagt, als daß Hirten und Kinder auch spielen.

§. 16. nicht selten aßen sie beyde zusammen. ἐκοινώνουν. Es heißt, sie theilten einander ihren Wein und ihre Milch mit. — Da sie ihre Tage unter Scherz und Spiel lebten, machte ihnen Amor folgende Bekümmerniß. Was für eine Art sich auszudrücken! Im Griechischen ist ein Gegensatz zwischen παίζειν, den der Uebersetzer nicht gemerkt oder nicht auszudrücken gewußt hat. Es heißt:

In-

Indessen daß sie ihre Zeit mit solchen Spielen zubrachten, gab ihnen die Liebe etwas ernsthafters zu thun.

S. 18. κάρφη heißen ja nicht vertrocknete Stengel, sondern Strohhalme. — Ebend. Es fielen viele Ziegen und Schaafe in die Gruben, und selbst einmal auch Daphnis. Heißt παρ' ὀλίγον selbst einmal? Der Sinn ist: Viele Ziegen und Schaafe kamen in diesen Gruben um, und es fehlte wenig, daß Daphnis nicht auch darinn umgekommen wäre.

S. 20. So sehr hatte ihn die Rache seines Siegers verfolgt! Wie war das möglich, da der Bock selbst der Sieger war, der in die Grube fiel. Gerade das Gegentheil. τοσοῦτον ἡ δίκη μετῆλθε τοῦ νικηθέντος τράγου. So sehr wurde der überwundne Bock an ihm gerächt.

S. 23. als er die Senker der Weinstöcke ausgrub? Wenn hat jemals καταρύττειν ausgraben geheissen, oder wenn hat man die Senker ausgegraben um Weinstöcke zu pflanzen? Gerade umgekehrt, er legte die Senker ein, oder überschüttete sie mit Erde.

S. 25. κακὰ ἀνήκεστα, heißt wohl etwas mehr, als viel Unheil, es heißt, das äußerste Unglück.

S. 27. Als aber der Hirte voller Schande sich selbst zu verrathen schämte. Was heißt das: sich voller Schande schämen? τὸν ἔλεγχον αἰδούμενος, er fürchtete sich entdeckt zu werden.

S. 28.

S. 28. **Da unterdessen die Hunde die Haut zerrissen.** περισπᾶν und διασπᾶν ist nicht einerley. Das eine heißt nur, sie rissen ihm die Haut von der Schulter, das andre, sie rissen sie in Stücken. Der erste Begriff ist hier der richtige.

S. 29. **er war in soweit der Gefahr entkommen.** παρὰ τοσοῦτον ἐλθεῖν heißt in allen griechischen Scribenten, so viel wir wissen, nicht entrinnen, sondern einer Sache sehr nahe kommen; also παρὰ τοσοῦτον τοῦ κινδύνου ἐλθὼν, heißt: da er der Gefahr so nahe gewesen war.

S. 30. κοιμᾶσθαι heißt nicht in einen Schlaf verfallen, sondern schlafen; καταδαρθάνειν und κοιμᾶσθαι wird von den genau redenden Griechen sehr unterschieden.

S. 31. **Und hatte seine ganze Schönheit entfaltet.** Warum das kurze πάντα ἐν ἀκμῇ so gezwungen poetisch ausgedrückt?

S. 34. ἔλαθεν καταυνυστάξασα, ist eine bekannte griechische Redensart, sie heißt: Chloe schlief unvermerkt ein.

S. 37. **Einstmals ergötzte die beyden auch eine Ringeltaube durch ihr Hirtenlied.** Singen die Ringeltauben auch Hirtenlieder? Im Griechischen steht βουκολικὴ nicht beym Verbo φθέγγεσθαι, sondern bey dem Nomine φάττα; und es soll nur eine Bestimmung des Ortes seyn, aus welchem sie die Taube singen hörten. Amiot übersetzt sehr richtig: ils ouyrent du bois prochain chanter un ramier.

S. 38.

S. 38. Da er eine stärkere Stimme hatte, die süß wie eines Jünglings Stimme war, rc. Wenn wir auch das Original nicht hätten, so würde uns eine gewisse Dunkelheit doch eine Unrichtigkeit vermuthen lassen. Es heißt: μείζωνα ὡς ἀνὴρ ἡδεῖαν δὲ ὡς παῖς φωνὴν ἀπεδείξατο. Er sang mit einer Stimme, die, als die Stimme einer Mannsperson, stärker, aber, als die Stimme eines Knaben, noch lieblich und wohlklingend war.

S. 52. laß die Räuber umkommen. Wer wird ἀπολέσθαι auf diese Art übersetzen, oder was heißt das, die Räuber umkommen lassen, wenn es nicht so viel heissen soll, als die Räuber umbringen? Ebend. das Lied, das auf der Flöte so wohl klang und auch den Rindern so wohl gefiel. Von alle dem steht kein Wort im Grundtext; wofern μελήσει nicht etwan so viel als gefallen heißt. Die Stelle ist selbst im Original etwas dunkel. τὸ δὲ ἐντεῦθεν τῇ σύριγγι μελήσει, καὶ τῶν βοῶν τοῖς ἐκεῖ. Im übrigen (sagt der sterbende Dorkon) empfehle ich meine Flöte und dort meine Heerde deiner Sorgfalt.

S. 43. verschied er, und Kuß und Stimme mit ihm. Nach dem Griechischen heißt es weit richtiger: Und mit diesem Kusse und mit diesen letzten Worten gab er seinen Geist auf.

S. 45. Dieses bezeugen, wie klar am Tage liegt, viele Gegenden in den Gewässern, Meerengen genannt. Hier ist der vollkommenste Nonsense der Rede. Der Verfasser redet davon, daß

die

die Rinder schwimmen können, und dieses beweisen, sagt der Uebersetzer, die Oerter, die Meerenge genannt werden. Wie mögen wohl die Meerengen beweisen, daß Ochsen schwimmen können; und wo hat ἀχεὶ νῦν jemals geheissen, wie klar am Tage liegt? Der Verstand nach dem Original ist deutlich und richtig. Zum Beweis, daß die Ochsen schwimmen können, führte er die Seen an, die Bospori, oder die Ueberfurth des Stiers, noch bis auf den heutigen Tag genannt werden.

S. 46. Was es mit dem Flötentone für eine Bewandniß gehabt. τὶ βουλομένη συρίσειεν? Diese Construction ist im Griechischen so gewöhnlich, daß wir es für unmöglich gehalten haben würden, es anders zu übersetzen, als: Warum sie auf der Flöte gespielt habe?

S. 47. Als wenn alles dieses unter den Hirten vorgienge. Das Wort εἰκάζεσθαι scheint den Uebersetzer verführt zu haben. Er glaubte vielleicht, es heisse so viel als ähnlich seyn, es heißt aber muthmaßen. Und alsdann ist kein andrer Verstand als dieser möglich: und wie von den Hirten und den Schäfern gemuthmaßt wurde, so brüllten die Rinder um über den verstorbnen Hirten zu trauren.

Hier haben wir das erste Buch zu Ende gebracht. Und wir würden hier schlüssen, wenn wir nicht den Verdacht verhüten wollten, als wenn wir mit Fleiß den fehlerhaftesten Theil der Uebersetzung gewählt hätten; aber wir müssen ein paar Proben vom Gegentheile geben:

S. 51.

S. 51. Wie es an dem Feste des Bacchus Sitte war und an dem Geburtstage des Weines, so wurden auch. u. s. w. Nach der Uebersetzung scheint es, als wenn ein gewisses Fest des Bacchus nur das Muster gewesen wäre, nach welchem man sich bey dem Feyer der Weinlese gerichtet hätte, nach dem Originale war es dieses Fest selbst; es heißt: Die Hirten der benachbarten Felder wurden, wie es sich bey einem Feste des Bacchus und bey der Entstehung des Weins gehört, zur gemeinschaftlichen Arbeit eingeladen.

S. 53. Reben, die voll Trauben hiengen. Die Reben dünkt uns, sind ja die Trauben selbst. κλήματα heissen Weinblätter; sie legten die Reben auf Weinblätter.

S. 58. Und daß er einen fremden Garten so verwüstete. τρυγᾶν heißt nicht verwüsten, sondern das Obst abflücken. Eben so einige Zeilen darauf: und ihm erlauben wollte, meine Pflanzen auszureissen. In der That ein sehr muthwilliger Knabe, der nicht blos die Früchte, sondern gar die Pflanzen selbst ausreissen will. Aber zum Glück heißt τρυγᾶν τὰ φυτὰ nur von den Pflanzen die Früchte abbrechen.

S. 59. Ob deinem Alter wohl der Kuß ein angenehmes Geschenk sey. Nein, es heißt, εἰ κατ' ἡλικίαν τὸ δῶρον, ob es ein Geschenk sey, das sich für dein Alter schickt. Kurz zuvor: Da lächelte er abermal huldreich und sprach lieblicher, als die Schwalbe zwitschert, und die

Nachti-

Nachtigall singt, nachdem er zuvor ein Greiß ward, wie ich. Wie? Amor verwandelte sich in einen Greiß? warum hören wir nichts weiter von einem so großen Wunder? Das Original weiß davon nichts; ἀηδόνι φωνὴν ὅσον — ὅστε κύκνος ὅμοιος ἐμοὶ γέρων γενόμενος; so schön, (spricht Philetas) wie Amor, singt nicht der Schwan wenn er in meinem Alter und dem Tode nahe ist.

S. 62. Seine Herrschaft ist wie der Götter ihre so groß. Nein! es heißt, κρατεῖ καὶ τῶν ὁμοίων θεῶν; er herrscht selbst über die Götter, die ihm an Würde gleich sind.

Aber wir sind müde diese Arbeit fortzusetzen; nur wundert uns, warum der Uebersetzer nicht wenigstens die Uebersetzung des Amyot, die wirklich ein neues Original ist, genützt hat. Man könnte aus ihr allein mit einer nur mittelmäßigen Kenntniß des Grundtextes, schon eine bessere Uebersetzung geliefert haben.

VI.

Lieder der Deutschen mit Melodien. Erstes Buch. Berlin bey George Ludwig Winter. 1767. 4. (86 Seiten.)

Man weiß, wie viel die obige Sammlung von Liedern, die einer unsrer berühmtesten Kunstrichter veranstaltet, unter uns Widerspruch gefunden. Ungeachtet wir uns nun weder durch die Vertheidi-

theidigung noch durch die Bestreitung dieses Unternehmens, in dieser Sache zu Richtern aufwerfen mögen: so müssen wir doch gestehen, daß wir es allezeit als eine sehr detaillirte Kritik unsrer lyrischen Dichter angesehen, die so kurz und so glimpflich als möglich abgefaßt ist. Denn wie der Landmann des Horaz Inutiles falce ramos amputans feliciores in serit; so setzt sie gleich die beste oder bessere Lesart hin, indem sie das schlechte wegnimmt, anstatt weitläuftig und mit großer Kränkung der Eigenliebe zu sagen: Dies ist gezwungen, dies schwach, dies ein falscher Gedanke, dies hart, dies dunkel, dies zur Unzeit gelehrt, oder zur Unzeit witzig: dies kömmt einem Wortspiele zu nahe, hier sollten die Farben verstärkt, hier geschwächet werden: dies ist wider den Ton des ganzen Liedes u. s. w. Eine Sache, die, wie wir glauben, dem Verfasser ungleich leichter gewesen wäre: denn wir wollten drauf wetten, daß ihm dieser limae labor oft mehr mag gekostet haben, als dem Dichter in seiner ersten Begeisterung das ganze Lied. Doch es scheint, seine Absicht ist nicht gewesen der Ehre unsrer deutschen Dichter Abbruch zu thun, sondern dieselbe vielmehr bey unsern witzigen Nachbarn zu befördern. So viel wird man doch wenigstens nicht läugnen, daß verschiedne Lieder durch Auslassung schlechter Gedanken, und schlechter Strophen ein ganz anders Ansehen gewonnen, und viele schön geworden, die wir höchstens für mittelmäßig gehalten. Die Gabe zu feilen ist der wenigsten Poeten Talent, oft fehlet ihnen auch die Zeit, noch öfter die Ge-

duld dazu. Es kömmt uns also nicht wenig patriotisch vor, wenn ein anderer Dichter, der diese seltne Gabe in einem hohen Grade besitzt, sie nicht für sich allein behält, sondern andere dadurch neben sich, ja auch wohl über sich setzet, und weder Ruhm, noch Dank dafür begehret. Indessen ist uns mehr als einer bekannt, der aus wohl verstandener Eigenliebe für diese Mühe dem Herausgeber der Lieder der Deutschen verbunden ist. Wer es weniger Ursache zu haben glaubt, dem steht es immer frey, in seinen eignen Werken seine eigne Lesart beyzubehalten, so wie es auch den Lesern und Freunden jedes Verfassers unverwehrt ist, an welche sie sich halten wollen. Von vorhergedachtem Werke, welches vor einem Jahre in Berlin bey Wintern sehr sauber gedruckt herausgekommen ist, und vier Bücher enthält, ist die vergangne Messe das oben angezeigte Buch mit Melodien erschienen. Wir wollen itzt über diese Lieder, die uns im Ganzen genommen, alle übrige Sammlungen zu übertreffen scheinen, einige Anmerkungen hinzusetzen:

Lied 1 und 4. Diesen Liedern würde man es anhören, daß sie von dem sel. Graun sind, wenn es auch nicht schon bekannt wäre; braucht man etwas weiter zu ihrem Lobe anzuführen?

Lied 6. Diese Abwechselungen der harten und weichen Tonart, mit der doch beybehaltenen Gleichheit der Tonfolge, verräth ihren großen Meister, und der französische Geschmack, in welchem das Lied abgefaßt ist, kann nur denen mißfallen, welche keine simple Melodie gehörig vortragen können.

Der

Der Componist des 8ten Liedes hat sich zwar viele Mühe gegeben; unserm Bedünken nach würde aber ein Gesang, der weniger Aufwand kostete, vorzuziehen seyn.

Lied 9. Die Rhytmik dieser Melodie ist sonderbar, aber doch natürlich, und kann zum Beyspiele dienen.

Lied 10. Diese Frölichkeit ist wirklich so aufmunternd, wie man es verlangen kann, und dem Innhalte gemäß ausgedrückt.

Lied 11. Hier war der französische Geschmack mit Recht dem italienischen vorzuziehen.

Lied 14. solche Duo wünschten wir mehr zu haben. Sie können eine ganze Tischgesellschaft erlustigen, und zur angenehmsten Unterhaltung dienen.

Lied 16. Diese Töne drucken den Charakter des jungen Freihers unvergleichlich aus.

Lied 23. Die Wiederholung einerley Noten, auf den kurzen Zeilen dieser Strophen, ist mit der Wirkung der Reime zu vergleichen, welche manchmal eine Bestätigung und manchmal einen Gegensatz enthalten, und welche mit zu den Vollkommenheiten gehöret, die der Reim hervorbringt.

Lied 24. Der Componist hat nicht ohne Grund aus zwey Strophen der Poesie, eine musikalische gemacht. Zehnmal einerley kurzer Gesang würde den Ohren verdrüßlich werden.

Lied 17. 18. Die etwas alten musikalischen Gänge stimmen mit dem poetischen Ausdrucke überein.

ein. Sonst möchten sie denen ekelhaft vorkommen, welche nur immer neumodische Gänge verlangen.

Lied 31. Andre Componisten können versuchen, ob es Ihnen, in Absicht auf die Deklamation, leicht seyn wird, dieses Lied in andre Noten zu bringen. Ueberhaupt kann ein Lied nur von einer Strophe, für die Componisten eine Aufgabe seyn. Die musikalische Deklamation läßt sich mit der erforderlichen Vollkommenheit nicht so leicht in einen Gesang bringen, dem es doch noch an andern musikalischen Vollkommenheiten nicht fehlen soll.

Lied 35. Aus welchem Tone geht dieses Lied?

Lied 41. Das Naive ist schwer in der Musik auszudrücken.

Lied 43. Diese Art des leichten Gesanges, drückt den Charakter eines Menschen sehr wohl aus, der mit dem Gelde sich nur vergnügt machen will, und wird in einer Gesellschaft mit Vergnügen gehört werden.

Lied 44. Die Tonart ist sehr wohl gewählt.

Lied 45. Wir scheinen noch nicht Tonführungen zu haben, die sich zu sapphischen Oden schicken, ohngeachtet wir so viel verliebte Musik haben. Die Componisten sollten sich also auffordern lassen, über gute sapphische Oden Melodien zu versuchen, welche glücklicher geriethen, als die gegenwärtige.

Lied 47. Nur die höhere Gattung der Componisten verfertigen Oden, so wie diese.

Lied

Lied 48. Wir hoffen, daß andere bey Anhörung dieses Liedes eben so gerührt seyn werden, als es uns rühret.

Lied 49. Der Vortrag dieser Melodie setzt zwar schon eine gewisse Geschicklichkeit der Sängerinn voraus. Dagegen aber werden auch die größten Sängerinnen Deutschlands sich mit diesem Liede überall können hören lassen.

Lied 50. Diesem Liede könnte man eine redendere Deklamation wünschen, als diejenige, womit sich dieser Gesang anfängt.

Lied 52. Ungemein ausdrückend ist die Wendung der Melodie in die Quart auf der 3ten Zeile des Textes.

Lied 54 u. 56. Diese Melodien sind gleichfalls schon bekannt. Das Publicum wird aber den Sammlern nicht übel nehmen, sie auch hier zu finden. So vortreffliche Sachen sind uns an mehr als einem Orte willkommen.

Lied 57. Das Unschuldigempfindliche muß sich in der Musik noch besser ausdrücken lassen.

Lied 59. Der Anfang dieses Gesanges, welcher mehrmals wiederholt und nachgeahmt wird, scheint sich zur Klage an die Liebe nicht übel zu schicken.

Lied 60. Auf den Worten: das macht, ist die Wendung der Melodie in die $\frac{4}{2}$ von unvergleichlichem Ausdrucke.

Welcher Freund der Sing- und Tonkunst wird nicht der baldigen Fortsetzung der übrigen Theile die-

ser Sammlung mit Verlangen entgegensehen, oder welcher Liederdichter wird nicht seinen Gesängen eine solche Composition wünschen?



VII.

Fortsetzung von dem Leben des verstorbenen Grafen v. Caylus.

Der Eifer der Schriftsteller, die zu unterrichten gedenken, ist nicht allezeit uneigennützig genug. Sie bezahlen sich für ihren Unterricht durch den Ruhm, den sie dadurch zu erwerben vermeynen. Der Graf von Caylus war gegen diese edle Belohnung keinesweges unempfindlich. Allein ein Beweis, daß er die Künste um ihrer selbst willen liebte, waren die geheimen Wohlthaten, durch die er sich beeiferte, die Talente zu ermuntern, denen das Glück seine Unterstützung versagt hat. Er suchte sie selbst in ihrer Einsamkeit auf, in der sie die Armuth verborgen hielt. Er kam ihren Bedürfnissen zuvor: er selbst hatte deren wenige, und seine Freygebigkeit machte seinen ganzen Aufwand aus. Obgleich seine Einkünfte sehr unter seinem Stande waren: so war er doch für die Künstler reich: und als gegen das Ende seines Lebens sein Vermögen durch die Verlassenschaft des Herzogs von Caylus, seines Onkels, einen ansehnlichen Zuwachs erhielt, so vermehrte er deswegen doch nicht seinen Aufwand, und fand keine neue Bedürfniß: an dieser ihre Stelle setzte er die Künste und Wissenschaften: die ganze Erbschaft fiel

diesen

sen zu, und er war blos der Verweser davon. einer Großmuth kam blos die Dankbarkeit vieler nstler gleich, die seine Wohlthaten erkannten.

Außer den Geschenken, womit er von Zeit zu it die Akademie der Malerey und Bildhauerkunst hrte, hat er einen jährlichen Preiß für denjenigen even gestiftet, der bey Bewerbung um denselbigen besten einen Kopf nach der Natur zeichnen, oder delliren, und die charakteristischen Züge einer an- gebenen Leidenschaft ausdrücken würde. Er mun- te auch durch Belohnungen das Studium der atomie und Perspectiv auf, und hätte er länger ebt, so würde er gewiß noch das Vorhaben ausge- ret haben, einen neuen Preiß zum Besten derjeni- zu stiften, die sich mit dem glücklichsten Erfolge Bearbeitung dieser beyden der Kunst so wesent- en Theile hätten angelegen seyn lassen. Er hätte gern gesehen, wenn er das ganze Alterthum auf- ken können. Mit Schmerzen sah er, daß die rke der alten Maler, die man in unsern Tagen eckt, fast zu gleicher Zeit, indem sie aus den iften gezogen werden, wo sie begraben lagen, ver- inden und sich verzehren. Ein besondrer Glücks- verschaffte ihm Gelegenheit, die Zusammense- g und Farbengebung der Gemälde des alten ns unsern Augen darzustellen. Es fielen ihm lich die colorirten Zeichnungen in die Hände, die berühmte Pietro Santo Bartoli nach den anti- Gemälden gemacht hatte. Er ließ sie stechen, ehe er noch das Cabinet der königl. Kupferstiche

damit bereicherte, veranstaltete er auf seine Kosten eine Ausgabe, und um dieser alle mögliche Vollkommenheit zu geben, nahm er die grossen Einsichten, und die gewissenhafte Richtigkeit des Hrn. Mariette zu Hülfe. Vielleicht wird dieses das sonderbarste Buch von Alterthümern seyn, das jemals erscheinen wird. Alle Stücke sind darinnen mit einer Genauigkeit und Reinigkeit gemalt, denen nichts gleich kömmt. Es ist die Lebhaftigkeit, die Schattirungen, das Frische des Colorits, welches die Augen der Cäsar entzückte. Der Exemplarien, die davon in die Welt gekommen, sind nicht mehr als dreyßig: und man darf sich nicht versprechen, daß ihrer jemals mehr seyn möchten. Wie hoch wird in der Zukunft der Preiß dieser wundernswürdigen Copien, dieser getreuen und einzigen Monumente der antiken Malerey werden, denen sie mit allen ihren Grazien das Leben aufs neue gegeben haben!

Der Graf Caylus beschäfftigte sich zu gleicher Zeit mit einem andern Unternehmen, das für die römische Größe noch rühmlicher, und für die französische Nation noch interessanter war. Im vergangenen Jahrhunderte gab Des-Godetz, unter dem Schutze des Colbert, römische Alterthümer heraus. Dies Werk machte die Bewunderung von ganz Europa aus, und die Nationen, die auf den Ruhm Galliens am eifersüchtigsten waren, hätten dem Verdienste davon keine größere Gerechtigkeit wiederfahren lassen können, als daß sie sich bemühet haben, es nachzuahmen: daraus ist der unermüdete Wetteifer entstanden,

standen, der in unsern Tagen geschickte Reisende, nach Spalatro, Balbec, und bis zu dem brennenden Sande von Palmyra getrieben, um die berühmten Ruinen so prächtiger Gebäude zu besuchen und sie unsern Augen vorzulegen. Dies hat uns zu Zuschauern von Denkmälern von Athen, dieser Mutter der schönen Künste und Wissenschaften, gemacht, die ihren Werken den Charakter der Unsterblichkeit so tief einzudrücken gewußt, wenn irgend etwas in den Werken der Menschen unsterblich seyn kann: wo, ungeachtet der Wuth der Zeit und der Barbaren, so viel herrliche Bildhauer und Baumeister noch in den Trümmern ihrer Gebäude leben, so wie viele unvergleichliche Schriftsteller noch in den kostbaren Fragmenten athmen, die uns von ihren Schriften übrig geblieben. Eben dieser Colbert hatte den Entwurf gemacht, die römischen Alterthümer, die noch in unsern mittäglichen Provinzen übrig sind, in Kupfer stechen zu lassen. Mignard, der Architekt, hatte schon seinen Befehlen zufolge die Zeichnungen verfertiget, die der Graf von Caylus wieder ausfündig zu machen das Glück hatte. Er hatte den Entschluß gefaßt, das von Colbert entworfene Werk zu vollenden, und es dem Andenken dieses großen Ministers zu widmen. Dieses glorreiche Unternehmen lag ihm so sehr am Herzen, daß es ihm noch den Abend vor seinem Tode beschäfftigte, und er solches dem Hrn. Mariette nachdrücklich empfahl. Seine Absichten werden auch getreu ausgeführet werden. Fast alle Platten sind bereits auf eine Art gestochen, welche die schöne Ausführung und Sauberkeit der Zeich-

nung des Mignard aufs vollkommenste ausdrückt: und wenn nicht eine Hinderniß dazwischen kommt, so wird dieses Werk mit einer Richtigkeit und Schönheit vollendet werden, die keiner fremden Nation einen Vorzug vor der französischen übrig läßt. Hr. Mariette hat wirklich einen geschickten Architekten an die Oerter gesandt, der gegenwärtig mit Ausmessung der Gebäude beschäfftiget ist, die den vorhergehenden Nachforschungen könnten entgangen seyn, und zu gleicher Zeit auch die Zeichnungen des Mignard noch mehr zu berichtigen.

Das Vertrauen, das ganz Europa auf die Einsichten des Grafen von Caylus hatte, hat nicht wenig beygetragen, es zu schmücken und zu verschönern. Die nordischen Mächte haben mehr als einmal seinen Geschmack zu Rathe gezogen: mehr als einmal haben sie sich, in Absicht auf die Wahl der Künstler, deren sie benöthiget waren, große Werke auszuführen, auf ihn bezogen. Blos seinem Schutze und Credit hatte Bouchardon, dieser unsterbliche Künstler, dessen Name nunmehro unter den Namen der Phidias und Praxiteles steht, die glänzenden Gelegenheiten zu danken, die seine Talente ins Licht gesetzt. Eben diesem Ansehen danket die Stadt Paris die Meisterstücke, welche nunmehro zwey ihrer prächtigsten Zierrathen ausmachen: die Statue des Königs zu Pferde, und den Springbrunnen von der Straße von Grenelle. Des Grafen von Caylus Empfehlung danket endlich unsre Akademie den größten Zeichner Europens.

Er

Er floh alle Ehrenstellen: inzwischen suchte er durch einen unüberwindlichen Zug um den Zutritt unter den Ehrenmitgliedern bey dieser Akademie an. Er trat im Jahre 1742 hinein, und schien alsdann seinen natürlichen Platz gefunden zu haben. Das Studium der Litteratur wurde alsobald seine herrschende Leidenschaft: ihr opferte er seine Zeit und sein Vermögen auf: er entsagte selbst den Ergötzlichkeiten, um sich dieser einzigen ganz zu überlassen, in dem weiten Felde des Alterthums neue Entdeckungen zu machen. Allein er schloß sich fast ganz allein in die Sphäre der Künste ein. Vermittelst seiner Einsichten sahen wir die Aegypter ihre Mumien einbalsamiren, und die Blätter des Papyrus sich in leichte Papierblätter verwandeln um Schrift aufzunehmen. Wir sahen diese geduldige und unermüdete Nation ganze Jahre lange an Felsen von Granit beschäfftigt, um Stücke von einer ganz ungeheuren Größe auszubrechen, ringsumher auszuschneiden, und in einem einzigen Steine Tempel von sechzig Fuß in ihrer ganzen Ausmessung auszuhöhlen. Wir begleiteten auf dem Nil diese entsetzlichen Klumpen in einem Raum von mehr als zweyhundert französischen Meilen, von Elephantis bis nach Sais und Butos: und durch die Kräfte der Kunst, die fast so mächtig, als die Natur selbst war, sahen wir sie auf ihren Fahrzeugen herauf bringen und zu Lande bis an dem bestimmten Ort ihrer Aufstellung fortschaffen. Die Kenntnisse, die ihm seine praktische Uebung in der Zeichnungskunst erworben, dienten ihm zur Erläuterung derjenigen Stellen, wo Plinius der

Natur-

Naturkündiger denjenigen Lesern die nicht gleichen Vortheil haben, zu dunkel scheint. Er entwickelte in verschiedenen Aufsätzen diese tiefen und kräftigen Züge, unter denen dieser allgemeine Schriftsteller mit einer nachdrücklichen Kürze die verschiedenen Talente der berühmtesten Maler und Bildhauer vorgestellet hat. Er that noch mehr: er versetzte uns, wenn ich so sagen darf, in die alten Werkstädte, und ließ die Künstler von Griechenland unter unsern Augen arbeiten. Er fand im Pausanias den Pinsel des Polygnotus, und machte die Zusammensetzung der Gemälde wieder aufleben, mit denen dieser große Maler den Porticus zu Delphos geschmückt hatte. Er erbaute aufs neue das wandelnde Theater des Curion, und unter der Anführung des Plinius ließ er uns diese erstaunende Maschine und das ganze römische Volk sehn, wie es sich auf einer Spindel herumdrehte. Ein Nebenbuhler der ersten Architekten Griechenlandes, wagte es ohne andre Hülfsmittel, außer einer Stelle eben dieses Plinius, das prächtige Grabmaal des Mausolus wieder zu erbauen und diesem Wunder der Welt seine Verhältnisse und Zierrathen wiederzugeben.

Nicht zufrieden, daß er die Kenntnisse der Alten in den Künsten wieder aufweckte, that er noch neue dazu. Indessen daß er in der Lava der Volcane den obsidianischen Stein fand, den auch die geschicktesten Naturkündiger verkannt haben, entdeckte er das Mittel, dem Marmor die Farben einzuverleiben und ihre Züge unauslöschlich zu machen. Aber

keine

keine Entdeckung schmeichelte ihm mehr, als die von der encaustischen Malerey. Eine Beschreibung bey dem Plinius, die aber zu kurz ist, als daß sich das Verfahren dabey deutlich entdecken ließ, gab ihm davon den Gedanken ein. Nachdem er sich der Freundschaft und Einsichten des Herrn Majault, Arztes von der Facultät in Paris, der in der Chymie sehr erfahren ist, nach vielen Versuchen und Erfahrungen zu Nutzen gemacht, glaubte er das Geheimniß gefunden zu haben, das Wachs mit den Farben und derselben verschiednen Schattirungen zu vereinigen, es dem Pinsel gehorsam zu machen und damit unsterbliche Gemälde zuliefern *).

So leisteten unter den Händen des Grafen von Caylus die Künste und Wissenschaften einander gegenseitige Hülfe; mit ihnen vereinigte er so gar die physischen Wissenschaften. Hr. Majault und Hr. Roux, geschickte Chymisten, gaben sich alle mögliche Mühe, ihn dabey zu unterstützen. Hr. Jüssieu, dieser tiefe Gelehrte, dieser allgemeine vertraute, aber allzu bescheidne Freund der Geheimnisse der Natur, öffnete ihm seine Schätze: und der Graf, der so leicht, als irgend jemand von seinem Stande, für einen Gelehrten auf Kosten anderer hätte können gehalten werden, machte sichs zur Ehre und Pflicht, es laut in seinen Schriften zu sagen, was er den Kenntnissen andrer verdankte.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich von allen Abhandlungen reden wollte, die er in unsern Memoi-

*) S. Bibl. der schönen Wissensch. 6ten Band.

Memoiren verbreitet. Es sind ihrer mehr als vierzig. Niemals hat diese Akademie ein für ihren Ruhm beeiferter Mitglied gehabt. Niemals versäumte er unsre Versammlungen, und er war bey unsern Vorlesungen so aufmerksam, daß ihm auch die heftigsten Schmerzen des Podagra kaum einen Augenblick von Zerstreuung verursachten. Allezeit bereit, einen jeden seiner Mitbrüder zu verbinden, hatte er sich aus unsrer Akademie eine neue Familie gemacht. Da er niemals die Künstler aus den Augen verlohr, so stiftete er, um ihnen die Fehler zu ersparen, in welche die Unwissenheit des Ueblichen bisweilen die allergeschicktesten fallen ließ, einen Preiß von 500 Livr., deren Gegenstand war, durch alte Schriftstellen und Denkmäler die Gewohnheiten alter Völker aufzuklären.

In dieser Absicht sammelte er auch mit vieler Sorgfalt und großem Aufwande die Alterthümer jeder Art. Nichts was antik war, schien ihm gleichgültig zu seyn. Von den Göttern an bis auf die Insekten, von den reichsten Metallen und schönsten Marmorn bis auf kleine Stückgen von Glas und Gefäßen von Thon, alles fand in seinem Cabinette Platz. Der Eintritt in seinem Hause kündigte das alte Aegypten an; man wurde daselbst von einer alten ägyptischen Bildsäule, die in der Proportion 5 Fuß, 5 Zoll hatte, empfangen. Die Treppe war mit Medaillons und Seltenheiten aus China und Amerika verziert. In den Zimmern der Alterthümer sah man sich von ägyptischen, hetrurischen, grie-

chischen

chischen und römischen Gottheiten, Priestern, Magistratspersonen umringt, unter denen einige gallische Figuren sich über ihre Erscheinung zu schämen schienen. Als der Platz ihm zu mangeln anfieng, schickte er seine ganze Colonie in die Antiquitätensammlung des Königs, und bald war der Raum mit neuen Bewohnern angefüllt, die sich aus allen Gegenden haufenweise dahin begaben. Diese Bevölkerung ist zu zwey wiederholten malen in seinem Leben erfolgt: und die dritte, unter welcher er seine Tage geendiget hat, ist nach seinem Tode, seiner Verordnung nach, in den vorangezeigten Verwahrungsort gebracht worden.

Diese Liebe für Seltenheiten, die bisweilen sehr verderblich seyn kann, war seinen Einkünften vollkommen angemessen: niemals war sie seinen Freunden nachtheilig. Sein Name, in allen Ländern bekannt, wo die Wissenschaften nur in Ehren sind, hatte ihm einen weitläuftigen Briefwechsel zugezogen. Die Antiquarien, diejenigen die es zu seyn glaubten, und diejenigen, die dafür wollten gehalten seyn, beeiferten sich um die Wette, mit ihm in Correspondenz zu treten. Sie schmeichelten sich, gleich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, so bald sie einen Brief vom Grafen von Caylus aufzeigen könnten; denn dies war für sie eine Bestätigungsschrift eines Alterthumskenners.

Um diese Alterthümer den Augen der Welt vorzulegen, ließ er sie zeichnen und stechen: er theilte sie in verschiedne Klassen, und begleitete sie mit seinen

Beob-

Beobachtungen. Er that noch einige andere Schätze hinzu, die er zwar selbst nicht besaß, aber die er entweder selbst genau geprüft hatte, oder durch genaue Copien, von Rissen, von seltnen Aufschriften kannte. Dieses Werk ist zu sechs Bänden in 4to angewachsen, ohne ein Supplement, das er noch hinzuthun wollte, und an dem er bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens unaufhörlich gearbeitet hat *). Diese Sammlung, die mit mehr als 800 Platten gezieret ist, zeiget nächst einer unendlichen Menge von Bildsäulen, Köpfen, Basreliefs, geschnittenen Steinen und andern mehr oder weniger wichtigen Stücken, die bisher ganz unbekannt gewesen, Denkmäler von einem sehr großen Werthe: dergleichen sind, eine Aufschrift auf einem breiten Streife Leinewand, der uns einen Begriff von der gewöhnlichen Schreibart der alten Aegypter giebt, eine Menge ägyptischer Statuen, mit Hieroglyphen bedeckt, die Marmora von Cyzicum, mit einer gelehrten Erklärung von dem Abt Belley, und alle diese Ueberbleibsel von Werken der Römer und Gallier, die in unsern Provinzen zerstreut sind, gänzlich vergessen liegen, und von denen er die Risse mit großen Kosten abnehmen lassen.

Aber nicht allein durch seine Arbeiten vermehrte er den Schatz der Wissenschaften; er hatte auch ein wunder-

*) Dieses Supplement, welches den 7ben und letzten Band ausmachet, ist gegenwärtig unter der Presse. [illegible] und unterhaltend, [illegible] Bande dieser Sammlung.

wunderbares Talent, die schönsten Werke ans Licht zu bringen, die in der Dunkelheit würden geblieben seyn. Seinem unablässigen Eifer, ja selbst einer Art von Gewaltthätigkeit auf seiner Seite, dankt die Welt die kostbare Sammlung von denen fast einzigen oder sonderbaren Münzen, die aus dem Cabinette des Hrn. Pellerin hervorgetreten, und welche mit einer so sichern, so vorsichtig angewandten Gelehrsamkeit, erläutert worden, welche durch eine Bescheidenheit erhoben war, die endlich in diesem Frankreich den hohen Ton der alten Litteratur zu versüßen anfängt.

Um dem Abt Barthelemy die Erklärung der mosaischen Arbeit von Palestrina zu erleichtern, ließ der Graf von Caylus an dem Orte selbst die Zeichnung und Farben abnehmen. Er that noch mehr: um die gelehrten und fruchtbaren Bemühungen des Abbe Barthelemy zu unterstützen, ließ er zu Malta auf dem Marmor selbst die beyden phönicischen Aufschriften abformen, die unser gelehrter Akademist in ein so schönes Licht gesetzet hat, und die ihm von einer so großen Hülfe gewesen, das phönicische Alphabeth ausfündig zu machen. Mit wie vielen Bänden hat er nicht die Bibliothek des Königs bereichert? Man hätte sagen mögen, er glaubte derselben alle diejenigen schuldig zu seyn, die ihr fehlten. Es stieß ihm kein einziges auf, das er nicht kaufte, um diesen unermeßlichen Schatz damit zu vermehren.

So viele Nachforschungen, so viele Arbeiten, so viele den Künsten und Wissenschaften geleistete

damit bereicherte, veranstaltete er auf seine Kosten eine Ausgabe, und um dieser alle mögliche Vollkommenheit zu geben, nahm er die grossen Einsichten, und die gewissenhafte Richtigkeit des Hrn. Mariette zu Hülfe. Vielleicht wird dieses das sonderbarste Buch von Alterthümern seyn, das jemals erscheinen wird. Alle Stücke sind darinnen mit einer Genauigkeit und Reinigkeit gemalt, denen nichts gleich kömmt. Es ist die Lebhaftigkeit, die Schattirungen, das Frische des Colorits, welches die Augen der Cäsar entzückte. Der Exemplarien, die davon in die Welt gekommen, sind nicht mehr als dreyßig: und man darf sich nicht versprechen, daß ihrer jemals mehr seyn möchten. Wie hoch wird in der Zukunft der Preiß dieser wundernswürdigen Copien, dieser getreuen und einzigen Monumente der antiken Malerey werden, denen sie mit allen ihren Grazien das Leben aufs neue gegeben haben!

Der Graf Caylus beschäfftigte sich zu gleicher Zeit mit einem andern Unternehmen, das für die römische Größe noch rühmlicher, und für die französische Nation noch interessanter war. Im vergangenen Jahrhunderte gab Des-Godetz, unter dem Schutze des Colbert, römische Alterthümer heraus. Dies Werk machte die Bewunderung von ganz Europa aus, und die Nationen, die auf den Ruhm Galliens am eifersüchtigsten waren, hätten dem Verdienste davon keine größere Gerechtigkeit wiederfahren lassen können, als daß sie sich bemühet haben, es nachzuahmen: daraus ist der unermüdete Wetteifer entstanden,

standen, der in unsern Tagen geschickte Reisende, nach Spalatro, Balbec, und bis zu dem brennenden Sande von Palmyra getrieben, um die berühmten Ruinen so prächtiger Gebäude zu besuchen und sie unsern Augen vorzulegen. Dies hat uns zu Zuschauern von Denkmälern von Athen, dieser Mutter der schönen Künste und Wissenschaften, gemacht, die ihren Werken den Charakter der Unsterblichkeit so tief einzudrücken gewußt, wenn irgend etwas in den Werken der Menschen unsterblich seyn kann: wo, ungeachtet der Wuth der Zeit und der Barbaren, so viel herrliche Bildhauer und Baumeister noch in den Trümmern ihrer Gebäude leben, so wie viele unvergleichliche Schriftsteller noch in den kostbaren Fragmenten athmen, die uns von ihren Schriften übrig geblieben. Eben dieser Colbert hatte den Entwurf gemacht, die römischen Alterthümer, die noch in unsern mittäglichen Provinzen übrig sind, in Kupfer stechen zu lassen. Mignard, der Architekt, hatte schon seinen Befehlen zufolge die Zeichnungen verfertiget, die der Graf von Caylus wieder ausfündig zu machen das Glück hatte. Er hatte den Entschluß gefaßt, das von Colbert entworfene Werk zu vollenden, und es dem Andenken dieses großen Ministers zu widmen. Dieses glorreiche Unternehmen lag ihm so sehr am Herzen, daß es ihm noch den Abend vor seinem Tode beschäfftigte, und er solches dem Hrn. Mariette nachdrücklich empfahl. Seine Absichten werden auch getreu ausgeführet werden. Fast alle Platten sind bereits auf eine Art gestochen, welche die schöne Ausführung und Sauberkeit der Zeich-

 nung

nung des Mignard aufs vollkommenste ausdrückt: und wenn nicht eine Hinderniß dazwischen kommt, so wird dieses Werk mit einer Richtigkeit und Schönheit vollendet werden, die keiner fremden Nation einen Vorzug vor der französischen übrig läßt. Hr. Mariette hat wirklich einen geschickten Architekten an die Oerter gesandt, der gegenwärtig mit Ausmessung der Gebäude beschäfftiget ist, die den vorhergehenden Nachforschungen könnten entgangen seyn, und zu gleicher Zeit auch die Zeichnungen des Mignard noch mehr zu berichtigen.

Das Vertrauen, das ganz Europa auf die Einsichten des Grafen von Caylus hatte, hat nicht wenig beygetragen, es zu schmücken und zu verschönern. Die nordischen Mächte haben mehr als einmal seinen Geschmack zu Rathe gezogen: mehr als einmal haben sie sich, in Absicht auf die Wahl der Künstler, deren sie benöthiget waren, große Werke auszuführen, auf ihn bezogen. Blos seinem Schutze und Credit hatte Bouchardon, dieser unsterbliche Künstler, dessen Name nunmehro unter den Namen der Phidias und Praxiteles steht, die glänzenden Gelegenheiten zu danken, die seine Talente ins Licht gesetzt. Eben diesem Ansehen danket die Stadt Paris die Meisterstücke, welche nunmehro zwey ihrer prächtigsten Zierrathen ausmachen: die Statue des Königs zu Pferde, und den Springbrunnen von der Straße von Grenelle. Des Grafen von Caylus Empfehlung danket endlich unsre Akademie den größten Zeichner Europens.

Er

Er floh alle Ehrenstellen: inzwischen suchte er durch einen unüberwindlichen Zug um den Zutritt unter den Ehrenmitgliedern bey dieser Akademie an. Er trat im Jahre 1742 hinein, und schien alsdann seinen natürlichen Platz gefunden zu haben. Das Studium der Litteratur wurde alsobald seine herrschende Leidenschaft: ihr opferte er seine Zeit und sein Vermögen auf: er entsagte selbst den Ergötzlichkeiten, um sich dieser einzigen ganz zu überlassen, indem weiten Felde des Alterthums neue Entdeckungen zu machen. Allein er schloß sich fast ganz allein in die Sphäre der Künste ein. Vermittelst seiner Einsichten sahen wir die Aegypter ihre Mumien einbalsamiren, und die Blätter des Papyrus sich in leichte Papierblätter verwandeln um Schrift aufzunehmen. Wir sahen diese geduldige und unermüdete Nation ganze Jahre lange an Felsen von Granit beschäfftigt, um Stücke von einer ganz ungeheuren Größe auszubrechen, ringsumher auszuschneiden, und in einem einzigen Steine Tempel von sechzig Fuß in ihrer ganzen Ausmessung auszuhöhlen. Wir begleiteten auf dem Nil diese entsetzlichen Klumpen in einem Raum von mehr als zweyhundert französischen Meilen, von Elephantis bis nach Sais und Butos: und durch die Kräfte der Kunst, die fast so mächtig, als die Natur selbst war, sahen wir sie auf ihren Fahrzeugen herauf bringen und zu Lande bis an dem bestimmten Ort ihrer Aufstellung fortschaffen. Die Kenntnisse, die ihm seine praktische Uebung in der Zeichnungskunst erworben, dienten ihm zur Erläuterung derjenigen Stellen, wo Plinius der

Natur-

Naturkündiger denjenigen Lesern die nicht gleichen Vortheil haben, zu dunkel scheint. Er entwickelte in verschiedenen Aufsätzen diese tiefen und kräftigen Züge, unter denen dieser allgemeine Schriftsteller mit einer nachdrücklichen Kürze die verschiedenen Talente der berühmtesten Maler und Bildhauer vorgestellet hat. Er that noch mehr: er versetzte uns, wenn ich so sagen darf, in die alten Werkstädte, und ließ die Künstler von Griechenland unter unsern Augen arbeiten. Er fand im Pausanias den Pinsel des Polygnotus, und machte die Zusammensetzung der Gemälde wieder aufleben, mit denen dieser große Maler den Porticus zu Delphos geschmückt hatte. Er erbaute aufs neue das wandelnde Theater des Curion, und unter der Anführung des Plinius ließ er uns diese erstaunende Maschine und das ganze römische Volk sehn, wie es sich auf einer Spindel herumdrehte. Ein Nebenbuhler der ersten Architekten Griechenlandes, wagte es ohne andre Hülfsmittel, außer einer Stelle eben dieses Plinius, das prächtige Grabmaal des Mausolus wieder zu erbauen und diesem Wunder der Welt seine Verhältnisse und Zierrathen wiederzugeben.

Nicht zufrieden, daß er die Kenntnisse der Alten in den Künsten wieder aufweckte, that er noch neue dazu. Indessen daß er in der Lava der Volcane den obsidianischen Stein fand, den auch die geschicktesten Naturkündiger verkannt haben, entdeckte er das Mittel, dem Marmor die Farben einzuverleiben und ihre Züge unauslöschlich zu machen. Aber

keine

keine Entdeckung schmeichelte ihm mehr, als die von der encaustischen Malerey. Eine Beschreibung bey dem Plinius, die aber zu kurz ist, als daß sich das Verfahren dabey deutlich entdecken ließ, gab ihm davon den Gedanken ein. Nachdem er sich der Freundschaft und Einsichten des Herrn Majault, Arztes von der Facultät in Paris, der in der Chymie sehr erfahren ist, nach vielen Versuchen und Erfahrungen zu Nutzen gemacht, glaubte er das Geheimniß gefunden zu haben, das Wachs mit den Farben und derselben verschiednen Schattirungen zu vereinigen, es dem Pinsel gehorsam zu machen und damit unsterbliche Gemälde zuliefern *).

So leisteten unter den Händen des Grafen von Caylus die Künste und Wissenschaften einander gegenseitige Hülfe; mit ihnen vereinigte er so gar die physischen Wissenschaften. Hr. Majault und Hr. Roux, geschickte Chymisten, gaben sich alle mögliche Mühe, ihn dabey zu unterstützen. Hr. Jüssieu, dieser tiefe Gelehrte, dieser allgemeine vertraute, aber allzu bescheidne Freund der Geheimnisse der Natur, öffnete ihm seine Schätze: und der Graf, der so leicht, als irgend jemand von seinem Stande, für einen Gelehrten auf Kosten anderer hätte können gehalten werden, machte sichs zur Ehre und Pflicht, es laut in seinen Schriften zu sagen, was er den Kenntnissen andrer verdankte.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich von allen Abhandlungen reden wollte, die er in unsern Memoi-

*) S. Bibl. der schönen Wissensch. 6ten Band.

Memoiren verbreitet. Es sind ihrer mehr als vierzig. Niemals hat diese Akademie ein für ihren Ruhm beeiferter Mitglied gehabt. Niemals versäumte er unsre Versammlungen, und er war bey unsern Vorlesungen so aufmerksam, daß ihm auch die heftigsten Schmerzen des Podagra kaum einen Augenblick von Zerstreuung verursachten. Allezeit bereit, einen jeden seiner Mitbrüder zu verbinden, hatte er sich aus unsrer Akademie eine neue Familie gemacht. Da er niemals die Künstler aus den Augen verlohr, so stiftete er, um ihnen die Fehler zu ersparen, in welche die Unwissenheit des Ueblichen bisweilen die allergeschicktesten fallen ließ, einen Preiß von 500 Livr., deren Gegenstand war, durch alte Schriftstellen und Denkmäler die Gewohnheiten alter Völker aufzuklären.

In dieser Absicht sammelte er auch mit vieler Sorgfalt und großem Aufwande die Alterthümer jeder Art. Nichts was antik war, schien ihm gleichgültig zu seyn. Von den Göttern an bis auf die Insekten, von den reichsten Metallen und schönsten Marmorn bis auf kleine Stückgen von Glas und Gefäßen von Thon, alles fand in seinem Cabinette Platz. Der Eintritt in seinem Hause kündigte das alte Aegypten an; man wurde daselbst von einer alten ägyptischen Bildsäule, die in der Proportion 5 Fuß, 5 Zoll hatte, empfangen. Die Treppe war mit Medaillons und Seltenheiten aus China und Amerika verzieret. In den Zimmern der Alterthümer sah man sich von ägyptischen, hetrurischen, grie-

chischen

tischen und römischen Gottheiten, Priestern, Magistratspersonen umringt, unter denen einige gallische Figuren sich über ihre Erscheinung zu schämen schienen. Als der Platz ihm zu mangeln anfieng, schickte er seine ganze Colonie in die Antiquitätensammlung des Königs, und bald war der Raum mit neuen Bewohnern angefüllt, die sich aus allen Gegenden haufenweise dahin begaben. Diese Bevölkerung ist zu zwey wiederholten malen in seinem Leben erfolgt: und die dritte, unter welcher er seine Tage geendiget hat, ist nach seinem Tode, seiner Verordnung nach, in den vorangezeigten Verwahrungsort gebracht worden.

Diese Liebe für Seltenheiten, die bisweilen sehr verderblich seyn kann, war seinen Einkünften vollkommen angemessen: niemals war sie seinen Freunden nachtheilig. Sein Name, in allen Ländern bekannt, wo die Wissenschaften nur in Ehren sind, hatte ihm einen weitläuftigen Briefwechsel zugezogen. Die Antiquarien, diejenigen die es zu seyn glaubten, und diejenigen, die dafür wollten gehalten seyn, beeiferten sich um die Wette, mit ihm in Correspondenz zu treten. Sie schmeichelten sich, gleich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, so bald sie einen Brief vom Grafen von Caylus aufzeigen könnten; denn dies war für sie eine Bestätigungsschrift eines Alterthumskenners.

Um diese Alterthümer den Augen der Welt vorzulegen, ließ er sie zeichnen und stechen: er theilte sie in verschiedne Klassen, und begleitete sie mit seinen Beob-

Beobachtungen. Er that noch einige andre Stücke hinzu, die er zwar selbst nicht besaß, aber die er entweder selbst genau geprüft hatte, oder durch genaue Copien, von Rissen, von seltnen Aufschriften kannte. Dieses Werk ist zu sechs Bänden in 4to angewachsen, ohne ein Supplement, das er noch hinzuthun wollte, und an dem er bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens unaufhörlich gearbeitet hat *). Diese Sammlung, die mit mehr als 800 Platten gezieret ist, zeiget nächst einer unendlichen Menge von Bildsäulen, Köpfen, Basreliefs, geschnittenen Steinen und andern mehr oder weniger wichtigen Stücken, die bisher ganz unbekannt gewesen, Denkmäler von einem sehr großen Werthe: dergleichen sind, eine Aufschrift auf einem breiten Streife Leinewand, der uns einen Begriff von der gewöhnlichen Schreibart der alten Aegypter giebt, eine Menge ägyptischer Statuen, mit Hieroglyphen bedeckt, die Marmora von Cyzicum, mit einer gelehrten Erklärung von dem Abt Belley, und alle diese Ueberbleibsel von Werken der Römer und Gallier, die in unsern Provinzen zerstreut sind, gänzlich vergessen liegen, und von denen er die Risse mit großen Kosten abnehmen lassen.

Aber nicht allein durch seine Arbeiten vermehrte er den Schatz der Wissenschaften; er hatte auch die wunder-

*) Dieses Supplement, welches den 7den und letzten Band ausmachet, ist gegenwärtig unter der Presse. Er ist wenigstens eben so wichtig und unterhaltend, als die übrigen Bände dieser Sammlung.

wunderbares Talent, die schönsten Werke ans Licht zu bringen, die in der Dunkelheit würden geblieben seyn. Seinem unablässigen Eifer, ja selbst einer Art von Gewaltthätigkeit auf seiner Seite, dankt die Welt die kostbare Sammlung von denen fast einzigen oder sonderbaren Münzen, die aus dem Cabinette des Hrn. Pellerin hervorgetreten, und welche mit einer so sichern, so vorsichtig angewandten Gelehrsamkeit, erläutert worden, welche durch eine Bescheidenheit erhoben war, die endlich in unserm Frankreich den hohen Ton der alten Litteratur zu versüßen anfängt.

Um dem Abt Barthelemy die Erklärung der mosaischen Arbeit von Palestrina zu erleichtern, ließ der Graf von Caylus an dem Orte selbst die Zeichnung und Farben abnehmen. Er that noch mehr: um die gelehrten und fruchtbaren Bemühungen des Abt Barthelemy zu unterstützen, ließ er zu Malta auf dem Marmor selbst die beyden phönicischen Aufschriften abformen, die unser gelehrter Akademist in ein so schönes Licht gesetzet hat, und die ihm von einer so großen Hülfe gewesen, das phönicische Alphabeth ausfündig zu machen. Mit wie vielen Bänden hat er nicht die Bibliothek des Königs bereichert? Man hätte sagen mögen, er glaubte derselben alle diejenigen schuldig zu seyn, die ihr fehlten. Es stieß ihm kein einziges auf, das er nicht kaufte, um diesen unermeßlichen Schatz damit zu vermehren.

So viele Nachforschungen, so viele Arbeiten, so viele den Künsten und Wissenschaften geleistete

[illegible]ste, verdienten [illegible] hohen Ruhm, den er sich bey den Ausländern erworben hatte. Sein Name erscholl von allen Seiten Europens. Italien führte ihn mit Lobsprüchen in allen Büchern von Alterthümern an; es schickte ihm gedruckte Beweise, es eignete ihm Werke über gelehrte Materien zu; als man die Ruinen von Velleja zu durchforschen unternahm, that ihm der Infant, Herzog von Parma die Ehre an, ihn darüber zu Rathe zu ziehen, und mit jedem Schritte, den man weiter gieng, wurde der Graf von dem gegenwärtigen Zustande und dem Fortgange der Entdeckungen unterrichtet. Während seiner Krankheit, selbst zu der Zeit, da er niedergeschlagen und kraftlos auf dem Bette des Schmerzens lag, schickte ihm die göttingische Akademie aus Erkänntlichkeit, einer Empfindung, die sie mit allen Gelehrten gemein hat, ein Diploma zu, worinnen sie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte, welches er weder erwartet, noch gesucht hatte. Zu eben der Zeit ließ ihm ein Engländer ein seltnes Basrelief von Marmor, das man aus Aegypten mitgebracht, überreichen, und ohne ihm die Hand wissen zu lassen, von wem dies Geschenke käme, begnügte er sich, ihm blos durch ein anonymes Handbriefchen zu wissen zu thun, daß es ein Zoll wäre, den man blos seiner Liebe für das Alterthum entrichtete.

Mit so empfehlungswürdigen Eigenschaften in Absicht auf die Litteratur, verbanden sich noch diejenigen, die der Menschenliebe angenehm sind: ein unerschöpflicher Grund von natürlicher Güte des Her-

zens:

zens: eine muthige Zärtlichkeit, die sich für seine Freunde in ihrem Unglücke laut zu erklären mogte, ein unverbrüchlicher Eifer für den Fürsten und das Vaterland, das er niemals von dem Fürsten trennte, eine wahre und ungeschminkte Höflichkeit, eine strenge Redlichkeit, ein edler Haß wider alle Thoren und Schmeichler, ein wirksames Mitleiden gegen die Unglücklichen, eine Einfalt in seinem Charakter, die bisweilen vielleicht zu weit sich bis in sein Aeußerliches erstreckte.

Der König von Spanien, indem er den Herzog von Caylus zum Grand von Spanien machte, hatte diese Würde auf seine Erben, die seinen Namen und sein Wappen führten, wiederkehrlich gemacht. Der Graf von Caylus verabsäumte, sich in diesen glänzenden Theil der Erbschaft seines Onkels zu setzen. Sein Alter, seine Lebensart, seine Gleichgültigkeit für solche Ehrenwürden hielten ihn in dem Stande zurück, in dem er bis hieher zu leben gewünscht hatte: nur für den Ruhm der Künste und Wissenschaften war er empfindlich.

Die Stärke seines Temperaments schien uns zu versprechen, daß wir ihn noch viele Jahre besitzen würden. Allein im Monate Julius 1764 zerstörte ein Ausfluß von Feuchtigkeiten, der sich an einem seiner Schenkel gesetzt hatte, seine Gesundheit gänzlich. Er hielt mit der größten Standhaftigkeit die schmerzlichsten Operationen aus. So lange er verbunden war das Bette zu hüten, schien er gegen die Schmerzen, die er litt, weniger, als für den

Zwang, der seine natürliche Thätigkeit fesselte, empfindlich zu seyn. Sobald sich die Wunde geschlossen hatte, überließ er sich wieder mit Eifer seinen Geschäfften. Sein Studieren hatte er nicht unterbrochen: er nahm seine vorige Lebensart wieder an; besuchte seine Freunde, die Gelehrten und die Künstler, deren Arbeiten er zu beleben suchte, mittlerweile er selbst starb. Von seinen Bedienten in den Armen getragen schien er an jedem Orte einen Theil des Lebens zu lassen. Wie vielmal haben wir ihn in diesem Zustande unsern Versammlungen beywohnen und sich bey unsern Vorlesungen aufs neue beseelen gesehen? Als ihn eine allgemeine Abnahme der Kräfte schon an das Bette gefesselt hatte, entriß er sich ihm doch noch an den Tagen der akademischen Sitzungen, und ließ sich, aller Bitten seiner Freunde, der Thränen seiner Bedienten und der Natur selbst ungeachtet, die ihm die Kräfte dazu zu versagen schien, in unsre Versammlung tragen. Alles war schon an ihm erstorben, nur die Liebe zu den Wissenschaften lebte noch. Wir haben ihn hier noch zehn Tage vorher gesehen, ehe er seinen Geist aufgab, und binnen dieser Zeit selbst hörte er nicht auf unsre Besuche anzunehmen, sich von unsern Vorlesungen Rechenschaft geben zu lassen, und uns die feurigsten Empfindungen seiner Freundschaft zu bezeigen. Er starb den 5ten Sept. im Jahre 1765. In seinem Testamente setzte er seinen Bedienten gewisse Belohnungen aus, den Armen seines Kirchspiels vermachte er tausend Livres, und denenjenigen auf seinen Ländereyen ein Viertheil der Einkünfte von jedem Gute.

Mit

Mit seinem Tode ist auch seine Familie erloschen, und die Akademie, die Künste, die gelehrte Welt hat in ihm ihre lebhafteste Ermanterung, eine allezeit wirksame Unterstützung, und ihren eifrigsten Wohlthäter verloren.

VIII.

Theagenes und Chariklea. Eine äthiopische Geschichte in zehn Büchern. Aus dem Griechischen des Heliodor übersetzt. 2 Th. 8. (1 Th. 384 S. 2 Th 364 S.) Leipzig in der Dyckischen Buchhandl.

Hr. Meinhard hat dem deutschen Publico ein wichtiges Geschenk mit der Uebersetzung eines Werks gemacht, das bey dem Untergange der griechischen Litteratur noch viele von den Schönheiten ihres jugendlichen Zeitalters enthält. Man kann den Werth des Romans nicht richtiger bestimmen, als es Herr Meinhard in der Vorrede gethan hat. Seine Prose ist so gefällig und so reizend, daß wir fürchten würden unsern Lesern etwas zu entziehen, wenn wir ihm dieses Urtheil mit andern Worten sagten, als mit den Worten des Uebersetzers selbst. — „In dem „Werke des Heliodors sieht man eines von denen „mehr delicaten als feurigen Genies, deren zarte „Einbildungskraft, die sich gleichsam nur mit Blu„men nähret, deren mehr fein als stark empfindendes „Herz, und gelaßnere Seele, vorzüglich in der Na„tur die Gegenstände faßt, die der anmuthigsten

 „Farben

„Farben fähig sind, oder nach dem Modell ihres
„eignen lieblichen Ideals sie umbildet, und in ihre
„Farben gekleidet zurückgiebt. Diese Eigenschaften
„ohne Zweifel sind es, die Racinen in seiner Jugend
„in diesem Romane das außerordentliche Vergnü-
„gen gegeben haben, das uns allemal Bücher geben,
„in denen wir uns selbst finden. — Aber zum Un-
„glück sieht man an unserm Heliodor neben diesen
„liebenswürdigen Eigenschaften, auch hin und wie-
„der Spuren von dem Geschmacke der Sophisten,
„der Art Gelehrten unter den Griechen, die aus dem
„Unterrichte der reichen Jugend ein Gewerbe mach-
„ten. — Man sieht die Spuren dieses Geschmacks
„von Zeit zu Zeit in gesuchten Antithesen, in rheto-
„rischen Deklamationen, in zu blühenden Beschrei-
„bungen. Aber neben diesen Fehlern findet man
„auch eine Menge natürlicher Schönheiten von höhe-
„rer Art, und in weit größerer Anzahl als bey allen
„den andern griechischen Romanschreibern, von denen
„Heliodor sich noch rühmlicher durch die reine Tu-
„gend unterscheidet, die sein Buch so oft einschärft,
„und nie einen Augenblick verletzt. Die Erfindung
„und die Anlage seiner Fabel sind in der That be-
„wundernswürdig. Oft außerordentlich und wun-
„derbar, ohne die Wahrscheinlichkeit zu verlieren, —
„stark in einander geflochten, ohne sich zu verwirren,
„mit der Verwickelung, die allmählich durch uner-
„wartete Wendungen, aber ohne Schwierigkeit, sich
„wieder auflöset, und das Ende des Fadens bis zur
„völligen Entwicklung verborgen hält, befriedigt
„und reizt sie zugleich die Neubegierde des Lesers vom
„Anfange

„Anfange bis zum Ende. Die Charactere der
„Personen sind mit grosser Kunst und Richtigkeit an-
„gegeben, und erhalten, und machen einen angeneh-
„men Contrast unter einander. — Seine Manier
„zu erzählen, ist vortrefflich. Er weiß meistens die
„unnützen Umstände wegzulassen, und diejenigen, so
„klein sie sonst auch seyn mögen, mit grosser Richtig-
„keit zu wählen, die das Bild lebhafter und voll-
„ständiger machen können. Daher glaubt man
„auch im lesen bey allen den Begebenheiten die er be-
„schreibt, gegenwärtig zu seyn. Sollten die Sitten
„und die Meynungen seiner Personen zuweilen einige
„Leser befremden, so werden sie gebeten, sich immer
„zu erinnern, daß es Personen aus sehr entfernten
„Zeiten und Ländern sind. Eben dadurch ist dieser
„Roman noch besonders schätzbar, daß er uns eine
„Menge treuer Gemälde von der Denkungsart, den
„Gebräuchen, den Vorurtheilen, dem Privatumz
„gange, dieser alten Völker giebt, und uns oft mit-
„ten unter sie versetzt. Nur die Entwickelung der
„Fabel scheint uns nicht so glücklich, als ihre vorher-
„gehenden Theile sie uns erwarten ließen. Sie ist
„zu sehr gedehnt, zu sehr mit unnützen und wenig
„interessanten Umständen überladen. Wir würden
„gerne gesucht haben, sie zusammenzuziehen, wenn
„nicht unser Endzweck gewesen wäre, unsern Autor
„zu zeigen, wie er ist.„

Unsre Leser werden uns, nachdem sie dieses Stück der Vorrede gelesen haben, mit ihrem Urtheile über die Uebersetzung selbst, schon zuvorkommen. Sie

werden erwarten, daß ein Mann, der seinen Autor so durchaus kennt, der so tief in seine geheimen Schönheiten und seine verborgnen Fehler eingedrungen ist, der den Charakter und die eigne Farbe desselben so sehr studiert hat, der endlich seine eigne Sprache mit so vieler Anmuth und Delikatesse schreibt, daß ein solcher Mann nicht anders als ein vortrefflicher Uebersetzer seines Originals werden kann. Wir können unsern Lesern mit Gewißheit vorhersagen, daß diese Erwartungen werden erfüllt werden. Denn einige kleine Nachläßigkeiten zu rügen, wäre eben so viel, als beweisen zu wollen, daß er nicht ein Mensch sey. Sie werden im Gegentheile sogar Mühe haben, einige von den Fehlern in der Uebersetzung wiederzufinden, die er dem Originale, und mit Recht, Schuld giebt. Das Deklamatorische und der Pomp des Ausdrucks ist an vielen Orten gemäßigt, und der ganze Stil hat vielleicht eine gewisse Freyheit von der Denkungsart des Uebersetzers angenommen, die der griechische Stil selbst nicht hat. Wenn Heliodor zu unsrer Zeit gelebt hätte, so würde er seinen Uebersetzer zu seinem Kunstrichter gemacht haben; und gewiß seine Chariklea würde, von einem solchen Lehrer gebildet, noch weit liebenswürdiger erschienen seyn. Wenn es uns erlaubt ist, ehe wir unsre Kritik beschlüßen, einen frommen Wunsch zu thun, so ist es der, daß eben die Hand, von der wir schon die liebenswürdige Schwärmerey eines Petrarchs, den Tiefsinn eines Engländers, und die unschuldige Liebe einer Griechinn nationalisirt erhalten haben, uns noch die großen und ehrwürdigen Schönheiten eines der ersten griechi-

griechischen Antiken in unsre Sprache gekleidet, lie-
fern möchte. Das was er schon bisher gethan hat,
ist ein Recht, das das Publicum an ihn hat, noch
mehr von ihm zu fordern. — Wir sagen nichts von
dem kleinen Gedichte an Kallisten, weil es jedermann
gleich zuerst lesen, und die Schönheiten desselben füh-
len wird. —

Hätten wir wohl glauben sollen, daß wir, wäh-
rend des Abdrucks dieser Anzeige des deutschen He-
liodor, die traurige Nachricht erhalten würden, daß
dieser unsers Meinhards letztes Geschenk an das Pu-
blicum seyn würde? Leider ist es so! Dieser vortreff-
liche Mann starb den 15ten Junius in Berlin, nach
einer völligen Entkräftung. Wir, die wir seines
vertrauten Umgangs genossen, und der selbst unsre
Bibliothek mit verschiedenen angenehmen Beyträgen
beehret, sind gewiß überzeugt, daß er so gestorben ist,
wie er gelebt hat, fromm und weise.

Foe to loud praise, and friend to learned ease,
Content with science in the vale of peace,
Calmly he look'd on either life, and here
Saw nothing to regret, or there to fear;
From nature's temp'rate feast rose satisfy'd,
Thank'd Heav'n that he had liv'd, and that he
dy'd.

Seine Freunde beweinen in ihm den treusten und
zärtlichsten Freund, und welch einen schönen Schrift-
steller verlieren wieder in ihm die deutschen Musen?
Kaum hatte er erst den Anfang in seinen Versuchen

über die italiänischen Schriftsteller, in der Uebersetzung des Pope, und in dem verbenlemten Buche gemacht, sich als einen solchen zu zeigen: denn wirklich war dies erst gleichsam die Morgenröthe von dem schönen Tage, den seine Talente versprachen: so sehn wir ihn uns entrissen. Er besaß alles was ihn zur Vollkommenheit führte. Weltweisheit, Gelehrsamkeit, Kenntniß der alten u. neuern Sprachen, eine unglaubliche Belesenheit, eine geprüfte Erfahrung, die ihm seine vielfältigen und weitläuftigen Reisen und der Umgang mit den geschicktesten und gesittesten Leuten jeder Nation in Europa verschafft hatte, einen gereinigten Geschmack, das feinste Gefühl des Schönen, einen natürlichen, simpeln und harmonischen Ausdruck. Noch in seinem letzten Briefe machte er uns auf unsre wiederholte Ermunterung, die angenehme Hoffnung zu einer Uebersetzung des Homer, die nach dem Fleiße, den er schon seit viele Jahre auf dessen genaue Bekanntschaft verwandt, jede Erwartung erfüllen müßte. Und wer wird nun an dessen Stelle treten? Die Wehmuth verbeut uns dieses zu beantworten.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Anstalten bey der Churfl. Akademie der Künste in Sachsen.

Da ich, mein Herr, bey meinem letzten kurzen Aufenthalte in Leipzig schon so viel Gutes von dem

dem Eifer des Hrn. Prof. Oesers, als Direktors der dortigen Malerakademie, zu Ausbreitung des Geschmacks in allen Arten künstlicher Arbeit, sowohl den Werkmann, als den eigentlichen akademischen Künstler auszubilden, gehöret hätte; war es mir nichts unerwartetes, ein ähnliches von Dresden, als der Quelle solcher Anstalten, zu erfahren. Hatte die Architekturakademie daselbst schon das Vergnügen gehabt, einen ihrer besten Lehrlinge zu den Diensten des Landesherrn befördert, und gleichsam aus dieser merkwürdigen Pflanzschule ausgehoben zu sehen: zeigten die Werkstätte der Malerey und des Bildhauers, oder die Kunst des Kupferstechers in Dresden wie in Leipzig, aufblühende Lehrlinge: so vernahmen die Freunde des Geschmacks und einer denselben nicht entgegen stehenden Staatswirthschaft, daß auch in der Residenzstadt die Zeichenschulen nicht etwan mittelmäßige Maler, dem Staate zur Last, anzuziehen geneigt, sondern vielmehr, mit Absicht auf die, diesem oder jenem Lehrlinge ungleich vortheilhaftere mechanische Kunst, solchen, wiewohl in der Zeichnung nicht ungeübt, gemeinnützigern Werkstätten zu überlassen beflissen wären, und wirklich schon manchen Lehrling dahin abgegeben hätten.

Daher würden mich, bey aller Liebe, welche die bildenden Künste mir, auch blos als Nachahmungen der schönen Natur betrachtet, abgewonnen hätten, diese akademischen Anstalten in Dresden und Leipzig weniger gerühret haben, wenn ich jene zwiefache Absicht dabey vermisset hätte. Ich will ihr nicht untersuchen,

suchen, ob unser Geschmack an jenem vorzüglich für unser Vergnügen beschäfftigten Künsten nicht mit zunehmenden Jahren geschwächt werde. Von der Seite des Vergnügens betrachtet, ist uns wenigstens der Mangel des Geschmacks, auch an andern Gegenständen, nicht gleichgültig. Allein, so bald wir weiter denken, und die Möglichkeit einsehen, den Aufwand, welchen entweder der wirkliche Trieb zu den schönen Künsten, oder der Hang zur Pracht, uns abzulocken pflegt: (so wie jede, auch wohl niedrigere Neigung, bey dargebotenen Mitteln, sie zu befriedigen, ihre Nahnung findet, ohne daß man diesfalls die Gewölbe sperret;) nicht blos zu mäßigen, sondern in einen wirklichen Nutzen des Staates zu verwandeln: so wird dessen Erfüllung allerdings der Gegenstand eines philosophischen Vergnügens.

So gar in Frankreich, wo die Sorgfalt für den Geschmack, so viel der Eigensinn der Mode nicht zerstören können, immer geschäfftiger gewesen ist, hat man die Vermehrung jener Gegenstände aufs neue für nöthig gehalten. Man hat, obwohl, wie es scheint, von der eigentlichen Akademie getrennet, unter der Aufsicht des Herrn Bachelier neue Zeichenschulen für Werkleute eröffnet.

In Sachsen sind, so viel ich wahrgenommen habe, dergleichen Anstalten mit einander genau verbunden; und vielleicht sind für diese Verbindung, insonderheit, vermöge der dadurch erleichterten Prüfung der Lehrlinge, und deren Uebergang zu andern Künsten, nach Entwickelung und Beschaffenheit ihrer Talente,

Talent, so viel Gründe, als für die Absonderung: wiewohl man auch überhaupt von demjenigen, was bey größern Einrichtungen rathsam ist, nicht füglich auf andre, nach Beschaffenheit der Umstände, eingeschränktere Anstalten, einen sichern Schluß machen kann. In dem Entwurfe derselben kann viel nützliches liegen, dessen Entwicklung von Verbindung mehrerer Umstände abhängt. Wird man von der Verspätung auf dem Mangel der ersten Absichten folgern dürfen? Keinesweges. Viele Verschönerungen liegen oft in der Anlage des Baumeisters bey einem Garten, aber mit dem Wachsthume der Theile erscheint das Ganze erst in der vollen Wirkung. Genug, was Nothwendigkeit oder Bedürfniß erfunden haben, wird nunmehr durch angenehmere Formen dem Auge gefälliger: der Einheimische begnügt sich an innländischer Arbeit; der Kunstarbeiter wird es inne und beeifert sich; und war es ehemals eine Art von Bezauberung, mit welcher der Ausländer die Aufmerksamkeit und das Geld der Deutschen an sich zog, so wird die Furcht vor derselben nunmehr verschwinden können *).

Treu-

*) Wir können bey Gelegenheit der obigen Bemerkung nicht umhin, einen Auszug aus einem Briefe eines der größten Künstler in Paris, an einen von den Verfassern der Bibliothek beyzufügen, worinnen er eben diesen Punkt auf eine angenehme Art berühret. Sollte man denselben wohl verkennen? ihn, in dessen edlem Herzen alle Vortheile, welche ihm seine Verdienste bey einer fremden Nation erworben, den patrio-

nés à celui qui n'a point de chemises *). Neh-
men Sie hingegen im gegenwärtigen Falle die Sa-
chen für das an, was sie wirklich sind: den Einfluß
der Zeichnungskunst auf so manche Gegenstände
künstlicher Arbeit und auf den Vertrieb der letz-
tern — die Nothwendigkeit, diese Vortheile unter
ein Volk auszubreiten, welches mit dem Vermögen,
das der Wuth des Krieges aufgeopfert worden, nicht
die Kräfte des Geistes verloren hat, sich, so bald es
auf sichere Spuren eines edlen Gewerbes geleitet
wird, nicht nur zu helfen, sondern unter dem Schutze
des Regenten edelmüthig aufzuschwingen; werfen
Sie ferner einen Blick auf die Gelegenheiten und
Mittel, die Sachsen zur Verbesserung des Ge-
schmacks, vor so vielen andern Ländern besitzt; und
vergessen Sie endlich auch nicht diejenige Empfin-
dung, die einem Sülly **) in ähnlichem Falle, obwohl
in einem andern Fache, nicht entgehen konnte: que
son oeil étoit blessé de voir tant d'hommes
payés par l'Etat pour être oisifs; so haben Sie,
mein Herr, wo ich nicht irre, den Aufschluß der in
Sachsen für die Künste getroffenen Anstalten.

Was bleibt also noch übrig, als die Kunst selbst,
in so ferne sie mit andern schönen Künsten in Wett-
eifer stehet, um mit ihr die Ehre der Nation zu er-
höhen? Aufmunterungen gehören dazu, und öffent-
liche Ausstellungen sind nur ein Theil derselben.
Die Hervorziehung der Nationaltalente, deren Mit-
telmäß-

*) Siecle de Louis XIV. T. II. p. 420.

**) Thomas Eloge du Duc de Sully.

ständigkeit vermöge dieser Bedingung selbst, weder zu Ansprüchen berechtiget, noch zum Vorwande dienen kann, ist das kräftigste Mittel, geschickte Köpfe in jeder Gattung anzufeuren. Diese vereinigen alsdann die Bestrebungen nach eigenem Ruhme mit höhern Absichten zu des Vaterlandes Ehre; und, drückenden Sorgen, durch angenehme Aussichten, entnommen, überlassen sie sich ganz den edelsten Gesinnungen und einem muthigen Kunsteifer. Der Würde akademischer Mitgenossenschaft zu rechter Zeit fähig, geben sie der Versammlung denjenigen Glanz zurück, dessen Erwartung allein ihre Aufnahme in die Gesellschaft rechtfertigen konnte. Der ganze akademische Körper läßt alsdann einen Geist, eine Art zu denken, an sich verspüren, und der rechtschaffne Ausländer, welcher mit angestrengten Kräften zum Aufnehmen der gegenwärtigen und zur Anlage der zukünftigen Akademie bemühet gewesen ist, würde sich gewiß schämen, jemals der Würde der ihn belohnenden Nation entgegen gedacht zu haben; mittlerweile derjenige, dem das Herz das Gefühl dieser Pflichten versagt hat, unbeneidet lebe, und unbeklaget abstirbt.

Straßburg. Eine Ausgabe des Manilius, in welcher der Dichter nach den ältern Ausgaben abgedruckt; alle Veränderungen, Versetzungen und Muthmaßungen aber eines Scaligers und Bentleis, wenn sie auch noch so scharfsinnig sind, in die Varianten unter dem Text gebracht, und, wofern man so freygebig seyn wollte, kurze aber gründliche Erklärungen der Sachen und der schweren Stellen des

Dichters beygefügt wären, eine Ausgabe dieser Art würde ein sehr angenehmes und schätzbares Geschenk für das Publicum seyn. So wenig der Gegenstand, welchen dieser Dichter behandelt, an und für sich reizen kann, so ist doch, die schönen Episoden und Eingänge der Theile des Gedichts ungerechnet, die Art der Behandlung und Ausführung, der reiche wohlgewählte Schmuck; die edle Poesie und nachdrucksvolle Sprache in diesem Lehrgedichte aller Aufmerksamkeit werth. Zur Zeit hält diejenigen, welche nicht ganz in die Kritik untertauchen wollen, und dies ist wenigen zuzumuthen, die Unsicherheit des Textes vom Lesen des Dichters zurück, in welchem man ohne Unterlaß, statt auf gutem Grund und Boden zu gehen, über gelegte Balken, Planken und Faschinen wegspringen muß, mit denen die vielen Gräben und sumpfichten Gegenden von den Herren Kritikern zugedeckt sind.

Wir versprachen uns einen freyern und gebahntern Weg in der neuen Ausgabe, die uns dieses Jahr, von Straßburg aus, zu Händen gekommen ist; wir sahen aber nachher, daß in solcher darauf nicht gesehen, und in einigen Stücken viel eher die Straße noch verzäunet und verschüttet worden ist: M. Manilii Astronomicon ex recensione Richardi Bentleii, cum selectis variorum ac propriis notis — cura et studio M. Eliae Stoeber. Straßburg, im Verlag Amand Königs. 1767. 8. 1 Alph. 14 B. Der Bentleische Text ist, wie man schon aus dem Titel sieht, zum Grunde gelegt; aber

aber dies ist dem Herrn M. St. nicht zuzurechnen;
denn, wie in der Vorrede erzählt wird, der Herr
Verleger befragte ihn um Einrichtung seiner neuen
Ausgabe just alsdann, da der ganze Dichter schon
abgedruckt war, nahm aber doch in so fern Lehre an,
daß er sich gefallen ließ, noch die vom Herrn M. St.
vorgeschlagenen Anmerkungen abzuwarten, welche aus
den bisherigen Ausgaben gesammlet werden sollten;
und einem Scaliger, Petav, Salmasius, Huet,
Bentlei ließ sich schon etwas Brauchbares abborgen.
Allein Herr M. St. suchte sich noch ein weiteres
Verdienst um den Manilius zu machen. Die Un-
möglichkeit der Erklärung in einem Schriftsteller, in
welchem der Text noch nicht bestimmt ist, mußte ihn
natürlicher Weise darauf bringen. Er faßte nämlich
den Entschluß, sich nach Hülfsmitteln zu Verbesse-
rung des Textes und Wiederherstellung der Lesart
der alten Ausgaben und Handschriften umzusehen.
Er ist auch hierinnen ungemein glücklich gewesen,
und hat die erste Ausgabe durch den Joh. Regio-
montanus, die Aldische, beyde Römische, Baßler und
Lyoner Ausgaben, eine Handschrift aus der Pariser
Bibliothek und die abweichenden Lesarten aus den
bekannten Handschriften in unserer Paulinerbiblio-
thek, auch noch die Sammlung des in Gotha vor
einiger Zeit verstorbenen Archivarius Wierschrot, wel-
cher den Manilius herausgeben wollte, erhalten.
Für alle diese Bemühungen, die uns, statt eines bloß-
en Abdrucks der Bentleyschen Ausgabe, einen so
reichlichen Beytrag von kritischem Apparat von S.
90 bis 531 verschafft haben, sind wir dem Hrn. M.

 St.

Er. ungemein verbunden. Den Werth seiner kriti-schen Arbeit, der man es gar deutlich ansieht, wie viele Mühe sie ihm gekostet hat, zu bestimmen, ist hier der Ort nicht. Nach welchem Plane die Sammlung und Auswahl der Erklärungen und Noten gemacht sey, können wir nicht bestimmen. Nur so viel müs-sen wir sagen, wo wir den Text nicht verstunden, fan-den wir eben nicht allezeit eine Erklärung, hingegen kamen uns Erklärungen vor, die wir nicht erwartet hätten.

Leipzig. Des Hrn. Carl Goldoni sämmt-liche Lustspiele. Erster Theil, bey Zacharias Heinrich Eisfeld. Es ist uns schon zu verschiede-nen malen von verschiedenen Orten eine vollständige Uebersetzung der goldonischen Comödien angekündi-get: bis hieher aber immer vergebens erwartet wor-den. Endlich kömmt hier in Leipzig der erste Band zum Vorschein, und wir können unsre Zufriedenheit darüber nicht bergen. Der Uebersetzer scheint ein Mann von Geschmack, und beyder sowohl der italiä-nischen als deutschen Sprache mächtig zu seyn: auch hat er den Dialog, den so vorzüglichen Theil dieser Comödien, so viel wir davon gelesen, wohl ausgedrü-cket. An die Ordnung der Stücke hat er sich, wie sie in der neuen goldonischen Ausgabe bey Pasquali stehen, nicht gebunden. Man findet also in diesem Theile den wahren Freund, den seltsamen Zu-fall, die väterliche Liebe oder das erkänntliche Dienstmägdchen, den Krieg. Es sind dieses freylich Stücke, worinnen man noch nicht den Jar-

gen der verschiednen italiänischen Dialekte antrifft, die also weniger Schwierigkeiten haben. Was uns aber der Uebersetzer in dem Vorbericht in Ansehung dieser sagt, macht uns die Hoffnung, daß es ihm damit nicht weniger glücken werde. „Allen sklavi„schen Zwang, sagt er, habe ich zu vermeiden ge„sucht, und bin blos darauf bedacht gewesen, wie ich „den wahren Verstand des Originals mit dem Ge„nie unsrer Sprache verbinden wollte. Wenn ich „eine pragmatische Geschichte zu übersetzen gehabt „hätte, würde ich mich freylich mehr an den wörtli„chen Innhalt des Originals gebunden haben: aber „einen Pantalon, einen Brighella aufführen, um „aus ihrem seltsamen Dialekt gutes Deutsch zu ma„chen, ohne das Naive und Komische ihrer Charak„tere zu vermissen: einen Harlekin reden zu lassen, „ohne ihm das angenehme Tölpische in seinem Aus„drucke zu benehmen, das heißt, im weitläuftigen „Verstande genommen, beynahe selbst Autor werden. „Diesen Endzweck zu erreichen, weiß ich nichts besse„res, als wenn man sich an die Stelle der redenden „Person oder des Akteurs setzt, und selbst empfindet, „und selbst agirt. Bey kaltem Blute läßt sich keine „Comödie übersetzen. Man muß selbst dabey füh„len: man muß sein Zimmer zum Theater machen, „laut deklamiren, und so zu sagen selbst Schauspieler „werden. Meiner Empfindung nach, ist eine gute „Deklamation die Musik für den Verstand. Da „ich dieses von einem theatralischen Uebersetzer ver„lange, wie nöthig muß es nicht bey einem Autor „seyn?„ So sehr wir dieses billigen, so fragt sichs,

 im

in Absicht auf eine Uebersetzung, ob man nicht einen Versuch machen könnte, die verschiednen Dialekte der italiänischen charakterisirten Personen durch Dialekte der deutschen Sprache nachzuahmen. Wir wissen, was für ein großer Unterschied, unter der schweizerischen, schwäbischen, österreichischen, schlesischen, ober- und niedersächsischen Mundart ist, und wir zweifeln nicht, daß es in manchen Fällen keine üble Wirkung thun sollte: aber freylich äußern sich wieder eine Menge Schwierigkeiten, sowohl in Ansehung des Uebersetzers, von dem es zu viel gefordert wäre, wenn er aller jenen Dialekte mächtig seyn sollte, als auch in Ansehung unsrer Schauspieler, die solche Rollen bekleiden sollten.

Schloß Mur unweit Zürch. Der Verfasser der schon vor einigen Jahren angefangenen aber seit einer ziemlichen Zeit unterbrochenen vollständigen helvetischen Topographie, hat sich entschlossen, die sämmtlichen Städte, Klöster, Schlösser, Edel- Ritter- und Freysitze der berühmten Landgrafschaft Thurgauw, unter welchen nämlich die 172 geist- und weltliche Herrschaften und Gerichtsherrlichkeiten zu verstehen sind, nach und nach, so wie sie sich dermalen befinden, seinem Werke einzuverleiben. Die Anstalten, die er diesfalls gemacht, sind durch ein Avertissement bekannt gemacht worden. Da er wegen Ungewißheit, wie hoch die Anzahl der Vorstellungen und gedruckten Bogen kommen möchten, den Subscriptionspreis nicht gewiß bestimmen kann, so verlangt er inzwischen 2 fl. Zürich. Valuta voraus,

und

und verspricht, daß es nicht über 5 fl. soll zu stehen kommen. Die durch einen erfahrnen Mann nach der Natur verfertigten Zeichnungen werden durch geübte und erfahrne Künstler in Kupfer gebracht, und dies wird also den 3ten Haupttheil der helvetischen Topographie ausmachen.

Bern. Herr J. L. Alberli, ein Landschaftmaler, der das Schöne fühlt und mit leichter Hand entwirft, hat angefangen, abgezeichnete Gegenden im Berner Gebiete, in Kupfer herauszugeben. Mit zween Blättern Vuë de Nidau & du Lac de Bienne, und Vuë prise du Chateau de Thun, von C. G. Guttenberg radirt, ist der Anfang gemacht. Sie sind mit Farben dergestalt erleuchtet, daß man glaubt, die Gegenstände, wie in der Camera obscura zu sehen. Nichts kann reizender seyn, als das Gebirge so man von Thun aus in der Ferne erblickt. Wir sehen der Fortsetzung dieser Kupfer mit Verlangen entgegen, wünschen aber auch nicht weniger, daß die Gemälde dieses Künstlers in hiesigen Gegenden bekannter werden mögen.

Augspurg. Von Hr. J. Elias Haid, dessen Bemühung unsre ganze Aufmunterung verdienet, haben wir ein sehr wohlgerathenes großes Blatt unter dem Titel: Le Vieillard Amant genereux content, nach Johann de Cordoua, einem zwar unbekannten, doch sehr guten Meister in schwarzer Kunst erhalten. Das Originalgemälde befindet sich in Augspurg bey dem Hrn. von Amman, und ist

3 Fuß 2 Zoll hoch, und 2 Fuß 4 Zoll breit. Ein anders großes Blatt von eben demselbigen, nach dem liebenswürdigen Carl Loth, unter dem Titel: Hiob, sa femme & ses Amis, verdient nicht weniger den aufrichtigsten Beyfall der Kenner: Vorzüglich liebenswürdig ist der Ausdruck in dem fleischichten Theile Hiobs, der entblößt, und mit niedergesenktem Haupte sitzt. Wenn wir eine kleine Verzeichnung am Ohre wahrzunehmen glauben, so ist es vielleicht der Fehler des Originals. Hinten scheint das Gemälde gelitten zu haben, weil taube Stellen geblieben zu seyn scheinen. Unserm Bedünken nach ist es aber besser, als wenn ein Kupferstecher von dem Seinigen hinzu dichtet, und wir das Original darüber verkennen.

Ebend. Hr. G. C. Kilian hat ein paar kleine Bildnisse zweer berühmter Augspurger Maler, in Kupfer geätzt, wovon eines Franz Friedrich Frank 1627 geb. und 1687 gestorben, vorstellet; er war ein Sohn des gleichfalls berühmten Malers Joh. Ulrichs und Bruder Joh. Frankens, Kupferstechers. Das zweyte ist Joh. Burgkmaler mit seiner Frau, ein Historienmaler in Oel und Fresco, wie auch Formschneider nach seinem eignen Gemälde: er starb 1559 im 86sten Jahre, und die bekanntesten Malerbücher, die auch darunter angeführt werden, gedenken seiner mit Ruhm.

Leipzig. Im Verlage Siegfr. Lebr. Crusius ist erschienen, D. Joh. Christ. Dan. Schrebers botanisch-ökonomische Beschreibung der Gräser. Erste, zwote und dritte Ausgabe, in groß Folio.

Ungr.

Ungeachtet dieses Buch nicht in unser Fach gehören, und wir auch den Werth desselben den Naturkündigern zu bestimmen überlassen, so müssen wir es doch wegen der nach der Natur wohlgezeichneten, in Kupfer gebrachten und sauber illuminirten Vorstellungen der darinnen abgehandelten Gräser anzeigen, die größtentheils des Verlegers jüngster Bruder, theils nach seinen eignen, theils nach Hrn. Geysers Zeichnungen verfertiget, und die Liebhaber nach der Fortsetzung begierig machen muß.

Bey eben demselbigen ist ein sehr sauberer Nachdruck von dem bekannten neuen französischen Buche des Mr. Marmontel: Belisaire, zum Vorschein gekommen: es ist mit 4 feinen Kupferstichen von vier geschickten jungen Leipziger Künstlern, den Hrn. Bause, Geyser, Crusius und Stock nach den französischen von Gravelot gezeichneten, gestochen, verzieret. Der Innhalt dieses sehr schön geschriebenen Buchs ist ein Telemach für die regierenden Fürsten: werden sie es auch lesen? Dieser Ausgabe ist ein kleiner artiger Roman eben dieses Verfassers L'heureuse famille angehängt. Der Verleger hat auch eine deutsche Uebersetzung davon veranstaltet.

Dresden. Ein junger Kupferstecher, C. F. Holzmann, dessen wir schon zu verschiednen malen in der Bibliothek mit Lob zu erwähnen Gelegenheit gehabt haben, hat wieder 4 Landschaften nach einem ebenfalls noch jungen vortrefflichen Maler J. G. Wagner radirt. Wenn wir glauben, daß er seinem Ori-

ginale nicht völlig eine Genüge geleistet, so könnte es vielleicht aus dem zu großen Zutrauen zu seinem Fleiße her, von dessen Fortgange wir gerne in jedem neuen Blatte die Wirkung finden möchten: vielleicht sind wir auch von den Verdiensten des Malers zu sehr eingenommen, die wir gerne im Kupferstiche überall wieder finden möchten. Der letztere aber scheint mit der schönen Natur so vertraut zu seyn, daß seine Gemälde schon itzt der besten Landschaftsmaler ihren an die Seite gesetzt zu werden verdienen, und bey noch einiger Ausbildung vielen den Rang streitig machen könnten. — Indem wir dieses schreiben, erhalten wir die traurige Nachricht, daß dieser brave junge Künstler am 14ten Junius jähling in Meissen verstorben ist. Ein Verlust über den andern für die schönen Künste und Wissenschaften in Deutschland!

Ebendaselbst hat Hr. Sahler, dessen Arbeiten wir schon mehrmals gerühmt haben, einen Kopf geliefert, den er schraffiret und hernach durch gehämmerte Arbeit herausgebracht hat: er ist dem Herrn geh. Legationsr. von Hagedorn zugeeignet.

Ebend. Joh. Friedr. Wackers Sendschreiben von einigen seltenen und einzigen griechischen Münzen. In der Waltherischen Hofbuchhandlung. Hr. W. zeiget sich in dieser kleinen Schrift, die 16 S. enthält, als ein gelehrter und geprüfter Kenner der alten Münzen. Er besitzt selbst ein ansehnliches Cabinet, und die Hoffnung, die er zu einem Buche über Münzen griechischer Städte, die er ehestens in französischer Sprache, als einen Zusatz zu

des

des Hrn. Pellerins Werke, der Welt mittheilen will, wird jedem Freunde der Alterthümer willkommen seyn. Einen Auszug aus diesen wenigen Blättern zu machen, würde überflüßig seyn. Doch müssen wir gedenken, daß die goldne Medaille der Stadt Heraclea in Thessalien, welche den Beynamen Trachin führet, die der Verf. gleich anfänglich beschreibt, und die auf dem Titel in Kupferstiche vorgestellet wird, allerdings eines der seltensten Stücke seyn muß, die nur existiren, wenn alles nach dessen Versicherung seine Richtigkeit hat. Ihr Gewichte ist 11 Ducaten und 53 Aß, nach ungarischem Gewichte: sie übertrifft also die königliche macedonische Münze beynahe fünfmal. Sollte hier nicht jedem der Zweifel beyfallen, woher der angegebenen mäßigen Landschaft eine solche Menge des edeln Metalls zugeflossen sey, daß sie so ganz außerordentlich schwere Medaillen habe ausmünzen lassen? „Der Kopf „darauf ist, sagt Hr. W., das Bild ihres Stifters „des Herkules, und die sitzende Figur auf der Rück„seite, die daselbst gestorbene und begrabene Deja„nira.„ — Könnte es nicht auch vielleicht die Omphale seyn, von der es einige Aehnlichkeit zu haben scheinet? Wir überlassen die Prüfung davon größern Münzkennern, zumal da es schwer ist, nach dem bloßen Kupferstiche hierinnen zu entscheiden.

Italien.

Ravenna. Ravenna liberata dai Goti, o sia Opuscolo su la Rotonda di Ravenna provata Edifizio Romano ne mai Sepolcro di Teodo-

Teodorico Rè de Goti, offerto all' Eminent. Principe il Sign. Card. Ignazio Crivelli, Legato a Latere di Romagno, Esarcato di Ravenna, dal Conte Rinaldo Rasponi, Patrizio Ravignano, 4. (pag. 56.) Gedruckt bey Landi. Der Graf Rinaldo Rasponi sucht in dieser Schrift, die aus 16 Kapiteln besteht, hauptsächlich zu beweisen, daß die Rotunda zu Ravenna kein gothisches Gebäude, und also nicht ein Grabmaal des Theoderichs, Königs der Gothen, sondern ein Römisches sey. Er suchet dies theils aus historischen, theils aus architektonischen Gründen zu beweisen, wobey er sich in eine Vergleichung der römischen mit den gothischen Monumenten einläßt. Zu diesem Behufe sind auch acht Kupferstiche beygefügt, in welchen die Kirche Santa Maria della Rotonda in verschiedenen Aussichten vorgestellet wird.

Florenz. Bey Giuseppe Allegrini ist im verwichenen Jahre in groß Folio erschienen, Serie di Ritratti d'Uomini illustri Toscani con gli Elogi istorichi dei medesimi, consacrata a sua A. R. il Serenissimo Pietro Leopoldo Principe Reali d'Ungheria e di Boemia. Volume primo. Wir haben bereits zu seiner Zeit die Bildnisse berühmter Florentiner angezeiget, die obangeführter Buchhändler nach und nach mit ihren Lebensbeschreibungen herausgegeben. Itzt hat er den Anfang gemacht auch die berühmtesten toscanischen Männer mit ihren Elogiis herauszugeben, worinnen er fleißig fortfähret. Der Zueignungsschrift

schrift dieses Werks ist des Großherzogs Bild ge-
setzet.

Ebendaselbst ist bey Moucke zum Vorschein ge-
kommen: Θεογνιδος Μεγαρεως Γνωμαι, Φωκυλιδυ
ποίημα νυθετικον, Πυθαγορυ χρυσα Επη. Theo-
gnidis Meg. Sententiae, Phocylidis Poema
Admonitorium, Pythagorae Aurea Carmina:
Graecis ex aduerso Latina Interpretatio ad-
posita, multis in locis correctior quam an-
tea prodierit: accedit Italica Versio metrica,
curante Ang. Mar. Bandinio etc. 1766. 8.
(pag. 172.) Wir haben schon bey Gelegenheit der
Bandinischen Ausgaben der übrigen griechischen Dich-
ter unsern Wunsch angezeiget, daß ein anderer und
besserer Kunstrichter, als Bandini, dessen Hülfsmit-
tel zu guten Ausgaben der Alten in Händen haben
möchte, und man versichert uns, daß wir auch bey
seinem Theognis diesen Wunsch nicht bereuen dür-
fen. Eben derselbe hat in einem Sendschreiben an
den Fürsten von Lichtenstein eine Nachricht von einem
Codex der taktischen Schriftsteller, welcher sich in
der Laurenzischen Büchersammlung zu Florenz befin-
det, unter folgenden Titel herausgegeben: Angeli
Mariae Bandini, J. U. D. Laur. Bas. Can. ibi-
demque R. C. Magni Etruriae Ducis Biblio-
thecarii etc. Epistola de celeberrimo Codice
Tacticorum Bibliothecae Laurentianae ad
Cels. S. R. I. Principem Josephum Vences-
laum de Lichtenstein, Oppauiae et Carnouiae
Ducem etc. 1767. 8. (pag. 48.)

Nach-

Nachricht von neuen französischen Kupfern.

Februar. Bey Lebas findet man sechs neue Kupferstiche nach Vernet unter folgenden Titeln: 1) L'Officier en promenade du Midi; dies ist aus dem Gemälde des Hafens von Bourdeaux genommen; 2) Dame & Marchand du Levant, nach einer Vorstellung aus dem Hafen von Marseille; 3) Promenade du midi; 4) La Promenade de l'après-diné; ebenfalls aus dem erstern. Die erstern drey sind von Lebas selbst gestochen: das vierte aber von Mamsell Therese Martinet. 5) L'agreable société und 6) Promenade du soir: diese beyden sind von Moreau geätzet und von Lebas vollends ausgeführet worden.

Merz. Von Mr. Le Rouge sind dem Marquis de Marigny folgende 4 Kupferstiche zugeeignet: Statue équestre de *Louis XV.* dont l'inauguration a été faite à Paris le 20 Juin 1763; 2) decoration d'une moitié de la terrasse des thuilleries, du côté de la place de *Louis XV.*; 3) façade d'un des bâtimens de cette même place; & 4) son plan, avec la nouvelle paroisse de la Magdelaine, kostet 3 liv.

Mr. Desboeufs de Saint Laurent, Architekt giebt zwey große Blätter aus, unter dem Titel: le Plan & le Frontispice en perspective du monument projetté à la gloire immortelle de Louis le Bienaimé XV. du nom, pour sa nouvelle Eglise de St. Genevieve. Sie sind von Mr. Desboeuf gezeichnet und von Moreau gestochen.

chen. Mit nächsten wird er auch die innere Vorstellung dieser neuen Kirche liefern; Preiß 4 liv. 4 Sols.

April. Endlich ist das vortreffliche Gemälde von Greuze, durch Flipart in Kupfer gebracht, erschienen, das unter dem Namen la piété filiale vor etlichen Jahren im Louvre mit ausgestellet gewesen. Itzt hat es die Aufschrift: Le Paralytique servi par ses enfans, und ist der rußischen Kaiserinn zugeeignet. Die Hauptperson dieses Gemäldes ist ein ehrwürdiger Greiß von 80 Jahren und vom Schlage gerührt. Sein ältester Sohn, der ihm die Nahrung reicht, da er sie selbst nicht nehmen kann, hält in seiner kindlichen Beschäfftigung inne, um die Danksagungen des alten Vaters zu hören, der ihm vorher zu sagen scheint, daß er einst wieder in seinen Kindern diese frommen Dienste finden werde, die er ihm leistet. Die Schwiegertochter, eine Frau von ungefähr 23 Jahren hört in ihrer Lectüre auf, und den weisen Reden des ehrwürdigen Greißes mit Bewunderung zu, dessen nahes Ende sie mit Schmerzen vorher zu sehen scheint. Die Frau des Kranken, die etwas über 60 Jahre alt zu seyn scheint, hat aus ihren dem Grunde ihre Arbeit weggelegt, und blickt Vater und Sohn mit vieler Rührung an. Ein junger Pursche von 18 Jahren zieht die Decke auf des Alten Füßen gerade, die sich verschoben hatte. Ein andrer Enkel von 15 Jahren bringt ihm zu trinken, steht aufmerksam still ihn zu hören, und scheint von dem, was er höret, sehr bewegt zu seyn. Ein

Kind

Kind von 3 Jahren bringt ihm einen Vogel, der in seinen Händen flattert: es scheint einige Ungedult anzuzeigen, daß sein Großvater nicht aufmerksamer auf den Zeitvertreib ist, den es ihm zu verschaffen gedenket. Ein andres kleiner Bruder, der hinter dem Lehnstuhle steht, giebt sich Mühe, sich bey dem Vogel vorbey zu drängen. Ein junges Mädchen von 14 bis 15 Jahren hält mit einer Mine des Kummers und der Aufmerksamkeit des Alten Kopf: doch aber in einem Charakter, der den Leichtsinn dieses Alters auszudrücken scheint, um das Verhältniß der Empfindung unter den verschiedenen Personen dieses pathetischen Auftritts sichtbarer zu machen rc.

Der Stich von Flipart ist so glücklich ausgefallen, daß er das Interesse, die Wärme und Wahrheit des Originals vollkommen ausdrückt. Er kostet 16 Livres.

Ein sehr angenehmes Blatt von Ouvrier nach Schönau, L'Origine de la Peinture ou les Portraits à la mode, macht das Gegenbild von der Lanterne Magique aus, das wir zu seiner Zeit angekündigt haben: es stellet Kinder und junge Leute vor, die auf der Mauer oder Papier nach dem Schatten zeichnen. So wird eine junge Frau im Profil von einem jungen Menschen gezeichnet. Ein kleines Mädchen hält eine Katze, das ein Knabe auf Papier abreisset. Eine alte Frau, mit der Brille auf der Nase, sieht sehr aufmerksam zu. Preis 6 Liv. Das Kupfer ist 18 Zoll hoch, und 13 breit.

Die

Die Herren Varin in Rheims haben vier verschiedne Vorstellungen von der Kirche in Rheims, eines der schönsten gothischen Gebäude, ans Licht gestellet. Die Platten davon lagen in Vergessenheit und waren durch die Länge der Zeit schadhaft geworden. Sie haben ihnen also durch ihren Grabstichel einen neuen Glanz gegeben, und sie werden bey der Wittwe Chereau in Paris verkauft.

Das Bildniß des verstorbenen Mr. Languet de Gergy, Curé de Saint Sulpice, ist von Mr. de Saint Aubin, nach der Büste, die Caffiery 1748 von ihm gehauen, sehr ähnlich gestochen zu haben.

Vor kurzen überreichte ein sehr geschickter Eleve der Malerakademie dem jungen Dauphin eine Zeichnung von einer sehr schönen Zusammensetzung. Im Hintergrunde steht der Tempel der Unsterblichkeit mit einer Dorischen Säulenordnung. An diesem hängen die Medaillons berühmter Weiber, die ihre Männer nicht überlebt, und unter diese stellt der Ruhm der Dauphine ihres mit der Innschrift auf: Tot inter Sydera fulget. Das Grabmaal dieser Prinzeßinn, ein Opfer der ehelichen Liebe nimmt den Vordergrund ein. Um dieses traurige Ehrenmaal ein wenig zu verbergen, breiten die Liebesgötter Blumen darüber, und bedecken es mit einer Wolke, so daß man wenig mehr davon zu sehen bekömmt, als folgende Aufschrift, die Hymen darauf gegraben:

— — Te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera?

Horat.

Die Religion und Menschenliebe weinen an ihrem Grabmaale, und ihre glücklich contrastirten Stellungen geben dem Ganzen eine sehr feine Verbindung.

Im Monat Februar ist die geschickte deutsche Malerinn, Madame Derbusch von Berlin, als ein Ehrenmitglied in die königl. Malerakademie aufgenommen worden, nachdem sie verschiedne Arbeiten von ihrer Hand übergeben; besonders ein Nachtstück, das vielen Beyfall erhalten.

Demarteau hat auf Röthelart ein Blatt gestochen, welches die heil. Catherina mit dem Jesuskinde vorstellet, dem sie eine Blume reichet. Die Zeichnung ist von Cochin nach einem Originalgemälde des Pietro da Cortona zu St. Markus in Rom: sie ist vorzüglich schön gestochen, und kann zum Gegenbilde der Herabnehmung vom Kreuze, ebenfalls auf diese Art, nach einer Zeichnung von Cochin, dienen: der Preiß ist 2 Liv.

Von den Künsten, die die königl. Akademie der Wissenschaften herausgiebt, ist aufs neue erschienen: Art du Facteur d'Orgues, das Orgelmachen. (142 pag. grand in-folio) Dieser Theil enthält 52 Kupferplatten, die die Orgel sowohl im Ganzen, als nach ihren Theilen vorstellen: es sollen deren noch zween folgen; im folgenden wird von der Arbeit eines Orgelbauers nach allen seinen kleinsten Theilen gehandelt werden, und der 3te und letzte wird die Pflichten des Organisten, sowohl in Absicht auf die Traktirung, als Stimmung und Unterhaltung

derselbigen beleuchten. Diese sehr weitläuftige und gründliche Abhandlung ist von Don Bedos, einem gelehrten Benedictiner. Die Hrn. du Hamel du Monceau und Grand-jean de Fouchy, Akademisten, haben ein Avertissement vorgesetzt.

Hüqvier, Kupferstecher, verkauft eine Sammlung von Verzierungen, in welchem auch die Gruppen und Blumenwasen von Baptist zusammengesetzt und gestochen sind. Als eine Suite derselbigen kann man auch 2 Lagen, jede zu 12 Blatt von zusammengesetzten Blumen und chinesischen Vögeln ansehen: Eben derselbe hat auch eine Sammlung von Zeichnungen zu iconologischen und allegorischen Vignetten vor, ingleichen zu Wasen, deren er schon 500 hat, und die noch in diesem Jahre bey ihm werden gestochen zu haben seyn.

April. Daulle, dieser brave Kupferstecher, den Paris zu früh verloren, hat eine nicht völlig ausgearbeitete Kupferplatte nach einem Gemälde des de Troy hinterlassen: Jupiter en pluie d'or, welche dessen Wittwe durch den Mr. L'Eveque vollends endigen lassen. Preiß 2 Liv. 10 Sols.

May. Von Mr. de Marcenay Deghuy, hat man wieder zwey Kupferstiche, die seinen Ruhm aufs neue befestigen. Das 1) ist ein Feldherr aus dem berühmten Hause von Berghe, nach Vandyk. Das 2) eine Aussicht einer italiänischen Landschaft bey untergehender Sonne, nach eines der schönsten Gemälde von Vernet: itzt arbeitet er an dem Portraite des Mareschall von Türenne.

Mr. Bonnet giebt einen Kopf auf Zeichnungsart aus, mit dreyerley Farben gestochen. Die Schwierigkeiten dabey waren groß, hauptsächlich der Gebrauch einer Weisse, von der die Farbe sich nicht veränderte. Nach dem Urtheile der Kenner ist er darinnen sehr glücklich gewesen: mit nächsten wird er einen Kopf, auf Pastellart gestochen, liefern.

Gaillard hat zwey ungemein angenehme Schäferstückchen nach Eisen dem Sohne gestochen. Auf dem 1sten, le Mouton favori, hält ein Schäfer das Lieblingsschäfchen seiner Schäferinn auf dem Schooße: sie bekränzt es mit Bändern, und der Schäfer steckt ihr eine Rose in die Haare. Auf dem 2ten liegt eine Schäferinn an dem Schooße ihres Schäfers gelehnet. Mit Zärtlichkeit sieht sie die Blume an, die er ihr ans Corset steckt: es hat davon den Namen, Le Bouquet bien reçu. Sie sind 18 Zoll hoch, 13 breit. Jedes kostet 3 Liv.

Mr. Michel hat nach Pigin de Saint Aubin 6 Büsten gestochen, welche die Clairon, Dangeville und Preville, drey Aktrizen, und die 3 Akteurs Lekain, Preville und Bonneval vorstellen; unter jedem steht ein Basrelif, das eine Scene enthält, wo sich das Talent des Akteurs oder der Aktrize besonders hervorgethan: diese 6 Bildnisse kosten 9 Liv.

Levillain hat nach der Zeichnung des Mauperin ein sehr ähnliches Bild von Mr. Dufour de Villeneuve, in Medaillonforme verfertiget. Preiß 24 Sols.

Hr.

Hr. Wille, auf dessen Namen wir stolz sind, und dessen feinen und delikaten Grabstichel wir so oft zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, hat vor kurzem wieder nach einem Gemälde des Franz Mieris ein kleines Blatt von 10 Zoll hoch und 8 breit geliefert. Es stellet ein Kind vor, das sich mit Seifenblasen beschäfftiget, und wegen seiner Stellung von dem Verfertiger l'Observateur distrait betitelt ist. Wir wollen nichts von der Kunst und Ausführung, mit dem es in Absicht der geringsten Kleinigkeiten behandelt ist, sagen, da jeder die Manier dieses grossen Meisters kennet.

Junius. Der Kupferstecher Lempereur verkauft Les Jetteurs des Filets von Anne Philiberte Coulet, nach dem fruchtbaren Pinsel des berühmten Vernet, auf eine sehr saubere Art gestochen. Einige Fischer werfen ihre Netze aus: verschiedene neugierige Personen sehen dem Erfolge zu. In der Entfernung sieht man Schiffsbote, Klippen und Gebäude. Kostet 3 Liv.

Demarteau hat 3 Weiberköpfe auf Zeichnungsart in verschiednen Farben, nebst einem alten Mannskopf 8 Zoll hoch, und 6½ breit, ingleichen einen Weibskopf 11 Zoll hoch, und 8 breit, nach Zeichnungen von Boucher, gestochen. Man kann sie so wenig von den Originalzeichnungen unterscheiden, daß sie selbst Kenner hintergehen können. Die vier kleinern kosten 15 Sols das Stück, das fünfte als das grössere 20 Sols.

Der geschickte Kupferstecher Fessard, der sich seit einiger Zeit sehr auf die Naturgeschichte gelegt, hat sich vorgenommen, ehestens eine Sammlung so wohl häuslicher als wilder Thiere herauszugeben, die er nach dem Leben zeichnen lassen. Die erste Ablieferung, die er bereits den 15ten dieses Monats zu geben versprochen, enthält 24 Blatt, nämlich 4 Lagen, jede zu 6 Blättern. Die Lage kostet nicht mehr als 24 Sols. Die vollständige Sammlung wird alle Verschiedenheiten, die man von jedem Thiere in seiner Art kennet, enthalten: er hat darüber einen Prospekt ausgegeben.

Wir haben zu seiner Zeit das in seiner Art wichtige Buch des Mr. Pouget, über die Verzierung in Schmuck und Juwelen angezeiget: von diesem ist folgendes Werk, das er als eine Fortsetzung des vorigen ansieht, herausgekommen. Dictionaire de chiffres & de lettres ornées, à l'usage de tous les Artistes, contenant les vingt-quatre lettres de l'Alphabet combinées de maniere à-y-rencontrer tous les noms & surnoms entrelassés, pour faire suite au traité des pierres précieuses & parures de Jouaillerie par M. Pouget fils, un Volume in 4to avec plus de 250 planches gravées, 30 liv. broché. Chez Tilliard. Man hat darinnen die Geschichte des Alphabets, den Ursprung der Buchstaben, die Verhältnisse ihrer Formen gesammlet: ferner eine historische Nachricht von den berühmten Männern jeder Nation, die seit Wiederherstellung der Künste

sich

sich mit Bildung von Charakteren zu verschiedenen Schriften beschäfftiget; die Erklärung der Anfangsbuchstaben und Abbreviaturen, deren man sich in Titeln bedienet: die Art mit Charakteren zu schreiben, das Verzeichniß von Kupferstechern, wo man verzierte Buchstaben findet, und aller Schriftsteller, die davon gehandelt haben. Hier findet man eine große Anzahl geschmückter Buchstaben mit unendlichen Veränderungen. Es folget auch dabey eine Suite von Allegorien über alle Buchstaben des Alphabets für die Maler, und den Künstlern zum Besten wird man die Lagen, die jedem nach den Erfordernissen seiner Kunst ins besondere beliebig sind, ausgeben.

Nach Greuze, der die verschiednen Gemälde des menschlichen Lebens so glücklich ausgedrückt, hat Hubert, ein Schüler von Beauvarlet, unter des letztern Aufsicht mit vielem Geschmacke gestochen: Le Retour de Nourrice. So viel Figuren dieses Stück enthält, so geschieht doch solches ohne ein verwirrtes Gewühl. Jedes spielet darauf, seine Rolle, und jede Person hat ihren eigenthümlichen Charakter. Dieses Blatt ist 18 Zoll hoch und 14 breit; es kostet 3 Liv.

J. Edme Nocher, hat unter der Aufsicht des Mr. Fessard vier neue Akademien gestochen, die die Suite von denen dreyen ausmachen, die Fessard bereits geliefert hat.

Der Chevalier de Chaumont, ein geschickter Architekt, gab im vorigen Jahre bey Delormel her-

aus: Vües sur la Construction interieure d'un Théatre d'Opéra à l'usage de France, suivant les Principes des Italiens: Seinen Plan vollständig zu machen, hat er in dem neuen Theile die äußere Erbauung eines Operntheater vorgenommen. Beyde Theile mit den gestochenen Planen werden um 3 Liv. 12 Sols verkauft.

Paris. Oeuvres diverses de Pope, en 8 Vol. *Vincent.* Wir zeigen diese neue Ausgabe der übersetzten Werke des Pope blos wegen der hinzugekommenen schönen Kupfer an.

Nouvelle traduction des Metamorphoses d'Ovide: par Mr *Fontanelle.* A Paris, chez *Panckouke.* Libraire 1767. 2 Vol. in 8. Diese neue französische Uebersetzung der Ovidischen Verwandlungen hat in der That vor den übrigen einen großen Vorzug: Sie ist weit getreuer, als diese Nation sonst zu übersetzen pflegt; und hat eine ungemeine Eleganz im Ausdrucke.

Observations sur la description de l'Art du Charbonnier, donnée par l'Académie des Sciences, avec un avertissement de l'éditeur & des réflexions sur l'avertissement placé par M M. de l'Académie des Sciences à la tête de la description des arts.

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem.

Horat.

In folio, de 28 pages. 1767. Wir müssen diese Kritik über eine der von der Akademie herausgegebenen

denen Künste anzeigen, da sie mit viel Einsicht gemacht ist, und des Mr. Duhamel Abhandlung ungemein suppliret.

Le Necrologe des hommes célèbres de France, par une Société de Gens de Lettres. A Paris. Chez Moreau, 1767. 2 parties, in 12. Diese beyden neuen Abtheilungen des Necrologen berühmter Männer in Frankreich, enthält die Lebensbeschreibungen des Königs Stanislaus, Graf von Caylus, der Herren de Villaret, de Julienne, Aved, Doucet, de Mehegan, Servandoni, Hardion, Ladvocat, Astruc, Helvet, des Pere de la Tour, Jesuit, und des Armand, eines Comödianten.

Observations sur le Commerce & sur les Arts d'une partie de l'Europe, de l'Asie, de l'Afrique, & même des Indes Orientales; par *Jean-Claude Flachat*, 2 Vol. in 12. A Lyon & à Paris. Der Verfasser dieses Buchs ist 28 Jahr gereiset, und theilet darinnen seine Entdeckungen über alles mit, was er für die Aufnahme der Künste und Fabriken vortheilhaft gefunden. Er schreibt als ein Kenner. Um hin und wieder verständlich zu seyn, hat er dasjenige daben in Kupfer stechen lassen: doch breitet er sich auch bisweilen über die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten andrer Völker aus, so, daß sein Buch nicht nur nützlich sondern auch angenehm ist.

Mr. Dorat hat die prächtige Ausgabe seiner Werke, bey Jorry gedruckt, mit einem neuen Bande

vermehret, der ein Trauerspiel Amilca, oder Peter der Große enthält. Nicht die traurige Nothwendigkeit, worinnen sich dieser Fürst befand, seinen Prinzen politischen Absichten aufzuopfern, machet den Innhalt desselben aus: sondern er stellet ihn als diesen Schöpfer eines neuen Volks auf, der mit einer Menge Meutereyen und Verschwörungen zu kämpfen hatte, um sein Reich zu dem Glanze, den er ihm verschafft, zu erheben. Die vorstehende Abhandlung enthält verschiedne Betrachtungen über das Trauerspiel, die des Verfassers Einsicht Ehre machen. Er hat noch einen Auszug aus einer Tragödie Alcest, und der Rede des Scythen an dem Alexander beygefügt.

Lettre d'Ovide à Julie, précédée d'une lettre en prose à M. *Diderot*, in 8. Chez *Delalain*. Diese Heroide ist die Antwort auf des Mr. Dorats Heroide, unter eben diesem Titel. Wir würden dieses poetischen Erzeugnisses, das kein Ende hat, nicht erwähnen, wenn es nicht der schönen Kupfer und Vignetten wegen geschähe, mit denen auch diese gezieret ist. Um dieser Ursache willen müssen wir auch noch der letzten Arbeit des Mr. Dorat in dieser Art erwähnen: Lettre de Valcourt à son père, pour servir de suite & de fin au roman de Zéila, précédée d'une apologie de l'héroide, en reponse à la lettre d'un anonyme, à M. *Diderot*, de l'Imprimerie de Jorry.

Les *Scythes*, Tragedie de M. *de Voltaire*. Chez la Combe. Dieses Trauerspiel, in dem der

Verf.

Verf. die strengen Sitten der Scythen im Contrast mit dem schwelgerischen Stolze der alten Perser zu schildern gesucht, hat bey den ersten Vorstellungen auf dem Theater nicht denjenigen Beyfall gefunden, den es in der Folge gefunden hat. Man glaubt hauptsächlich, viel langweilige, gedehnte Scenen darinnen zu finden. Es ist immer noch Voltaire, aber doch der alte Voltaire. Er arbeitet, wie man sagt, an der Verbesserung dieses Stücks: die Vorrede übrigens ist voller Witz und Lebhaftigkeit.

Sur l'utilité des établissemens des Ecoles Gratuites de Dessein en faveur des Métiers: par M. *Descamps*, Peintre du Roi &c. A Paris, chez Regnard. Ein Unbekannter überreichte im vorigen Jahre der Akademie eine goldne Medaille von 200 Liv. für denjenigen, der nach dem Urtheile der Akademie über den Nutzen der freyen Zeichenschulen in Absicht auf die Handwerke, die beste Abhandlung verfertigen würde. Dieser Preis ist dem Hrn. Descamps, dem geschickten Verf. der Geschichte der niederländischen, deutschen und holländischen Maler, zugefallen. Wir reden davon gelegentlich mehr, da diese Rede mit viel Einsicht und Geschmacke geschrieben ist.

L'Ami de la verité, ou lettres impartiales, semées d'Anecdotes curieuses, sur toutes les pieces de Théâtre de M. de *Voltaire* &c. A Paris chez *Jorry*. 1767. Was werden die Franzosen noch mit ihrem alten Voltaire anfangen? Dies sollen Kritiken über seine Stücke seyn,

und

und eigentlich sind es nichts als Ausrufungen der Bewunderung. Es ist aber eine neue Methode Bücher zu schreiben, daß man Bonsmots bey Lebzeiten der Verfasser sammelt: für einen ehrgeizigen Witzling kann es eine Gelegenheit seyn, überall welche auszustreuen, und wir zweifeln nicht, nächstens Voltairens Tischreden zu lesen. Wir wollen doch ein solches Anecdotchen hersetzen: „Als Voltaire an der „Merope arbeitete, weckte er seinen Bedienten früh „um 3 Uhr auf, und gab ihm Verse, die er dem Comödianten Paulin, der die Rolle des Tyrannen in „diesem Stücke spielte, überbringen sollte. Der „Bediente entschuldigte sich unter dem Vorwande, „daß itzt die Leute noch zu schlafen pflegten: Gehe, „sag ich dir, fuhr der Hr. von V. fort; Tyrannen „schlafen nicht.„ Wir möchten fragen, welcher der gescheuteste war; der Bediente oder sein Herr? Der Verfasser dieses wichtigen Buchs ist Gazon Dourxigne.

Themistocle, Tragédie, par M. *Moline.* à Paris, chez Dufour. Der von seinem Vaterlande durch Ungerechtigkeit und Eifersucht verbannte Themistokles, flieht zum Xerxes, König der Perser, den er in der Schlacht bey Salamin überwunden: daß Xerxes eine Tochter haben muß, in die sich Themistokles sterblich verliebt, und die in Athen gefangen liegt, das versteht sich. In einem neuen Kriege wider die Athenienser fodert Xerxes von ihm, daß er das Commando führen soll. Die Athenienser setzen die Tochter des Xerxes mit der Bedingung in Frey-

heit,

heit, daß sie den Themistokles erweichen möchte. Sie reizt ihn aber mehr zur Rache. Allein seine Mutter kömmt in dem Augenblicke, da er Athen verderben will, und er thut für sie das, was er nicht fürs Vaterland thun wollte.

Eben der Buchhändler verkauft noch ein andres Trauerspiel: Panthée: par M. *Traversier*.

Le vrai Philosophe, Comedie en 5 Actes & en prose, par M. *Araignon*. A Paris, chez Lacombe. Der Verf. hat sich schon durch die Tragödie Le Siege de Beauvais, bekannt gemacht. gegenwärtiges Drama soll wohl dialogiret und interessant, die Intrigue künstlich angeleget, und die Charaktere wohl gezeichnet seyn. Es stellet ein Gemälde der verfolgten und siegenden Unschuld auf.

Le Galant Escroc, Comedie en un Acte & en prose, precédé des Adieux de la Parade, Prologue en vers libres, chez Gueffier fils. Die Fabel dieser Comödie ist lustig, die Charaktere wahr, und der Dialog ungemein lebhaft. Vorzüglich herrscht der Modeton der itzigen großen Welt darinnen.

Variétés d'un Philosophe Provincial, 2 Vol. in 12. Paris, chez Dechansy. Der Verf. dieses Allerley hat einen kräftigen und lebhaften Styl, und unterrichtet, indem er unterhält. Sein Buch ist in Kapitel über die Erziehung, Religion, den Adel, die Sitten u. d. abgetheilt, und mit wohl geschilderten Charakteren vermischt. Z. E. „Et-

„tus

„rus klingelt: sogleich treten zween Pagen in sein „Zimmer, ziehen ohne Geräusch die Vorhänge auf, „bringen ihm das Hemde, ohne daß er es bemerkt, „richten ihn auf, und heben ihn sanft, sanft in die „Höhe. Schon sitzt er in sammtnem Schlafrocke: „schon hat man die Ehre ihn anzuziehen: jeder „nimmt ein Bein und man ist fertig. Der Kopf „als das Meisterstück, fordert schon mehr Zeit. „Was für Vorsicht, welche Geschicklichkeit, besonders „was für Geduld ist hier nöthig! Man bringt ihm „einen Spiegel, und er öffnet die Augen — ganz „alleine. Nun ist nichts übrig, als ihm das De„genband anzuknüpfen. — Man wird es wohl „schwerlich errathen: also muß ichs sagen. Clitus „ist ein junger Obrister, 50000 Thlr. reich. Braucht „man dabey Arme zu haben, selbst wider die Feinde?„

Cour de Peinture par Depille, nouvelle edition: à Paris chez Jombert. 1 Vol. in 12. Abrégé de la Vie des Peintres par *Depille*, in 12. Chez le même. Wir zeigen die neuen Ausgaben dieser beyden Bücher deswegen an, weil sie sich sehr selten gemacht, und von Liebhabern bisher oft vergebens gesucht worden.

Melanges de Litterature & de Philosophie par M. *d'Alembert*. Tome V. A Paris. Chez Saillant. Dieser neue Band zu den Werke des Mr. D'Alembert, enthält Erläuterungen über verschiedene Stellen seiner Elemens de Philosophie, an den König von Preußen, Abhandlungen über die Poesie, Geschichte, das Studiren, über die

Har-

Harmonie der todten Sprachen, über die neuere Latinität u. s. w.

Nachrichten vom französischen Theater.

Am 26sten März hat man auf dem französischen Theater: Les Scythes, Tragedie de Mr. de Voltaire, zum erstenmale aufgeführet.

Am 27sten May. Hirza oder Les Illinois, ein neues Trauerspiel von Mr. de Sauvigni, welches vielen Beyfall erhalten. Der Anführer der Wilden, die das mittägliche Amerika bewohnen, ist in einem Gefechte getödtet worden. Seine Tochter bewaffnet, sich zu rächen, ihren Liebhaber einen französischen Officier. Dieser Liebhaber ist Sieger. Indem seine Liebe und seine Dienste gekrönet werden sollen, empören sich die Wilden wider diesen Fremdling, der sich zu ihren Anführer aufwerfen will. Auch der französische General greift diesen Flüchtling an, und mit den Waffen in der Hand erkennt er seinen Sohn, den er für todt hielt und ruft ihn zu seiner Pflicht zurück. Die erzürnte Hirza findet in dem französischen Feldherrn den Mörder ihres Vaters: sie will ihm denselben auf seinen Grabe aufopfern, aber an dessen statt trifft sie ihren Liebhaber.

Neue englische Bücher.

The Earl of Warwick, a Tragedy, as it is performed at the Theatre-Royal in Drury-Lane, 8vo. Davies. Dieses Trauerspiel hat einen Prediger Hrn. Fenton, zum Verfasser: den Innhalt und beynahe den ganzen Plan, so wie ganze

Scenen,

Scenen, hat er aus dem Comte de Warwick des Mr. de la Harpe genommen: gleichwohl soll es in England ziemlichen Beyfall erhalten haben: vermuthlich weil man seit einer geraumen Zeit die Schaubühnen dieser Nation mit den elendesten Possenspielen überschwemmt hat, die wir zu nennen nicht der Mühe werth achten.

An Essay on the Learning of Shakespeare, by Richard Farmer, M. A. &c. London, 8vo. Dodsley. Der Verf. suchet in dieser Schrift zu beweisen, daß Shakespear nichts weniger als gelehrt gewesen, und eben dieses, wie Dryden bemerket, seine größte Empfehlung sey: es sind viele gute Nachrichten von dieses grossen dramatischen Dichters Schriften darinnen, die zur Geschichte des englischen Theaters gehören.

The Iliad of Homer translated from Greek into Blanc Verse, with Notes pointing out the peculiar Beauties of the Original, and the Imitations of it by succeeding Poets, with Remarques on Mr. Pope's admired Version. Book I. being a Specimen of the whole, which is to follow. By the Rev. Sam. Langley, D. D. Rector of Checkley, Staffordshire. 4to. Dodsley. Dieser Anfang zu einer neuen Uebersetzung des Homer, soll an Harmonie der Versification weit unter des Pope seiner, hingegen weit getreuer seyn.

Von dem bekannten Life of Tristram Shandy, ist der 9te Theil herausgekommen: wir würden

es nicht erwähnen, wenn wir bey dieser Gelegenheit nicht wenigstens einmal eines Buchs in unsrer Bibliothek gedenken wollten, das unstreitig die seltsamste Geburt des Witzes und der Laune ist, die jemals hervorgebracht worden. Rabelais, der ihm jedoch in den Gemälden und pathetischrührenden Auftritten unendlich nachstehen muß, ist vielleicht der einzige Schriftsteller, mit den man ihn vergleichen kann. Mit Recht sprechen wir den Kunstrichtern seiner Nation nach: What pity, that Nature should thus capriciously have embroidered the choicest flowers of genius on a bawdry groundwork of bufoonry. Der V. dieses Originals ist ein Geistlicher, Namens Sterne, welcher so gar unter seinem Harlekins Namen Yorick, die vortrefflichsten Predigten herausgegeben. Wir sehen aus dem Meßverzeichnisse, daß diese leztern in der Schweiz übersezt herauskommen, und wir wünschen, daß es auf eine solche Art geschehen möge, wie sie es verdienen.

An Essay on Original Genius; and its various modes of exertion in Philosophy and the fine Arts, particularly in Poetry. *Nullius addictus jurare in verba magistri.* HORAT. Eduard and Charles Dilly. 1767. in 8vo. (pag. 296.) Von diesem sehr wichtigen Buche liefern wir im nächsten Stücke einen vollständigen Auszug.

The Sale of Authors, a Dialogue, in Imitation of Lucian's Sale of Philosophers. London 1767. Sold by the Booksellers in London

don and Westminster, 8vo. (pag. 250.) Man muß gestehen, daß der Verf. den Ton des Lucian in Ansehung der Spötterey wohl getroffen hat: seine Autorauction ist voller Laune und Witz: wir müssen aber gestehen, daß wir bisweilen mit den Schriftstellern, die keinesweges unter die geringere Klasse gehören, Mitleiden gehabt haben. Besonders wird Garrick herumgenommen.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er sich die alte griechische Comödie sowohl in Ansehung der Composition, als der Verwicklung und der Charaktere zum Muster genommen. Zum Exempel, in den Wolken des Aristophanes, machet Strepsiades die Verwicklung, indem er vom Sokrates die Sophisterey lernet, um der Bezahlung seiner Schulden zu entgehen. Hier haben sich Apollo und Mercurius durch ihre Ausschweifung in Schulden gestürzet, sie verfallen also auf den Kunstgriff, Schriftsteller zu erhaschen, und sie an die Meistbietenden zu verkaufen, um ihren Gläubigern eine Genüge zu thun, und ihre Beutel zu füllen. Apollo, Mercur, die Schriftsteller und Buchhändler, machen also hier die Hauptakteurs aus, und der Verf. theilet sein Gespräche in 3 Scenen ab: eine nach des Garricks Prologuen und Epiloguen parodirte Epilogue machet den Beschluß.

Feriae Poeticae: siue Carmina Anglicana, Elegiaci plerumque Argumenti, Latine reddita a Sam. Bishop, A. M. 4to. Newberry. So undankbar uns die Arbeit scheint, wenn man die Gedichte des Vaterlands in eine todte Sprache

über-

übertrögt, weil keine große Absicht dabey statt finden kann, so muß man doch gestehen, daß der Verf. eine große Fertigkeit in der lateinischen Poesie bey diesen Uebersetzungen gezeiget habe.

The Poetical Works of John Langhorne, Small octavo. 2 Vols. Becket. Wir haben schon bey mehr als einer Gelegenheit die poetischen Verdienste der Langhornischen Muse anzuzeigen Gelegenheit gehabt. Den Liebhabern derselben muß es also sehr angenehm seyn, die zerstreuten Gedichte von ihr hier gesammelt zu finden, und sie mit neuen vermehret zu sehen. Zu den erstern gehören: The Hymn to Hope: Genius and Valour: a Scotch Pastoral: the Enlargement of the Mind: a Poem to the Memory of Mr. Handel &c. Unter den hinzugekommenen befindet sich ein dramatisches Gedicht, The fatal Prophecy, nebst verschiedenen Elegien und andern kleinen Gedichten, auch Uebersetzungen aus dem Gresset und Petrarch.

London and Westminster improved, illustrated by Plans. To which is prefixed a Discourse on Public Magnificence: with Observations on the State of Arts and Artists in this Kingdom, wherein the Study of the Polite Arts is recommended as necessary to a liberal Education: Concluded by some Proposals relative to Places not laid down in the Plans. By *John Gwynn*, 4to. Dodsley 1766. Des Verf. Hauptabsicht geht dahin, daß man die Symmetrie und Uebereinstimmung der verschiednen

Theile mit dem Ganzen, bey Errichtung der vielen neuen Gebäude in London zu Rathe ziehen möchte. In dieser Absicht liefert er vier Platten, die den Haupttheil seines Entwurfs enthalten, und verspricht, wenn sie Beyfall erhalten sollten, ein vollständiges Werk zu schreiben. Diese Platten zeigen die Gassen und grossen Plätze, wie sie itzt sind, zugleich aber die angegebenen Veränderungen, die mit rothen Linien bezeichnet sind. Wir zeigen dies Buch vornehmlich wegen der vielen kritischen Bemerkungen an, die er über die berühmtesten öffentlichen Gebäude in London, und über die Architektur überhaupt beybringt. Seine Erinnerungen über die Anstalten der königl. Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste, hauptsächlich der Malerey, liefern zugleich einige nicht unangenehme Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande derselbigen, mit dem er nicht ganz zufrieden ist.

Plutarch's Lives abridged, from the Original Greek; illustrated with Notes and Reflections, and embellished with Copperplates. 7 Vols. Newberry. Für junge Leser kann wohl nichts unterrichtender als gute Lebensbeschreibungen seyn, indem die Einbildungskraft nicht nur dadurch ihre Nahrung erhält, sondern die Lehre stets mit dem Beyspiele in gleichem Schritte geht. In Ansehung dieser moralischen Absicht giebt es wohl wenig biographische Werke, die es des nüchternen und tugendhaften Plutarchs seinen zuvor thäten. Der Verfasser hat also sowohl der Jugend als auch

jedem

jedem Leser, der eine angenehme Unterhaltung suchet, einen wahren Dienst erwiesen, daß er ihnen diese verkürzten Lebensbeschreibungen in die Hand gebe; und wir könnten wohl wünschen, daß ein guter deutscher Schriftsteller unsrer Jugend eben diesen Dienst leistete: es würde mehr Vortheil dabey seyn, als bey der Menge ausländischer Romane, womit man ihr Herz zu verderben, und ihre Einbildungskraft zu erhitzen suchet.

Poems by Charles Jenner, A. M. 4to. Dodsley. Das Verdienst dieser Gedichte richtet sich nach der Verschiedenheit des Tons und der Gegenstände, die er besingt. Wenn er scherzt, und uns eine Fabel oder Geschichtchen erzählt, so gefällt er, und man hört ihm gern: so bald er aber ernsthaft und erhaben seyn will, so scheint ihm die Muse den Rücken zu kehren.

The Poor Man's Prayer. Addressed to the Earl of Chatam. By *Simon Hedge*. 4to. T. Payne. Wenn der Verf. dieser schönen Elegie, die man eines Grays seinem Kirchhofe beynahe an die Seite setzen kann, wirklich ein armer Landmann wäre, so würde man es für ein wahres Phänomen halten müssen. Es ist darinnen so viel Empfindung, daß sie die Natur dem Verf. selbst eingegeben zu haben scheint. Er vergleicht seinen vormals glücklichen Zustand mit dem gegenwärtigen Elende, und fleht bey dem Minister Pitt um Hülfe: einige Strophen, die wir von dieser Vergleichung daraus übersetzen wollen, mögen zum Beweise dienen. „Wehe „mir! Wie glücklich war vormals eines Landmanns

 „Leben!

„schen! Keine gesetzlose Leidenschaft schwellte meinen
„stillen Busen: fern von den stürmischen Wellen
„der bürgerlichen Zwietracht, war mein Schlummer
„gesund und mein Herz ruhig. Niemals schweifte
„ich nach sträflichen, schmerzhaften Wollüsten um-
„her, sondern durch Natur und Wahl gelehrt mich
„zu verbinden, nahm ich mir aus dem ganzen Dörf-
„chen die, die ich am meisten liebte: mit ihr theilte
„ich mein Herz, mit ihr mein Bette. Ihre Jugend
„zu vergülden, brauchte ich keine Reichthümer, meine
„Arbeit konnte sie ernähren, und mein Arm verthei-
„digen; in Jugend, oder Alter, in Kummer und
„in Freude immer derselbe zärtliche Ehemann, Va-
„ter, Bruder, Freund. Und sie, die treue Gefähr-
„tinn meiner Sorgen, wenn der rauhe Abend den
„westlichen Himmel bestrich, sah nach den Bergen
„empor, ob ihr Gatte hier wäre, oder warf durch
„das Gesträuche der Buchen ein ängstliches Auge.
„Dann besetzte die sorgfältige Matrone den Tisch
„mit saftigen Kräutern, und las das Beste aus ei-
„ner so einfachen Speise heraus, als die Natur ge-
„ben konnte, ehe noch die simple Natur durch die
„Kunst verderbt war; indessen, daß ich, mit meinem
„häuslichen Glücke zufrieden, um meine Knie her
„meine geschwätzigen Kinder spielen sah, und oft
„mit gefälliger Aufmerksamkeit saß, die kleine Ge-
„schichte ihres müßigen Tages anzuhören. — Doch
„ach! wie hat sich die Scene verändert! Auf den
„kalten Steinen, wo sonst zur Nacht das erquickende
„Feuer schimmerte, sitzt der bleiche Hunger, und zäh-
„let ihre entblößten Gebeine, seufzt immer nach
„Speise,

„Speise, und sammert voll Ekel umsonst. Mein „treues Weib mit immer strömenden Augen hängt „ihr herabsinkendes Haupt an meinen Busen; meine „hülflosen Kinder erheben ihr schwaches Geschrey, „und fodern von ihrem Vater ihr tägliches Brodt. „Liebste, zarte Pfänder meiner rechtschaffenen Liebe, „seht auf diesem nackten Lager euern Bruder liegen: „drey lange Tage rang er mit dem quälenden Man„gel, den vierten sah ich den hülflosen Cherub sterben. „Ihr werdet nicht lange übrig bleiben. Mit fin„sterm Gesichte jagt uns unser tyrannischer Herr von „Hause zu Hause, und mit grausamen Gesetzen ge„waffnet, heißt seine gewaltthätige Macht mich und „die Meinigen über die nackten Berge umher schwei„fen.„ — Noch müssen wir die Beschreibung sei=ner Mühseligkeiten und der traurigen Ursachen seines Elends hersetzen: „Hart war mein Schicksal, und „unabläßig meine Arbeit: stets stand ich mit dem „aufgehenden Lichte der Sonnen auf, fällte die trotzige „Eiche, oder baute den hohen Holzstoß auf, in der „Sonne verbrannt, erstarrt im finstern December. „Wie? sollte die Natur mit karger Hand diesen vor„mals gesegneten Fluren ihre Geschenke entziehen? „Hat Gott aus Rache gegen ein strafbares Land Tod „und Hunger zu ihrem arbeitenden Landvolke herab„gesandt? Ach nein! jene Hügel, wo täglich meine „Stirne schwitzt, schmücken tausend Heerden von „Schaafen und Rindern: jene Felder, wo ich noch „letzthin den mühsamen Pflug hob, fühlen alle ihre „Aecker mit wallendem Korne gekrönt. Aber was „hilfts, daß über den gefurchten Boden in der Hitze

„des Sommers die gelbe Erndte empor steigt, wenn „erkünstelter Mangel meine Arbeit täuschet, und un„geschmeckter Ueberfluß meine gierigen Augen ver„wundet? Was hilfts, wenn ich von ferne meiner „reichen Nachbarn wohlriechenden Rauch aufsteigen „sehe, indessen daß diese Geizhälse die Früchte zurück„halten, die Regen und fruchtbare Zeiten schicken? „Wenn diese grausamen Nattern der öffentlichen „Glückseligkeit unerbittlich an unsern Eingeweiden „nagen; wenn wir noch den Fluch des Mangels füh„len und in der Mitten des Ueberflusses hinwegschmach„ten.„ — Nur noch die rührende Anrede an Pitt: „Von dir allein hoffe ich schleunige Hülfe; du allein „bists, der meiner Kinder Leben retten kann: o halte „unsre grausame Dürftigkeit für nicht zu klein, „eile uns zu Hülfe, denn Aufschub ist Tod. So „möge weder Galle noch Neid deinen Namen vergis„ten, nie eine unheilige Stimme deine patriotischen „Handlungen verspotten! Stets mögest du der erste „an rechtschaffenem Ruhme bleiben, von Thorheit, Ei„telkeit und Stolz unverletzt! So mögen deine „schwachen Glieder mit Kraft gestählt werden, und „glühende Gesundheit deine thätige Seele unterstützen, „mit schönem Ruhme deine Vaterlandsliebe so weit „prangen, als du Britanniens Donner zu rollen ge„boten! Dann Freude dir und Freude deinen Kin„dern! Das dankbare Reh wird aus dem Horne des „Ueberflusses trinken, und indem sie an der Frucht des „gebauten Landes Theil nehmen, die Armen den Tag „segnen, an dem Pitt geboren war.„

Register.

A.

B.

C.

l'Empe-

Gail-

Hand-

Krub-

le Ne-

N.

O.

P.

le Rouge,

Voltaire,

Druckfehler.

S. 166. Z. 6. für am Fuße dieser Ordnung l. Friese;

